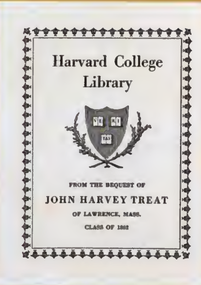
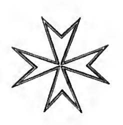



Harvard College
Library
FROM THE BEQUEST OF
JOHN HARVEY TREAT
OF LAWRENCE, MASS.
CLASS OF 1862





Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Zweiunddreißigster Jahrgang.

1891.

Nr. 1 bis 52.

Berlin, 1891.

Carl Heymanns Verlag.

Verlags-Archiv 1808

Inhalts-Verzeichniß.

I. Mittheilungen 2c., den Johanniter-Orden betreffend.

II. Aufsätze und Mittheilungen verschiedenen Inhalts.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.





Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 7. Januar 1891. Nr. 1.

1. Rudolf von Wedell, Rittmeister a. D. und Gestüt-Director des Brandenburgischen Landgestüts, Rechtsritter seit 1890, † zu Braunsforth bei Freienwalde in Pommern 27. December 1890.
2. Theodor Graf zu Solms-Sonnenwalde, Standesherr, erbliches Mitglied des Herrenhauses, Rechtsritter seit 1872, † zu Sonnenwalde 28. December 1890.

Vermächtniß.

Die am 18. Januar v. J. zu Jauer verstorbene verwittwete Frau Majorin Caroline Agnes Ottilie Ernestine von Knobelsdorff geborene von Uechtritz und Steinkirch hat dem Krankenhause der Schlesischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens in Erdmannsdorf ein Legat von 12 000 Mark vermacht, zu dessen Annahme die Allerhöchste Genehmigung ertheilt worden ist.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister des Johanniter-Ordens, Prinz Albrecht von Preußen, Königliche Hoheit, wird am Montag, den 26. dieses Monats, Vormittags 11 Uhr, ein Capitel des Johanniter-Ordens in Höchstseinem Palais hierselbst abhalten.

Statistisches, den Johanniter-Orden betreffend.

Im nun verflossenen Jahre ist bei den leitenden Stellen des Johanniter-Ordens nur eine Veränderung vorgekommen, indem das durch den am 21. December 1889 erfolgten Tod des Unterstaats-Secretair von Jastrow, erledigte Schatzmeister-Amt des Ordens dem Minister des Königlichen Hauses von Wedell übertragen und derselbe gleichzeitig zum Ehren-Commendator ernannt worden ist.

Die Zahl der vom Jahre 1853 bis einschließlich 1890 ernannten Ehrenritter beträgt 3366, wovon auf das Jahr 1890 118 kommen.

Aus der Mitte der Ehrenritter wurden in der Zeit von 1853 bis Ende 1889 zu der höheren Würde als Rechtsritter aufgenommen 1158. Durch den Ritterschlag am 24. Juni 1890 in der Ordens-Kirche zu Sonnenburg, wurden 116 Ehrenritter, Rechtsritter, wodurch die Gesammtzahl aller seit 1853 aufgenommenen Rechtsritter sich auf 1274 stellte.

Von diesen 1274 Rechtsrittern wurden ernannt
a) zu Commendatoren 42,
b) zu Ehren-Commendatoren 13. —

Am Schlusse des Jahres 1890 waren insgesammt vorhandenen 2307 Mitglieder des Johanniter-Ordens, nämlich:

a) der Durchlauchtigste Herrenmeister	1
b) Commendatoren (davon 1 Canzler) .	18
c) Ehren-Commendatoren (davon 1 Werkmeister, 1 Schatzmeister)	5
d) Ordens-Hauptmann	1
e) Rechtsritter (davon 1 Ordens-Secretair)	708
f) Ehrenmitglieder	3
g) Ehrenritter	1571
wie vor: . .	2307
Ende des Jahres 1889 waren vorhanden	2281
mithin Zunahme im Jahre 1890 . .	26

Die Zahl der Todesfälle während des Jahres 1890, soweit dies bisher bekannt geworden ist, beträgt 27 Rechtsritter, 1 Ehrenmitglied (Seine Durchlaucht der Fürst Georg zu Schwarzburg-Rudolstadt), 46 Ehrenritter, zusammen 74. 1889 sind gestorben 80 Mitglieder des Ordens, mithin 1890 weniger 6.

Von den vorhandenen 2307 Mitgliedern, welche dem Orden am Schlusse des Jahres 1890 angehörten, haben sich angeschlossen:

a) direct der Balley Brandenburg:
88 Rechtsritter, 326 Ehrenritter, zusammen 414 (1889: 421);

b) der Preußischen Provinzial-Genossenschaft:
1 Commendator, 69 Rechtsritter, 92 Ehrenritter, zusammen 162 (1889: 158);

c) der Brandenburgischen Provinzial-Genossenschaft:

1 Commendator, 2 Ehren-Commendatoren, 1 Ordens-Hauptmann, 120 Rechtsritter, 126 Ehrenritter, zusammen 250 (1889: 236);

d) der Pommerschen Provinzial-Genossenschaft:

2 Commendatoren, 1 Ehren-Commendator, 65 Rechtsritter, 152 Ehrenritter, zusammen 220 (1889: 221);

e) der Posenschen Provinzial-Genossenschaft:

1 Commendator, 31 Rechtsritter, 46 Ehrenritter, zusammen 78 (1889: 73);

f) der Schlesischen Provinzial-Genossenschaft:

1 Commendator, 1 Ehren-Commendator, 98 Rechtsritter, 192 Ehrenritter, zusammen 292 (1889: 285);

g) der Sächsischen Provinzial-Genossenschaft:

2 Commendatoren, 1 Ehren-Commendator, 72 Rechtsritter, 121 Ehrenritter, zusammen: 196 (1889: 192);

h) der Schleswig-Holsteinschen Genossenschaft:

1 Commendator, 18 Rechtsritter, 33 Ehrenritter, zusammen 52 (1889: 50);

i) der Hannoverschen Provinzial-Genossenschaft:

1 Commendator, 24 Rechtsritter, 59 Ehrenritter, zusammen 84 (1889: 82);

k) der Westfälischen Provinzial-Genossenschaft:

1 Commendator, 24 Rechtsritter, 38 Ehrenritter, zusammen 63 (1889: 65);

l) der Rheinischen Provinzial-Genossenschaft:

1 Commendator, 18 Rechtsritter, 65 Ehrenritter, zusammen 84 (1889: 84);

m) der Genossenschaft im Königreich Württemberg:

2 Commendatoren, 21 Rechtsritter, 56 Ehrenritter, zusammen 79 (1889; 73);

n) der Genossenschaft in den Großherzogthümern Mecklenburg:

2 Commendatoren, 1 Ehren-Commendator, 27 Rechtsritter, 66 Ehrenritter, zusammen 96 (1889: 94);

o) der Genossenschaft in Hessen:

1 Commendator, 8 Rechtsritter, 49 Ehrenritter, zusammen 58 (1889: 53);

p) der Genossenschaft im Königreich Sachsen:

1 Commendator, 21 Rechtsritter, 70 Ehrenritter, zusammen 92 (1889: 89);

q) dem Verein im Königreich Bayern:

4 Rechtsritter, 39 Ehrenritter, zusammen 43 (1889: 36);

Da 1 Ehren-Commendator und 1 Ehrenritter sich je zwei Genossenschaften: Brandenburg und Pommern, bezw. Posen und Schlesien angeschlossen haben, so ergeben die unter a bis q aufgeführten Zahlen, welche 2261 Herren umfassen, unter Zurechnung des Durchlauchtigsten Herrenmeisters und der 3 Ehrenmitglieder, daß von den gegenwärtig der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens angehörenden 2307 Mitgliedern 2265 sich an den Zwecken des Ordens betheiligt haben, während 42, sämmtlich vor der Wiederaufrichtung der Balley Brandenburg mit dem Johanniter-Orden „beliehene“ Ehrenritter, der Neugestaltung desselben nicht beigetreten sind. —

Die Kirchen und Klöster Revals.

Es war im Jahre 1219, als König Woldemar II. von Dänemark das „große Schloß“ auf dem malerisch gelegenen Domberge von Reval erbauen ließ. Die Wahl des Platzes war eine vortreffliche; das erkannte nachmals auch Bruder Volkwin, der Meister des geistlichen Ritterordens vom Schwerte. Er legte das „kleine Schloß“ von Reval, die spätere eigentliche Burg, an. In großer Anzahl fanden sich nun die hanseatischen Kaufleute aus Lübeck und Bremen am Strande Esthlands ein; schon im Jahre 1227 war Reval eine Stadt mit deutschem Recht und deutscher Sitte.

Es blieb eine solche, obwohl die Krone Dänemark die Herrschaft über Esthland bis zum Jahre 1346 behauptete, — obwohl Jan Kanne, der Baumeister des Königs Erich Menved, den fröhlich aufblühenden Ort mit trutzenden Festungswerken umgab. Auch die schwedische und russische Herrschaft haben den echt deutschen Charakter Revals nicht zu zerstören vermocht: wie die Stadt auf hohem Ufer thronend daliegt, reich geschmückt mit alterthümlichen, zackigen Giebeln und ungewöhnlich hohen Thürmen, so bietet sie ein Bild, welches in fesselndster Weise an alte deutsche Städteherrlichkeit, an das prangende Lübeck und an das stolze Rostock, erinnert. Und thun wir einen Gang durch Reval: allüberall begegnen wir dem Adel deutscher Kunst, den eindrucksvollen Erinnerungen an eine überreich, oft freilich leidvoll genug bewegte deutsche Geschichte. In besonderer Weise gilt dies namentlich von Revals Kirchen und Klöstern.

Es ist ein kernfestes, deutsches Bürgerthum gewesen, welches diese großartige St. Olai-Pfarrkirche aufführte und sie mit einem Thurme schmückte, der einst an Höhe dem Straßburger Münster nicht nachstand. Arg genug haben freilich die Zeit und die Flammen in dem Heiligthume des nordischen Königs Olav des Heiligen gewüthet, welchem in der Nacht vor seiner Ermordung durch König Canut einst Christus erschien, ihm zurufend:

„Komm zu mir, du Geliebter! Empfange jene Krone, die dir von Ewigkeit bereitet ist."

Manch' Denkmal ist freilich durch den großen Brand von 1820 vernichtet worden. So das des ersten schwedischen Gouverneurs von Esthland, des wackern Pommernhelden Erich Flemming, † 1561, und das des großen Kanzlers der Universität Dorpat, Philipp Scheiding, † 1646. Dort aber, in der „Bremer Kapelle", tritt uns noch ein echt deutsches Kunstwerk, auch in St. Olai neugothischem Münster, entgegen, das Relief-Denkmal des Kirchenvorstehers Hans Pautsen. Dasselbe trägt die tiefsinnige Inschrift:

„Dat ick vergew, is my geblewen;
Wat ick behelt, heft my bogewen.
Hirumme sol sick nymant to hoch erhewen:
Alse Rook vergheit des Minsken Lewen."

Wir glauben, die Laute westfälischer Zunge zu vernehmen! —

Reicher an Denkmälern ist St. Nikolai zu Reval. Einst war das Innere dieses schönen altgothischen Bauwerkes mit den Wappentafeln fast all' der so verdienten und zum Theile so berühmten sächsischen Geschlechter aus dem Weserlande ausgeschmückt, welche die deutsche Kultur nach Esthland bis zu den Grenzmarken der Finnen und Russen getragen haben; allein man hat in neuerer Zeit die Helme und Schilde der ausgestorbenen Geschlechter leider — einfach beseitigt. Nur die Wappen der noch blühenden Familien des baltischen Adels sind geblieben, — so z. B. das derer von Tiesenhausen, welches allerdings aus — massivem Silber besteht. Dort aber erhebt sich das Grabmal des Magisters Heinrich Bock aus Hameln, † 1549, des ersten Dieners der kirchlichen Reform in Reval, welche Dr. Luther von Wittenberg aus mit brieflichen Rathschlägen unterstützte. Dort ruht der Statthalter Bogislaw von Rosen, † 1651, der diese prächtige Kanzel gestiftet hat; dort Herr Ewert von der Lippe, der Donator eines kostbaren Altarbildes, † 1645, und feurig, fast blutroth leuchtet noch heute die Rose in seinem Wappenschilde. Auch jener Herzog von Croy, welcher als russischer Oberfeldherr im Jahre 1700 bei Narwa „Schlacht und Freiheit" verlor, ist in St. Nikolai zu Reval bestattet worden, nachdem er 1702 aus Gram verstorben war. Sein Nachlaß deckte die Begräbnißkosten nicht; bis 1857 bildete seine Mumie eine bemitleidenswerthe Sehenswürdigkeit des Gotteshauses. Begeistert hat im Jahre 1736 der Graf von Zinzendorf auch hier gepredigt: eindringlicher aber vermochte er nicht zu reden, als dieses Todtentanzbild von St. Nikolai zu Reval, auf welchem der grimme Feind des Lebens mit den mahnenden niedersächsischen Reimen sich einführt:

„To dussen Tantse roge ick allgemeene,
Pawes, Kaiser unn alle Kreature,
Arm, ryke, groot unn klein
Tretet vor, went ju 'ne helpet myn Truren;
Man denket wol to aller Tyd,
Dat ju gode Werke med ju bringen.
Unde üwer Sünden werden quitt,
Went ju moten na myner Pipen springen."

Vom Thurme St. Nikolai's aber klingen Glocken, die einst in Hapsal gehangen und unter Swante Sture nur mit genauer Noth der Gefahr entgangen sind, zu Geschützen umgeschmolzen zu werden.

Doch weiter! Vom höchsten Punkte des Domberges grüßt die alte Dom- und Ritterkirche herab. Ihr Inneres ist mit einer Menge von Wappenschildern farbenprächtig geziert; der ganze Fußboden aber ist mit Leichensteinen bedeckt. Es sind an 100 Adelsgrüfte hier und Grüfte welcher Geschlechter: Nur wenige Namen nennen wir — sie sagen alles:

Tiesenhausen, de la Gardie, Steenbock, Anrepz, Uexküll, Dalwigk, Fersen, Maydell, Taube, Pahlen, Wrangel, Ungern, Buxhöwden, Rehbinder, Schlippenbach, Douglas, Wrede und Zöge. „Zu den werthvollsten Denkmäkern," schreibt Professor Gotthard von Hansen, „gehört das links von dem Altare befindliche Grabmal des Grafen Pontus de la Gardie und seiner Gemahlin Sophia Guldehelm. Dies Monument aus weißem Marmor besteht aus einem Sarkophage, auf dessen Decke zwei Gestalten im Todesschlummer ruhen: der Graf und seine Gemahlin, eine natürliche Tochter König Johanns III. von Schweden. Auf der vorderen Fläche der Tumba ist eine Stadt an einem Fluße dargestellt, ihr gegenüber liegt ein Schloß mit vielen Thürmen: es ist eine Hindeutung auf das unglückliche Ende de la Gardie's, der am 5. November 1586 im Angesichte von Narwa und Iwangrod in den Fluthen der Narowa ertrank, als das alte, baufällige Schiff, auf welchem er sich befand, beim Lösen der Geschütze auseinander barst. Der große Diplomat und Feldherr gehört zu den Begründern des schwedischen Weltruhmes; unvergessen ist noch heute, wie er einst bei der Unterwerfung Esthlands und Ingermannlands über den gefrorenen finnischen Meerbusen gezogen, den Compaß in der Hand! —

Doch hier ein noch klangvollerer Name! Ein Horn! Er starb als Oberhauptmann und Gouverneur von Reval, welches er im Jahre 1577 auf's Muthigste gegen Ivan, den Grausamen, vertheidigt hatte. Auf seinem Denkmal lesen wir:

„Herr Carol Heinrichson von Horn,
Aus ritterlichem Stamm gebor'n,
Der seinem Vaterlandt ein' Zier
War, ruht in Gott dem Herren hier.
Von sein' löblichen Thaten eigen
Kan Schweden, Reus- und Lifland zeugen."

Und dort — ein schlichtes Grab nur —, äußerlich durch nichts kenntlich gemacht — welch' großartige Bilder führt es herauf — Bilder von Helden,

„deren Gleichen
Auf Erden man nicht weiß;" —

Bilder aber auch der entsetzlichsten Trübsal! Im Dome zu Reval ist

Matthias von Thurn

bestattet. Wir erblicken im Geiste die Vorgänge des 23. Mai 1618; das Prager Schloß und die „Fenestrierung" der Statthalter, die Schlacht am „weißen Berge", die Flucht des Winterkönigs, das alles steht lebendig vor uns! Wir erblicken Matthias von Thurn aber auch im Siegeslorbeer: sehr Rühmliches hat er gethan bei Breitenfeld und Lützen. Nach Gustav Adolfs Tode verließ er jedoch die kriegerische Laufbahn; er verweilte Anfangs zu Stockholm, dann zu Pernau. Hier verstarb er, 73 Jahre alt, um 1633. Erst am 8. März 1641 konnte er, seinem Wunsche gemäß, hier beigesetzt werden.

Es ruhen indessen auch Größen der Neuzeit in der Revaler Ritterkirche. Dort auf dem karrarischen Marmor leuchten in lateinischer Sprache die Worte:

Samuel Greigh,
dem Schotten,

dem Oberbefehlshaber der russischen Flotte, geb. 1735, gest. 1788. Es verkünden seinen Ruhm der Archipelagus, das baltische Meer und die Küsten, die er vor feindlichem Feuer geschützt hat. Dieser Ruhm seiner Tugenden bleibt; es bleibt aber auch der Schmerz seiner hochsinnigen Kaiserin Katharina der Zweiten um ihn: „Leben für immer wird er im Liebe."

Und neben dieser prunkvollen eine ganz einfache Inschrift:

„Adam Johann von Krusenstern,
geb. 1770, gest. 1846.
Vermählt mit Julie von Taube.
Der erste russische Weltumsegler."

In der Kirche zum heiligen Geiste, welcher wir uns nunmehr zuwenden, begegnet uns wieder die alte herrliche deutsche Kunst. Hält sich zu ihr doch auch die Gilde der „Schwarzenhäupter", der alten, reichen, dem Patronate des heiligen Moritz, des schwarzen Ritters und Schutzherrn von Magdeburg, unterstehenden Kaufherrengeschlechter. Ein Altarbild zeigt den Ritter St. Viktor in goldener Rüstung, den heiligen Olaus mit der Krone und der Hellebarde, sowie die heilige Elisabeth; letztere in seltener Darstellung; denn zur Bezeichnung ihrer gabenspendenden Mildherzigkeit trägt sie hier einen weißen Krug und drei bläuliche Fischlein auf einem hölzernen Teller. Auf einer Glocke aber, welche der Gießer Martin Seifert gegossen, steht der markige Vers:

„Ick slah rechte
Der Magied als dem Knechte,
Der Frowen als dem Heren;
Des en kan mi nemant vorkeren" (übel auslegen).

Ein kurzes Wort endlich noch über Revals Klöster! Das Süsteen-Kloster des Cistercienzer-Ordens zu St. Michael, in welchem einst Frauen aus den edlen Häusern der Zöge, Maydell, Lode u. s. w. den Stab der Aebtissinen geführt haben, eine Stiftung des Königs Erich Pflugpfennig vom Jahre 1249, wurde zur Zeit der Reformation ein Jungfrauenstift, im Jahre 1631 aber ein Gymnasium. Seine Baulichkeiten sind fast völlig verschwunden. Auch von dem Kloster der Predigermönche zu St. Katharina stehen heut nur noch der Kreuzgang und ein Portal. Hier fanden die Kämpfe der Reformationszeit einst das lauteste Echo: der Prior Augustin Emsickhof war einer der muthigsten Kämpen der alten Lehre. In Trümmern liegt auch das Brigitten-Kloster, eine ehrwürdige Ruine am Meer, auf dem Wege nach Wiems in lieblichster Lage. Die heilige Brigitta von Schweden war die Tochter des königlichen Rathes und Lagmanns von Upsala Bürger Petersen und die Gemahlin des Senators Ulfo Gundmarus von Ulfasa; als Wittwe wurde sie die Begründerin des Klosters Wadstena und all' dieser „conventus mixti" des europäischen Nordens, in welchen Mönche und Nonnen zusammenleben sollten. Die Kleidung der Nonnen in den Brigitten-Klöstern war von grauer Farbe und durfte weder zu faltenreich noch zu lang sein. Die Priester trugen auf der linken Seite ein rothes Kreuz, in dessen Schnittpunkt ein weißer Kreis, das Symbol der Hostie, sich befand; die Diakonen einen großen weißen Kreis mit vier rothen Pünktlein als Symbol der Weisheit und den vier Feuerflammen der Rede; die Laienbrüder ein weißes Kreuz mit fünf Punkten, den fünf Wunden des Heilandes entsprechend. Auch die Schwestern trugen über dem „Velum", der schwarzen Haube, ein weißes Tuch mit jenen fünf Blutmalen, die dienenden Mägde aber ein rothes Kreuz auf dem linken Arm. Auch in St. Brigitten oder Mariendal bei Reval finden wir Aebtissinnen aus den Geschlechtern Waldegt, Dönhof, Vietinghof und Zöge. Allein der Volksmund wußte gar bald viel Uebles von dem Doppelkloster zu erzählen, dessen Westgiebel, weithin sichtbar, noch heute steht. Es war kein Lob, wenn es in Reval von einem Hause hieß:

„Es geht dort wie bei St. Brigitten zu!"

Und im Jahre 1577 fiel das verwilderte Stift den Angriffen der Russen und Tartaren zum Opfer. „Das schöne Altargemälde der Kirche ist das einzige Ueberbleibsel bildender Kunst, welches sich trotz der Kriegsnoth von diesem Kloster noch erhalten hat. Von den Klosterbrüdern tief im Sande vor den Feinden verborgen, ist dasselbe von den Schwarzenhäuptern später in Sicherheit gebracht worden; noch heute ziert das Gemälde den oberen Saal des Hauses dieser Gilde." *) Es mag gleichzeitig mit dem Kloster um 1430 entstanden sein. Jedenfalls ist es ein sehr bedeutendes Werk niederdeutscher Malerei.

St. Viktor, der Drachentödter, erscheint auch hier, und aus der Rechten des Erzengels Gabriel winkt eine Palme dem, der recht gekämpft hat. Gekämpft

*) von Hansen, Reval. S. 106.

aber hat edles, deutsches Blut in Reval fast über Menschenkraft hinaus. Mit tiefster Wehmuth richten sich die Blicke des Deutschen heut nach dem baltischen Gestade. Nie wird, nie kann das deutsche Gemüth es diesen Edelleuten, diesen Geistlichen und Bürgern vergessen, wie sie gestritten und gelitten für ihrer Väter Art und Glauben. Vielleicht lohnt diese Treue noch der Sieg! In glorreichem Schimmer wird sie dann wieder erstehen, der edlen Balten deutsche und schwedische Vorzeit. „Tandem triumphans"! es ist der Wappenspruch der Piper und der Taets von Amerongen! Oskar Schwebel.

Die Diphtheritis,

vorzugsweise der Würgengel unserer Jugend, tritt wieder in vielen Gegenden unseres Vaterlandes in verderblicher Weise auf. Aus Bayern, Baden, Hessen, Frankfurt am Main, Westfalen, Schleswig, Brandenburg und anderen Orten sind Hülferufe an mich ergangen, die mir leider zeigen, daß das seit 5 Jahren so oft von mir empfohlene Heilmittel selbst ganz in Vergessenheit gerathen ist, während blos mein Name erinnerlich geblieben. Ich wiederhole daher hierdurch, daß das unter allen Umständen sichere Heilmittel das homöopathische Mittel Mercurius Cyanatus in 30. Potenz ist, und zur Bekämpfung der unserer Kinderwelt vorzugsweise so gefahrdrohenden Diphtheritis es weder erforderlich ist, daß mit Aufbietung der höchsten Intelligenz ein neues Mittel erfunden, noch das plötzlich auftauchende bäuerliche Geheimmittel auf Staatskosten um vieles Geld angekauft werde.

Mercurius Cyanatus in angegebener homöopathischer Bereitung leistet alles, was erforderlich ist, um die Krankheit zu heilen. Seit 5 Jahren, wo ich mich mit Empfehlung und Verbreitung dieses Mittels in ganz Deutschland befasse, ist mir — in voller Wahrheit sei es gesagt — kein Fall bekannt geworden, wo dieses Mittel, auch in den schwierigsten Fällen, seine durchgreifende Hilfe versagt hätte. Rechtzeitig und richtig angewendet, ist die Heilung in 2 bis 3 Tagen, ohne jede Nachkrankheit, vollendet. Aber selbst auf dem Höhepunkt der Krankheit, wo der Erstickungstod droht und ärztlicherseits zur möglichen Rettung der Luftröhrenschnitt in Aussicht gestellt wurde, rettete Mercurius Cyanatus das bedrohte Leben. Ueber alles Gesagte kann ich viele bestimmte Beweise vorlegen. Genug, wer bei drohender Gefahr ruhig und bei wirklicher Gefahr hilfsbereit und sicher sein will, der lasse sich aus den von mir als sichere Bezugsquellen zu empfehlenden Apotheken — je nachdem sie ihm am nächsten liegen — von A. Marggraf in Leipzig oder Johannes Müller, Hummerei Nr. I. in Breslau, für 50 Pfennige und 20 Pf. für Porto, Mercurius Cyanatus 30. Potenz, in Streukügelchen Nr. 3 nebst Gebrauchs-Anweisung kommen. Er wird dann in einem gelben Fläschchen eine Portion erhalten, mit der er 15 Kranke heilen kann und das, gut verwahrt, 3 Jahre für Kinder und Erwachsene heilkräftig bleibt.

Um dieses Mittel unvergeßlich und zu einem allgemein gebräuchlichen zu machen, will ich hier den allopathischen Aerzten, die seiner Anwendung bisher mehr oder weniger feindlich gegenüberstanden, fortan den Gebrauch desselben so zugänglich machen, wie es mir ein zuverlässiger, mit der Homöopathie vertrauter allopathischer Arzt angegeben hat:

R. Hydrargyr. Cyanat. 0,1
Spirit. dilut. 150,0

Gut gemischt und davon ein Theelöffel voll in ein großes Glas Wasser gethan, es mit einem reinen Hölzchen vor jedem Eingeben gut umgerührt. Dies mit einem reinen Papier gut zugedeckte Arzneiglas wird in ein Gefäß mit warmem Wasser gesetzt, damit die Arznei stets in lauem Zustande erhalten bleibe, und hiervon dem Kranken alle halbe Stunde 1 Theelöffel voll gegeben und, wenn der Kranke schläfrig wird, ruhig schlafen lassen und ihm während des Schlafes alle halbe Stunde einige Tropfen in den offenen Mund laufen lassen. Der Theelöffel muß nach jedem Gebrauch abgetrocknet werden. Sobald sich entschiedene Besserung zeigt, wird seltener eingegeben. Zwischendurch kann dem Kranken ein Theelöffel voll gekochte Milch lauwarm gegeben werden.

So glaube ich denn nun alles gethan zu haben, was meinerseits geschehen konnte, um die Kindlein, die nicht geboren worden, um so bald wieder elendiglich zu sterben, den geängsteten Eltern zu erhalten, und diese statt Schmerzens-, Freudenthränen vergießen zu machen. Ich bitte Gott, daß Er diesen meinen letzten Schritt in dieser Hinsicht zum allgemeinen Wohle segnen wolle. Alle menschenfreundlichen Zeitungen, Kreis- und Localblätter aber bitte ich herzlich um Nachdruck dieser Zeilen.

Louisdorf in Schlesien, den 15. Dezember 1890.
Werner Graf von der Recke-Volmerstein.

Die Heil- und Pflege-Anstalt für Schwachsinnige zu Mariaberg in Württemberg

hat ihren die Zeit vom 1. Juli 1889 bis dahin 1890 umfassenden 43. Jahresbericht uns zugehen lassen, der von dem segensreichen Gedeihen der Anstalt erfreuliches Zeugniß giebt.

Die Zahl der Zöglinge betrug am 1. Juli 1889 70 Knaben und 41 Mädchen, zusammen 111. Neu in die Anstalt eingetreten sind bis 1. Juli 1890 4 Knaben und 2 Mädchen von 65 für 1889—90 angemeldeten Zöglingen. Von den 6 neu Aufgenommenen mußte einer als gänzlich bildungsunfähig der Pflege-Abtheilung zugewiesen werden, während 2 in die Arbeiter-Abtheilung, 3 der Schule eingereiht werden konnten. Ausgetreten ist im Laufe des Jahres einer, der nach 10jährigem Aufenthalt in derselben sich geistig und körperlich derartig gut entwickelt hatte, daß er,

in seine Heimath zurückgekehrt, sich dort wohl in irgend einer Weise sein Brod verdienen kann. Gestorben sind im Berichtsjahre 2 Zöglinge, so daß am 1. Juli 1890 ein Bestand von 114 Zöglingen vorhanden war. Davon befanden sich in der Heilanstalt a) schulfähige 33, und zwar 18 männliche und 15 weibliche, b) arbeitsfähige 44, nämlich 32 männliche und 12 weibliche.

Der Schulunterricht nebst dem Turnen bewegte sich im vergangenen Jahre in dem im letzten Bericht verzeichneten Rahmen und wurde von 2 Lehrern und und einer Lehrerwärterin in den vorgeschriebenen Vor- und Nachmittagsstunden ertheilt. Es war auch diesmal das Bestreben der Anstalt, durch Erziehung und Unterricht den Schülern nicht nur die für ihr Leben nothwendigen Fertigkeiten und Kenntnisse, soviel dies ihr geistiges Vermögen gestattet, beizubringen, sondern sie zugleich zu befähigen, daß sie aus ihrem unbewußten, mechanischen Handeln sich immer mehr losmachend, als denkende, über den Gebrauch ihrer Sinne und Glieder frei und selbständig verfügende Menschen, diese erlangten Fertigkeiten und Kenntnisse später im erweiterten Lebenskreise soviel wie möglich nützlich und in praktischer Weise anzuwenden und zu verwerthen verstehen lernen.

Industrie-Unterricht erhielten 21 Knaben und 14 Mädchen, und zwar verfertigten die Knaben Schuhe und Teppiche aus Tuch, Körbe verschiedenster Art, Bürsten, Hanfseile u. s. w., die Mädchen strickten Strümpfe und nähten allerhand Leinenwaaren. Von den männlichen Zöglingen wurde ferner je einer in der Tischlerei, Schneiderei, Gärtnerei und Maurerei beschäftigt. Die älteren weiblichen Zöglinge finden außerdem behufs Erlernung der verschiedenen Haushaltungsgeschäfte Verwendung, während die männlichen alles das besorgen lernen, was sich auf die Ordnung und Reinlichkeit von Haus und Hof, auf die gute Instandhaltung der Wege, der Gärten und Anlagen, der Holzvorräthe u. s. w. bezieht. Alle übrigen haben die verschiedenartigste Beschäftigung auf der ausgedehnten Landwirthschaft, in den Ställen und Scheunen, in der Heu-, Getreide-, Kartoffel- und Rübenernte, beim Dreschen u. s. w. und arbeiten gerne, wenn auf ihre Fähigkeit die gebührende Rücksicht genommen wird und dieselben mit Geduld, Nachsicht und Liebe angeleitet und behandelt werden.

Der Gesundheitszustand der Insassen der Anstalt war in der ersten Hälfte des abgelaufenen Jahres als ein günstiger zu bezeichnen, nicht so in der zweiten, als der unheimliche Gast, die Influenza auf ihrem verderbenbringenden Zuge durch die Welt auch die einsamen Höhen der rauhen Alp nicht verschonte, so daß zahlreiche Erkrankungsfälle vorkamen, von denen einer mit Tod endete.

Im Ganzen betrug die Zahl der Krankheitstage im Berichtsjahre bei den Zöglingen 319, bei dem Anstaltspersonal 181, zusammen 500.

Der Bau der neuen Pflegeanstalt, mit welchem im Frühjahr 1890 begonnen wurde, schreitet rüstig fort; der eigentliche Bericht darüber wird jedoch erst im nächsten Jahre von der Anstalt gegeben werden.

Der finanzielle Stand der Anstalt nach der Rechnung vom 31. März 1890 gestaltete sich derartig, daß den Einnahmen von 60432 M. 97 Pf. eine Gesammtausgabe von 53932 M. 78 Pf. gegenüberstand, so daß das Deficit des Anstaltsvermögens nur noch 4368 M. 17 Pf. beträgt.

Es ist (wie die „B. P. N.“ bemerken) eine erfreuliche Erscheinung, daß, wie die alljährlich dem Reichstage zugestellten Nachweisungen der Rechnungsergebnisse der Berufsgenossenschaften erkennen lassen, die Zahl der schweren entschädigungspflichtigen Unfälle sich im Verhältniß zu der Gesammtzahl der Unfälle von Jahr zu Jahr vermindert. Im Jahre 1886 nahmen noch die Unfälle, welche die dauernde, völlige Erwerbsunfähigkeit und den Tod im Gefolge hatten, 42,5 Prozent sämmtlicher entschädigungspflichtigen Unfälle ein, im Jahre 1887 ermäßigte sich diese Prozentzahl auf 37,6 im Jahre 1888 auf 27,8 und 1889 auf 25,9 Prozent. Die Todesfälle allein betrugen im Jahre 1886 25,7 Prozent und im Jahre 1889 16,7 Prozent. Die Ursachen dieser Erscheinung werden auf verschiedenen Gebieten zu suchen sein, jedenfalls hat die bessere Ausgestaltung der Unfallverhütung mit dazu beigetragen.

Literatur.

Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde. Organ des Vereins „Herold“ zu Berlin. XXI. Jahrgang. Nr. 12. December 1890.

Inhalt: Berichte über die Sitzungen vom 21. October und 4. November v. J. — Heraldisches von der General-Versammlung des Gesammt-Vereins der deutschen Geschichts- und Alterthums-Vereine zu Schwerin 1890. — Urkundliche Nachrichten über verschiedene, meist niedersächsische, besonders lüneburgische Familien. — Zur Kunstbeitage. — Bücherschau 2c.

„Bethlehems-Kalender.“ Mecklenburgisches Volksbuch für das Jahr 1891. Zum Besten des Stifts Bethlehem zu Ludwigslust. 32. Jahrgang. Mit einem Titelbilde und vielen Holzschnitten. Ludwigslust 1891. Im Selbstverlage des Stifts Bethlehem. 100 S. Preis 50 Pf.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.


Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.



Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 14. Januar 1891. **Nr. 2.**

1. Carl Wilhelm Ludwig Felix Freiherr von Stein, Herzoglich Sachsen-Meiningenscher Kammerherr, auf Groß-Kochberg bei Rudolstadt, Rechtsritter seit 1872, † zu Groß-Kochberg 3. Januar 1891.
2. Alexander Freiherr von Reitzenstein-Hartungs, Königlich Bayerischer Kämmerer und Ober-Zollrath a. D., Ehrenritter seit 1826, † zu Bamberg 20. December 1890 im Alter von 93 Jahren.

Rheinische Genossenschaft.

Nachdem der bisherige Schatzmeister der Genossenschaft Ehrenritter von Puttkamer — in Folge seiner Versetzung als Regierungspräsident von Coblenz nach Frankfurt a./O. — mit dem 1. Januar 1891 sein Amt niedergelegt hat und aus dem Convente geschieden ist, hat letzterer in seiner Sitzung am 3. Januar 1891 das Conventsmitglied Rechtsritter Kammerherrn von Goeckingk zu Wiesbaden, Blumenstraße 2, zum Schatzmeister gewählt.

Die Herren Ritter der Genossenschaft wollen demgemäß ihre Beiträge dem letztgenannten Herrn einsenden.

An Stelle des Rechtsritters Kammerherrn von Goeckingk ist der Rechtsritter Major a. D. von Fischer-Treuenfeld zu Wiesbaden, Gustav Freitag-Straße 5, mit der Obhut der Lehrpflegerinnen und dienenden Schwestern des Regierungsbezirks Trier betraut.

Mehrum, 4. Januar 1891.

Der Commendator:
Freiherr von Plettenberg-Mehrum.

Württembergische Genossenschaft.

Nachdem der Rechtsritter: Kaiserl. und Königl. Oesterreichische Rittmeister i. d. A. Freiherr Maximilian vom Holtz, unter Verbleib als Conventsmitglied, aus Gesundheitsrücksichten sein Amt als Werkmeister der Württembergischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens niedergelegt hat, ist an seiner Stelle vom Convent der Rechtsritter: Königlich Württembergische Landgerichts-Präsident a. D. Moritz Schad von Mittelbiberach, zu Ulm, zum Werkmeister gewählt worden.

Die Anfänge des deutschen Briefes.

Es ist von eigenthümlichem Reize, den Anfängen des schriftlichen Verkehrs innerhalb der deutschen Stämme nachzuforschen.

Selbstverständlich erfolgten Mittheilungen in ältester Zeit ausschließlich durch Boten. Unerläßliche Eigenschaften eines Boten aber sind die Gewissenhaftigkeit und die Treue, — die edelsten Eigenthümlichkeiten also des deutschen Mannes. Daraus erklärt sich jene bevorzugte Stellung, welche „der Bote“ auch noch im späteren Mittelalter einnahm, — welche der Gesandte auch heute noch besitzt. Oft wurde dem Boten als Erkennungszeichen und Ausweis ein Kleinod mitgegeben, welches der Besitzer nur eben zu diesem einen Zwecke aus den Händen ließ. Auch der Brief wurde noch Jahrhunderte lang, nachdem er unter den Deutschen aufgekommen war, selbst als ein Bote betrachtet:

„Ich bin ein Bot',
Dir Minnegruß zu künden!,“ —

oft findet sich dieser oder ein ähnlicher Eingang in den Liedern der Dichter unsrer „höfischen“ Zeit.

Als die Deutschen mit dem einflußreichsten aller Kulturvölker, mit den Römern in Berührung traten, erblickte ihr helles blaues Auge eine andere Art des Verkehrs nach der Ferne. In römische Kriegsdienste eingetreten oder — gefangen, sahen sie es oft genug, wie dieser oder jener Legat oder Magister equitum dem Freunde, — dem Waffenbruder ein Wachstäfelchen oder eine Papyrus-Rolle sendete, auf welcher gar merkwürdige Charaktere aufgezeichnet waren. Solch' Täfelchen zu bereiten, war des „Schreibers“ staunenswerthes Werk. Unser Wort „Schreiben“ bezeugt es noch heute, daß alle Schrift-

arl uns von Rom gekommen. Was man von einer „autochthonen Runenschrift" erzählt hat, ist ganz unhaltbar; — ein unbefangener Blick auf die Runenzeichen kann es nicht verkennen, daß sie den Buchstaben des römischen Alphabetes nachgebildet sind. Davon macht selbst die Schwertrune, der Pfeil, keine Ausnahme: sie ist das l, — der Anfangsbuchstabe vom Namen des Schwertgottes Irmin.

Bald lernten deutsche Geißeln und Gefangene, — bald auch Priester und Könige die neue Kunst. Schon Tacitus weiß davon zu berichten, daß Marbod an Tiberius, — daß Adgandester an den römischen Senat geschrieben habe. „Römisch war Sprache und Schrift."

Das ist die früheste Erwähnung des eigentlichen Briefes bei den Deutschen. Von der Angabe der von dem Herrn von Späth (von dem Spathen) verfaßten „Teutschen Sekretariat-Kunst",

„Daß unsere Uralte Vorfahrer denen Persianischen Gesandten einen Brief an den König Darium mitgegeben, — daß also die alte Teutsche die Schrift auf bedürfende Fälle wohl gebrauchet,"

ist natürlich nur so wenig zu geben, wie auf alle anderen Fabeln des Zeitalters der Renaissance.

Es verfließen jetzt mehrere Jahrhunderte, ehe wir von „Briefen" im Privatverkehr hören. „Urkunden", welche germanische Könige durch römischgebildete Sekretäre haben ausfertigen lassen, gehen uns hier nicht an. Im 6. Jahrhundert aber schreibt Venantius Fortunatus, Flavus, sein Freund, möge ihm doch auf seine Epistel antworten, — „sei es mit lateinischen Lettern, — sei es mit barbarischer Rune auf Schrifttafeln von Holz." Die Unterscheidung der beiden Schriftarten entspricht also vollkommen dem Gegensatze zwischen der lingua romana und vernacula. Der Poesie freilich, — aber einer die thatsächlichen Verhältnisse des germanischen Nordens getreu wiedergebenden Poesie, gehört es an, wenn Odin, von Liebessehnsucht ergriffen, der fernen Rinda auf Baumrinde (Birkenrinde?) seine Lieder sendet.

Im Allgemeinen blieb die Sprache des Briefes noch lange nach dem 6. Jahrhundert die lateinische. Otfried von Weißenburg, der Dichter des „Krist", ruft zwar einmal aus:

„Es ist doch wahrhaft zum Verwundern, daß so große Männer in ihrer Muttersprache schriftlich sich nicht genügend auszudrücken vermögen!"

Aber selbst diese Klage ist in — lateinischer Sprache verfaßt.

Mit einer Emsigkeit, welche dem Eifer erster Liebe gleicht, weihten sich danach die großen, herrlichen Benediktiner, die Begründer deutscher Kultur, den Wissenschaften, die ihnen begehrenswerther erschienen als selbst das Gold in des „Wunderberges" Tiefe oder „der Nibelungen Hort" auf des Rheines Grund bei „Lorse." Noch heute üben Cicero's Episteln „ad familiares" einen unwiderstehlichen Reiz auf den klassisch-gebildeten Mann aus; wenn man sie jemals gelesen hat, kehrt man eben so gern zu ihnen zurück wie zu der edlen Statue des „Apollon Toxotes" oder zu der ruhigen, siegesbewußten Hoheit des „Phaidon." Es kam über die Benediktiner von germanischem Blute wie eine Sehnsucht nach diesem selbst und doch so verbindlichen, urbanen Wesen, nach dieser ruhigen, auf Welt- und Selbsterkenntniß fußenden Klarheit. Man ahmte daher die antiken Muster nach; — man bildete sich indessen nicht nur an der Amtswürde und Vielgeschäftigkeit eines Cicero weiter: nein, es ward auch ein heißes Bemühen unsrer Ahnen, die Anmuth eines Horaz zu erreichen. Oft klingt es uns aus lateinischen Briefen, welche dem Herzen deutscher Mönche entströmt sind, entgegen wie ein Wiederhall der unvergeßlichen Oden:

„Eheu fugaces, Postume, Postume,"
„Sic te diva potens Cypri,"
„O fons Bandusiae"; —

gleichwie die „Carmina" der guten Väter von Fulda und „Herusfeld" gar oft das übermüthige

„Nunc est libendum! Nunc pede libero"

zu variiren beflissen gewesen sind.

Wir urtheilen heute wohl verächtlich über einen „Briefsteller", weil die Sache selbst durch unberufene Hände in Verruf gekommen ist. „Briefsteller" aber waren unter den Ottonen und den Saliern außerordentlich wichtige Bücher, und wer eins dergleichen verfassen wollte, mußte beides sein: ein Mann von Welt und von Geist. Die Sorgfalt, mit welcher die „Clerici" das Formelwesen Eingangs und Ausgangs des Briefes, je nach den Personen und Verhältnissen, ausgebildet haben, ist gradezu bewundernswürdig. Mag man das immerhin „Kanzleistyl" nennen und belächeln; — der alte deutsche Mann — er wußte es besser, was er dem Freunde, dem Gönner schuldete; — er schämt sich ja auch heute noch nicht, seines Kaisers und Königs „Knecht" zu sein, gleich wie der Kaiser „Gottes Knecht" ist. Dem Knechte aber ist oft „viel befohlen" im Sinne der heiligen Schrift; darum bedeutet ursprünglich „Knecht" auch einen „Ritter", und erst die wälsche Kultur hat den Gleichwerth beider Worte zerstört. Das Wort

„Besser Ritter als Knecht!"

ist französisch, nicht deutsch. —

Bleiben wir jedoch bei der Geschichte des deutschen Briefes oder vielmehr des Briefes der Deutschen stehen! Lassen wir die „Clerici", die im Englischen noch heute „Clerks" heißen, und die Klosterschüler, welche unter den Augen der „Scholastici" ihre dictamina zu verfertigen hatten! Forschen wir den mit Wohlbedacht verfertigten lateinischen Episteln gegenüber den ersten Spuren des deutschen Briefes nach!

Wernher „der Pfaff" war bekanntlich ein Mönch im Kloster Tegernsee und starb im Jahre 1197. In der Briefsammlung dieses Benediktiners findet sich u. A. auch das Schreiben einer Frau an ihren Geliebten, welchem sie vorwirft, daß er sie leichtfertig

eines Bruches der Treue beschuldigt habe. Sie stellt ihm ein damals gang und gäbes deutsches Sprüchwort gegenüber, welches den Wortlaut hat:

„Daz der Bock an ihme selber weiss,
Deshalb' zeiht er die geiss!“

In einer seltsamen Mischung von Lateinisch und Deutsch, welche von der Poesie klassisch-gebildeter Bänkelsänger bekanntlich bis in das 18. Jahrhundert festgehalten worden ist, schließt die Briefschreiberin dann ihre Epistel:

„Friunt, volge du miner lere,
Die ne mach dir gescaden nieth!
Wande werestu mir nieth lip,
ego permitterem, te incurrere in voraginem,
ut ita dicam ignorantiae et caecitatis.
Des ne bistu aber nieth wert,
quia in te sunt fructus honoris et honestatis.
Ich habete dir wol mere gescriben,
niuwan daz du bist alse wol getrieben,
quod scis colligere multa de paucis.
Statich und salich du iemer wis!“

„Treu und selig!“ — fürwahr ein schöner Wunsch!

Dieser Frauenbrief steht am Anfange einer neuen Zeit. Ein Jahrhundert lang bewegten bereits die Kreuzzüge die gesammte Christenheit des Abendlandes; — sie hatten den Gesichtskreis der Laien unendlich erweitert und sowohl einen internationalen wie nationalbeschränkten Verkehr erschaffen. Es hatte sich ein weitverzweigtes Botenwesen in eigenthümlichen Formen herausgebildet; Ring, Stab und Speer, vor Allem auch das in den Schwertknopf eingegrabene Siegel oder das dem Schilde nachgebildete Wappenpetschaft hatten eine ausgezeichnete Bedeutung gewonnen. Ein Streben nach Geselligkeit war erwacht, und das Ordenswesen der Kirche wurde das Vorbild korporativer Vereinigung, welche ohne schriftlichen Verkehr nicht wohl bestehen konnte. Wie Vogelgesang im Frühling erklang an allen Ecken und Enden das Lied der Dichter und, durchaus subjektiv, selbsterlebt, wie diese lyrische Poesie es war, setzte sie den schriftlichen Verkehr zwischen dem Minnesänger und seiner Herrin voraus.

Vor uns liegt eine fast unübersehbare Anzahl erotischer Briefe, die selbstverständlich stets dasselbe Thema behandeln. Es mußte sich demnach auch ein gewisser Schematismus der Sprache bilden. Gewiß, er ist sehr zierlich, und die stets wiederkehrenden Wendungen ermangeln der Poesie gewiß nicht; dennoch ist es eben dieser Schematismus, welcher dem ganzen Minnegesange in Bezug auf dichterischen Werth so erheblich schadet. Kennt man einen dieser Briefe, so kennt man alle. Es kommt hinzu, daß der Sänger, in den meisten Fällen nicht selbst des Schreibens kundig, dem „Cartularius“ also auf Treu und Glauben überliefert war. Oft genug mag dies Vertrauen von Spaßvögeln in arger Weise gemißbraucht worden sein; denn selbst ein so hochstehender Herr wie Ulrich von Lichtenstein konnte nicht lesen. Manch' einer Dame wurde mit einer „Angel“ ein Brieflein an's Gewand geheftet, das nichts weniger denn ein sehnender Liebesbrief war.

Jedenfalls war nun „ein Brief“ keine Seltenheit mehr; leider vermögen wir indessen nicht nachzuweisen, inwiefern der geschäftliche Verkehr durch diese neu entstandene Lust am Korrespondiren beeinflußt worden ist; — es ist dergleichen Material so gut wie gar nicht vorhanden. Wir vermuthen, daß der kaufmännische Briefwechsel, weil er zum Theil ja ein internationaler war, und die lateinische Sprache genauere und festere Bestimmungen gestattete, noch immer des fremden Idioms sich bedient haben wird.

Das Zeitalter des Frauendienstes ging indessen sehr bald vorüber; schlimmer und schlimmer ward's in der Welt und in der Kirche. Nach ungeheuren Prüfungen, welche über das deutsche Volk gekommen waren, entstand dann eine neue Geistesrichtung in seiner Mitte: die der Weltflucht, — des Mystizismus, im besten Sinne des Wortes.

Noch ist es nicht erschöpfend dargestellt worden, welche Segnungen das deutsche Land und Volk der mittelalterlichen Mystik und den Mystikern verdankt — von Bernhard von Clairvaux ab bis auf Johannes „den Seusen“. Für diese oder jene Stadt, besonders für Straßburg, ist es wohl geschildert worden, wie das Hospitalwesen und die Krankenpflege unter dem belebenden Hauche mystischer Frömmigkeit aufgeblüht sind; — Andere haben dann dargethan, wie die Baukunst und die Dichtung von mystischen Anregungen befruchtet worden sind; der segensreiche Einfluß der Mystik auf das deutsche Haus ist dagegen zwar allgemein anerkannt, des Näheren indeß noch nicht beleuchtet worden. Das Gleiche ist mit der Einwirkung der Mystik auf die deutsche Sprache der Fall. Daß der „Gottesfreund im Oberlande“ und Johannes Tauler gewaltige Prediger gewesen sind, weiß jeder; — daß wir die Ausgestaltung des deutschen Prosabriefes den Mystikern verdanken, wird indessen als bloße Behauptung überraschen.

Dennoch ist dem so. Die Gottesfreunde wollten von einander wissen und erfahren; jedes geweihtere Haupt unter ihnen war Mittelpunkt, ja Seele eines kleineren Kreises, der wiederum mit anderen Genossenschaften in Berührung stand. Von dem Baseler Weltpriester Heinrich von Nördlingen ging es aus wie Ströme geistlichen Lebens; so auch von Margarethe Ebner, der Nonne in Medingen; so endlich von den frommen Frauen im Stifte Unterlinden zu Colmar. Das Briefschreiben ward eine Lust. Was aber war Gegenstand der Mittheilung? — Das, was sich am schwersten in Worten darstellen läßt: das religiöse Empfinden, die Erfahrungen des Geistes und des Herzens. Es ist geradezu überraschend, in wie hohem Maße es den Mystikern gelungen ist, dieser Schwierigkeiten Herr zu werden. Oft freilich gebrauchen sie Bilder; aber diese Bilder sind klar und anmuthig, fast nie geschraubt; sie gleichen den

Blumen im Teppich der Wiese. Das warme Herz durchwärmt auch die Sprache; sie bewegt, sie erschüttert oder tröstet. Ein Hauch göttlichen Friedens liegt über dem Allem. Und doch, — wie verständig, wie klar und kurz lauten Sätze, welche sich auf weltliche Dinge beziehen! So der Schluß eines Briefes von 1338:

„Ein Tischlach gab mir Anna, der Clossnerin Schwester zu Hochstetten. Das hieß ich dir senden; das nutze. Der Pfarrer von St. Walpurgen zu Eichstetten ist todt. Bitte für ihn; er war unser Freund;"

oder ein anderer Schluß:

„Ich wollte schon 'kommen sein. Da irrete mich Unfriede. Ich sehne mich nach deiner Gegenwart, sodaß ich kommen muß, so ich schierest vermag." —

Neben dem mystischen Verbande, welcher in dieser Weise den deutschen Brief pflegte, finden sich andere Kreise, die seiner nicht minder bedurften. Eine umfangreiche Correspondenz ging von der kaiserlichen Kanzlei aus; eine eben so reichhaltige schriftliche Thätigkeit entfaltete der deutsche Orden, eine noch umfassendere Correspondenz war das Bindeglied der Hansa.

Es ist das Verdienst Kaiser Karls des Lützelburgers, die deutsche Sprache in die Reichskanzlei hineingetragen zu haben; die Hansa aber dehnte sie über das ganze nordische Küstengebiet von Holland bis nach Rußland aus. Im Anfange bedienten sich die Hansen freilich noch des Lateinischen; aus der Zeit von 1350 aber haben wir „deutsche Briefe" auch von Kaufleuten zu Brügge, Bergen, London und Nowgorod, zu Dorpat, Wisby, Groningen und Ypern; ja, vielleicht gemahnte grade die Fremde an die heimische Sprache! Auch Dänemarks Könige schrieben Deutsch in ihren Briefen. Gerade in diesen Bezirken an den nordischen Meeren, auf denen der deutsche Kaufmann und der deutsche Ritter gebot, finden sich die ersten regelmäßigen Briefposten. Auf der Marienburg, ja, auf jeder Komthurei wurden „Briefjungen" und „Briefschweiken" d. h. reitende Posten gehalten, welche den Verkehr von Ordenshaus zu Ordenshaus vermittelten und strenger Beaufsichtigung unterworfen waren. Private bedienten sich dagegen der Mönche, der Pilger und — der wandernden Metzger noch immer zur Uebermittelung ihrer Korrespondenz.

Wenn man von den Humanisten, überhaupt von den gelehrten Ständen absieht, so kann man das Jahr 1400 als die äußerste Grenze des lateinischen Briefes bezeichnen. Es fehlte indessen sehr viel daran, daß der deutsche Brief bereits die Freiheit der Form gewonnen hätte. Er bewegte sich noch immer innerhalb ganz bestimmter Formen und Formeln, die mit derselben Liebe ausgebildet wurden wie auf anderm Gebiete die Elemente der Baukunst. Besonders gilt das von Eingang und Ausgang, von Gruß und Schluß. Es ist reizvoll, zu beobachten, wie dabei das deutsche Gemüth zu Tage tritt. Wir versparen uns das indessen auf eine anderweitige Untersuchung und schließen für heute mit zwei alten Wendungen deutscher Correspondenz:

„Bliewet ghesund in Got! —
Got vom Himmel füeg' all' Sachen guot!"

Das erste Eiserne Kreuz.

Die Frage, wer erhielt das erste Eiserne Kreuz ist oft ventilirt worden, ohne indessen eine entscheidende Erledigung zu finden. Dieses erste Kreuz ist, wie wir einer gleichzeitigen Notiz entnehmen, dem Andenken der Königin Luise geweiht, in einem friedlichen Erinnerungstempel niedergelegt worden. Als König Friedrich Wilhelm III sieggekrönt an seinem Geburtstage, den 3. August 1814, aus Paris zurückkehrte (zuerst nach Potsdam; der öffentliche Einzug in Berlin fand am 7. August Morgens 9 Uhr statt), schrieb er heimlich in das ehemalige Tagebuch der unvergeßlichen Königin: „Am 31. März mit meinen Garden eingezogen in Paris." Ihr waren bei der Heimkehr in das befreite Vaterland die ersten Gedanken an die Siege gewidmet, ihr sollte auch das erste Eiserne Kreuz gewidmet werden, als Erinnerung an die schweren Kämpfe jener Zeit. Hieran knüpfte sich auch die Wiedereinsetzung des Ordens durch Kaiser Wilhelm am Todestage der Königin (19. Juli 1871). Auf der Stelle, wo die Königin am Abend vor ihrer so plötzlich auftretenden Krankheit zum letzten Male im Garten zu Hohenzieritz im Freien gesessen hatte, und überhaupt ihr Lieblingsplatz war, wurde nach ihrem Tode ein schöner griechischer Tempel, im Innern mit einer Büste der Königin von Wolff, dem Vater des größeren Sohnes Albert Wolff, errichtet. Diese Büste steht auf einer aus zwei Theilen bestehenden einfachen Säule, deren Theile durch eine kunstreich gearbeitete eiserne Schlange, als Sinnbild der Treue, zusammengefügt sind. Innerhalb dieser Säule nun ruht das erste Eiserne Kreuz, welches König Friedrich Wilhelm III seinem Schwiegervater, dem Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz zu diesem Zweck nach Neustrelitz sandte. Auch der begleitende Brief lag zuerst bei dem Orden, ist jetzt aber im großherzoglichen Archiv aufbewahrt. Ein eisernes Gitter umschließt den auf einigen Stufen ruhenden Tempel, der von Cypressen und alten Bäumen umgeben und umschattet wird. Das Gitter selbst ist mit Sträuchen der „Mädchenblüthe" umrankt, einer Rose, die die Königin besonders liebte.

Die Victoria-National-Invaliden-Stiftung.

Die unter dem Protektorate Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Heinrich stehende Viktoria-National-Invaliden-Stiftung, welche die Linderung der Wunden bezweckt, die der Krieg von 1866 geschlagen, hat am 19. v. Mts, unter Vorsitz des Generals v. Zychlinski im Reichstagsgebäude zu Berlin seine 23. Jahresversammlung abgehalten.

Dem in derselben erstatteten Berichte zufolge hat die Stiftung im abgelaufenen Jahre 180 Invaliden aus dem Jahre 1866 und 423 Hinterbliebene von solchen laufend mit 75565 M. und 318 Invaliden und 143 Hinterbliebene einmalig mit 19059 M. unterstützt. 21 Invaliden erhielten Kur- und Badebeihilfen im Gesammtbetrage von 1987 M., 8 Invaliden neue, bez. in den Stand gesetzte künstliche Glieder mit einem Kostenaufwand von 688 M.; es wurden somit insgesammt aus der Centralstiftung unterstützt 1093 Personen bez. Familien mit 97 299 M., unter Hinzurechnung von 7703 M. Zuschüsse an Zweigvereine ergiebt sich für die Centralverwaltung der Stiftung eine Gesammtsumme der Aufwendungen von 105002 M. gegen 108327 M. im Vorjahr und 223188 M. in 1876/77, in welchem Jahre die Ausgaben die größte Höhe erreichten.

Insgesammt sind seit 1886 4202902 M. für Unterstützungen und 4480277 M. mit Einschluß der Verwaltungskosten u. dgl. verausgabt worden. Speziell im letzten Jahre betrug die Gesammtausgabe 114524 M. Dieser Ausgabe standen 53377 M. Einnahmen gegenüber. Die Kaiserin Friedrich zahlte 1500 M., an sonstigen Beiträgen und Geschenken gingen 490 M., an Zinsen 45089 M., von den Zweigvereinen 1307 M. ein. Zur Balancirung von Einnahme und Ausgabe mußten dem Vermögen 61146 M. entnommen werden; dasselbe verringerte sich infolge dessen von 1162266 auf 1101120 M.

Es erscheint die Hoffnung begründet, daß die somit der Stiftung noch zur Verfügung stehenden Mittel sich bei sparsamer Verwaltung zur dauernden Erfüllung der der Stiftung statutenmäßig zufallenden Aufgaben als ausreichend erweisen wird.

Die 104 Zweigvereine, welche noch über 584984 M. (d. h. 5270 M. weniger wie im Vorjahre) verfügen, unterstützten im letzten Jahre 560 Invaliden mit 19421 M. und 461 Hinterbliebene mit 30374 M., zusammen somit 1029 Personen mit 49796 M. und hat eine Gesammtausgabe von 58176 M., denen 52905 M. Einnahmen gegenüberstanden.

Die Erziehungshäuser des Klosters Loccum in den Städten Hameln und Goslar.

sind für Söhne evangelischer Eltern aus den gebildeten Ständen bestimmt, welche die dortigen Gymnasien, gleichviel ob die Human- oder Realklassen, besuchen sollen und ohne Unterschied, welchem Berufe sie sich widmen wollen. Die unter Leitung bewährter Direktoren stehenden, hervorragend leistungsfähigen Gymnasien der genannten Städte bieten für eine tüchtige wissenschaftliche Ausbildung der Zöglinge sichere Gewähr. In den Erziehungshäusern soll der Geist christlicher Gesittung, Zucht und Ordnung walten und die Zöglinge zu Gottesfurcht, Königstreue und ehrenfester Gesinnung angeleitet werden. Erhaltung jugendlicher Frische, Bewahrung vor Keckenhaftigkeit und Blasirtheit, Fernhaltung von Pedanterie und Kopfhängerei wird mit gleichem Nachdruck erstrebt.

Unter der oberen Leitung eines Deputirten des Klosters Loccum und unter der speziellen Aufsicht der als Ephoren fungirenden Direktoren der Gymnasien wird die Erziehung und wissenschaftliche Ausbildung von den Inspektoren der Erziehungshäuser geleitet, welche insbesondere auch die Schularbeiten beaufsichtigen, den Zöglingen mit Rath und Anweisung für ihre Studien zu Hilfe kommen, den normalen Fortgang derselben beachten, dieserhalb mit den übrigen Lehrern des Gymnasiums sich in regem Benehmen halten, auch dafür sorgen, daß, wo sich Lücken in der Vorbildung und im Fortschreiten bemerkbar machen, rechtzeitig Abhilfe geschafft wird.

Die Sorge für die leibliche Verpflegung der Zöglinge liegt den Hausdamen ob, welche sich auch an der Erziehung in mütterlicher Weise betheiligen und die Pflege familienhaften Zusammenseins sich angelegen sein lassen.

Der Gesundheitszustand der Zöglinge unterliegt der sorgsamen Ueberwachung durch einen erfahrenen Arzt. Die Beköstigung ist einfach, aber reichlich, nahrhaft und gesund. Inspektoren und Hausdamen theilen sämmtliche Mahlzeiten der Zöglinge. Je sechs bis zehn Zöglinge benutzen ein Arbeitszimmer, je drei bis sechs ein Schlafzimmer. Wohn- und Schlafzimmer sind geräumig und gesund. Für Turngeräthe, Spiele und sonstige Gelegenheit zu körperlicher Bewegung im Freien ist reichlich gesorgt. Zu Spaziergängen bietet die durch landschaftliche Reize und historische Erinnerungen gleich interessante nähere Umgebung der Städte die beste Gelegenheit. Fußtouren werden in die Wesergebirge bezw. in die Harzberge namentlich zur Sommerzeit gemeinsam oder abtheilungsweise unter Betheiligung der Inspektoren unternommen.

Alle Einrichtungen sind so getroffen, daß den Zöglingen die Jugendzeit nicht verkümmert wird. Die seit dem achtjährigen Bestehen des Erziehungshauses in Hameln erzielten überaus günstigen Erfolge haben gezeigt, daß die Zöglinge bei normaler Beanlagung und Vorbildung das Ziel der Schule ohne jede Ueberanstrengung in gleichmäßigem Fortschreiten erreichen können.

Das jährliche Kostgeld ist so bemessen, daß nur die dem Kloster erwachsenden Selbstkosten vergütet werden. Dasselbe beträgt 800 M., kann aber für Söhne von Geistlichen auf 450 M. ermäßigt werden.

Alles Nähere (auch über die Verleihung der vorhandenen Freistellen) enthalten die Aufnahmebedingungen, welche auf Wunsch von der Kloster-Rezeptur zu Loccum, Provinz Hannover, übersandt werden.

(Monatsschrift für Deutsche Beamte.)

Aufruf um Gaben zum Bau der Kaiser Wilhelm Gedächtnißkirche.

Mit Genehmigung Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Majestäten soll zum Gedächtnisse Kaiser Wilhelms I. ein Kirchbau, auf 1600 Sitzplätze berechnet,

an derjenigen Stelle ausgeführt werden, welche des verewigten Kaisers und Königs Wilhelms I. Majestät ursprünglich für die Dankeskirche ausersehen hatten, die heute den Weddingplatz ziert.

Die städtische Verwaltung von Charlottenburg, auf deren Gebiet die irdischen Ueberreste des großen Kaisers zur Ruhe bestattet sind, hat dazu am 22. October, dem Geburtstage unserer geliebten Kaiserin, den Bauplatz geschenkt. Derselbe liegt, wo der Kurfürstendamm, die Hardenbergstraße und die Tauenzienstraße an der Südecke des Zoologischen Gartens sich kreuzen. Dieser neue städtische Platz wird den Namen Auguste Viktoria-Platz erhalten. Nahe der Grenze der beiden Residenzstädte belegen, wird hier das neue Gotteshaus Berlin und Charlottenburg gleichmäßig zu gute kommen.

Das Dankgefühl des Volkes hatte in der erschütternden Bewegung des Jahres 1878 noch nach einem anderen, rein monumentalen Ausdrucke gestrebt. Die dazu angesammelten Geldmittel hat der Verein zur Errichtung eines Obelisken auf dem Potsdamer Platze nunmehr für das angemessenste erachtet dem neuen Kirchenbau zuzuwenden; aber der nach Allerhöchster Bestimmung in Tuffstein auszuführende Bau wird, um eines solchen Denkmals würdig zu sein, sehr erhebliche Mittel erfordern.

Deshalb bitten wir in erster Reihe die Einwohner Berlins und Charlottenburgs, aber auch alle, die mit uns — heute, nun das hochbegnadigte Leben Wilhelms I. vor uns vollendet daliegt — dankbar dafür hinaufblicken zu dem Vater des Lichtes, von dem alle gute und alle vollkommene Gabe kommt, dazu beizutragen, daß an der bezeichneten Stelle bald

die Kaiser Wilhelm Gedächtnißkirche

erstehe, ein Jahrhunderten redendes Zeugniß von der Verehrung, Liebe und Treue der Zeitgenossen gegen den unvergleichlichen Herrscher, der uns menschlich nahe gestanden hat und künftigen Geschlechtern in der Entfernung der Zeiten über das Maß des Irdischen hinaus groß erscheinen wird.

Die eingehenden Geldspenden, um welche hiermit nochmals herzlich und um so dringender gebeten wird, als auf Allerhöchsten Wunsch die Grundsteinlegung schon am 22. März 1891 stattfinden soll, nimmt an der Schatzmeister des unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin stehenden Evangelischen Kirchenbau-Vereins zu Berlin, Herr Geheimer Commerzienrath von Hansemann, Behrenstraße 43/44, sowie die sämmtlichen Unterzeichneten.

Das von dem Evangelischen Kirchenbau-Verein zu Berlin niedergesetzte Comitee für die Erbauung der Kaiser Wilhelm Gedächtnißkirche.

von Wedell-Piesdorf, Minister des Königl. Hauses, Wilhelmstraße 73, Vorsitzender. R. von Hardt, Kaufmann, Thiergartenstraße 35, stellv. Vorsitzender.

Arnold, Consistorialrath, Bülowstr. 80. Bachstein, Eisenbahnunternehmer, Großbeerenstr. 89. von Benda, Rittergutsbesitzer und Reichstagsabg., Rudow Post Teltow. Graf von Bernstorff, Geh. Ober-Regierungsrath, Rauchstr. 5. Graf Blumenthal, General-Feldmarschall, Alsenstr. 11. Frhr. von Bodelschwingh, Oberstlieutenant a. D., Matthäikirchstr. 5. Gustav Boerner, Fabrikbesitzer, Hafenstr. 22. Dr. v. Bötticher, Vice-Präsident des Staatsministeriums und Staatsminister, Wilhelmstr. 74. Dr. Borchert, Staatsanwalt, Steglitz. Bark, Geheimer Hofrath, Lützow-Ufer 1 a. v. Caprivi, Kanzler des Deutschen Reiches, Wilhelmstr. 77. Dr. Delbrück, Staatsminister a. D., Alsenstr. 4. von Dirksen, Wirkl. Legationsrath, Potsdamerstr. 19. Graf Douglas, Bergwerksbesitzer, Bellevuestr. 5a. Duncker, Königl. Hofbuchhändler, Kanonierstraße. Engelhardt, Banquier, an der Schleuse 13. Graf zu Eulenburg, Ober-Ceremonienmeister, Wilhelmstr. 59. von Forckenbeck, Oberbürgermeister, Voßstr. 15. Frentzel, Geh. Commerzienrath, Michaelkirchstr. 15. Fritsche, Oberbürgermeister, Charlottenburg. Gertz, stellvertretender Stadtverordneten-Vorsteher, Charlottenburg. Golz, Generallieutenant und General-Inspecteur des Ingen.-Corps und der Festungen, Kurfürstenstraße 69. Hainauer, Banquier, Rauchstr. 23. von Hansemann, Geh. Commerzienrath, Behrenstr. 43/44. Kanzki, Geh. Hofrath, Motzstr. 73. Kayser, Geh. Regierungsrath u. Präsident, Händelstr. 9. A. von Knobelsdorff-Brenkenhoff, Oberstlieutenant z. D., Bendlerstr. 15. Rudolf Koch, Bank-Director, Derfflingerstr. 12. Dr. Koch, Präsident der Reichsbank, Stülerstr. 8. Kochhann, Stadtrath, Bauhofstr. 7. Dr. Kögel, Ober-Hofprediger, Oranienburgerstr. 75a. von Kotze, Ceremonienmeister, Drakestr. 2. von Krause sen., Banquier, Wilhelmstr. 66. von Krause jun., Banquier, Wilhelmstraße 66. Kyllmann, Baurath, Voßstr. 32. Graf Lehndorff, General-Adjutant, Pariser Platz 4. Leuthold, Generalarzt, Taubenstr. 5. von Levetzow, Kammerherr, Potsdamerstraße 118. von Lucadou, Generallieutenant z. D., Bellevuestr. 6. Lüders, Geh. Ober-Regierungsrath, Charlottenburg, Uhlandstr. 7. Dr. Martius, Fabrikdirector, Voßstr. 8. Mendelssohn-Bartholdy, Commerzienrath, Jägerstr. 52. C. W. Meyer, Director, Genthinerstr. 3. Mießner, Geh. Regierungsrath, Magdeburgerstr. 24. Frhr. von Mirbach, Oberhofmeister Ihrer Majestät der Kaiserin Potsdam. Graf Moltke, General-Feldmarschall, Königs-Platz 6. Mundel, Stadtverordneten-Vorsteher, Charlottenburg. von Pape, General-Oberst d. Inf. u. Oberbefehlshaber in den Marken, Alt-Moabit 117/118. Graf von Perponcher-Sedlnitzky, Obergewandkämmerer, Pariser Platz 6. Eugen Protzen, Fabrikbesitzer, Maaßenstraße 9. vom Rath, Rentier, Bellevuestr. 10. F. von Rauch, Oberstallmeister, Breitestr. 36. Frhr. von der Reck, Kabinetsrath, Alsenstr. 4. Reuleaux, Professor und Director der technischen Hochschule, Charlottenburg. Riecken, Director, Wichmannstr. 12b. von Saldern-Damerow, Polizei-Director, Charlottenburg. Schmidt, General-Consul, Brüderstraße 5. H. Schröder, Kammergerichtsrath, Hallesches Ufer 11. Schwartzkopff, Geh. Commerzienrath, Regentenstr. 1. H. Siemens, Fabrikbesitzer, Charlottenburg. Spieker, Geh. Ober-Regierungsrath, Kurfürstenstr. 139. Fürst zu Stolberg-Wernigerode, Oberstkämmerer, Wilhelmstr. 63. von Strubberg, General der Infanterie, Siegmundshof 1. Stryck, Stadtverordneten-Vorsteher, Großbeerenstr. Stubenrauch, Landrath, Lützowstr. 15. Dr. Thielen, practischer Arzt, Kurfürstenstraße 51. von Versen, General-Adjutant u. Kommandirender General des III. Armee-Corps, Mauerstr. Graf Waldersee, General der Kavallerie und Chef des Generalstabes der Armee, Herwarthstr. 2. von Werder, General-Adjutant, Linkstraße 7/8. Weymann, Präsident, Bülowstr. 100. Wiebe, Oberbaudirector, Derfflingerstr. 8. Frhr. von Wilmowski, Geh. Kabinets-Rath a. D., von der Heydtstr. 4. Wirth, Commerzienrath, Magdeburgerstr. 3.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.


Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 124 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 21. Januar 1891. **Nr. 3.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Januar 1891 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

Nr	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa: der am 1. Januar 1891 vorhandenen Kranken und Siechen	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro December 1890	Zahl der dort vorhandenen Krankenbetten
1	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1 December 1890	46			
	Zugang pro . .	32			
		78			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	60	60	1 646	70
2.	**Palzin:**				
	Bestand am 1. December 1890	39			
	Zugang pro . .	22			
		61			
	Abgang . . .	15			
	Bleibt Bestand	46	46	1 379	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus)				
	Bestand am 1. December 1890	78			
	Zugang pro . .	2			
		80			
	Abgang . . .	5			
	Bleibt Bestand	75	75	2 407	130
4.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. December 1890	33			
	Zugang pro . .	21			
		54			
	Abgang . . .	23			
	Bleibt Bestand	31	31	1 056	58
5.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. December 1890	37			
	Zugang pro . .	16			
		58			
	Abgang . . .	11			
	Bleibt Bestand	42	42	1 197	54
6.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. December 1890	16			
	Zugang pro . .	23			
		39			
	Abgang . . .	16			
	Bleibt Bestand	23	23	603	50
7.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. December 1890	32			
	Zugang pro . .	21			
		53			
	Abgang . . .	28			
	Bleibt Bestand	25	25	859	43
	zu übertragen		302	9 147	495

Nr	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa: der am 1. Januar 1891 vorhandenen Kranken und Siechen	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro December 1890	Zahl der dort vorhandenen Krankenbetten
	Uebertrag		302	9 147	495
8.	**Wandsburg:**				
	Bestand am 1. December 1890	13			
	Zugang pro . .	10			
		23			
	Abgang . . .	7			
	Bleibt Bestand	16	16	500	30
9.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. December 1890	47			
	Zugang pro . .	18			
		65			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	47	47	1 443	62
10.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. December 1890	17			
	Zugang pro . .	26			
		43			
	Abgang . . .	13			
	Bleibt Bestand	30	30	751	32
11.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. December 1890	37			
	Zugang pro . .	33			
		70			
	Abgang . . .	28			
	Bleibt Bestand	42	42	1 187	40
12.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. December 1890	37			
	Zugang pro . .	38			
		75			
	Abgang . . .	27			
	Bleibt Bestand	48	48	1 337	60
13.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. December 1890	19			
	Zugang pro . .	33			
		52			
	Abgang . . .	13			
	Bleibt Bestand	39	39	914	65
14.	**Züllichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. December 1890	13			
	Zugang pro . .	41			
		54			
	Abgang . . .	27			
	Bleibt Bestand	27	27	777	40
	zu übertragen		551	16 056	824

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa der am 1. Januar 1891 vorhandenen Kranken und Siechen	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro December 1890	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten
	Uebertrag		551	16 056	824
15.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. December 1890	73			
	Zugang pro . .	46			
		119			
	Abgang . . .	44			
	Bleibt Bestand	75	75	2 286	96
16.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. December 1890	18			
	Zugang pro . .	24			
		42			
	Abgang . . .	11			
	Bleibt Bestand	31	31	775	40
17.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. December 1890	27			
	Zugang pro . .	17			
		44			
	Abgang . . .	10			
	Bleibt Bestand	34	34	931	80
18.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. December 1890	30			
	Zugang pro . .	30			
		60			
	Abgang . . .	34			
	Bleibt Bestand	26	26	803	46
19.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. December 1890	35			
	Zugang pro . .	14			
		49			
	Abgang . . .	12			
	Bleibt Bestand	37	37	1 109	60
20.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. December 1890	16			
	Zugang pro . .	16			
		32			
	Abgang . . .	12			
	Bleibt Bestand	20	20	615	41
21.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. December 1890	16			
	Zugang pro . .	20			
		36			
	Abgang . . .	20			
	Bleibt Bestand	16	16	628	42
22.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. December 1890	26			
	Zugang pro . .	26			
		52			
	Abgang . . .	23			
	Bleibt Bestand	29	29	750	36
23	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. December 1890	8			
	Zugang pro . .	1			
		9			
	Abgang . . .	1			
	Bleibt Bestand	8	8	262	13
24.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. December 1890	8			
	Zugang pro . .	16			
		24			
	Abgang . . .	14			
	Bleibt Bestand	10	10	316	19
	zu übertragen		837	24 531	1 297
	Uebertrag		837	24 531	1 297
25.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. December 1890	14			
	Zugang pro . .	12			
		26			
	Abgang . . .	12			
	Bleibt Bestand	14	14	407	20
26.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. December 1890	24			
	Zugang pro . .	25			
		49			
	Abgang . . .	25			
	Bleibt Bestand	24	24	749	20
27.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. December 1890	4			
	Zugang pro . .	5			
		9			
	Abgang . . .	3			
	Bleibt Bestand	6	6	50	10
28.	**Pakosch** (vorläufig geschlossen):				
	Bestand am 1. December 1890	—			
	Zugang pro . .				
		—			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	15
29.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. December 1890	32			
	Zugang pro . .	—			
		32			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	32	32	992	32
30.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. December 1890	16			
	Zugang pro . .	22			
		38			
	Abgang . . .	10			
	Bleibt Bestand	28	28	626	30
31.	**Plön:**				
	Bestand am 1. December 1890	5			
	Zugang pro . .	15			
		20			
	Abgang . . .	6			
	Bleibt Bestand	14	14	304	29
32.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. December 1890	23			
	Zugang pro . .	23			
		46			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	27	27	804	37
33.	**Altena:**				
	Bestand am 1. December 1890	42			
	Zugang pro . .	21			
		63			
	Abgang . . .	23			
	Bleibt Bestand	40	40	1 265	50
34.	**Oeynhausen:*)**				
	Bestand am 1. December 1890	—			
	Zugang pro . .	—			
		—			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	86
	zu übertragen		1 022	29 728	1 626

*) Ist seit Mitte October v. J. geschlossen und wird erst Mitte Mai d. J. wieder eröffnet.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Januar 1891 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro December 1890.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		1 022	29 728	1 626
35.	**Lippspringe:** *)				
	Bestand am 1. December 1890	—			
	Zugang pro " "	—			
		—			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	41
36.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. December 1890	18			
	Zugang pro " "	10			
		28			
	Abgang " " "	10			
	Bleibt Bestand	18	18	539	20
37.	**Plochingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. December 1890	5			
	Zugang pro " "	6			
		11			
	Abgang " " "	7			
	Bleibt Bestand	4	4	127	38
38.	**Schwäbisch Hall:**				
	Bestand am 1. December 1890	7			
	Zugang pro " "	—			
		7			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	7	7	179	21
39.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. December 1890	39			
	Zugang pro " "	56			
		95			
	Abgang " " "	41			
	Bleibt Bestand	54	54	1 309	36
40.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. December 1890	9			
	Zugang pro " "	18			
		27			
	Abgang " "	16			
	Bleibt Bestand	11	11	386	24
41.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. December 1890	15			
	Zugang pro " "	10			
		25			
	Abgang " " "	6			
	Bleibt Bestand	19	19	502	20
	Zusammen		1 135	32 830	1 826

Der gesammte Abgang an Kranken pro December 1890 beträgt 608, davon sind gestorben 44
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 44
geheilt 520
wie vor 608.

42. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:
Bestand am **1. November 1890** . . . . . . 39 Kranke.
Zugang pro **November 1890** . . . . 39 "
78 Kranke

Davon sind
gestorben 2
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 12
geheilt 18
32 "

Bleibt Bestand am **1. December 1890:** . . . . 46 Kranke.

*) Ist seit Mitte October v. J. geschlossen und wird erst Mitte Mai d. J. wieder eröffnet.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 1 Europäer, 25 orientalische Christen, 11 Muhamedaner und 2 Drusen.
Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro November 1890 beträgt 1432.
Poliklinisch wurden 758 Personen behandelt.

1. **Roman von Zulrzewski**, Landdrost a. D., Rechtsritter seit 1886, † zu Berlin 6. Januar 1891.
2. **Julius Ernst Carl Freiherr von Palm**, Königlich Württembergischer Kammerherr, auf Meßbach im Jagstkreise, Ehrenritter seit 1859, † zu Meßbach 6. Januar 1891.

Rheinische Genossenschaft.

Da der Rechtsritter Major a. D. von Fischer-Treuenfeld verhindert ist, die Obhut der Lehrpflegerinnen und dienenden Schwestern für den Regierungsbezirk Trier zu übernehmen, so ist nunmehr der Ehrenritter Baron d'Ablaing van Giessenburg zu Wiesbaden mit derselben betraut worden.

Berlin, 14. Januar 1891.

Der Commendator:
Freiherr von Plettenberg-Mehrum.



Alexander Freiherr von Reitzenstein-Hartungs.

Am 20. Dezember 1890 ist in Bamberg im Anfange seines 94. Lebensjahres der älteste Johanniter-Ritter der Balley Brandenburg aus dem Leben geschieden, über dessen Lebensgang wir das Nachstehende mittheilen.

Alexander Freiherr von Reitzenstein aus dem Hause Hartungs, Sohn des Königlichen Preußischen Hauptmanns Anton Heinrich Freiherrn von Reitzenstein und der Elisabeth Friederike von Falkenstein, wurde am 28. November 1797 zu Oberkotzen bei Hof geboren. Bereits in jungen Jahren trat er im September 1813 in das 9. bayerische Infanterie-Regiment ein und machte die Schlacht bei Hanau mit. Er wurde mit vielen anderen Soldaten in dieser Schlacht von den Franzosen in die Kinzig gedrängt und aus derselben halb todt herausgezogen, erholte sich aber in kurzer Zeit, sodaß er, nachdem er Ende Januar 1814 zum 6. Jägerbataillon versetzt worden war, den Krieg gegen Frankreich mitmachen konnte.

Nach seiner am 15. Juni 1814 erfolgten Ernennung zum Unterlieutenant wurde er dem damaligen General von Zoller als Ordonnanz-Offizier zugetheilt.

Im Walde bei Bar-le-Duc rettete er einen preußischen Lieutenant aus den Händen französischer

Franctireurs. Nach seiner Rückkehr aus Frankreich hörte er drei Semester auf der Universität Würzburg als Offizier die Kollegien über Staats- und Civilrecht.

Bald darauf wurde er zum Jägerbataillon nach Straubing versetzt, trat aber im Jahre 1821 zur Zollverwaltung über, in der er von 1823 an die verschiedenen Stufen eines Controleurs beim Oberzollamte Zwiesel, eines Oberbeamten beim Zollamte Marktsteft (1825), als Grenzzollinspector für die Oberämter Waldhoffen und Waidhaus (1827), als Oberbeamter des Zolloberamtes Ansbach (1828), als Oberbeamter des Zollamtes Fürth (1830), als Oberzollinspector in Bamberg (1834) durchlief. Im Mai 1834 wurde er als bayerischer Zollbevollmächtigter nach Erfurt gesandt, um die Controlle des neuen Zollvereins bei der dortigen Zolldirection auszuüben.

Als die bayerische Grenzwache im Jahre 1837 nach preußischem Muster organisirt wurde, erfolgte seine Ernennung zum General-Inspector dieser Grenzwache, welche er organisirte und bis zum Jahre 1860 leitete und inspicirte. Im Jahre 1824 war er zum Königlichen Kammerherrn ernannt worden, welche Würde er 66 Jahre lang bekleidete. 1839 wurde er auf einige Zeit zum Studium der Zuckerindustrie, deren Besteuerung beschlossen werden sollte, nach Magdeburg entsendet und berichtete sehr ausführlich hierüber an das Königlich Bayerische Ministerium. Im nämlichen Jahre verlieh ihm Se. Königliche Hoheit der Großherzog von Weimar das Ritterkreuz I. Klasse des sächsischen Falken-Ordens.

1841 erhielt er den Auftrag, das Bahnwärterpersonal der neu eröffneten Eisenbahn zwischen Bamberg und Hof einzurichten und zu instruiren. Er führte für die Bahnwärter die für lange Zeit beibehaltene rothe Uniform ein, welche diese Beamten auf weite Entfernungen erkennbar machte. Nach Eröffnung der genannten Bahnstrecke trat er wieder in seine frühere Thätigkeit zurück und wurde 1853 zum Oberzollrath ernannt.

Nachdem ihm im Jahre 1826 Se. Majestät der König von Preußen, in nachträglicher Anerkennung der erst damals zur Allerhöchsten Kenntniß gekommenen Hingebung, mit welcher er im Jahre 1815 einen schwer verwundeten preußischen Offizier, welcher in die Hände französischer Parteigänger gefallen war aus der Gefangenschaft befreit und Sorge getragen, daß derselbe in sichere Obhut und Pflege kam, den Johanniter-Orden, nach der damaligen Verfassung desselben „verliehen“ hatte, wurde ihm 1852 durch Se. Majestät den König von Bayern das Ritterkreuz I. Klasse des St. Michaelsordens zu Theil, dem nach Ablauf einer 50jährigen Dienstzeit das Ritterkreuz des Ludwigsordens folgte.

Im Jahre 1831 hatte er als Oberst der Landwehr zu Fürth zur Dämpfung eines dort ausgebrochenen Aufruhrs erheblich beigetragen, weshalb ihm die Stadt Fürth das Ehrenbürgerrecht verlieh und er mit einem silbernen Pokale von den dortigen Landwehr-Offizieren geehrt wurde.

Im Jahre 1860 war er auf seinen Wunsch zum Zollvereinsbevollmächtigten für Ost- und Westpreußen mit dem Wohnsitze in Königsberg ernannt worden. Ein Augenleiden zwang ihn jedoch bereits am 1. Januar 1863 um seine Pensionirung nachzusuchen, seit welcher Zeit er theils auf seiner Villa in Streitberg, theils in Bayreuth und Bamberg lebte. Aus seiner ersten Ehe mit **Philippine Freiin von Pranka** entsprossen 13 Kinder, von denen noch 6 am Leben sind. Der Wunsch an der Seite seiner zweiten Gattin **Edmunde Führer von Heimendorf** im Gottesacker zu Streitberg begraben zu werden, wurde ihm erfüllt und am 22. Dezember v. J. seine irdische Hülle dorthin gebracht, wo er neben der Genannten und in der Mitte von zwei ihm vorangegangenen Töchtern und einer Enkelin ruht.

Als Aeltester des Reitzensteinschen Geschlechts ging er den Seinigen stets mit gutem Beispiele voran, als guter Bayer und treuer Beamter hat er stets den königlichen Dienst und die gewissenhafte Verwaltung seiner Aemter hochgehalten, als alter Soldat hatte er stets das Herz auf dem rechten Flecke.

Die Hugenottenfamilie Formont.

In der Jahressitzung des Instituts las Herr Leopold Delisle*) eine Arbeit des Professors Joret von der philosophischen Facultät zu Aix über die Hugenotten-Familie Formont vor, die ein Opfer der Aufhebung des Edicts von Nantes geworden ist. Pierre Formont Bankier und „secrétaire des commandements“, heute würde man sagen Rath im Civilcabinet, des Königs Ludwig XIV., war einer der reichsten und unternehmendsten Finanzmänner des 17. Jahrhunderts. Seine Schiffe fuhren nach Guinea und nach der Ostseeküste. Er führte aus Nordafrika Pferde, aus Spanien Kupfer und Marmor, aus Schweden Eisen ein. Er lieferte dem König Ludwig XIV. den meisten ausländischen Baustoff zu seinen großartigen Bauten. Er hatte Bankverbindungen, Vertretungen und Correspondenten in fast allen größeren Städten Europas und der König bediente sich deshalb seiner, um seine Zahlungen im Auslande, an seine Botschafter, Verbündeten, Schutzbefohlenen 2c. leisten zu lassen. So kam Formont auch in Beziehung zum großen Kurfürsten. Dieser ließ nämlich durch Formont die Hilfsgelder erheben, die Ludwig XIV. ihm nach dem Frieden von St. Germain ausbezahlen ließ. Noch lebhafter wurde die Verbindung zwischen dem Sohne Pierre Formont's, Nicolas, und dem Kurfürsten. Im Jahre 1681 machte Nicolas eine Reise nach Berlin und der große Kurfürst ernannte ihn zu seinem ständigen Correspondenten in Paris. Er hatte ihn über alle Vorgänge in Paris und Versailles auf dem Laufenden zu halten, ihm alle neuen wissenschaft-

*) Vorsteher der Bibliothèque nationale zu Paris.

lichen und namentlich militärischen Veröffentlichungen zu schicken. Pierre Formont starb 1685. Wenige Wochen später wurde das Edict von Nantes aufgehoben und die Familie Formont mußte den Weg der Verbannung beschreiten. Alle Dienste, die Nicolas selbst und sein eben verstorbener Vater dem Staate geleistet hatten, waren vergessen. Von den Millionen, die Formont besaß, wurde ihm nichts gelassen. Er und seine Brüder, ihres ganzen Vermögens beraubt, hatten wie die übrigen Hugenotten als Bettler in die Fremde zu ziehen. Es liegt nahe, anzunehmen, daß Nicolas und seine Brüder, bei des Ersteren Beziehungen zum großen Kurfürsten, sich nach Berlin gewandt hätten, allein ihre Namen kommen unter den Refugiés, die sich in Berlin niedergelassen, nicht vor. Unter den Colonisten des Bezirkes Granzow in der Uckermark werden 1697, ohne nähere Angabe des Wohnortes, neben anderen ausländischen Reformirten „Pierre Fromon" und Jean Fromon aufgeführt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß wir es hier mit zwei Söhnen von Formont zu thun haben, dessen Name auch schon früher in allen kurbrandenburgischen Schriftstücken fälschlich „Fromont" statt „Formont" geschrieben worden war. Ob noch Nachkommen jener Granzower „Fromons' von 1687 in der Mark leben und ob sie Familienpapiere oder Ueberlieferungen besitzen, hat Professor Joret nicht festgestellt.

Das Hospital des Kaiserswerther Diakonissenhauses in Jerusalem.

Der in der letzten Nummer des eben abgelaufenen Jahrgangs unseres Blattes aus dem „Kaiserswerther Armen- und Krankenfreund" übernommene Artikel „Auf laßt uns Zion bauen" hat in mir den Wunsch erregt, auch meinerseits auf den hier dargestellten Nothstand hinzuweisen und unseren Ritterbrüdern die Bitte an's Herz zu legen, diesem der Entstehung unseres Ordens so nahe verwandten Werke Herz und Hand zu öffnen.

> Denn wo der Herr in seiner Größe
> Gewandelt hat in Knechtesblöße,
> Da stifteten, auf heil'gen Grund
> Die Väter dieses Ordens Bund . . .

und zwar in einem Krankenhause und zu dem Zwecke, dasselbe zu bedienen. Und nicht 300 Schritt von der Wiege des Ordens vom Hospital St. Johannis zu Jerusalem wurde, nach mehr als 7 Jahrhunderten, daselbst das erste deutsche Krankenhaus gegründet.

Der Ort war, in beiden Fällen, namentlich nach heutigen Begriffen von Heilung und Pflege, ein gleich ungeeigneter, die Ursache für die Wahl desselben aber auch die gleiche . . . in beiden Fällen hatten die Gründer keine Wahl. Als das erste Krankenhaus St. Johannis des Täufers (Viele behaupten, es sei St. Johann der Barmherzige, St. Jean l'Aumonier, Patriarch von Alexandria gewesen, dem das ursprüngliche Hospiz und Hospital gewidmet worden) gegründet wurde, da befand sich Jerusalem schon unter der Herrschaft des Islams. Diese hatte auch da einen ihrer Hauptgrundsätze eingeführt, die Bevölkerung nach dem religiösen Bekenntniß in die verschiedenen Stadtviertel zu vertheilen, und den Christen das Quartier um die schon bald nach des Heilands Tode in die Stadt hereingezogene Stätte seiner Kreuzigung und Beerdigung angewiesen. Noch jetzt heißt die von der Davidstraße nach der Grabeskirche führende Gasse „Christenstraße", und die Bewohner derselben, namentlich griechisch-orthodoxen Bekenntnisses, bedrohen und mißhandeln noch heutzutage die sie zur Osterzeit passirenden Juden. Aus diesem engen Viertel durften die frommen Kaufleute aus Pisa und Amalfi bei ihrer Anlage der ersten Krankenanstalt gar nicht heraus; innerhalb desselben war es natürlich, daß sie sie möglichst nahe an die Grabeskirche legten.

Meine Kenntniß der Geschichte und Topographie des alten Jerusalem geht nicht soweit, um dem freundlichen Leser verrathen zu können, ob die an dem ursprünglichen Hospital St. Johannis vorbeiführende Christenstraße damals die Breite der heutigen hatte. Diese hat ungefähr das Breitenmaaß der Rosmarinstraße, welche hier den engen Theil der Friedrich- mit dem der Charlottenstraße verbindet; zu dem Gassenwinkel, in welchem das jetzige Krankenhaus liegt, verhält sie sich jedoch wie die Linden zur Rosmarinstraße.

Wie kam nun aber der hochverdiente Stifter des Diakonissenwerkes dazu, eine Heilanstalt, welche vor Allem frische gesunde Luft und Licht braucht, in diesen abscheulich engen und unsaubern Gassenwinkel zu legen? Ja er hatte so wenig freie Wahl als seine Vorgänger aus Pisa und Amalfi, nicht wegen der Vertheilung der Bewohner in die Stadtviertel nach dem religiösen Bekenntniß: merkwürdigerweise hat dieser sonst in der Türkei immer noch streng durchgeführte Grundsatz in der heiligen Stadt nachgelassen, obwohl gerade da die religiösen Gegensätze sich am schroffsten gegenüber stehen. Dieses war also die Ursache nicht, die letztere lag vielmehr in der vollständigen Unsicherheit, welche außerhalb der Mauern Jerusalems herrschte, bis im Jahre 1860 die Russen ihre großartigen Pilgermissions-Anstalten vor dem Jaffa-Thore anzulegen begannen. Bis dahin wurden die Stadt-Thore von der Garnison Abends verschlossen und Niemand durchgelassen bis zum Morgen, wo sie wieder geöffnet wurden; eine fast überflüssige Vorsicht, denn bei Nacht wagte sich ohnehin Niemand auf die Landstraßen, und auch bei Tage nicht ohne Eskorte. Denn das Beispiel der alten Feudalherren auf, von und zu Abu-Gosch, welche von ihrem Felsenneste an der Jaffastraße aus die Pilger brandschatzten, wurde von dem kleinsten Dorf-Scheich nur zu gern befolgt; am Allerwenigsten konnte also Jemand daran denken, sich vor den Thoren häuslich niederzulassen. Und als der tapfere Chrischona-Missionar Joh. Ludw.

Schneller dies dennoch versuchte, bekam es ihm übel. Denn nachdem er eine förmliche Belagerung hatte aushalten müssen und beinahe umgebracht worden wäre, befahl ihm die türkische Regierung in die Stadt zurückzukehren, da sie sonst für seine Sicherheit nicht stehen könnte.

Die Russen faßten im Jahre 1860 ihre Sache schlau an und umzogen zuerst ihr ganzes, großes Grundstück mit einer hohen und festen Steinmauer, ehe sie an den Bau ihrer eigentlichen Anstalten gingen. Da faßte auch Schneller wieder Muth: die gleichzeitig vorgefallenen Christenmetzeleien auf dem Libanon legten ihm den Wunsch nahe, für die Waisen von deren Opfern zu sorgen, und er beschloß seine verlassene Missionsstation zum „syrischen Waisenhaus" zu bestimmen und zu erweitern. Dieser edle Zweck gewährte ihm wohl Sicherheit, mehr aber noch die fortschreitenden Bauten der Russen, welche sie, nach ihrer Vollendung, mit Consulat und zahlreichen Beamten bevölkerten.

Seitdem hat sich die Lage total geändert. Wie hier sich der Mittelpunkt des Verkehrs immer mehr nach Westen zieht, und wir bald erleben werden, daß der Thiergarten von der mit Charlottenburg vereinigten Hauptstadt rings umgeben sein wird, so hat sich in Jerusalem unter dem Schutze, nicht russischer Kanonen, aber russischer Consulats-Cavassen, eine ganze Bevölkerung zwischen dem syrischen Waisenhause und dem Jaffa-Thore angesiedelt, und das Verkehrscentrum ist mehr und mehr vor das Letztere, wie hier vor dem Potsdamer Thor verschoben worden. Die neue Vorstadt ist jedoch nicht, wie hier, ein Zuwachs der Bevölkerung; auch die Einwohnerzahl Jerusalems hat zwar, namentlich durch starke Einwanderung russischer Juden, zugenommen, aber auch verhältnißmäßig bei Weitem nicht in dem Grade wie hier. Die Verschiebung liegt dort vielmehr daran, daß, nachdem das Eis einmal gebrochen, durch die russischen Anstalten eine gewisse Sicherheit, durch die Tapferkeit Schneller's ein gutes Beispiel geboten war, allmählich immer mehr Bewohner ihren Hausstand aus der Stadt hinaus, vor die Thore zu verlegen suchten. Die Luft im Innern der Stadt ist überhaupt nicht gesund. Wenn man bedenkt, daß die Häuser auf dem Schutt von 21 Eroberungen stehen, einem Schutt, der das Thal Tyropoion größtentheils ausgefüllt hat; wenn man erwägt, daß die Bevölkerung, welche bis zum Jahre 1860 ganz in die innere Stadt zusammengedrängt, doch nicht viel geringer war als diejenige, welche heute über einen doppelt so großen Raum vertheilt ist, so erklärt es sich, daß Jeder, dessen Mittel es ihm irgend erlaubten, hinaus in's Freie strebte, sobald dies möglich war.

Aber von einer solchen Möglichkeit war im Jahre 1851 noch nicht die Rede, als Pastor Fliedner die erste deutsche Kranken- und Waisenstation in Jerusalem anlegte. An einen Bau vor den Thoren war nicht zu denken; schon die türkische Regierung würde einen solchen nicht zugelassen haben, da sie keine Ruhe und Ordnung im Lande aufrecht zu halten vermochte. Man war auf die eng gebaute, übervölkerte Stadt angewiesen, wo natürlich damals der Grund und Boden verhältnißmäßig ebenso theuer war, als er jetzt, wo Alles hinaus drängt, im Preise sinkt. So mußte auch Pastor Fliedner, von dem bekannt ist, mit wie kleinen Mitteln er sein großes Werk begonnen, mit dem vorlieb nehmen, was ihm diese beschränkten Mittel zu erwerben gestatteten.

Als ich nach meiner Uebernahme des Jerusalemer Postens im Jahre 1874 das Krankenhaus der Kaiserswerther Diakonissen besuchte, war ich wahrhaft entsetzt über die allen Anforderungen, welche man jetzt an eine Heilanstalt stellt, geradezu hohnsprechende Lage desselben. Diese traurigen Verhältnisse haben schon in einer früheren Nummer dieses Blattes eine eingehende Beleuchtung durch den Aufsatz des Herrn Pastor Schlicht „Dank und Bitte aus Jerusalem" (S. 101) erfahren. Ich kann das in diesem Aufsatze Gesagte nur vollinhaltlich bestätigen, und habe während meiner ganzen 7½jährigen Wirksamkeit auf dem dortigen Posten oft beklagt, daß immer wieder meinem speciellen Berufe näher liegende Aufgaben sich zwischen meinen Wunsch, auch hier einmal helfend einzugreifen, und seine Ausführung eindrängten.

Aber gerade wegen dieser früheren Versäumniß nehme ich gern diesen Anlaß wahr, das Augenmerk meiner Herren Ritterbrüder auf ein Werk zu lenken, welches, geistig wie räumlich, der Stiftung unseres Ordens so nahe liegt, und durch dessen freundliche Unterstützung sie zugleich einem schreienden Nothstande abhelfen würden.

Thankmar Frhr. v. Münchhausen.

Literatur.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XVII. Jahrgang. Nr. 14. 3. Januar 1891.

Inhalt: Ein neues Geschlecht, Roman von H. v. Dedenroth (Fortsetzung). — Eine deutsche Frau in Frankreich, ein Characterbild von Adolf Benele. — Morlnslo, Ein romantischer Sang vom Spreewald, von Ewald Müller (VI. Gesang). — Redelin, von Dr. Georg Schmidt (Schluß). — Kleine Mittheilungen: Kaiser Wilhelms II. Reisen nach Norwegen (mit 3 Abbildungen). — Zur Verbreitung des Hufeisens in Berlin. — Weiteres über Carl Emanuel von Warneri.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Wochenblatt der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.



Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 28. Januar 1891. **Nr. 4.**

1. **Hans Wilhelm von Rochow**, Major a. D. und Vorsitzender des Communal-Landtages der Kurmark Brandenburg, Mitglied des Herrenhauses, auf Plessow bei Werder, Rechtsritter seit 1867, † zu Plessow 18. Januar 1891.
2. **Richard von Blankensee**, Rittmeister a. D., auf Hebron-Damnitz, Kreis Stolp, Ehrenritter seit 1879, † zu Hebron-Damnitz 14. Januar 1891.

Statistisches, die Kranken- und Siechenanstalten des Johanniter-Ordens betreffend.

Am 1. Januar 1890 betrug die Zahl der Johanniter-Kranken- und Siechenhäuser 41 mit zusammen 1852 Krankenbetten, denen im Laufe des Jahres 1890 und zwar am 7. Juli das Kinderkrankenhaus in Schwäbisch-Hall, mit 18 Betten hinzugetreten ist, so daß vorhanden waren am Schlusse des Jahres 1890: 42 Anstalten mit zusammen 1870 Betten.

Im Baue begriffen ist das Ordens-Krankenhaus in Heiligenstadt, das voraussichtlich im Frühjahr dieses Jahres dem Gebrauche wird übergeben werden können, ebenso das neue Haus in Wandsburg, das als Ersatz des jetzt noch im Gebrauche befindlichen alten, baufälligen Krankenhauses neu errichtet worden ist.

In den oben aufgeführten 42 Anstalten sind vom 1. Januar bis 31. December 1890 im Ganzen 9963 Personen, nämlich 6330 Männer, 2665 Frauen und 968 Kinder verpflegt und ärztlich behandelt worden, (1887: 7997, 1888: 8359, 1889: 9343) und zwar zusammen 396 167 Tage (1887: 342 117, 1888: 344 023, 1889: 385 929).

Die meisten Krankenverpflegungstage fallen wiederum, wie wir schon früher constatirt haben, in den Johanniterhäusern in die Monate Juni mit 35 788 Tagen, Juli mit 38 422 Tagen und August mit 36 742 Tagen, was wohl darauf zurückzuführen ist, daß viele ländliche Arbeiter in den Ordens-Krankenhäusern Aufnahme finden und die Arbeiten auf dem Felde namentlich während der Erndte, in der heißen Jahreszeit mehr Krankheiten unter ihnen hervorrufen als in den übrigen Monaten des Jahres.

Als geheilt wurden von diesen 9963 Personen entlassen 7209, ungeheilt oder nur gebessert 911, während 662 gestorben und am 31. December 1890 in der Behandlung verblieben sind 1181 Personen.

Ausführliche Angaben dieserhalb enthält eine summarische Uebersicht, die in einer der nächsten Nummern dieses Blattes veröffentlicht werden wird.

Rosenkranz und Güldenstern.

Die Geschlechter Rosenkrantz und Gyldenstjern gehören zu dem ältesten und vornehmsten eingeborenen Adel Dänemarks, die dem dänischen Staate eine Reihe von Staatsmännern, Seehelden, Kriegsleuten und Großwürdenträgern gestellt haben, dennoch würde das allgemeine Interesse sich kaum mit ihnen beschäftigt haben, wenn nicht Shakespeare in seiner tiefsinnigsten Tragödie zwei Edelleute dieses Namens so lebensvoll und naturwahr geschildert hätte, daß man annehmen muß, daß er bestimmte Gestalten von Fleisch und Blut vor Augen gehabt hat. Nun hat der Oberbibliothekar an der Königl. öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart bei der Abfassung eines Kataloges der historischen Handschriften der dortigen Bibliothek ein Stammbuch entdeckt, daß möglicher Weise dem Herzog Friedrich I. von Württemberg gehört hat. In demselben befinden sich nebst andern nordischen Persönlichkeiten, welche der Fürst auf seinen Reisen kennen lernte, zwei Edelleute, welche bekanntlich im „Hamlet“ als unzertrennliches Paar vorkommen, auch hier unmittelbar nebeneinander eingetragen.

1577.
In utraque fortuna ipsius fortune esto memor,
Jörgen Rossenkrantz

1577,
Ferendum et sperandum.
P. Guldenstern.

Der Besitzer des Stammbuchs ist wie das Wort „Haffniae“ 1577. 4. Juni (Kopenhagen) bei der Unterschrift Sthen Bülde*) tüll Wandaas zeigt, in Dänemark gewesen. Professor Leo der Herausgeber des Jahrbuchs der deutschen Shakespeare-Gesellschaft stellt nun die Meinung auf, derselbe habe während seiner Anwesenheit daselbst jedenfalls die beiden Hofleute kennen gelernt, deren Erscheinung vermuthlich von den damals in Skandinavien anwesenden englischen Schauspielern bei ihrer Heimkehr dem Collegen Shakespeare so lebendig geschildert worden ist, daß er sie porträtähnlich, wie nach dem Leben, zeichnen konnte.

Diese Combination, meint Professor Leo, gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man sieht, wie dem Engländer die Schreibweise der ihm aus der Fremde überbrachten Namen Mühe machte, sei dieser Engländer nun Autor, Schreiber, Setzer oder Corrector; und wie trotzdem die Namen bei aller Wunderlichkeit oder vielleicht gerade wegen derselben, festgehalten wurden.

Die erste Hamlet-Ausgabe, 4°. 1603 schreibt Rossencraft and Gilderstone; die 4°, 1604 Rosencraus and Guyldensterne; in der 1. Folio Ed. von 1623 finden wir

Rosincrane, and Guildensterne,
später Rosinrrance und Rosineran.

Wir lassen nun folgen, was sich über diese beiden Persönlichkeiten urkundlich ermitteln ließ.

Die Familie Rosenkrantz kommt urkundlich 1270 zuerst vor. Der Jürgen Rosenkrands, welcher sich 1577 in das Stammbuch Herzog Friedrichs v. Württemberg eintrug, ist ohne Zweifel identisch mit Jürgen Rosenkrands, der den 19. April 1596 starb. Er war Mitglied des Regentschaftsrathes während der Minderjährigkeit Christian's IV. und der Gönner Tycho Brahes. Er hatte früher zu Wittemberg unter Luther und Melanchthon studirt und fast gleichzeitig mit Hak Ulfstand**) im Heere des Churfürsten Moritz v. Sachsen gedient. (Vergl.: Janus Gudson: Ligpraediken over J. Rosenkrantz Hafn. 1596. 4°).

Außer diesem Jürgen R. kommen gleichzeitig folgende Mitglieder dieser Familie vor: Holger Rosenkrantz † 3. März 1576, 59 Jahr alt, Reichsmarschall, Herr auf Boller und Rosenwold, Ritter des Elephantenordens.*) Es ist nicht ohne Interesse, daß er 1559 den 20. August bei der Krönung Friedrich's II. in der Frauenkirche zu Kopenhagen als 17ter der Reichsräthe den Reichsapfel getragen, während ein Mogens Gyldenstjerne**) das Scepter trug. Im Jahre 1568 erscheint er bei dem Friedenscongreß zu Roeskilde unter den dänischen Abgesandten, während unter den schwedischen Jöran Gyldenstjerne sich findet. Zwei Jahre später begegnen sich bei dem Stettiner Frieden abermals von dänischer Seite der Reichsrath Jürgen Rosenkrantz und von schwedischer Seite der Reichsrath Erik Gyldenstjerne. Man ersieht daraus, daß damals das Geschlecht der Gyldenstjerna, das urkundlich zuerst 1314 vorkommt, gleichzeitig in Schweden und Dänemark blühte. Außer diesen Genannten kommen in der dänischen Flotte vor: C. Rosenkrantz, der 1563 den Papegöye commandirte und Hendrik Gyldenstjerne, der 1566 den Kraball befehligte.

War es dergestallt mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß der in dem fürstlichen Stammbuch eingezeichnete Jürgen Rosenkrantz, der 1596 verstorbene Reichsrath war, indem gleichzeitig kein Anderer dieses Namens vorkommt, so wußte man dagegen nicht den P. Güldenstern hinzubringen, da die bisher genannten Glieder dieses Geschlechts nicht darauf passen. Nun aber finden wir in Heinrich Rantzau's: Descriptio pompae funebris habitae Roschildae in exequiis Friderici II. (Hamb. 1588. 4. Lips 1588. 4.) Die ausführliche Beschreibung des Leichenbegängnisses König Friedrich's II. von Dänemark begleitet von 21 großen Kupfertafeln, wobei sämmtliche Personen, die daran Theil nahmen, aufgeführt werden: da folgt der Hofmeister der Königin Wittwe Dellof Holck zwischen den beiden Kammerjunkern Christopher Rosenkrantz und Döring Ramel. Während Martin Westerman die Fahne der Inseln Femern (eine goldene Krone im blauen Felde) trägt, wird das dazu gehörige Pferd von Christian Gyldenstjerne und Melchior Ulfstand geführt. Unter den Mitgliedern des Reichsrathes, welche die Reichsinsignien tragen, folgen kurz aufeinander: Jürgen Rosenkrantz, Erbgesessener auf Rosenholm, der den Reichsapfel, und Peder Gyldenstjerne, der das Reichsschwert trägt. Da haben wir denn unsere beiden Hofherrn trefflich beisammen, und man darf wohl annehmen, daß diese mit den in dem fürstlichen Stammbuch Eingezeichneten identisch sind, ob mit den von Shakespeare Geschilderten beiden Hofleuten, erscheint sehr fraglich, wenn man erwägt, wie der würdige Charakter beider Persönlichkeiten wenig zu dem Hofschranzenthum paßt, welches der Dichter uns vorgeführt hat. Es will uns bedünken, daß Shakespeare, dem es um Namen dänischer Edel-

*) Die altdänische Familie der Bilde oder Bülde ist nicht mit der schwedischen Familie Bille zu verwechseln. Erstere führte einen von Silber und Schwarz getheilten Schild, letztere einen von Blau und Silber gespaltenen und drei mal getheilten Schild. Es werden in diesem Zeitraum folgende Bildes genannt: Peter B., Reichsrath Eske B., Jürgen B., Predern B., Olaf B., Erich B. und Erich B. Steensön. Von diesen Persönlichkeiten dürfte Eske B. der Urheber des Autogramms sein.

**) Hak Ulfstand, früher Hofmeister des Königs, war nach dem Tode Peder Goldenstjernes Reichsmarschall geworden. Unter Friedrich II. hatte er sich im Kriege gegen die Dithmarschen ausgezeichnet und sich den Ruf eines tüchtigen Feldherrn erworben. Er † 9. Nov. 1595.

*) Er war verheirathet mit Karine Gyldenstjerne.

**) Mogens Goldenstjerne starb als Reichs-Admiral kurz vor dem Stettiner Frieden, also um 1570, 84 Jahr alt.

leute zu thun war, sich an seine weitgereisten Collegen wandte und von ihnen die Namen Rosenkrantz und Gyldenstjerne als diejenigen in Erfahrung brachte, die an dem damaligen dänischen Hofe am zahlreichsten vertreten waren und welche sie gewiß oft nennen gehört und die sich daher ihrem Gedächtniß eingeprägt hatten. Finden wir doch, daß bei dem königlichen Leichenbegängniß außer den bereits genannten noch folgende Glieder aus beiden Geschlechtern vorkommen. Unter den Adelspersonen, welche die königliche Leiche trugen, werden Prebern Gyldenstjerne, Hannibal Gyldenstjerne, Birge Rosenkrantz, Axel Rosenkrantz erwähnt, während unter den Herren, die zu beiden Seiten der königlichen Leiche jeder mit einer brennenden Wachskerze in der Hand, einherschritten: Tönne Rosenkrantz und Mogens Gyldenstjerne erschienen. Endlich wird bei den nun angeführten Personen des Leichengefolges gesagt, daß die jüngste Tochter des hochseligen Herrn, Prinzessin Hedwig, zwischen den Reichsräthen Hendrick Below zur Rechten und Axel Gyldenstjerne zur Linken folgte. Der hier erwähnte Prebern Gyldenstjerne könnte ebenfalls zu dem P. Guldenstern des Stammbuches passen, allein er scheint einer jüngeren Generation angehört zu haben, als Peder Gyldenstjerne, der ziemlich gleichzeitig, das Jahr wissen wir nicht, mit Jürgen Rosenkrantz, während der Minderjährigkeit Christian's IV. aus dieser Zeitlichkeit abberufen ward, Prebern Gyldenstjerne aber erst 1596 nach dem Regierungsantritt des Königs zum Reichsrath ernannt wurde und mit Axel Gyldenstjerne unter den Persönlichkeiten vorkommt, die die Handfeste Christian's IV. am 7. August selbigen Jahres unterzeichneten.

Ob es nun unter der damaligen, wie wir gesehen, äußerst zahlreichen Sippschaft beider Häuser, wirklich die Urbilder zu Rosenkrantz und Gyldenstjern in der Tragödie Hamlet gegeben hat, oder ob Shakespeare einfach die Namen der dänischen Edelleute auf ihm vorschwebende Originale englischer Hofleute übertrug, was uns am wahrscheinlichsten erscheint, ist eine Frage, die zu lösen wir den Shakespeare-Forschern überlassen, nur glauben wir mit ziemlicher Bestimmtheit versichern zu dürfen, daß die beiden in dem fürstlichen Stammbuche eingetragenen Herren nicht identisch mit den von Shakespeare geschilderten Persönlichkeiten sein können.

Die Gyldenstjerna sind 1729 mit dem Oberst-Lieutenant Laurids Ulfeldt Gyldenstjern in Dänemark ausgestorben, während sie im gräflichen und freiherrlichen Stand in Schweden weiter blühen. Das Stammwappen dieses Geschlechts ist im Blau ein silberner, auch goldener Stern. Die noch blühende in vier verschiedenen Linien in den Freiherrenstand erhobene Familie Rosenkrantz führte als Stammwappen einen von Roth und Blau achtmal geständerten Schild (d. h. schräg geviertet, gespalten und getheilt) darüber einen von Silber und Schwarz geschachter schrägrechter Balken.

Außer den Inschriften der beiden genannten dänischen Edelleute finden sich zahlreiche Autogramme von Ritter- und Adelspersonen damaliger Zeit wohl zu Tausenden in dem fürstlichen Stammbuche. Die erstbeschriebene Seite trägt den folgenden Wahlspruch und die Unterschrift des Königs von Dänemark Friedrich's II. mit der Jahreszahl 1577:

Gnad Im Gott
1577
meyn Hoffnung zu gott alleynne
treu ist wylbrat
F. K. zu Dennemark.

In Dielitz Wahl- und Denksprüche (1884 Frankfurt a. M.) finden sich folgende Devisen König Friedrichs II. v. Dänemark:

Rara fides avis est. (Treue ist ein seltener Vogel).

Trew ist wiltbrat. (Treue ist Wildbret).

Deus refugium et fiducia mea. (Gott meine Zuflucht und Zuversicht).

Meine Hoffnung zu Gott allein.

Ueber den Wahlspruch Treu ist Wild-Bret haben sich von Jacob Typotius bis auf die Gelehrten der Neuzeit Alle den Kopf zerbrochen und Jeder von ihnen hat eine andere Auslegung versucht. Einige meinen, daß der König damit auf die Schweden gezielt, welche ihn bei den Friedenstractaten getäuscht, andere glauben, er habe ihn darum geführt, weil er bei einigen Officieren seiner Armee Untreue bemerkt, und wieder Andere, daß er dadurch überhaupt die Unbeständigkeit des Glücks habe anzeigen wollen und wie wenig man sich auf die Welt verlassen könne. Das Wahrscheinlichste ist, daß er diese Devise zu Ehren seines Lieblingshundes, welcher Wildbret hieß, angenommen hat. Auf den Tapeten des Schlosses Frederiksborg ist noch heutzutage eine Abbildung dieses eben so treuen als gelehrigen Jagdhundes zusehen, dessen Halsband die vier Buchstaben T. I. W. B. trägt.*)

Nächst dem Könige von Dänemark sind unter Andern folgende regierende Häuser in dem Stammbuche vertreten: Bayern, Mecklenburg, Hessen, Sachsen, Braunschweig, mehrere Pfalzgrafen, Schleswig-Holstein, Brandenburg, Liegnitz, Leuchtenberg, Würtemberg, Sachsen, Limburg, Wilhelm Ruprecht v. d. Mark, Herzog v. Bouillon ꝛc. ꝛc. Von adligen Häusern mögen folgende angeführt werden: Aufseß, Barnim Baumbach, Berlichingen, Bille, Blankenburg, Borgia, Brahe, Bronsart, Croy, Flersheim, Fürstenberg, Fugger, Gagern, Gemmingen, Gleichen, Hjärta, Hochberg, Hohenlohe, Holtzendorff, Kendell, Laubelfing zum Haugenstein, Lichtenstein, Lobkowitz, Madlung, Maltzan, Manderscheid, Münchhausen, Munk, Ochsenstern, Oettingen, Pappenheim, Rantzau, Rechberg, Redern, Reysach, Riedesel, Schweinigen, Seckendorf,

*) Auf einer von Friedrich geprägten Denkmünze ist diese Devise ins Italienische übersetzt und lautet dort: Fedeltà è cosa rara.

Solms, Sparre, Stauffen, Stauffenberg, Stolberg, Storckow, Tettenborn, Uexkul, Varzin, Winterfeld, Wolfframsdorff, Zedwitz 2c. 2c.

Am merkwürdigsten ist wohl die Eintragung des großen Astronomen Tycho Brahe, die p. 290 steht und wie folgt lautet

Aeternum
Vivimus in christo caetera mortis erunt
Tempo RANEVM.
Vivimus Ingenio caetera mortis erunt
Tycho Brahe
mp.

Beachtung verdient, daß S. 137 ein anderer Rosenkranz 1577 sich eingetragen hat, und daß S. 249 der bekannte Memoirenschreiber des 16. Jahrhunderts „Hans von Schweiningen" der getreue Diener des S. 31 erscheinenden Herzogs Heinrich v. Liegnitz (beide 1575) auftaucht. Wo der Württemberger mit den Schlesiern zusammentraf, geht aus Schweinichens Lebensbeschreibung nicht hervor; wahrscheinlich aber war es in Liegnitz zu Anfang 1575. Die Anordnung der Eintragungen ist übrigens die in den Stammbüchern jener Zeit übliche der Hofetikette: zuerst der Kaiser Maximilian II. mit dem Wahlspruch: Dominus providebit 1575, dann König, Herzöge, Markgrafen, Fürsten und endlich Edelleute.

Wir lassen zum Schluß das Urtheil des großen Dichters und Geschichtschreibers der Dänen, des Freiherrn Ludwig v. Holberg über die beiden hier in Frage kommenden Persönlichkeiten folgen. Er sagt von Jürgen Rosenkrantz: „Indem diese Anstalten (nämlich zur Krönung Christian's IV. gemacht wurden, starb der zweite von den vier Regierungsräthen (d. h. die Mitglieder der Regentschaft) nämlich Georg Rosenkrantz auf seinem Hofe Rosenholm im dreiundsiebzigsten Jahre seines Alters. Er wurde von dem höchstseligen Könige 1563 zum Reichsrathe gemacht und seit der Zeit war er in allen wichtigen Verrichtungen gebraucht worden, und 1574 ward er Statthalter von Jütland. Er war ein gelehrter Herr; wie denn meistentheils alle aus der Rosenkranzischen Familie gelehrt waren. Der berühmte Holger Rosenkrantz, welcher für den grundgelehrtesten Mann unter Christian IV. gehalten wurde, war sein Sohn."

Ueber den Reichsmarschall Peder Gyldenstiern urtheilt er wie folgt: „Was übrigens die vier Regentschaftsräthe anlanget, so mußte Jedermann gestehen, daß sie die Würdigsten waren, auf deren Schultern diese Bürde gelegt werden konnte; und zum Beweise dessen kann hier dienen, daß Peder Gyldenstiern, welcher damals Reichsmarschall war, sich selbst nicht für fähig und stark genug hielt, eine von diesen Stellen anzunehmen, sondern seine Ansprüche an einen von den andern abtrat: wie wohl er ein Mann von großen Eigenschaften war."

Wie es ein Vorrecht der Dichter ist, die Geschichte nach ihrem Sinne zu modeln und zu gestalten, so pflegen sie auch beliebig die Namen historischer Geschlechter herauszugreifen und für ihre Zwecke zu verwenden. Oft wird dadurch denselben eine Unsterblichkeit gesichert, die ihnen in solchem Maße kaum je zu Theil geworden wäre. Den betreffenden Geschlechtern selbst aber, glauben wir, ist gar wenig mit diesen zuweilen recht zweifelhaften Huldigungen gedient. Hier sind nun die Namen zwei der berühmtesten Geschlechter Dänemarks von dem großen britischen Dichter dazu verwandt worden, die von ihm geschaffenen Urbilder des Hoffschranzenthums zu kennzeichnen, daß sie außer den ihnen geraubten Namen in keiner Beziehung zu diesen Gestalten der Hamlet-Tragödie stehen, möchte diese Abhandlung beweisen.

Die Henniges von Treffenfeld.

Der kurbrandenburgische General Henniges von Treffenfeld, dessen Namen der Kaiser jüngst dem alten märkischen Ulanen-Regiment zum ehrenden Andenken verliehen, war ein geborener Altmärker, und ein Blatt seiner engeren Heimath, das „Salzwedeler Wochenblatt", bringt aus dem Lebensgang des verdienten Kriegsmannes, den Friedrich der Große unter den Heerführern des großen Kurfürsten dicht hinter, ja fast neben dem alten Derfflinger aufführt, eine Reihe von Mittheilungen, welchen wir nachstehende Einzelheiten entnehmen. Jochen Henniges war in Kleucke bei Bismark (Kreis Stendal) als Sohn eines Ackermannes geboren, dessen Erben und Nachfolger noch jetzt den Hof besitzen. Er hütete in seiner Jugend die Viehherde seines Vaters, war aber ein wahrer Ausbund von Tollheit und machte seinen Eltern viel Sorgen, bis er endlich heimlich dem Vaterhause entlief und sich als Soldat anwerben ließ. Von den im Dorfe umgehenden Sagen mögen nur folgende zwei hier angeführt werden: Jochen hatte seine Neigung einer Bauerntochter des Dorfes zugewandt, wurde aber von derselben schnöde abgewiesen. Als er nach Jahren auf seinen Kriegszügen als schmucker Reiteroffizier nach seinem Geburtsort kam, sieht er seine alte Liebe und ruft ihr zu: „Grete, Grete, hätt's doch do ahn!" Sie antwortete treuherzig: „Ja, Jochen, hätt' ick't wußt, ick hätt' do ahn!" Seine alte Mutter aber, die in dem ansehnlichen Reiter ihren Sohn nicht wieder erkannte, erwiderte auf seine Frage nach ihrem Sohne Jochen: „Je was en Utbund, de is wegloopen und drifft sich in de Welt herum!" In den Tagen vor dem Siege bei Fehrbellin führte Jochen Henniges (auch seine Söhne waren dabei) als Oberst-Lieutenant in dem von Mörner'schen Reiter-Regiment einen sehr kühnen gelungenen Zug hinter dem Rücken der Schweden aus, um die Brücken- und Rückzugs-Uebergänge bei Fehrbellin, Kremmen und Oranienburg zu zerstören. Am Schlachttage selbst übernahm er, nachdem Oberst Mörner gefallen war, dessen Regiment und zeichnete

sich durch Kühnheit und Tapferkeit dermaßen aus, daß er noch auf dem Schlachtfelde von seinem Kurfürsten zum Oberst der Kürassiere ernannt und unter dem Namen „Henniges von Treffenfeld" in den erblichen Adelstand erhoben wurde. Es wird erzählt, daß der große Kurfürst, als er den verwundeten Henniges nach der Schlacht gefragt: „Nun, Henniges, wie steht's mit dem Schweden?" und derselbe geantwortet hätte: „Den habe ich im Felde tüchtig getroffen!" — ihm zugerufen habe: „So sollst Du fortan auch Treffenfeld heißen!" — In einer Chronik heißt es ferner: „Es ist diese Ernennung zum Edelmann besonders merkwürdig, weil es die erste Handlung dieser Art des souveränen Fürsten von Preußen ohne Bewilligung des Kaisers war, also eine Feststellung der Unabhängigkeit des Kurfürsten vom Reich." — Hierzu bemerken wir, daß der große Kurfürst nur in seiner Eigenschaft als souveräner Herzog in Preußen diese Nobilitirung vornehmen konnte, als Kurfürst von Brandenburg blieb er wie alle übrigen Kurfürsten dem Reiche unterthan und konnte nicht adeln, da die Verleihung des Adels zu den Reservatrechten des Kaisers gehörte. Nur während eines Interregnums konnten die Kurfürsten von Sachsen und der Pfalz, die abwechselnd in solchen Zeiten das Reichsvikariat führten, Nobilitirungen vornehmen. — Nachdem Henniges von Treffenfeld von seiner Verwundung geheilt war, kämpfte er in des großen Kurfürsten Kriegen in Pommern, vor Stettin, Stralsund und in Preußen mit großer Auszeichnung; vor Tilsit wurde er General (den 30. Januar 1679). Von späteren Kriegsfahrten erfahren wir nichts; Handschriften sind von ihm nicht vorhanden, da der frühere Jochen Henniges die edle Schreibkunst wohl nicht sonderlich geübt haben mochte. Auf seinem Rittersitze Könnigde bei Bismark führte er seit 1679 ein frommes, patriarchalisches Regiment; sein Tod erfolgte 1689. Außer Könnigde besaß er die pommerschen Güter Plestlin bei Demmin und Priemen unweit Anclam. Sein Name blühte fort und war in der Altmark 1710 zu Holzhausen, 1713 zu Carritz, Dobberkau, Könnigde, Neuendorf, Schäplitz und Wollenhagen und nach 1756 zu Wollenhagen und 1769 zu Dobberkau und Könnigde begütert. Im Jahre 1770 starb mit dem Urenkel des Generals dessen männliche Nachkommenschaft aus. Als Wappen führten die Henniges von Treffenfeld: in Blau einen silbernen geharnischten, mit Schwert bewaffneten Arm.

Das skandinavische Seemannsheim in London.

Wie nothwendig die geistliche Arbeit an den Seeleuten in den großen Hafenstädten ist, in denen viele Gefahren für Leib und Seele ihnen drohen, das ist auch in Deutschland jetzt mehr und mehr erkannt worden. Andere seefahrende Völker sind uns in dieser Arbeit vorangegangen; von ihnen können wir lernen, daß dieselbe nicht vergeblich ist; auch der Seemann, der so oft im Rufe der Rohheit und der Sittenlosigkeit steht, ist für Gottes Wort und christliche Liebe zugänglich.

Eine Stätte, da das sich zeigt, ist das skandinavische Seemannsheim in London, begründet und geleitet von der Schwedin Agnes Hedenström, die jetzt mit dem Ingenieur Welin verheirathet ist. Früh der Eltern beraubt, wurde sie in dem Hause eines Verwandten erzogen und zu häuslicher Thätigkeit angeleitet; unter christlichen Einflüssen ernst gerichtet, entschloß sie sich, nachdem sie in Christo das Heil gefunden, dem Herrn an seinen verlorenen Gliedern zu dienen. Sie ging 1875 nach London, um sich für die indische oder chinesische Mission vorbereiten zu lassen, wurde aber durch den Ausspruch des Arztes, daß sie das tropische Klima nicht aushalten könnte, auf einen andern Weg gewiesen.

Sie hörte von der Arbeit, die unter den Seeleuten im Ostende von London in „the Strangers Rest" betrieben wurde, wo man in vier Sälen englische, französische, deutsche und schwedische Seeleute um Gottes Wort sammelte, und entschloß sich, in die Arbeit dort einzutreten. Fast schreckte die verrufene Gegend, wo die Matrosen zu allen Sünden verführt wurden und die Sünde auf offener Straße sich breit machte, sie wieder ab, aber der Eingang, den sie bei den Herzen einiger schwedischen Matrosen fand, wurde ihr ein Fingerzeig Gottes, bei dieser Arbeit zu bleiben. Und ihre Arbeit wurde gesegnet, sie gewann Macht über die schwedischen Matrosen, und der Raum für sie mußte vergrößert werden.

Da aber Strangers Rest den Seeleuten nur zeitweiligen Aufenthalt bot, so mußte sie es mit ansehen, wie die Saat, die dort gesät wurde, wieder erstickte unter den Dornen des Sündenlebens, das dort so üppig wucherte, und so kam ihr der Gedanke, ein Haus zu gründen, wo ihre Landsleute nicht blos Lesezimmer und erbauliche Versammlungen fanden, sondern auch Wohnstätten für längere oder kürzere Zeit, die sie vor Versuchungen bewahrten. So kam das skandinavische Seemannsheim zu Stande, erst in einem Miethsraum, dann in einem eigens eingerichteten fünfstöckigen Hause, das außer den Geschäfts-, Lese- und Versammlungszimmern auch für etwa 200 Logirgäste Raum bietet und natürlich auch eine Wirthschaft enthält, in der spirituöse Getränke aber ausgeschlossen sind.

Dieses Haus hat sich schnell das Vertrauen der Seeleute erworben. Von 2100 Gästen im Jahre 1888 ist die Zahl der Besucher 1889 auf 2934 gestiegen, größtentheils sind es schwedische und norwegische Seeleute, aber auch Matrosen anderer Nationen finden sich ein; ebenso suchten einige hundert skandinavische Auswanderer dort eine Ruhestelle auf ihrer Fahrt. Im Verwaltungszimmer herrscht viel Verkehr und lebhafte Thätigkeit. Etliche deponiren dort ihre Sachen, andere zahlten Gelder zur Heimsendung (1889 etwa 190000 Mark) oder zur Auf-

bewahrung ein, andere holen sich ihre Briefe ab, wieder andere fragen nach Stellen auf Schiffen 2c. In den Sälen finden sie Bücher zum Lesen, Gelegenheit, Briefe zu schreiben, oder sonst Beschäftigung und Unterhaltung, Abends finden religiöse Versammlungen statt, oder Concerte oder Discussionen, kurz alles, was geschehen kann, um die Seeleute vor leiblichem und sittlichem Verderben zu bewahren und ihnen heilsame Eindrücke zu hinterlassen, das geschieht hier. Zu Weihnachten wird ein großes Fest gefeiert mit Ansprachen, Bewirthung und Gabenvertheilung unter den Strahlen einer nordischen Weihnachtstanne; viele Hände in England und den skandinavischen Ländern haben sich lange vorher dazu geregt.

Frau Hedenström-Welin waltet unter den Seeleuten, „ihren Kindern“, wie eine Mutter, energisch in ihrem Thun, herzandringend in ihrem Wort, mit eigenthümlicher Gewalt über die wetterharten Seeleute begabt. Mancher hat es da gemerkt, daß er auch einer war, der von Jerusalem nach Jericho zog und unter die Mörder fiel, daß es aber auch für ihn eine barmherzige Samariterhand gab, die seiner pflegte und ihn schützte vor sich selbst wie vor der Verführung draußen.

Mögen auch für unsere deutschen Seeleute sich mehr und mehr solche Samariterhände und Samariterherzen finden, damit sie durch Wort und Walten in der Fremde an die Heimath erinnert und durch Gottes Wort und unermüdliche Liebe bewahrt bleiben unter den Gefahren der Fremde für die ewige Heimath!

Ev. Kirchl. Anz. v. Berlin.

Genealogisches Taschenbuch der adeligen Häuser.

Der soeben erschienene Jahrgang 1891 dieses Adels-Taschenbuches bringt als Titelwappen das Wappen der Familie von Caprivi, und auf 620 Seiten den Personalbestand von fast 600 Geschlechtern, von denen 202 zum ersten Male aufgenommen sind. 2 Ahnentafeln und über 40 Stammtafeln, bezüglich ältere Generationen einzelner Geschlechter, sind dem Bande diesmal einverleibt, so daß derselbe wieder eine große Menge bisher noch nicht publicirten Materiales zur Genealogie der Adelsfamilien darbietet. An norddeutschen Familien finden wir in dem Jahrgange rund 140, zum größten Theile preußische Geschlechter, aus denen wir die folgenden durch Stammtafeln bereicherten hervorheben: Abercron, Ahlersfeld, Berken, Bobers, Bode, Böttticher, Finckh, Frantzius, Haustein, Koch, Reichenbach, Scheele und Schiller; andere bekannte Namen wie: Bitter, Caprivi, Esmarch, Frege, Gilgenheimb, Hase, Machui, Maubeuge, Prillwitz, Quistorp 2c. treffen wir unter den bereits früher aufgenommenen und jetzt wiederholten Familien an. Aus den badischen Geschlechtern erwähnen wir: Chelius und Scheffel, aus den bayerischen die Bildhauer und Erzgießerfamilie Miller, und die Tarnóczy, aus den württembergischen: Reinhardt, Kiderlen-Wächter und die 34 Druckseilen einnehmende interessante Familie Ow (Au), aus den österreichischen: Daublebsky von Sterneck, Födransperg, Haymerle und Liszt, welcher letzteren Familie der verstorbene berühmte Tondichter, der Abbé Franz Ritter von Liszt, angehört.

Literatur.

Anzeiger des germanischen Nationalmuseums. 1890. Nr. 6 — November und December.

Inhalt: I. Chronik des germanischen Museums. — Stiftungen. — Neu angemeldete Jahresbeiträge. — Einmalige Geldgeschenke. — Zuwachs der Sammlungen. — Fundchronik. — II. Mittheilungen aus dem germanischen Nationalmuseum; Bogen 13—15: Die Kaiserurkunde des germanischen Nationalmuseums. IV. Vom Tode Ruprechts bis zur Wahl Karls V. 1410—1519. Von Dr. Heinrich Wendl. — Register zum Jahrgang 1890 der Mittheilungen aus dem germanischen Nationalmuseum. — III. Katalog der im germanischen Museum befindlichen Originalsculpturen Bogen 10—12 nebst Tafel XIII.—XVI.

Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde, Organ des Vereins „Herold“ zu Berlin. XXII. Jahrgang. Nr. 1. Januar 1891.

Inhalt: Bericht über die Sitzungen vom 18. November und 2. December 1890, sowie über die Generalversammlung des Vereins Herold am 2. December 1890. — Berichtigung. — Wie soll der heraldisch-genealogische Schriftsteller arbeiten? — Wappenbrief und Aufschwörungen der Grafen von Nassau und Herren von Eppstein. — Brandenburgisches Wappen. — Mittelalterliche Siegel von Christburg und Schöneck in Westpreußen. — Bildniß und Ahnenwappen des Kanonikus Kaspar von Kobrinck im Dom zu Lübeck. (Mit einer Tafel). — Bücherschau u. s. w.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XVII. Jahrgang. Nr. 16. 17. Januar 1891.

Inhalt: Ein neues Geschlecht, Roman von H. v. Dedenroth (Fortsetzung). — Fürstliche Minnesänger. III. Markgraf Otto mit dem Pfeile von Brandenburg, von O. S. (mit Abbild.) — Morkusko, Ein romantischer Sang vom Spreewald, von Ewald Müller (Fortsetzung). — Kleine Mittheilungen: Schloß Wrangelsburg. — Der Name Klytz. — Treffende Antwort. — Verein für Volkskunde. — Büchertisch: Kaiser Wilhelm II. (mit Abbild. u. s. w.).

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 4. Februar 1891. **Nr. 5.**

Pommersche Genossenschaft.

An Stelle des Rechtsritters: Wirklichen Geheimen Raths und Staatssecretairs des Reichsschatzamts Freiherrn Helmuth von Maltzahn, welcher das Amt als Werkmeister der Pommerschen Genossenschaft niedergelegt hat und aus dem Convente derselben ausgeschieden ist, ist in der Conventssitzung am 10. December v. J. der Rechtsritter: Kammerherr von der Osten, auf Penkun, zum Werkmeister der Genossenschaft gewählt worden.

Von Gaza nach Hebron und Bethlehem.

Wenn Du, lieber Leser, nicht erst jüngst ein Abonnent dieses Blattes geworden bist, und wenn Du nota bene die Mainummern des vorigen Jahrganges auch pflichtschuldigst gelesen hast, dann hast Du mich schon auf einer Reise begleitet, von Beirut zu Schiff nach Jaffa, von da zu Roß bis vor Gaza. Dort vor Gazas Rhede haben wir uns zu vorläufigem Abschiede die Hände gedrückt.

Nun lade ich Dich zur Fortsetzung der Reise ein. Es thut gewiß nicht noth, daß ich mit einer captatio benevolentiae beginne, Dich für unsere Reise erst zu animiren suche. Ein Besuch der alten Philisterstadt Gaza, eine Reise durch die Philisterebene hinauf zu Judas Höhe nach der ältesten Stadt Palästinas Hebron, nach der lieblichsten Stadt Bethlehem, — diese Namen schon versprechen eine interessantere Fahrt als eine solche nach Berneck oder in den Harz.

Kennst Du Deine Reisegesellschaft? Sieh, da bin zuerst ich, ein ferienlustiger Schulmeister und Pastor zugleich; ich mache Dir eine europäische Verbeugung. Da ist weiter Machmud, der Repräsentant der türkischen Militärmacht; er grüßt Dich orientalisch, indem er sich nicht allein verbeugt, sondern auch noch die rechte Hand der Reihe nach auf Stirn, Augen, Mund und Brust legt, womit er Dir sagen will: „Mein Herz schlägt für Dich, meine Augen fragen nach Deinen Befehlen, meine Stirn denkt an Dein Wohl, mein Mund will Dein Lob verkündigen; ich bin Dein Knecht." Dort steht endlich noch bei den Pferden der dienstwillige Knappe oder Roßknecht, hier zu Lande Mukari oder Muker genannt. Nun bitte ich Dich aber nur um Eines, nenne mich in dieser unserer arabischen Gesellschaft nicht Pastor, sondern arabisch Chouri, denn arabischen Ohren klingt Pastor gar zu unrespektierlich; bass heißt nämlich „nur" und tor „Ochse", welche Zusammenstellung nicht schmeichelhafter wird, wenn jener Diener des Bethlehemer Pastor im Eifer für seines Herrn Ehre hinzufügt: „Ja das ist aber ein Europäischer", — er meinte „ein europäisches Wort".

Noch sehen wir nichts vom landeinwärts gelegenen Gaza. Wir haben auf der Uferhöhe bei einer Cisterne Halt gemacht angesichts des Meeres. Da unten wälzen die Wogen über verborgene Felsriffe an die Sanddüne und rauschen das ewig gleiche Lied, das uns doch so verschieden klingt, als unsere Seele verschieden gestimmt ist, von Freude oder Sehnsucht oder geheimem Weh durchzogen. Mir klingt er wehmüthig des Meeres Sang, denn ich habe die üble Angewohnheit, in solch fremder Umgebung das Heimweh in mir hausen zu lassen. „Aber nur nicht sentimental", rief Bürger, da setzte er sich und dichtete: „Leonore fuhr ums Morgenroth empor aus schweren Träumen". Sieh, den braunen Kindergestalten da unten, die sich lachend und kreischend von den heranstürzenden Fluthen überlaufen und umwerfen lassen, klingt das Meerrauschen durchaus nicht melancholisch. Und was mag das Meerlied in seinem ewig gleichen Tone, nur durch den Rythmus vom sanftgetragenen Adagio bis zum wild sich überstürzenden Presto vermannigfaltigt, auf die Meerkrabben für einen Eindruck machen, welche dort unten in respektvoller Entfernung von den badenden Knaben am Strande sich sonnen und das Meerlied Tag und Nacht hören? Du lächelst über diesen Gedanken und schaust mich bedenklich von der Seite an. Ja ich weiß freilich keine Antwort darauf, aber Schopenhauer giebt Dir eine. Du weißt, er philosophirt: „Je näher dem Unbewußtsein, desto glücklicher und in sich still vergnügt. Glücklicher als der Mensch ist der Affe, viel glücklicher noch die Kaulquappe und die Auster".

(Fortsetzung auf Seite 27.)

Summarische Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens im Jahre 1890 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Kranken- und Siechenhäuser	Zahl der Kranken und Siechen				Davon sind: gestorben				geheilt				ungeheilt oder nur gebessert				ult. 1890 in d. Behandl. verblieben			
		Männer	Frauen	Kinder	Summa	Männer	Frauen	Kinder	Summa	Männer	Frauen	Kinder	Summa	Männer	Frauen	Kinder	Summa	Männer	Frauen	Kinder	Summa
1.	Sonnenburg	218	190	54	462	7	8	2	17	163	144	37	344	20	16	5	41	28	22	10	60
2.	Polzin	267	169	81	517	11	7	2	20	228	151	64	443	6	1	1	8	22	10	14	46
3.	Gr.Lichterfelde	146	—	144	290	13	—	—	13	58	—	144	202	—	—	—	—	75	—	—	75
4.	Pr. Holland	196	63	28	287	18	6	5	29	147	46	16	209	8	5	5	18	23	6	2	31
5.	Gerdauen	181	69	30	280	11	3	1	15	142	48	24	214	3	5	1	9	25	13	4	42
6.	Bartenstein	151	62	11	224	10	7	—	17	123	44	10	177	4	2	1	7	14	9	—	23
7.	Neidenburg	178	74	16	268	16	11	2	29	132	46	11	189	12	10	3	25	18	7	—	25
8.	Landsberg	125	45	9	179	7	4	—	11	97	34	9	140	10	2	—	12	11	5	—	16
9.	Heiligenbeil	164	75	29	268	10	4	2	16	128	48	23	199	2	4	—	6	24	19	4	47
10.	Jüterbog	173	27	14	214	10	1	2	13	133	22	8	163	6	2	—	8	24	2	4	30
11.	Neuruppin	250	111	10	371	11	10	1	22	205	83	7	295	9	2	1	12	25	16	1	42
12.	Stendal	359	104	28	491	24	12	1	37	294	77	24	395	4	6	1	11	37	9	2	48
13.	Pritzwalk	215	32	2	249	17	5	—	22	152	24	2	178	9	1	—	10	37	2	—	39
14.	Züllichau i. d. Neum.	129	104	15	248	5	4	—	9	91	64	13	168	15	27	2	44	18	9	—	27
15.	Züllchow	477	98	13	588	38	17	2	57	359	63	10	432	18	6	—	24	62	12	1	75
16.	Lauenburg	138	58	18	214	10	5	4	19	109	42	6	157	1	2	4	7	18	9	4	31
17.	Erdmannsdorf	108	110	21	239	12	18	4	34	74	72	15	161	7	2	1	10	15	18	1	34
18.	Reichenbach	154	92	12	258	10	8	1	19	104	66	4	174	20	15	4	39	20	3	3	26
19.	Falkenberg	153	57	—	210	7	7	—	14	99	35	—	134	17	8	—	25	30	7		37
20.	Neusalz a. d. O.	86	56	13	155	10	7	—	17	58	40	10	108	6	3	1	10	12	6	2	20
21.	Pleß	217	67	6	290	13	7	3	23	194	51	3	248	2	1	—	3	8	8	—	16
22.	Saarau	175	66	31	272	6	3	3	12	136	57	24	217	9	4	1	14	24	2	3	29
23.	Glatz (Siechenh.)	5	9	—	14	2	1	—	3	—	—	—	—	2	1	—	3	1	7	—	8
24.	Tirschtiegel	59	30	—	89	6	3	—	9	39	24	—	63	4	3	—	7	10	—	—	10
25.	Pinne	72	41	17	130	7	2	2	11	46	26	10	82	10	9	4	23	9	4	1	14
26.	Fraustadt	202	81	11	294	16	9	3	28	159	55	6	220	12	8	2	22	15	9	—	24
27.	Murawana-Goslin	19	8	3	30	—	—	—	—	13	4	1	18	3	3	—	6	3	1	2	6
28.	Pakosch	29	9	1	39	1	1	—	2	26	7	—	33	2	1	1	4	—	—	—	—
29.	Mansfeld (Siechenh.)	23	12	—	35	1	1	—	2	—	—	—	—	1	—	—	1	21	11	—	32
30.	Genthin	172	37	5	214	14	5	2	21	103	21	—	124	31	8	2	41	24	3	1	28
31.	Plön	21	31	23	75	1	2	2	5	13	22	14	49	2	3	2	7	5	4	5	14
32.	Dannenberg	198	112	68	378	8	9	9	26	155	82	54	291	18	13	3	34	17	8	2	27
33.	Altena	124	47	10	181	8	8	—	16	91	27	7	125	—	—	—	—	25	12	3	40
34.	Oeynhausen	149	165	36	350	—	—	—	—	130	141	35	306	19	24	1	44	—	—	—	—
35.	Lippspringe	89	62	5	156	—	1	—	1	—	—	—	—	89	61	5	155	—	—	—	—
36.	Dierdorf	79	33	13	125	8	7	—	15	52	16	10	78	8	5	1	14	11	5	2	18
37.	Plochingen	52	17	—	69	2	—	—	2	49	14	—	63	—	—	—	—	1	3	—	4
38.	Schwäbisch-Hall	—	—	19	19	—	—	—	—	—	—	12	12	—	—	—	—	—	—	7	7
39.	Ludwigslust	349	—	35	384	22	—	—	22	276	—	24	300	7	—	1	8	44	—	10	54
40.	Riesa	94	37	12	143	6	3	2	11	71	29	9	109	8	3	1	12	9	2	—	11
41.	Niederweisel	68	57	15	140	1	3	—	4	53	42	8	103	5	6	3	14	9	6	4	19
42.	Beirut	266	148	110	524	12	6	1	19	133	85	68	286	100	43	30	173	21	14	11	46
	Summa	6330	2665	968	9963	391	215	56	662	4635	1852	722	7209	502	315	87	911	795	283	[illegible]	1181

№	Namen der Kranken- und Siechenhäuser	Gesammtzahl der Kranken-Verpflegungstage und zwar pro: Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	October	November	December	Summa	Die tägliche Durchschnittszahl der verpflegten Kranken und Siechen beträgt	Die Zahl der Tage, die durchschnittlich jeder Kranke in der Anstalt gewesen ist, beläuft sich auf	Zahl der vorhandenen Kranken- und Siechenbetten
1.	Sonnenburg	1655	1384	1639	1695	1925	1952	1907	1834	1745	1491	1351	1616	20224	55	44	70
2.	Polzin	1396	1295	1564	1373	2076	3137	3317	2835	1779	1255	1333	1379	22739	62	44	90
3.	Gr.Lichterfelde	2119	2052	2328	2297	2645	3347	4875	3891	2942	2808	2460	2407	34171	94	118	130
4.	Pr. Holland	1202	1123	1132	907	878	871	933	806	629	668	813	1056	11024	30	38	58
5.	Gerdauen	1361	1225	1255	1150	1078	1040	1129	1091	962	1062	1048	1197	13598	37	49	54
6.	Bartenstein	650	667	768	523	534	501	524	518	548	750	428	603	7044	19	31	50
7.	Neidenburg	691	699	712	567	608	656	566	740	583	765	806	859	8252	23	30	43
8.	Landsberg	599	465	500	526	515	542	704	646	600	439	350	500	6386	17	36	30
9.	Heiligenbeil	1436	1383	1533	1362	1540	1237	1508	1371	1387	1357	1285	1443	16842	16	63	62
10.	Jüterbog	715	747	719	623	446	566	446	460	561	608	564	751	7206	20	34	32
11.	Neuruppin	1403	952	1238	1246	1230	1096	1229	1379	1157	1155	1187	1187	14459	40	39	40
12.	Stendal	1723	1403	1391	916	1135	1175	1045	1047	1080	1045	1124	1337	14421	40	29	60
13.	Pritzwalk	1024	790	752	561	655	442	526	561	522	626	668	914	8041	22	32	65
14.	Züllichau i. d. Neum.	533	491	540	524	506	324	297	486	274	532	410	777	5694	16	23	40
15.	Züllchow	2486	2090	2670	2197	2006	1860	2042	1845	1651	1804	2195	2286	25132	69	43	96
16.	Lauenburg	502	540	778	607	611	695	639	711	736	729	651	775	7974	22	37	40
17.	Erdmannsdorf	1255	966	1275	1328	965	1120	1239	1014	1012	737	727	931	12569	34	53	80
18.	Reichenbach	586	660	578	613	623	705	679	506	582	665	668	803	7668	20	30	46
19.	Falkenberg	895	727	727	706	456	507	618	591	597	616	853	1109	8402	23	40	60
20.	Neusalz a. d. O.	707	494	524	408	378	355	353	329	266	314	507	615	5250	14	34	41
21.	Pleß	1013	728	737	674	756	742	816	731	581	537	446	628	8389	23	29	42
22.	Saarau	672	547	456	271	433	318	455	505	404	535	417	750	5763	16	21	36
23.	Glatz (Siechenh.)	310	280	296	278	307	270	310	310	277	310	256	262	3466	10	248	13
24.	Tirschtiegel	230	165	240	226	119	81	110	109	91	183	262	316	2132	6	21	19
25.	Pinne	593	578	578	460	447	503	580	442	536	585	440	407	6149	17	47	20
26.	Fraustadt	692	557	528	494	533	502	437	372	289	414	571	749	6138	17	20	20
27.	Murawana-Goslin	137	74	109	64	93	68	112	95	91	64	80	50	1037	3	35	10
28.	Pakosch	190	134	81	35	151	269	341	185	30	—	—	—	1416	5	36	15
29.	Mansfeld (Siechenh.)	961	868	961	964	984	938	989	961	969	992	960	992	11539	32	330	32
30.	Genthin	739	651	673	643	710	664	668	505	556	431	454	626	7323	20	34	30
31.	Plön	87	101	196	171	248	414	327	284	150	132	128	304	2542	7	34	29
32.	Dannenberg	910	800	772	885	988	608	795	800	805	913	781	804	9861	27	26	37
33.	Altena	946	830	1002	927	907	973	990	916	828	1029	1202	1265	11815	32	65	50
34.	Oeynhausen	—	—	—	—	1155	2471	2666	2587	2009	—	—	—	10888	79	31	86
35.	Lippspringe	—	—	—	—	652	1155	624	1268	636	65	—	—	4400	24	28	41
36.	Dierdorf	528	400	461	456	503	544	656	603	583	555	531	539	6359	17	50	20
37.	Plochingen	185	139	178	91	97	89	70	37	38	42	109	127	1202	3	17	38
38.	Schwäbisch-Hall	—	—	—	—	—	—	26	197	167	179	154	179	902	5	47	18
39.	Ludwigslust	1363	851	982	1040	1063	1043	1070	1045	976	943	1012	1369	12757	35	33	36
40.	Riesa	440	266	323	229	269	309	338	394	428	317	249	386	3948	10	28	26
41.	Niederweisel	556	446	545	437	449	434	465	510	449	389	434	502	5616	15	40	20
42.	Beirut	1313	1345	1445	1255	1245	1265	1001	1195	1216	1269	1432	1448	15429	42	29	63
	Summa	34803	29919	33186	29729	32919	35786	38422	36742	31722	29313	29346	15429	396167	1085	40	1888

Anmerkung: Durch die Aerzte des Krankenhauses zu Beirut sind, außer den in diesem Hause selbst behandelten 521 Kranken, im Laufe des Jahres 1890 noch 8837 poliklinische Consultationen in dem zum Hause gehörigen Ambulatorium unentgeltlich ertheilt, auch die Patienten zum großen Theile mit freier Medicin versehen worden.

Und in diese letztere Species reiht sich ja wohl auch die Meerkrabbe ein. Nun weißt Du es also, sie ist stillvergnügt die Meerkrabbe in ihrem nichtsbewußten Gefühle, sie kennt kein himmelhoch jauchzend, kein zum Tode betrübt und läßt ihr Behagen durch den Sirenengesang der Meereswogen nur verdoppeln. Oder glaubst Du nicht daran? Aber Arthur Schopenhauer hat es doch gesagt! Autos efa!

Zwar die Pferde thun mir nicht den Gefallen zu scharren „mit freudigem Hufe" und mir dadurch einen passenden Anknüpfungspunkt für unseren Aufbruch an die Hand zu geben. Sie hängen müde die Köpfe und schlagen nur zuweilen nach einer besonders zudringlichen Stechfliege aus. Aber seien wir nicht vergeblich zu Schopenhauer in die Schule gegangen! Ueben wir uns im Gedankenlesen der Pferde, auf das nicht einmal ein Cumberland verfiel, fassen wir das Ausschlagen für den „unbewußten" Ausdruck ihrer Lust zur Weiterreise und schwingen wir uns in die Sättel! Noch ist von Gaza nichts zu sehen, und Machmud erklärt auf die Frage: „Wie weit ist es noch zur Stadt?" durch Wort und pantomimisches Erheben des Zeigefingers: „Eine Stunde". Keine süße Botschaft für die zerissenen Glieder im Hinblick auf die sich vor uns aufthuende Sandstrecke, die „langsamen Schritt" gebietet. Doch der Perser hat ein gutes Sprüchwort: innis begüzered „auch dieses geht vorüber". Keine Erfrischung, nicht einmal einen Kaffee bot der Strand, so nehmen wir diese Pille Hafisischer Weisheit ein, — und sie wirkt! So sei sie allen Reisegefährten seufzend in Reisebeschwerden aus unserer Reiseapotheke hiermit gratis verabreicht. Recipe, probatum est!

Schon sind wir eine halbe Stunde durch den lockeren Sand gezogen; schmale Linien, die Wege trippelnder Esel, würdevoll schreitender Kamele zeichnen uns den Weg, und wir haben die unschwere Wahl, — lockerer Sand ist überall. Wohin Du schaust, nichts als sonnendurchglühter Sand. Hier ist mehr als genug Sand aufgespeichert für die Diplomaten der ganzen Welt, wie sie ihn brauchen nicht allein über ihre Aktenstücke, sondern um ihn der Welt in die Augen zu streuen. Ein gedoppeltes „Marhaba!" schreckt uns aus unseren Reflexionen. Ein Gruß ist es, welchen uns zwei Passanten bieten, die auf eines einzigen Eseleins schmalem Rücken hinter einander sitzen. Ein bedenklicher Gruß für unsere Situation! Denn er heißt wörtlich: „Weite wünsche ich Dir". Und wir wünschen doch nichts weniger als weitere Weite des Sandgebietes um und vor uns. Aber der Gruß ist gut gemeint. Er behandelt uns als Nomadenfürsten, und als solche dürfen wir uns schon „Weite, Ausdehnung unseres Weidegebietes" gefallen lassen.

Endlich, endlich steigt vor uns Gaza auf von schlanken, weißschimmernden Minarets und Palmenwipfeln überragt. Entzückt hängen unsere Augen an diesem Bilde. Du solltest nur erst viele Stunden lang nichts als nackten, blendenden Sand zur Augenweide gehabt haben, um unser Entzücken zu begreifen. Ja das ist eine schöne Erfüllung des Spruches: „Das Beste kommt zuletzt. Denn die Stadt im grünen Schmucke vor uns winkt zugleich als Ziel der Ruhe für einige Tage.

Kein Thor wehrt uns den Eingang zur Stadt; sie ist ganz ohne Mauer oder Befestigung trotz der nahen freien Beduinen. Durch enge Straßen, auf welche sich alle Läden und Werkstätten öffnen, wie wenn die Straße ein langer Hof wäre, reiten wir, umdrängt von einem bunten Völklein und regem Treiben in die Stadt ein. Hier lebt und webt reiner, unvermischter Orient. Nur zwei Europäer wohnen meines Wissens in dem immerhin 15 000 Einwohner zählenden Städtchen: das ist der englische Missionsarzt und der Missionar selbst, ein lieber deutscher Landsmann, dessen Familie mein Besuch galt. Darum halten wir uns jetzt nicht auf im interessanten Getriebe der Straßen, sondern steuern vorbei an „Schiffen der Wüste", die mit schwankenden Balken auf dem Rücken apathisch ihren Weg suchen oder vor einem Freßsack „verankert" in der Straße liegen, und laufen ein in das Missionsgehöft, um uns in einem traulichen Deutschen Familienheim zu verankern. Als ungesehener Tarnkappenmann darfst Du, lieber Leser, sans gêne mit eintreten.

Hochstämmige Dattelpalmen, wie in Reih und Glied am Wege aufgestellt, beugen im „Abendwinde" ihre elastischen Wedel, sie bieten uns Fremdlingen den ersten Gruß. Weit weniger elastisch schwinge ich mich aus dem Sattel und sage ihm für heute Valet von „ganzer" Seele, aber zerschlagenem Körper. Aber das Haus liegt so still und stumm. Ein dienstbarer Geist führt uns in die mit rothen Steinfliesen bedeckte Halle. Da sind wir allein. Du kannst Dich, lieber Gefährte, umsehen und die guten Sprüche Dir einprägen, welche die Wände schmücken, Du brauchst ja keine Toilette zu machen in Deinem „unbewußten" unsichtbaren Zustande. Ich aber zupfte indeß an meinen Kleidern herum, die von der langen Fahrt wenn auch nicht abgerissen, so doch stark abgereist sind. Aber wo bleibt der Hausherr? Kommt er nicht, uns zu bewillkommnen? Weißt Du, das Sprüchwort sagt: „Ein Jeder ist seines Glückes Schmied", aber noch viel öfter ist er sein eigener Pechsieder. Und während ich mir in der rothen Halle die staubigen Gamaschen abknöpfe, komme ich mir als ein in letzterem Handwerk des Pechsiedens besonders begabter Lehrjunge vor. Denn denke Dir, meine Gastfreunde sind eine ganze Cavalcade, vier Reisige hoch, auf dem Landwege nordwärts geritten, um den Gast mit unverdienter Ehre zu empfangen. Ich Unglückswurm muß aber gerade den wenig begangenen Weg längs des Meeres wählen. Nun warten meine Gastfreunde draußen auf einem Sandhügel, während ich schon durch ein Hinterthürchen ins Haus geschlüpft

bin. Das ist die bittere Botschaft, welche uns in süßen, langentbehrten deutschen Lauten zugetragen wird von der lieben Hausfrau, die inzwischen erschienen ist, erstaunt über mein Alleinsein. Sie gießt, als sie meinen Kummer merkt, wohl besänftigendes Oel auf mein wogendes Gemüth. Aber es kommt der brausende Aerger doch immer wieder obenauf. Schon senken sich die Schatten der Nacht, da trappelt es im Hofe, und nun erst finden meine heimkehrenden Gastfreunde den, der sich unbewußt ihrer Ehreneinholung entzogen. „Unbewußt", aber darum auch „stillvergnügt"? Doch Valet nun auch euch Selbstvorwürfen. Mensch, ärgere Dich nicht, sondern freue Dich des wohligen Heims, das Du hier gefunden! Laß Dirs wohl sein nach der Wüstenreise in der Oase einer deutschen Häuslichkeit!

Jetzt kommt etwas Englisches, das wir uns aber auch in einem deutschen Hause sehr wohl gefallen lassen dürfen: das ist ein englischer Thee. Im Theebereiten und Länderschlucken sind uns die Engländer nun einmal über. Nachdem der Durst in Wasser und Thee ertränkt, hätte der Leib nur noch ein Verlangen, ein glühendes Verlangen nach einem kühlenden u. s. w. Bade. Aber wo ein solches nehmen, da kein Flüßchen, nicht einmal ein Bächlein durch Gaza rinnt? Indeß ich wage doch schüchtern eine Andeutung meines Wunsches. Und wirklich, er findet Bewässerung. Da ist ja auf allen größeren Grundstücken neben dem tiefen Brunnen ein großes steinernes Wasserreservoir, von dem aus der Garten bewässert wird. Das bietet zugleich eine herrliche Badegelegenheit. Zwar soll ein Bad vor Schlafengehen den Schlaf verscheuchen. Aber um Schlaf ist mir diesmal nicht bange, nachdem ich in der voraufgehenden Nacht ihn selbst verscheucht.

Hell blinkt am Morgen ein Sonnentag zum offenen Fenster herein; er ist auch ein Sonntag. Bald klingt ein Glöcklein wie alle Morgen. Aber sonst ruft sein Schall die Kinder zur Schule: „Kommt herbei, kommt herbei, laßt uns lernen mancherlei". Heute indessen ruft sein heller Ton über die Stadt hin: „Kommet Alle, kommet her, kommet ihr betrübten Sünder. Jesus rufet euch, und Er macht aus Sündern Gottes Kinder." Wie heimathlich berühren einen Christen diese Glockentöne inmitten einer Stadt, über welche sonst nur der näselnde Ruf des Muezzin von den Minarets herabtönt. Dies Glöcklein in Gaza erweckt in uns die tiefen Empfindungen des Uhland'schen Liedes: „Das ist der Tag des Herrn! Noch eine Morgenglocke nur; nun Stille nah und fern." Das Glöcklein hat nicht umsonst gerufen. Sonntäglich gekleidete Männer und Frauen lösen sich von dem muhamedanischen Alltagsleben der Straßen und kommen auf den Missionshof. Wir treten mit ihnen in den Saal, der in der Woche eine muntere Kinderschaar als Schule aufnimmt, heute aber als Betsaal die Andächtigen umfängt. Sanfter Orgelton empfängt uns; er entquillt einem gutgespielten Harmonium und hat für uns Deutsche wie für die arabische Gemeinde die gleiche Sprache. Vielleicht verstehen wir seine Sprache besser als die Gemeinde um uns her. Nun aber der Gesang beginnt, wechselt die Lage. Jetzt versteht die Gemeinde, aber wir nicht. Denn der Gesang ist natürlich arabisch. So haben wir Zeit uns ein wenig umzusehen. Ja nicht allein der Gesang, sondern auch der rothe Vorhang, der die Gemeindeplätze in männliche und unsichtbar weibliche theilt, zeigt uns an, daß wir nicht in märkischen oder schwäbischen Dorfkirchlein, sondern im muhamedanischen Orient sind. Jetzt beginnt die Liturgie. Ihren Sinn können wir verfolgen, denn es wird uns ein Prayerbook in die Hand gedrückt, aus welchem die arabische Liturgie einfach übersetzt ist. Darauf folgt die arabische Predigt, welche unser Gastfreund, der Pastor, hält. Auch ihr Inhalt entgeht mir leider. Aber das einfach würdige Handeln des Pastors, seine Rede ohne Kanzelton und gemachten Gestenwurf wirkt erbaulich. Und nun hatte ich mir eben selber eine Predigt — das sind ja die besten, die man sich selber hält. — Ihr Text lautet: „Lobe den Herrn, meine Seele." Ich habe ja überreichlich Grund, über die Freundlichkeit Gottes nachzudenken und nachzudanken, welche mich diese schöne, interessante Reise machen, mich so liebe Gastfreunde finden ließ.

Das Ganze war ein schöner Gottesdienst. Trotzdem eine für Kirchenschlaf mehr als günstige Sommerhitze uns umbrütete, sah ich doch keinen der Zuhörer nicken, was in kühleren Breitegraden Deutschlands nicht zu den Seltenheiten gehören soll.

Auch der Nachmittag vereinigt uns nochmals in der Kapelle. Nun aber geht es auf den Abend zu. Die Sonne zum Horizont geduckt ist zahmer geworden. Wir brauchen uns nicht mehr vor ihrer Grimmigkeit zu fürchten. So laß uns noch in dem anderen Buch Gottes lesen, in Seiner Natur. Laß uns gehen vor die Stadt in einen der Gärten, die mit üppigem Grün die Stadt umrahmen. Wir haben einen gefälligen Führer bei uns, den Missionsapotheker. Ueber einen kahlen muhamedanischen Friedhof führt unser Weg. Kein Baum, kein Strauch ziert diese Todtenstätte, kein Zaun schließt sie vom lärmenden Alltagsleben ab. Wie überall im Orient ist der Friedhof offen für Menschen und Vieh. Die Kinder spielen schreiend darauf, Hunde lagern friedlich an den Grabsteinen oder spielen die „feindlichen Brüder". Fußwege führen kreuz und quer zwischen den großen Steinplatten, welche die Gräber beschützen gegen nächtliches Graben der Hyänen. Vom Friedhof weg führt unser Weg uns weiter zwischen hohen Cactushecken, in deren Schatten wir uns drücken. Aber bald ist das Ziel erreicht. Durch ein Thor müssen wir fast gebückt hindurchschreiten. Dann aber schauen wir uns das Thor nochmals an. Ist das nicht kurios? Das Thor ist aus Quadern gebaut,

nach oben in einen zweimannshohen gothischen, richtigen arabischen Bogen auslaufend. Aber die obere Mannshöhe ist mit Holz und lehmbeworfenen Stäben unschön zugebaut. Mit einem großen Fragezeichen suchen unsere Augen unseren freundlichen Cicerone, ein Landeskind. „O“, erklärt er, „das ist von wegen der Beduinen. Die wissen nicht recht das Mein und Dein zu unterscheiden und reiten gern in die Gärten, um die Pferde vom Grün des Gartens naschen zu lassen“. Aber noch ist aus unserm Fragezeichen kein Ausrufezeichen der Befriedigung geworden. „Aber“, erwidern wir, „dazu ist dies offene Thor denn doch nicht niedrig genug. Wo wir durchgehen konnten, kann doch auch ein Pferd mit gesenktem Kopf durchkommen, wenn der Reiter abgestiegen ist“. „J“, ruft der Apotheker lachend aus, „da kennt Ihr unsere Beduinen schlecht. Vom Pferde abzusteigen und es am Zaume hinter sich hereinzuführen, dazu ist der Beduine zu stolz. Kann er nicht hoch zu Roß in den Garten kommen, so bleibt er lieber draußen vor der offenen niedrigen Thür“. Nun wissen wir es also! Das ist doch eine stolze Sorte von Spitzbuben, diese Beduinen.

Jetzt sieh Dich im Garten um! Welch' ein Bild südlicher Fruchtbarkeit! Goldig schimmert es aus den Bäumen: Citronen, manche Arten von Orangen, Pomeranzen. Du glaubst im Garten der Hesperiden zu wandeln. Und was da am Boden „kreucht“ — ich bin leider nicht genug Botaniker, das sattsam zu würdigen und zu beschreiben. Aber was da vom Boden „fleucht“, das können wir beurtheilen. Sieh', da rankt vom Boden bis in die höchste Spitze dieser Sykomore ein Weinstock. Von oben hängen seine Zweige beschwert von einer Fülle duftig blauer Trauben. Lüstern wie der Fuchs in der Fabel stehen wir unter dem Baum. Die Trauben sind leider zu hoch. Indeß, warum sollen wir wie der Fuchs resigniren? Der Besitzer des Gartens kann wohl eine Leiter anlegen; das Herabholen besorgen wir dann selber. Hat er uns doch eben mit freundlichem fatal sich selbst sammt seinem Garten uns zu Füßen gelegt. Aber wieder lächelt der Apotheker: „Die würden Ihnen wenig behagen. So verlockend diese Trauben aussehen, sie sind wirklich sauer, sie wachsen auf einem wilden Weinstock und werden nur zu Essig verwendet.“ So müssen wir doch wie der Fuchs den Trauben den Rücken kehren, aber nicht mit der lügenhaften Entschuldigung, sondern mit der wahren Erklärung auf den Lippen: die Trauben sind wirklich zu sauer, per se, nicht nur für uns.

Schon lagern die Abendschatten auf dem muhamedanischen Friedhof bei unserer Rückkehr. An dem hochgebauten Grabmal dort in der äußersten Ecke leuchtet das Licht einer Laterne. Das zeigt ein Weli, das Grab eines islamischen Heiligen an. Denn ewige Lämplein, Weihwasser, Heiligenkram und dergleichen Firlefanz hat der Islam der katholischen Kirche „trefflich abgeguckt“. (Fortsetzung folgt.)

Trifone Bisanti.

Die Lebensbeschreibung des ehrsamen Trifone Bisanti*) gehört unstreitig zu den kulturgeschichtlich wichtigsten der Neuzeit und man kann daher dem Ritter von Hackländer nur dankbar sein, daß er dieses fesselnde Buch einem deutschen Leserkreis zugänglich gemacht hat. Schon der italienische Bearbeiter der Aufzeichnungen des Helden hat ihren Werth erkannt und sie deshalb aus ihrer ursprünglichen und ungelenken Form in ein modernes Gewand gesteckt, zugleich aber dabei so viel Rücksicht beobachtet, daß man die Schreibweise des alten Haudegens wohl heraus fühlen kann. Die Feldherrnthätigkeit des Prinzen Eugen, das Leben und Treiben in seinem Heerlager, die wundersamen Kämpfe gegen die Türken, der spanische Erbfolgekrieg werden uns hier in einer Lebendigkeit vorgeführt, die gegen die verblaßte Darstellung unserer Geschichtsbücher vortheilhaft absticht. Die schlichte, oft ganz zerknirschte Frömmigkeit der Soldaten und im Gegensatz dazu die wilde Rauflust und Plünderungssucht, die sie während der Schlacht beherrscht, beschreibt Bisanti mit großem Geschick. In dieser Beziehung findet er nur einen Meister in unserm ehrwürdigen „Simplicissimus“. Mit derselben Harmlosigkeit wie dieser beschreibt er Vorgänge, die uns die furchtbarste Barbarei dünken, wie die verschiedenen Hinrichtungsarten, besonders das Pfälen, die Behandlung der Frauen nach der Einnahme einer Festung als selbstverständlich. Wahrhaft erhebend wirkt die oft wiederkehrende Darstellung, mit welchem Todesmuthe die Dragoner in den Kampf stürzten, sobald ihr gewohnter Führerruf „A me Savoia!“ zu ihnen drang. Der edle Graf Bisanti hat seine Heimat Ragusa wegen einer blutigen That verlassen müssen; er trat 1683 in das kaiserliche Heer und machte den Entsatz von Wien mit. Bei Ofen kämpfte er gegen die Türken; am Po rettete er dem Prinzen Eugen das Leben. Am 11. September 1697 war er mit bei Zenta, als die Türken besiegt wurden, 1706 den 7. September nahm er Theil an der Schlacht bei Turin, die Eugens Popularität auf den Gipfel erhob, zwei Jahre später lag er gegen die aufständischen Ungarn zu Felde. Dann nahm er seinen Abschied, bis ihn der Tod seiner Gemahlin wieder zu den alten Waffengefährten zurückführte. Er half noch bei der Einnahme von Belgard, Eugens größter Waffenthat, die in dem Liede von dem „edlen Ritter“ ein unerloschenes Angedenken in der großen Masse der Nation für alle Zeilen gesichert ist, und nahm erst nach dem Frieden von Passarowitz endgültig seinen Abschied. Trotz aller abgehauenen Türkenköpfe, trotz aller erschossenen und erstochenen Franzosen be-

*) Die Savoyen-Dragoner. Deutsch von Wilhelm Ritter von Hackländer k. k. Rittmeister der Reserve des Dragoner-Regiments Prinz Eugen v. Savoyen. Wien 1890, L. W. Seidel und Sohn. Der Uebersetzer ist ein Sohn des verstorbenen viel gelesenen Romanschriftstellers.

wahrte Bisanti sich eine wahrhaft kindliche Weichherzigkeit, und nicht ohne Rührung wird man den Verlauf des traurigen Liebesromans lesen, der dem wackern Soldaten sein Leben verdüsterte. Aus jeder Seite des Buchs gewinnen wir den Eindruck, daß hier eine feste und ganze Persönlichkeit vor uns steht, ein Mann, der „den Besten seiner Zeit genug gethan" und der deshalb Anspruch erheben darf, von der Nachwelt nicht völlig vergessen zu werden.

Der Christliche Männer-Kranken-Verein in Berlin

dessen 56., die Zeit vom 1. Juli 1889 bis Ende Juni 1890 umfassender Jahresbericht uns vor Kurzem zuging, hat darnach wie bisher in dem genannten Zeitraume in segensreichster Weise gewirkt, indem er seine Mittel und Kräfte der Fürsorge für die Armen und Elenden der männlichen Bevölkerung der Millionenstadt widmete.

In den 57 Jahren des Bestehens des Vereins ist zwar von den verschiedensten Seiten für arme Kranke unsrer Stadt viel geschehen. Eine große Anzahl vortrefflicher Krankenhäuser ist gegründet worden, die Armendirection hat ihre anerkennenswerthe Thätigkeit von Jahr zu Jahr weiter ausgedehnt, das Krankenunterstützungs-, Unfall- und Altersversicherungsgesetz ist in's Leben getreten, in vielen Kirchengemeinden der Stadt wird eine gesegnete Armen- und Krankenpflege geübt, sodaß es jetzt wohl scheinen könnte, als sei die weitere Thätigkeit des Vereins überflüssig geworden. Wer jedoch die Verhältnisse von vielen armen Kranken namentlich in den sogen. Vorstadtgemeinden kennt, der muß zugestehen, wie es für den Verein der Arbeit noch so viel giebt, daß er sie bei weitem nicht zu bewältigen vermag.

Im Berichtsjahre besuchte und unterstützte er wöchentlich im Durchschnitte 183, im Ganzen 425 Kranke, davon waren 164 Bestand aus dem Vorjahr und 260 neu aufgenommen. Es wurden als genesen 125 und in Krankenhäuser 51 entlassen, 84 starben und 164 blieben in der Pflege des Vereins.

Der Rechnungsabschluß für das Jahr 1889—90 weist eine Gesammteinnahme von 20 763 Mk. 73 Pf. und eine Gesammtausgabe von 19 553 Mk. 20 Pf., somit einen Bestand von 1210 Mk. 53 Pf. nach.

Die Mittel zur Unterstützung der Kranken mit baarem Gelde, Leib- und Bettwäsche, getragenen Kleidungsstücken und Krankenutensilien, sowie mit Bibeln, Neuen Testamenten und christlichen Zeitschriften wurden von Wohlthätern und Mitgliedern des Vereins gewährt. Auch in dem abgelaufenen Jahre hat ein ungenannter Wohlthäter mit der nun schon mehrmals wiederkehrenden Gabe von 300 Mark zu Extraunterstützungen für die Bedürftigsten der Kranken den Verein hoch erfreut. Eine außerordentliche Unterstützung von 6000 Mk. erhielt derselbe durch ein Legat des hierselbst verstorbenen Kaufmanns Kurt Kaehler und aus dem Nachlaß der Frau Kpl. 900 Mk. zu eisernem Bestande.

Wie nun schon seit einer langen Reihe von Jahren hat auch im verflossenen die Preußische Haupt-Bibelgesellschaft die für die Kranken gewünschten Bibeln bereitwilligst unentgeltlich überlassen. Der Vorstand der Sophiengemeinde hat wie alljährlich eine Unterstützung von 100 Mk., derjenige der Friedrich-Werderschen Gemeinde eine einmalige von 150 Mk. gewährt.

Mit dem Danke für alle diese Spenden und Zuwendungen verbindet der Bericht zum Schlusse die herzliche Bitte an alle Freunde des Vereins, auch ferner in der opferwilligen Liebe nicht zu erlahmen, damit die Vereinsthätigkeit in alter Weise fortgesetzt werden könne.

Eine neue Anstalt zur Ausbildung von Diakonissen in Leipzig

wird, wie der „Berliner Local-Anzeiger" mittheilt, am 1. Februar durch den Verband für kirchliche Gemeindepflege in Leipzig eröffnet werden.

Zu dem anfänglich als Grundstock vorhandenen 4000 Mk. sind von Frau Geheimrath Wagner 50 000 Mk. gespendet worden, während die vor zwei Jahren veranstalteten privaten Sammlungen den stattlichen Betrag von 170 000 Mk. ergeben haben.

Von diesem Gesammtcapitale soll später ein eigenes Grundstück zur Erbauung eines Anstaltsgebäudes erworben werden; für jetzt hat die Leipziger Diakonissenanstalt ihren Sitz in dem gräflich Hohenthalschen Hause, Weststraße 7, welches vom 1. Februar d. J. bis 31. März 1894 der Diakonissenanstalt überlassen worden ist.

Als leitende Schwester ist die Diakonissin Anna Hesse vom Diakonissenhause in Dresden gewonnen worden.

Literatur.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XVII. Jahrgang. Nr. 17. 24. Januar 1891.

Inhalt: Ein neues Geschlecht, Roman von H. v. Dedenroth (Fortsetzung). — Denkmal der Schlacht von Dennewitz, von Franz Tiesmar (mit Abbild.). — Mortusko, Ein romantischer Sang vom Spreewald. Von Ewald Müller (Fortsetzung). — Heinrich Schliemann †, von Richard George (mit Abbild.). — Kleine Mittheilungen: Eine neue Deutung des Namens Berlin. — Schills letzte Schrift. — Baron de la Motte Fouqué. — Der Pauker der Gardes du Corps. — Welches ist die längste Straße Berlins? — Eine Winteridylle. —

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrtich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 11. Februar 1891. Nr. 6.

Von Gaza nach Hebron und Bethlehem.

(Fortsetzung.)

Ein neuer Morgen bricht an. Wollen wir nun nicht auch das Missionsgrundstück besichtigen? „Willst Du in die Ferne schweifen? Sieh', das Gute liegt so nah!" Nicht nur in den Gärten draußen vor der Stadt, auch auf dem Missionsgrundstück inmitten der Stadt gedeihen bei guter Bewässerung Bäume und Kräutlein verschiedenster Art. Jetzt führt uns unser lieber Gastfreund und Hausherr selber. Wohin wird er uns wohl zuerst führen? Ich denke in den Theil seines Gartens, seiner eigenen Pflanzung, dem er die meiste Pflege und Aufmerksamkeit widmet. Und er führt uns zuerst in eine hoffnungsvolle Baumschule. Junge Stämmchen, eines dicht am andern, und dabei der Gärtner in voller Geschäftigkeit mit dem Messer, das die unnützen Auswüchse abschneidet, und mit dem Bast, der die schwanken Stämmlein an den festen Stock bindet, und mit der Hacke, die den Boden aufgräbt und lockert, und mit der Gießkanne, die lebenspendendes Naß den Wurzeln zuführt. „Doch die Sonne, der Segen kommt von oben". Kennst Du eine schönere Baumschule als die, in welcher Kinder mit unsterblichen Seelen, junge Stämmlein des Menschengeschlechts von treuer Lehrerhand gezogen und veredelt werden? Denn in eine Kinderschule sind wir geführt worden. Die ist unseres Gastfreundes liebste Pflanzung. Neugierig beobachten uns die glänzenden Kinderaugen, denn fremder Besuch in ihrer Schule gehört zu den Seltenheiten. Nun dürfen wir sie aber auch beobachten, wie sie abtheilungsweise schreiben, rechnen, lesen und muntere Antworten geben. Sieht es sich nicht drollig an, wie sie schreiben, höchst freihändig? In der einen flachen Hand liegt das Blatt oder Buch, in welches die andere Hand mit der orientalischen Rohrfeder die poetisch schönen arabischen Buchstaben einzeichnet? So schreiben alle Araber. Ihretwegen hätte man die Schreibtische nicht zu erfinden brauchen.

Nun müssen wir aber der Parität halber auch die Mädchenschule besuchen. Den Schulraum kennen wir schon; wir waren ja gestern schon als Andächtige darin. Heute ist der rothe Vorhang gefallen und der Saal zeigt sein Alltagsgesicht. Es geht heute lebhaft darin zu. Wir sind gerade zur „Handarbeitsstunde" gekommen. Da dürfen nicht bloß die Nähsondern auch die Plaudertäschchen einmal aufgemacht werden. Die beiden Lehrerinnen sind vielumworben. Denn manche ihrer Schülerinnen wollen eine neue Arbeit erlernen oder suchen Hilfe für verstrickte Maschen. Die Mägdlein sind ganz bei der Sache, bei der weiblichen Handarbeit. Es scheint ihnen sehr zu gefallen, daß sie selbst nähen, stricken und sticken lernen, was ihre Mütter meistens nicht verstehen.

Wohin nun? Aus der Schule der geistigen und geistlichen Brunnenstube hinaus zu dem Wasserquell des Gartens. Das ist ein tiefer Brunnenschacht, der hinab zum Grundwasser führt. 7—8 Monate lang fällt kein Tropfen Regen, und wie grimmig fällt die Orientsonne über jedes Gräslein her, das sich vor ihr Gorgonengesicht wagt. Die strenge Herrin urtheilt, wie über Jeden, der ungerufen vor dem Throne des persischen Königs erschien, geurtheilt wurde: „Muß des Todes sterben"; und die Herrscherin des Tages ist zugleich in eigener Person der Scharfrichter. Da hilft nur künstliche Bewässerung. Aus tiefem Schachte wird das Wasser emporgebracht. Unser Hausherr hat statt des sonst gebräuchlichen primitiven Schöpfrades, um welches an dicken Bastseile sich schwarze Thonkrüge drehen, ein schönes Paternosterschöpfwerk aus Eisenblech sich aus Europa kommen lassen, welches von einem Maulthiere in Bewegung gesetzt reichlich Wasser emporfördert. Vom Reservoir strömt es durch Canäle in den weiten Garten. Nun strahle, brenne nur, Sonne! Jetzt wird, was du böse zu machen gedachtest, gut gemacht. Es treibt und schießt tropisch zwischen deiner Gluth oben und der Wasserfluth unten. Man kann sie fast wachsen sehen die Gurken, Bohnen, Tomaten, Eierpflanzen, Rüben, Blumenkohl, Salat und Zwiebeln, Erbsen und Linsen und was nur das Herz der Küchenregentin begehren mag. Und du mußt, ge-

hässige Sonne, viele Ernten in einem einzigen Sommer zeitigen hetzen.

Wir aber denken uns nicht deiner Tyrannei auszusetzen und deinen heimtückischen Stich zu riskiren. Darum bleiben wir über Mittag, wo du uns selbst unsere Schatten verschlingst, ruhig im schützenden Hause. Die große Tochter des Hauses hat die liebliche Gabe des Gesanges. Ja während wir unter den Noten blättern, finden wir sogar einige Compositionen mit ihrem Namen. „Mein süßes Nazareth" umschmeichelt uns der Gesang; er feiert die Geburtsstätte der Sängerin. Da bleibt uns auch das „Geheimniß der vornehmen Welt", wie man die Langeweile betitelt hat, ferne laut jenes entsprechend abgeänderten Spruches: „Wo man singt, da laß' dich ruhig nieder, langweil'ge Menschen singen keineLieder."

Der Schatten wagt sich wieder gegen die Sonne hervor, und mählich wächst ihm Muth und Länge. Da wagen wir es auch unsere Kreise weiter zu ziehen, hinaus in die Stadt. Sie hat auch trotz Cöln ihren sehenswerthen Dom, der freilich in eine Moschee umgewandelt ist. Vorerst aber lenken wir unsere Schritte zu der versteckten Kirche der Griechisch-Katholischen, die in kleiner Zahl in Gaza vertreten sind. Aber ich will sie Dir nicht ins Einzelne beschreiben. Du hast, lieber Leser, wohl eine Vorstellung von einer griechischen Kirche mit ihrer reich vergoldeten, aber auch verschnörkelten Scheidewand, welche Laien und Clerus trennt und zugleich den Vorhang bildet für den dramatischen griechischen Gottesdienst. Heiligenbilder mit Strahlenkrone aus vergoldetem Messing, auf denen oft auch die Hände aus demselben Metall plastisch hervorragen, in Silber gefaßte Straußeneier, welche von der Decke herab zwischen den Lampen hängen und Symbole des Lebens sind, das in der erstarrten griechischen Kirche sonst ganz fehlt, — so sehen alle griechischen Kirchen aus, so auch die Gazaer. Nur eine sehr unhöfliche Episode erleben wir darin. Als wir auch in den Raum hinter der „Scheidewand" eindringen wollen und mit europäischer Höflichkeit den Damen in unserer Begleitung den Vortritt lassen wollen, tritt der Sakristan abwehrend in die Thür: „Frauen müssen draußen bleiben! Nur Männer dürfen hier eintreten", lautet die Erklärung dieses Cerberus. Und weil bekanntlich auch die „Herren der Schöpfung" ihr gutgemessen Theil von Eva's Tugend der Neugierde abbekommen haben, wandeln wir ohne Damen in das „Allerheiligste". Es enthält nichts Bemerkenswerthes. Auch hier sind die Wände mit realistischen Bildern bedeckt, in deren Anfertigung sich Maler und Goldschmied getheilt haben. Nur ehrwürdige, reich gebundene arabische und griechische Evangelarien fesseln unsere Aufmerksamkeit. Ihr Alter übertrifft doch noch um ein Bedeutendes das Alter des Kirchenstaubes, der nicht nur in den Ecken und Winkeln lagert, und der in seinen dicken Schichten einem geologisch geübten Forscher Aufschlüsse über ein achtungsgebietendes Alter geben würde.

Wir kehren ins Laienschiff zurück. Unsere Damen verlieren schnell die eigenthümlich schmollende Linie am Munde, nachdem wir von unseren unbedeutenden Entdeckungen Bericht erstattet und sie unsere männliche Neugierde so wenig wie ihre weibliche „Wißbegierde" befriedigt finden.

Draußen auf der Straße fesselt uns das farbige Leben des Orients. Der Geruchssinn des Arabers, das muß man zugeben, ist nur schwach entwickelt. Auch für Reinlichkeit ist er im Allgemeinen nicht sehr eingenommen. Man muß schon Acht geben auf der Straße, daß nicht eine schlüpfrige Apfelsinenschale den Fuß ins Gleiten bringt. Um manches Kehricht-häufchen mitten auf der Straße muß man wie um die im Wege liegenden Hunde herumgehen. Aber in der Entwickelung des Farbensinnes und in der Draperie ist der Araber Meister. Da sind wir Abendländer im Vergleiche die reinen Schulbuben dagegen. Soviel uns auch Eingeborene, Männer und Frauen, auf der Straße begegnen, ein Jedes hat eine eigene, lebhafte und doch schön abgetönte Farbenzusammenstellung in seinen Kleidern. Da ist nichts nach der Mode, sondern alles ursprünglich und reizend. Und mag auch im Bettlergewande mehr Loch als Stoff sein, sein Eigenthümer weiß auch noch die Fetzen sich malerisch umzuhängen. Es ist den Malern drum auch nicht zu verdenken, wenn sie einen solchen zerlumpten Bakschischschreier einem Berliner geschniegelten Dandy vorziehen in seinen farblosen, unnatürlichen Kleidungsstücken. Und ich gestehe, ich finde es viel interessanter durch die schmutzstarrenden Straßen einer Orientstadt zu wandeln, als durch die saubere Friedrichstraße in Berlin. Du schüttelst den Kopf, lieber Leser? Nun es schadet ja nichts, wenn unsere Meinungen auch einmal auseinandergehen. Darum keine Feindschaft nicht!

Wir stehen vor der großen Moschee. Der zwischen Erhabenem und Lächerlichen hin und her irrende Moment der Stiefelüberkleidung ist gekommen. Wir müssen über unsere Schuhe noch rothe Araberschuhe zwängen. Auch die unsrigen sind von einem arabischen Schuster gemacht. Aber —, ja es ist nun einmal so, „Mücken seigen und Kamele schlucken" ist nicht nur Muhamedaner-, sondern Menschenart. Mit Strohmatten ist der übrigens ganz leere 3schiffige Raum gedeckt, und tautlos durchziehen wir ihn die Länge und die Breite. Schöne korinthische Säulenbündel trennen die Seitenschiffe vom Mittelraum, in welchem sie sich als Halbsäulen bis zu doppelter Höhe fortsetzen. Dann erst wölbt sich über ihnen die Decke in Kreuzbogen. Ist das Araberarbeit? Nein, wir brauchten gar nicht dort an jener Säule das einst erhabene, jetzt aber schlecht weggemeißelte Kreuz zu sehen, um in dieser Moschee einen ursprünglich christlichen Dom zu erkennen. Der Bau stammt gewiß

von den Kreuzfahrern her. Die Tradition läßt ihn sogar von der Kaiserin Helena errichtet werden. Es ist die alte Geschichte vom Spatzen und von der Schwalbe. Gar kunstvoll und mit vieler Mühe hatte sich die Schwalbe ihr Haus gebaut. Da kam der freche Spatz und nistete sich ein und war nicht mehr zu vertreiben. Eine Geschichte, die sich auch in civilisirten Ländern wiederholt; doch halt! nomina sunt odiosa.

Und noch ein drittes Gotteshaus wollen wir aufsuchen. Aber erwarte keinen säulengeschmückten Kuppeldom, keine Kapelle mit Altar und Kanzel. Denn dies dritte Gotteshaus ist eine Schusterwerkstätte. Hat doch einst schon ein ehrsamer Schuhmacher in Alexandrien von seinem Schusterstuhle herab dem heiligen Antonius eine eindrucksvolle Predigt über wahren Gottesdienst im Alltagsleben gehalten. Unser Gazaer Schuhmacher hat wohl auch manchmal aus dem Stegreif gepredigt, wenn er seine Bibeln anpries. Denn er hat in seinem Gewölbe neben seinen rothen Schnabelschuhen einen Schrank mit arabischen Bibeln und Neuen Testamenten gefüllt. Auch eine hebräische Bibel finde ich darunter. Das ist freilich ein sehr unscheinbares Gotteshaus, so unscheinbar wie Gottes Wort selbst auftritt. Aber wo Gottes Wort dargeboten wird, da ist Gottes Haus, wo Gott uns dient mit Seinem Evangelium, da ist rechter Gottesdienst.

Im Schoße der Familie beschließen wir den Tag. Aber nicht im Hause. Wir ziehen in den Garten. Eine Erkältung brauchen wir nicht zu fürchten, sie wäre im Gegentheil sehr wünschenswerth, wenn sie sich nur auf die Atmosphäre erstrecken wollte. Da auf einmal plätschert es; der neue Springbrunnen vor uns spielt mit seinem eigenen Wasser, und es klingt so kühl, so erfrischend dies Plaudern des Wassers in der zu gelinden Sommernacht.

Ein dritter Morgen bricht an. Ich bleibe diesmal zunächst ganz häuslich in meinem Zimmer, um einer stillen, ungewöhnlichen Beschäftigung mich hinzugeben. Soll ich Dich, freundlicher Leser, auch darin einweihen? Du weißt, wenn man zu Pferde reist, nimmt man keine Koffer mit sich, sondern das Nothwendigste in die Satteltaschen gepackt. Aber gerade dann, wenn man auf das „Wechsel" nicht eingerichtet ist, erlebt man so oft die Bosheit der leblosen Dinge. Was ich damit meine? Nun eine reißende Naht an sichtbarer Stelle, ein an kritischem Orte springender Knopf ꝛc., gehört das nicht ins Capitel von der Bosheit lebloser Dinge? Darum steckt ein halbwegs vorsichtiger Reisender im Orient stets ein Schächtelchen mit Zwirn und Nadel ein. So nun kennst Du auch das Geheimniß jenes meines stillen Vormittags, ohne das grausige Schicksal dessen theilen zu müssen, der das verschleierte Bild zu Saïs schaute.

Ich wäre nun reisefertig, und Du bist wohl auch lustig weiter zu wandern. Aber was denkst Du denn? Wie dürfen wir von Gaza fortziehen, ohne den einzigen Hügel in Gaza's Nähe besucht zu haben, auf welchen Hügel darum einst Simson das ausgehobene Stadtthor Gazas hinaufgetragen haben muß. Wir benutzen den Nachmittag zu einem Ausritt auf diesen Hügel, heute Mukâm-el-Muntar genannt. Wir finden dort ein Weli. Aber was kümmert uns dies Grab des zweifelhaften heiligen Muntar. Etwas Anderes fesselt uns. Ein weites Panorama lohnt unsern Aufstieg.

Nach Osten Dein Gesichte mit ganzer Wendung richte. Durch die weite, fruchtbare Philisterebene eilt Dein Auge, bis ihm die blauen Berge Judas am fernen Horizonte Halt gebieten. Dorthin sollen morgen unsere Füße den Augen nachwandern, auf Judas Höhe nach Hebron. Könnten nur die Füße halbwegs so schnell wandern wie die Augen!

Auch nach Norden taucht Dein Auge in die hügelgewellte Ebene.

Nach Süden wandeln unsere Blicke den uralten Weg, der durch die Wüste nach Egypten führt. Wir verfolgen den Sandpfad, bis er in blauer Ferne verschwindet.

Kein Fluß, kein Bächlein ist weit und breit zu schauen. Wollte man Stephans Knechten einen besonderen Gefallen thun, so könnte man seine Briefe nur adressiren: Gaza a./d. Wüste.

Dicht bei ist sie und dient der Stadt als hebende Folie. Sieh, wie märchenhaft uns Gaza im sammetgrünen Kleide seiner Gärten anschaut. Die Minarets, die flachen Dächer, die Palmen geben ihren Zügen das Gepräge südländischer Schönheit.

Aber drohend liegt dort ein Ungeheuer wie der Meerdrache vor der gefesselten Andromeda. Langsam kriecht das gierige Unthier an die Stadt heran. Bald wird es sie erreicht haben. Schon sehe ich seinen weitgeöffneten, rothen Schlund. Ach das Ungeheuer wird die schöne Gaza verschlingen. Ist kein rettender Perseus in der Nähe? Das gierige Unthier ist der rothe Sand, der vom Meer ans Ufer gespült an der Hand seines guten Freundes, des Westwindes, langsam über Land gekrochen ist, alle Vegetation verschlingend. Schon ist er bis an Gaza herangekommen. Mir ist es als hörte ich das Meer höhnend rauschen: „Was soll dieser Tintenklex Gaza? Streusand darüber!"

Wer sieht es dem stillglänzenden Meere dort am Westhorizonte an, daß es solch' Verderben in sich birgt gleich dem Acker zu Kolchis, aus welchem feindlich gesinnte, geharnischte Männer emporschossen. Wer sieht dem „schaumgeborenen" Sande die heimliche Tücke an? Es scheint, das Meer will sich unnahbar machen, indem es mit seinem Sande eine Wüste zwischen sich und der Menschen Wohnstätten, der Thiere Weideplätzen schafft. Ob's wohl die „Rothhosen" dem Meere abgelernt hatten, als sie gleichbarbarisch eine Wüste zwischen Frankreich und Deutschland schaffen wollten, unter welchem frevelhaften Beginnen noch heute das Heidelberger Schloß und manche andere Burg in Trümmern seufzen?

(Fortsetzung folgt.)

Die Wartislaw-Stiftung.

Im Jahre 1886 waren 750 Jahre verflossen, seit der erste christliche Pommernherzog Wartislaw I. um des von ihm in seinen Landen eingeführten christlichen Bekenntnisses willen durch die Hand eines heidnischen Lutiziers, da wo jetzt das Dorf Stolpe a. Peene, unweit Anklam, steht, den Märtyrertod erlitt. Diese Thatsache ist urkundlich verbürgt und ihre Glaubwürdigkeit niemals angefochten worden. Des Herzogs Nachfolger errichteten seinem Andenken auf der Todesstätte eine Johannes dem Täufer geweihte Kirche und im Jahre 1153 ein Kloster, welches christliche Kultur und Sitte über ganz Pommern verbreitete, bis es zugleich mit jener Kirche im Jahre 1634 den Schrecken des 30jährigen Krieges zum Opfer fiel. Dem Erdboden gleichgemacht, sank es mit seinem Jahrhunderte lang gesegnetem Wirken mehr und mehr in Vergessenheit und mit ihm auch das bis dahin von seinen treuen Pommern hoch in Ehren gehaltene Gedächtniß des fürstlichen Märtyrers. Erst den dankenswerthen Forschungen eines verehrten Landsmannes*) war es vorbehalten, in dem Jahre, da der Todestag des im Jahre 1136 gemordeten Herzogs zum 750. Mal wiederkehrte, seinem Volke die so lange schnöde versäumte Dankespflicht in das Gedächtniß zurückzurufen. Noch in demselben Jahre trat zu Stettin eine Anzahl christlicher pommerscher Männer aus allen Ständen und Berufsklassen zur Errichtung einer Wartislawstiftung zusammen, welche sich die Aufgabe stellte, die Mittel herbeizuschaffen, um nicht allein an Stelle des unwürdigen, geschmacklosen und halb verfallenen Bauwerks, welches, 1720 aufgeführt, der kleinen Filialgemeinde Stolpe als Gotteshaus dient, auf der Todesstätte des Herzogs eine seines Andenkens würdige Votivkirche zu errichten, sondern auch durch eine seinen Namen tragende Stiftung für Zwecke des Reiches Gottes in Pommern diesen, des fürstlichen Märtyrers Namen der Vergessenheit zu entreißen und so wenigstens einen Theil von seines Volkes verspätetem Danke abzutragen.

Das Unternehmen erfreute sich vielseitiger Unterstützung, sowohl durch die Freigebigkeit von Privatpersonen, als auch durch das bereitwillige Entgegenkommen Königlicher Behörden, der pommerschen Provinzialsynode und anderer Korporationen; die wirksamste Förderung aber verdankte es der Fürsorge unseres theuren verewigten Kaisers Friedrich, damals als Kronprinz zugleich allverehrter Statthalter von Pommern. Denn kaum von unserem Unternehmen pflichtschuldigst in Kenntniß gesetzt, gab er noch von San Remo aus sein lebhaftestes Interesse an demselben in unzweideutigster Weise zu erkennen, und die unmittelbare Einwirkung unseres theuren Statthalters, Höchstdessen so unendlich schweres Leiden ihn nicht gehindert hatte, von seinem Krankenbette aus seinen Einfluß zu Gunsten der auch von ihm als eine christlich-patriotische anerkannten Sache zur Geltung zu bringen, war von erfreulichstem Erfolge begleitet.

Die Kirche zu Stolpe, eine Filiale der Mutterkirche zu Medow, ist Königlichen Patronats. Die Regierung zu Stettin erkannte nach sachkundiger Untersuchung die Nothwendigkeit des Abbruchs des völlig baufälligen Gotteshauses und dessen Ersatzes durch ein neu aufzuführendes, und beantragte zugleich die Uebernahme des der unbemittelten Gemeinde zur Last fallenden Drittheils der Baukosten einer neuen, wenn auch nicht monumentalen, so doch des Königlichen Patronats würdigen Kirche, als Allerhöchstes Gnadengeschenk; und des Kaisers Majestät, Allerhöchstwelcher im Juni 1889 in einer, Mitgliedern des Vorstandes der Wartislawstiftung Allergnädigst gewährten Audienz von dem Unternehmen mit lebhaftestem Interesse Kenntniß nahm, geruhte huldvoll, diesen allerunterthänigsten Antrag zu bewilligen. Die Allerhöchsten und Höchsten Mitglieder des Königlichen Hauses, welche wir mit Kaiserlicher Genehmigung um gnädige Zuwendungen anzugehen wagten, entsprachen großmüthig unserem unterthänigsten Gesuch und so befinden wir uns denn in der glücklichen Lage, daß zwar nunmehr der Kirchbau bis auf ein verhältnißmäßig Geringes gesichert erscheint, während der uns nicht weniger am Herzen liegende zweite Theil der Aufgabe, die wir uns gestellt, die Stiftung für Zwecke des Reiches Gottes in Pommern, der christlichen Liebesthätigkeit noch ein weites Feld offen läßt.

Und so wenden wir uns nun an christliche Freunde nah und fern, ganz besonders aber an die große Zahl unserer fern von der Heimath lebenden und daher oon uns bisher noch nicht in Anspruch genommenen pommerschen Landsleute mit der herzlichen Bitte: Helft uns die Ehrenschuld unseres Pommernvolkes, die lange versäumte, endlich abtragen, indem wir dem herrlichen Fürsten, der seinen Landen den Segen des Christenthums brachte und dies Geschenk mit seinem Blute besiegelte, an seiner Todesstätte eine seines Andenkens würdige Dankeskirche errichten; helft uns aber auch, den Grund legen zu jener Stiftung, welche, so Gott will, den Segen christlicher Liebe und christlicher Barmherzigkeit, eng verknüpft mit dem Gedächtniß des Fürstlichen Märtyrers, weiter und weiter in die pommerschen Lande hinaustragen soll!

Der an dem edlen, von der Geschichte als ein ebenso hünenhafter Held wie demüthig opferfreudiger Christ beglaubigten Fürsten verübte Mord hat zu folgender auf historischer Grundlage wurzelnder Ballade den Stoff geliefert, deren von dem Verfasser genehmigte Veröffentlichung vorstehendem Aufrufe als Schluß dienen möge.

Herzog Wartislaw.

Herr Wartislaw von Pommerland, der stieg von seinem Rappen,
Und rastet an dem Waldessaum mit seinem blonden Knappen.
Sein Helm steht in dem schlanken Gras, sein Schild lehnt an der Eiche.

*) H. v. d. Dollen, Streifzüge durch Pommern. Verlag von A. Schmidt, Anklam.

Nur ihm zur Seite blieb sein Schwert, sein Schwert das siegesreiche.
Herr Wartislaw von Pommerland, der edle Gottesstreiter,
Der ruht von heißer Jägerlust — fragt nicht nach Roß und Reiter.
Er winkt dem Knappen: „Komm zu mir! — es ruht sich gut im Rasen!
Koppte die Pferde! — Laß dieweil die Jäger nach uns blasen!
Und sag' mir, ob Du nicht vergaßt, den Spruch, den ich Dich lehrte?"
„Herr Herzog," sprach der Knappe schnell, „Ihr seid auf falscher Fährte!
Jed' Wort von Euch ist mir in's Herz als wie in Erz gegraben —
Das eine aber wird fürwahr mich noch im Tode laben:
Christ meine Wehr, mein Edel-Schild! — Du hast die Schlacht gewonnen!
Aus Deinem Siegestode quillt der ew'ge Lebensbronnen!"
Der Herzog legt die schwere Hand dem Knaben auf die Kappe —
Der aber späht gehob'nen Haupts — hell wiehrt des Herzogs Rappe.
„Seht dort den Mann! — es glänzen grau am Helm die Reiherschwingen.
Lutizer-Zeichen! — lieber Herr, das kann Euch Unheil bringen!"
Der Herzog lächelt: „Meine Faust rupft gern die Reiherschwingen
Und will es Gott, so mag ich auch die letzte Vesper singen!"
Der Knappe fleht: „O lieber Herr! — laßt mich den Mann vertreiben,
Ihr wolltet ruhen — laßt mich geh'n! — im Schatten sollt Ihr bleiben!" —
Herr Wartislaw, der brauste auf: „Ich kenne Dich nicht wieder!
Sonst sang mein Knappe Ladislaus nicht solche Weiberlieder!"
Und wie ein Löwe schreitet er hinaus zur grünen Haide —
Es wallt der gelbe Bart hinab zum braunen Jägerkleide.
„Heda! Lutize! — tretet vor! — Habt Ihr den Weg verloren?
Hört Ihr mich nicht? — So spitzt einmal die feinen Reiherohren!"
Der fremde Krieger wendet schnell den scheuen Blick zur Seite —
Da hatten heimlich im Verhau zwölf Reiter kampfbereite.
„Zeigt in der Peene mir die Furth," so brach der Mann sein Schweigen.
Der Herzog rief: „In Jesus Christ, die Furth will ich Dir zeigen!"
Der Heide spricht mit wildem Blick: „Ich mag mein Fell nicht streifen! —
Und Swant'wit bleibt für alle Zeit der Hort der Pommergreifen!"
Herr Wartislaw weist auf sein Wamms: „Seht hier das Pommerzeichen!
Dem Kreuz, das ich darüber stellt, hat müssen Swant'wit weichen!"
Da faßt mit jähem Griff den Speer voll Hinterlist der Heide
Und stößt ihn Herrn Wartislaw tief in das Eingeweide!
Sein Knappe stürzt, mit blankem Schwert, herbei in wildem Schmerze —
Doch weh! — es fuhr ein Heidenpfeil auch in sein treues Herze!
Und die Lutizen dringen ein — sie schwingen sich vom Pferde —
Der Herzog, sinkend, aber streckt den Mörder todt zur Erde![**]
„Fahr hin zu Satan, Satanssohn! — Christ kannst Du doch nicht zwingen!
Hoch über Deiner Reiherbrut da rauschen Adlerschwingen!
Und fällst Du meinen armen Leib — mein Reich kannst Du nicht halten —
Darüber wird der Christengott als hoher Lehnsherr walten!
Aus meinem rothen Herzblut seh ich das Kreuz erstehen,
Zu dem mein treues Pommernvolk wird allzeit beten gehen!
Und Jesus Christus bleibt sein Schild — der hat die Schlacht gewonnen!
Aus seinem Siegestode quillt der ew'ge Lebensbronnen!"
Der Herzog schweigt. Es rauscht der Wald und scheu die Helden weichen —
Der Löwe stirbt! — Sein letzter Blick läßt sie in Furcht erbleichen
Es stirbt der Held — es schließen sich zum letz'en Schlaf die Lider —
Herr Wartislaw! — die Sonne sinkt — sie kehrt Dir leuchtend wieder! —

Philipp zu Eulenburg.

[**]) Historisch.

Und so sei denn unser christlich-patriatisches Werk unseren lieben pammerschen Landsleuten und allen christlichen Brüdern und Schwestern nah und fern herzlich empfohlen.

Freundliche Gaben, für welche zunächst, bis zu endgültiger Berichterstattung und Rechnungslegung, der Postschein als Quittung dienen möge, ist der Schatzmeister der Wartislawstiftung, Herr Superintendent Braun zu Medow bei Wegezin, Vorpommern, in Empfang zu nehmen bereit.

Der Vorstand der Wartislaw-Stiftung.

J. A.

Der Vorsitzende des geschäftsführenden Ausschusses:

Graf von Kanitz-Schmuggerow,

General-Lieutenant à la suite der Armee.

Aus dem 16. Jahresberichte der evangelisch-lutherischen Diakonissenanstalt zu Flensburg

die Zeit von Michaelis 1889—1890 umfassend, theilen wir das Folgende mit:

Die Schwesternzahl des Hauses ist in dem genannten Zeitraume um 7 gewachsen, von 105 auf 112; neu eingetreten sind 14 Probeschwestern. Eine Schwester starb bald nach ihrer Einführung am Typhus; eine andere ist, von ihren Eltern zurückgefordert, aus dem Berufe ausgeschieden; eine dritte ist ausgetreten, um nach Amerika zu gehen. 4 Probeschwestern sind als für den Beruf ungeeignet entlassen worden. Zur Zeit sind von den Schwestern 64 eingesegnet, 35 Novizen, 13 Probeschwestern. Auswärts stationirt sind 78 Schwestern.

An neuen Stationen sind übernommen die Gemeindepflege in Marne und Umgegend mit 2 Schwestern, die Kleinkinderschule in Marne mit einer Schwester, die Gemeindepflege in Gettorf mit einer Schwester, die Kleinkinderschule Marienstift in Ratzeburg mit einer Schwester, das Hospital in Bredstedt mit einer Schwester und die Gemeindepflege daselbst mit einer Schwester.

Im Mutterhause sind 917 Personen verpflegt in 27 427 Pflegetagen. Der Umstand, daß in den Nachbarstädten überall kleinere Krankenhäuser unter Diakonissenleitung eingerichtet worden sind, hat auf die Frequenz des Hospitals bisher einen kaum bemerkbaren Einfluß ausgeübt. Im Siechenhause sind 170 Kranke in 20 227 Pflegetagen behandelt worden. Werden noch die Pfleglinge der G. und A. Hansenstiftung mitgerechnet, so sind in 53 189 Pflegetagen täglich wie im Vorjahre ca. 146 Personen im Flensburger Diakonissenhause verpflegt worden.

Der financielle Stand des Hauses kann nach dem letzten Rechnungsabschluß leider nicht als günstig

bezeichnet werden: denn da der Gesammtausgabe des Rechnungsjahres vom 1. Juli 1889—1890 von 105 541 Mk. 35 Pf. eine Einnahme von nur 94 039 Mk. 31 Pf. gegenüberstand, ergab sich ein Deficit von 11 502 Mk. 4 Pf., eine Thatsache, die bei den niedrigen Verpflegungssätzen des Hauses, wie der Bericht betont, nicht als auffallend erscheinen kann. Denn die Taxen reichen darnach nicht aus, um auch nur die Unkosten zu bestreiten, welche aus der Verpflegung und ärztlichen Behandlung der Kranken erwachsen. Dazu kommt aber, daß die Unterstützung der Anstalt durch Gaben im Berichtsjahre eher ab- als zugenommen hat, während die Preise für die meisten Lebensbedürfnisse, wie für Verbandmaterial und die sonstigen Erfordernisse des Hospitals sehr bedeutend gestiegen sind. Um aus dieser traurigen Lage herauszukommen, bleibt daher der Anstalt nur die Erhöhung der Taxen übrig, wiewohl nicht zu verkennen ist, daß dieser Aushilfsweg für das Diakonissenhaus nicht leicht ist.

Der Jerusalems-Verein,

welcher sich der Evangelischen im Heiligen Lande annimmt, hat am 1. d. Mts. im Dome zu Berlin sein Jahresfest abgehalten.

Die Festpredigt hielt Hofprediger v. Hase, den Bericht erstattete der Schriftführer des Vereins Lic. Weser.

Der Verein, welcher im letzten Jahre über 24 000 Mk. regelmäßiger Einnahmen verfügte, hat in seinen Kolonien und den großen Anstalten in Jerusalem, Talitha Kumi, dem Diakonissen-Hospital, dem syrischen Waisenhause, dem Aussätzigenasyl und dem Kinderkrankenhause Marienstift wieder segensreich wirken können.

Mit einem Kostenaufwande von 12 000 Mk. sind in Betohala die so dringend nöthigen Schulräume im Anschluß an die Kapelle erbaut worden. Die Kirche in Bethlehem ist bis zum Dache vollendet. Allein für diesen Kirchbau sind bisher bereits 72 000 Frcs. zugegangen, ein großer Theil dieser Summe ist von einem Comité alter Herren des Wingolf aufgebracht. Es sind nun aber immer noch 25 000 Frcs. erforderlich.

In Hebron, wo die Verhältnisse sich wieder günstiger gestaltet haben, ist die 1887 aufgegebene Mission von Neuem begonnen. Seit September ist dort ein tüchtiger Arzt Iskander Dabbâk und der Lehrer Dahr angestellt.

Der ständig wachsenden evangelischen Gemeinde in Jaffa ist in der Person des auf einem Württemberger Seminar gebildeten Herrn Kraft ein Lehrer beschafft. Die Entsendung weiterer Kräfte ist dringend geboten, kann aber erst erfolgen, wenn dem Vereine erhöhte Mittel zufließen.

Hofprediger Schrader sprach dann noch ein Schlußwort.

Ueber die segensreiche Thätigkeit der I. Berliner Sanitätswache, Brüderstraße 22—23, liefert der uns vorliegende Jahresbericht pro 1890 einen hinreichenden Beweis.

Es kamen im Ganzen 465 Fälle gegen 517 im Vorjahre zur Behandlung, von denen 132 innere (1889: 225), 324 äußere Krankheiten (1889: 284) und 9 geburtshilfliche Fälle (1889: 8) betrafen. In der Wache selbst wurden 367 Fälle (1889: 359) sofort erledigt, während in 98 Fällen (1889: 158) ein Besuch des Arztes im Hause der Patienten nothwendig war. Sofortige Zahlung wurde in 168 Fällen geleistet, während in 297 Fällen unentgeltliche Behandlung stattfand.

Nachstehend folgen einige Zahlen, durch welche die Thätigkeit der 1. Sanitätswache während der Zeit ihres Bestehens illustrirt wird. Die Wache ist gegründet und eröffnet im Mai 1872 und hat sich seitdem in fortdauernder Thätigkeit befunden. Es sind in der genannten Zeit 10 462 Fälle zur Behandlung gekommen, und zwar 4730 innere, 5518 äußere Fälle und 214 geburtshilfliche Fälle. 6624 Fälle wurden in der Wache erledigt, in 3838 Fällen fand ein Besuch des Arztes im Hause der Patienten statt.

Die Ausgaben im letzten Jahre beliefen sich auf 5488 Mark 92 Pf.

Literatur.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XVII. Jahrgang. Nr. 18. 31. Januar 1891.

Inhalt: Ein neues Geschlecht, Roman von H. v. Dedenroth (Fortsetzung). — Reise nach Potsdam 1763, von H. v. Herwarth. — Mortusto. — Ein romantischer Sang vom Spreewald. Von Ewald Müller (IX. Gesang). Kleine Mittheilungen: Zu unsern Rolandsbildern (mit 2 Abbild.); Major Hermann von Wißmann (mit Abbild.). — Die Universität Pichelsdorf. — Ferdinand von Schill. — Jean Paul. — Friedrich der Große als Rechnungsrevisor. — Eine Erinnerung an Friedrich Wilhelm III. — Friedrich Wilhelm IV. und Akademie-Director Schadow. — Brüder Grimms Kinder- und Hausmärchen. — Der Skulpturen Schmuck der Langen Brücke zu Potsdam. — Modell zum Berliner Dom. —

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.



Wochenblatt der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 18. Februar 1891. **Nr. 7.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Februar 1891 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

Nr.	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Februar 1891 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa: der Krankenverpflegungstage pro Januar 1891	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Januar 1891	60			
	Zugang pro " "	28			
		88			
	Abgang " "	20			
	Bleibt Bestand	68	68	1 906	70
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Januar 1891	48			
	Zugang pro " "	48			
		92			
	Abgang " "	28			
	Bleibt Bestand	64	64	1 772	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus):				
	Bestand am 1. Januar 1891	75			
	Zugang pro " "	6			
		78			
	Abgang " "	2			
	Bleibt Bestand	78	76	2 347	130
4.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Januar 1891	31			
	Zugang pro " "	33			
		64			
	Abgang " "	22			
	Bleibt Bestand	42	42	1 147	58
5.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Januar 1891	42			
	Zugang pro " "	22			
		84			
	Abgang " "	22			
	Bleibt Bestand	42	42	1 263	54
6.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. Januar 1891	23			
	Zugang pro " "	20			
		43			
	Abgang " "	16			
	Bleibt Bestand	27	27	848	50
7.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. Januar 1891	25			
	Zugang pro " "	14			
		39			
	Abgang " "	16			
	Bleibt Bestand	23	23	652	48
	zu übertragen		342	9 935	495
	Uebertrag		342	9 935	495
8.	**Landsberg:**				
	Bestand am 1. Januar 1891	11			
	Zugang pro " "	18			
		29			
	Abgang " "	5			
	Bleibt Bestand	24	24	582	30
9.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. Januar 1891	47			
	Zugang pro " "	21			
		68			
	Abgang " "	17			
	Bleibt Bestand	51	51	1 498	71
10.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. Januar 1891	30			
	Zugang pro " "	27			
		57			
	Abgang " "	26			
	Bleibt Bestand	31	31	958	32
11.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Januar 1891	42			
	Zugang pro " "	34			
		76			
	Abgang " "	29			
	Bleibt Bestand	47	47	1 388	40
12.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Januar 1891	48			
	Zugang pro " "	47			
		95			
	Abgang " "	46			
	Bleibt Bestand	49	49	1 834	60
13.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. Januar 1891	39			
	Zugang pro " "	40			
		79			
	Abgang " "	25			
	Bleibt Bestand	54	54	1 582	65
14.	**Züllichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. Januar 1891	27			
	Zugang pro " "	28			
		55			
	Abgang " "	25			
	Bleibt Bestand	30	30	958	40
	zu übertragen		628	18 515	833

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Februar 1891 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Krankenverpflegungstage pro Januar 1891.	Zahl der bereits vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		628	18 515	833
15.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Januar 1891	75			
	Zugang pro " "	63			
		138			
	Abgang " "	55			
	Bleibt Bestand	83	83	2 632	96
16.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. Januar 1891	31			
	Zugang pro " "	28			
		59			
	Abgang " "	16			
	Bleibt Bestand	43	43	1 136	40
17.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Januar 1891	34			
	Zugang pro " "	18			
		52			
	Abgang " "	7			
	Bleibt Bestand	45	45	1 219	80
18.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Januar 1891	26			
	Zugang pro " "	32			
		58			
	Abgang " "	25			
	Bleibt Bestand	33	33	921	46
19.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Januar 1891	37			
	Zugang pro " "	16			
		53			
	Abgang " "	13			
	Bleibt Bestand	40	40	1 240	60
20.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. Januar 1891	20			
	Zugang pro " "	13			
		33			
	Abgang " "	11			
	Bleibt Bestand	22	22	611	41
21.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. Januar 1891	16			
	Zugang pro " "	24			
		40			
	Abgang " "	23			
	Bleibt Bestand	17	17	614	42
22.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. Januar 1891	29			
	Zugang pro " "	24			
		53			
	Abgang " "	27			
	Bleibt Bestand	26	26	999	36
23	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Januar 1891	8			
	Zugang pro " "	—			
		8			
	Abgang " "	1			
	Bleibt Bestand	7	7	226	13
24.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Januar 1891	10			
	Zugang pro " "	13			
		23			
	Abgang " "	12			
	Bleibt Bestand	11	11	378	19
	zu übertragen		955	28 491	1 306

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Februar 1891 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Krankenverpflegungstage pro Januar 1891.	Zahl der bereits vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		955	28 491	1 306
25.	**Piane:**				
	Bestand am 1. Januar 1891	14			
	Zugang pro " "	15			
		29			
	Abgang " "	10			
	Bleibt Bestand	19	19	584	20
26.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Januar 1891	24			
	Zugang pro " "	26			
		50			
	Abgang " "	25			
	Bleibt Bestand	25	25	744	20
27.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. Januar 1891	6			
	Zugang pro " "	—			
		6			
	Abgang " "	2			
	Bleibt Bestand	4	4	140	10
28.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. Januar 1891	—			
	Zugang pro " "	7			
		7			
	Abgang " "	2			
	Bleibt Bestand	5	5	65	15
29.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Januar 1891	32			
	Zugang pro " "	—			
		32			
	Abgang " "	—			
	Bleibt Bestand	32	32	992	32
30.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. Januar 1891	30			
	Zugang pro " "	20			
		50			
	Abgang " "	22			
	Bleibt Bestand	28	28	844	30
31.	**Plön:**				
	Bestand am 1. Januar 1891	14			
	Zugang pro " "	7			
		21			
	Abgang " "	10			
	Bleibt Bestand	11	11	450	29
32.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. Januar 1891	27			
	Zugang pro " "	28			
		55			
	Abgang " "	15			
	Bleibt Bestand	40	40	1 114	48
33.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Januar 1891	40			
	Zugang pro " "	16			
		56			
	Abgang " "	16			
	Bleibt Bestand	40	40	1 293	50
34.	**Oeynhausen:***)				
	Bestand am 1. Januar 1891	—			
	Zugang pro " "	—			
		—			
	Abgang " "	—			
	Bleibt Bestand			—	86
	zu übertragen		1 159	34 717	1 646

*) Ist seit Mitte October v. J. geschlossen und wird erst Mitte Mai d. J. wieder eröffnet.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Februar 1891 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Januar 1891.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		1 159	34 717	1 646
35.	**Lippspringe:** *)				
	Bestand am 1. Januar 1891	—			
	Zugang pro " "	—			
		—			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	41
36.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. Januar 1891	18			
	Zugang pro " "	9			
		27			
	Abgang " " "	11			
	Bleibt Bestand	16	16	510	20
37.	**Plochingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. Januar 1891	4			
	Zugang pro " "	10			
		14			
	Abgang " " "	7			
	Bleibt Bestand	7	7	217	38
38.	**Schwäbisch-Hall:**				
	Bestand am 1. Januar 1891	7			
	Zugang pro " "	2			
		9			
	Abgang " " "	3			
	Bleibt Bestand	6	6	207	21
39.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. Januar 1891	54			
	Zugang pro " "	64			
		118			
	Abgang " " "	49			
	Bleibt Bestand	69	69	1 978	36
40.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. Januar 1891	11			
	Zugang pro " "	14			
		25			
	Abgang " "	13			
	Bleibt Bestand	12	12	438	24
41.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. Januar 1891	19			
	Zugang pro " "	12			
		31			
	Abgang " " "	12			
	Bleibt Bestand	19	19	609	20
	Zusammen		1 288	38 676	1 846

Der gesammte Abgang an Kranken pro Januar 1891 beträgt 686, davon sind gestorben 55
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 49
geheilt 582
wie vor 686.

42. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:
Bestand am **1. December 1890** . . . . . . 46 Kranke.
Zugang pro **December 1890** . . . . 40 "

Davon sind 86 Kranke
gestorben 3
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 16
geheilt 21
40 "

Bleibt Bestand am **1. Januar 1891:** . . . . 46 Kranke.

*) Ist seit Mitte October v. J. geschlossen und wird erst Mitte Mai d. J. wieder eröffnet.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 4 Europäer, 22 orientalische Christen, 10 Muhamedaner und 4 Drusen.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro December 1890 beträgt 1448.

Poliklinisch wurden 738 Personen behandelt.

1. Achim Freiherr von Arnim-Baerwalde, Rittergutsbesitzer, auf Wiepersdorf bei Reinsdorf i. d. Mark, Rechtsritter seit 1888, † zu Wiepersdorf 8. Februar 1891.
2. Friedrich von Krosigk, Major a. D., Rechtsritter seit 1872, † zu Merseburg 10. Februar 1891.

Genossenschaft im Königreich Sachsen.

Der diesjährige Rittertag der Genossenschaft des Johanniter-Ordens im Königreich Sachsen findet am 2. März c. in Dresden statt.

Württembergische Genossenschaft.

Auf dem am 7. Juli 1890 zu Schwäbisch-Hall stattgehabten Rittertage der Württembergischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens ist an Stelle der bisherigen Statuten vom 4. November 1857, eine anderweite Fassung derselben angenommen worden.

Nachdem diese neuen Statuten die Genehmigung des Durchlauchtigsten Herrenmeisters Prinzen Albrecht von Preußen, Königlicher Hoheit, erhalten haben, theilen wir solche nachstehend mit:

Wir Friedrich Wilhelm Nicolaus Albrecht von Gottes Gnaden Prinz von Preußen, Herrenmeister der Balley Brandenburg des ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem, thun kund und fügen hiermit zu wissen, daß Wir die nachfolgenden Statuten der Genossenschaft der Ritter Unseres Ordens im Königreich Württemberg, wie solche auf dem Rittertage derselben zu Schwäbisch-Hall am 7. Juli 1890 vereinbart worden sind:

Statuten
der Genossenschaft der Ritter der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens im Königreich Württemberg.

§ 1.

Der Zweck der Genossenschaft ist: die Johanniter-Thätigkeit im Sinne der Statuten der Balley Brandenburg vom 24. Juni 1853 und des Gelübdes der Rechtsritter derselben, im Königreich Württemberg zur Ausführung zu bringen.

§ 2.

Der Zutritt zu dieser Genossenschaft ist einem jeden Johanniter-Ritter der Balley Brandenburg gestattet, welcher sich diesem Statut unterwirft.

§ 3.

Als Mittel zur Erreichung des im § 1 angegebenen Zweckes erkennt die Genossenschaft corpora-

tives Zusammenwirken, um wahre ritterliche Gesinnung durch Werke der Barmherzigkeit zu beleben und zu verbreiten, insbesondere durch Förderung der christlichen Krankenpflege.

§ 4.

An der Spitze der Genossenschaft steht ein Commendator und unter ihm drei Ordensbeamte, nämlich: ein Richter, ein Schatzmeister und ein Werkmeister, welche, unter Zuziehung von vier Ordensrittern, den Convent bilden, der die äußeren und inneren Angelegenheiten der Genossenschaft regelt.

Die Beschlüsse des Convents erfolgen nach Stimmenmehrheit. Bei einer Gleichheit der Stimmen giebt diejenige des Commendators den Ausschlag.

§ 5.

Sämmtliche Mitglieder des Convents werden von der Genossenschaft gewählt.

Die Bestätigung des Commendators ist bei dem Durchlauchtigsten Herrenmeister nachzusuchen.

§ 6.

Der Commendator vertritt die Genossenschaft, führt mit Hilfe der drei Ordensbeamten die Geschäfte derselben, unterhält die Verbindung mit der Balley Brandenburg, beruft den Convent sowie die Mitglieder der Genossenschaft zu den Rittertagen (General-Versammlungen) und führt in beiden den Vorsitz.

In Fällen, wo seine Vertretung auf kürzere Zeit nothwendig wird, kann er ein Mitglied des Convents mit der Führung der Geschäfte beauftragen, welches dann der Balley namhaft gemacht werden muß. Wird eine längere Vertretung erforderlich, so hat der Convent einen Stellvertreter aus seiner Mitte zu wählen, und ist bei dem Durchlauchtigsten Herrenmeister die Bestätigung nachzusuchen.

§ 7.

Der Richter ist das juridische Mitglied des Convents und überwacht die der Würde und den Zwecken der Genossenschaft entsprechende Disciplin.

§ 8.

Der Schatzmeister sammelt und verwaltet die Geldmittel der Genossenschaft unter der Oberaufsicht des Commendators.

§ 9.

Die Werke der Wohlthätigkeit, sowie die Beaufsichtigung der Krankenanstalten der Genossenschaft, werden dem Werkmeister und dem Schatzmeister nach den Bestimmungen des Convents unter Aufsicht des Commendators übertragen.

§ 10.

Die für die Zwecke der Genossenschaft zu verwendenden Geldmittel bestehen aus bestimmten jährlichen Beiträgen der Mitglieder derselben, aus freiwilligen erhöhten Beiträgen, Schenkungen und Vermächtnissen, insofern an letztere keine speciellen Bedingungen geknüpft werden.

Die bestimmten jährlichen Beiträge werden auf acht und vierzig Mark für jeden Ritter festgesetzt. Dieselben sind mit Beginn des Kalenderjahres an den Schatzmeister abzuliefern. Diejenigen Beiträge, welche bis 1. April nicht entrichtet sind, hat dieser mittelst Postnachnahme zu erheben.

So beschlossen Hall, den 7. Juli 1890.

nach Anhörung und erfolgter Zustimmung des Ordens-Capitels, unter Aufhebung der bisherigen Statuten vom 4. November 1857, hiermit bestätigen. Dessen zu Urkund haben Wir dieselben unter Unserer Höchsteigenhändigen Unterschrift ausfertigen und mit Unserem Ordens-Insiegel versehen lassen.

So geschehen Braunschweig, den 5. Februar 1891.

(L. S.) **Albrecht Prinz von Preußen.**

Von Gaza nach Hebron und Bethlehem.

(Fortsetzung.)

Was ist das? Meine Augen hängen noch am glänzenden Meere, aber vor meiner Seele steigen fremdartige Bilder auf! Soll ich ähnliches erleben wie der Görlitzer Schuhmacher und Theosoph Jacob Böhme, der von der stillglänzenden Glaskugel über seinem Arbeitstische zum Schauen ungeahnter Dinge entzückt wurde? Es wird lebendig in der Ebene Gazas. Bild auf Bild entfaltet sich vor meinen Augen. Ja das ist ja Gaza's Geschichte!

Von Judas Bergen herab naht's wie eine schwarze Wolke. Jetzt kann ich es unterscheiden. Es sind langsam vorwärtsschiebende Heerden von Kamelen, Schaafen und Ziegen. An Gaza vorüber ziehen sie südöstlich nach den fetten Weidegründen Gerar's. Das kann nur Abraham sein, der Nomadenfürst, den Gerar's König Abimelech in seinem Gebiete zelten ließ. Und noch einmal quill's dunkel von Juda's Höhe herab. Isaak zieht dieselben Pfade wie sein Vater.

Jetzt wälzt sich von Süden eine schwarze Wolke heran. Zuweilen blitzt's drin auf. Oh das sind keine sanftmüthigen Heerden, das sind wilde Heerscharen. Die Sonne blitzt von Speer und Spieß und blanker Rüstung.

Trotzige Krieger stürmen auf Sichelstreitwagen heran. Vom Süden können nur Egypter kommen. Ein Streitwagen in königlicher Auszeichnung fährt an die Spitze. Wer ist der kühne Held, den schon die Adlernase als geborenen Herrscher erkennen läßt? Sehe ich recht? Ja von seiner Statur her kenne ich seine Züge, es ist Ramses II., Egyptens größter König! Schon ist Gaza da unten von der Egypter Heeresmacht eingeschlossen.

Aber es öffnet der Uebermacht seine Thore, und bald strömt die Heeresmasse weiter, nordwärts. Nach dem reichen Phönizien sind sie lüstern, wo die üppigen Kaufleute mit purpurgefärbten Segeln fahren.

Sieh, wie Heeresäule kommt's jetzt auch von Juda her. Streitwagen rasseln, Rosse stampfen; die Einen

tragen schweren Kettenpanzer, leichtgeschürzt schreiten die Andern, nur mit Bogen und Köcher bewaffnet. Und Gaza öffnet ihnen bereitwillig die Thore und empfängt die reisige Schaar mit Jauchzen. Es sind ja Gaza's eigene Mannen die, beutebeladen von einem siegreichen Zuge gegen Israel heimkehren. Ganz Israel hat mit Entsetzen erfahren, was das heißt: „Philister über Dir!" „Der Herr gab Israel in die Hände der Philister 40 Jahre" (Richter 13[1].)

Aber ein Rächer erscheint! Wer anders ist der Mann mit gewaltigem Gliederbau als Simson, der dort am Thore Gaza's rüttelt und hebt es aus den Fugen und trägt es triumphirend den Hügel herauf. Der Triumph seiner Kraft, aber auch sein tragisches Ende ist an Gaza geknüpft. Wehe, da kommt wieder ein Zug Philister von Israel her. In ihrer Mitte schreitet mit klirrenden Ketten Simson, der durch Weibestücke Gefangene. Aber warum ist sein Gang so schwankend und sein Haupt zu Boden geneigt? Ach sie haben ihm das Augenlicht geraubt, nachdem sie ihn überwältigt. So wurde sein sinnlicher Wandel, sein übermüthiges Trotzen auf eigene Kraft gestraft. Da unten in Gaza wird er ins Gefängniß gelegt. Zu schmachvoller Arbeit wird er gezwungen; was sonst nur die Mägde und Sklaven verrichten, das muß Israels großer Held jetzt thun, den Stein der Kornmühle drehen.

Draußen vor dem Tempel versammelt sich eine prächtige Menge, die Fürsten und Edeln der Philister. Ihrem Götzen Dagon rüsten sie ein großes Dankopfer. In einem großen Schmause setzt sich das Opfer fort. Da ruft einer der Schmausenden in übermüthiger Laune: „Laßt Simson holen, daß er vor uns spiele!" Und Simson kommt und spielt. Er tastet nach dem Säulenpaar, von welchem die weite Halle getragen wird. Jetzt hebt er sein wieder lockenumwalltes Haupt mit den erloschenen Augensternen nach Oben; seine Seele betet. Jetzt stemmt er sich gegen die beiden Pfeiler mit schwellenden Muskeln. Sie wanken! Krachend stürzt das Gebäude zusammen und begräbt die auserlesene Schaar sammt Simson.

Ein gellendes Heulen trägt der Abendwind zu uns herauf; es sind die Weiber Gaza's, die ihre Todten beklagen.

Wie groß ihr Schmerz, sie versagen doch dem Zerstörer ihres Glückes nicht ein ehrenvolles Begräbniß. Sie lassen Simsons Leichnam von seinen Verwandten nach Juda zurückführen.

Lautes Getümmel schallt von Juda's Bergen her. Die assyrische Macht streckt ihren erobernden Arm bis hierher an den Saum der Wüste, Gaza muß dem siegreichen Feldherrn Assyriens, Tartharn, seine Thore öffnen.

Sieh dort am Fuß der Berge vor dem festen Lachis lagert Sanherib's Heer. Der Herr hat ihm zugerufen: „Bis hierher und nicht weiter!" Der Todesengel würgt Sanheribs Heer vor Lachis und vor Jerusalem.

„Wie üppiges Waldesgrün in Sommers Pracht,
So glänzet Assurs Heer vor jener Unheilsnacht.
Wie fallend Waldeslaub, durch das der Herbstwind zieht,
So liegt Assyriens Macht am Morgen welk und müd."
Des Todes Engel breitet seine Schwingen fahl,
Er haucht ins Angesicht den Schläfern allzumal.
Da bricht der Schläfer Aug', der kühne Will';
Noch einmal hebt das Herz sich, dann steht's still.
Es fällt das edle Roß, die Nüstern weit;
Fortan es wiehert nicht mehr stolz im Streit.
Am Rasen schimmert seiner Nüstern Flaum
Kalt wie der Meeresbrandung Schaum.
Der Reiter hingestreckt spürt nicht den eis'gen Frost,
Thau kriecht auf seine Stirn, auf seinen Panzer Rost.
Die Zelte stehen stumm, die Banner hängen bang,
Die Lanzen ungeschwungen, Trompeten ohne Klang.
Wehklingend zieh'n die Frau'n von Ascher aus.
Die Götzenbilder sind zerbrochen in Baals Haus.
Die Macht der Heiden, trunken von Sieges Glück,
Zu Boden sank sie vor des Herrn Herrn Blick."
(Uebersetzt aus Byron).

Schau nach dem Norden! Rothe Gluth bedeckt den Himmel, dicker Rauch qualmt empor. Im Nu ist die ganze Ebene überzogen von unzähligen Reitern. Sie scheinen mit ihren Pferden verwachsen, eine Heerschaar von Centauren. Das ist die wilde räuberische Horde der Scythen. Nur mit Pfeil und Bogen bewaffnet brandschatzen sie Alles, was sie auf blachem Felde überfallen können. Der rothe Schein hinter ihnen verräth ihr barbarisches Handwerk. „Ihre Köcher sind offene Gräber", ruft der Prophet Jeremias. Aber Gaza hat seine Thore fest verschlossen, und ein Hagel von Geschossen von seinen hohen Mauern herab verscheucht das flinke Reiterheer. Auf eine Belagerung lassen sie sich nicht ein. Sie verschwinden nach dem Süden. Wehe Dir Egypten! Die Geisel, die Du über Israel einst schwangst, sie trifft jetzt Dich!

Noch kein Ende? Vom Süden her schwärmt es. Wieder ein Pharao an der Spitze. Psammetich ist es; der einst für seine bedrohte Jugendzeit Schutz in Syrien fand, will Syriens Herr werden. Aber er hat nicht mit den hartnäckigen Städten der Philister gerechnet. Ein Menschenalter verstreicht, ehe er Gaza, Askalon und Asdod den starren Nackengebrochen hat.

Necho, sein Sohn, tritt auf seine Schultern. Vorbei am unterjochten Gaza zieht er nordwärts. Er hat gehört, der Assyrische Thron wankt. Da will er mit den Siegern sich in das Assyrische Reich theilen. Aber bald kommt er geschlagen mit den Trümmern seines Heeres zurück. Er war diesmal der Esel bei Vertheilung der Beute. Ihm wurde vom Löwen das Fell über die Ohren gezogen. Wer war der Löwe? Nebukadnezar, der jugendstarke Herrscher des aufblühenden Babylon. Hörst Du nicht sein Gebrüll? Ganz Syrien und Israel erzittert. Auch Gaza erschrickt und beugt sich, daß nicht des Löwen vernichtende Tatze es treffe. Bis nach Egypten dröhnt des Leuen Grollen. Auch dem Pharao wird bange für sein Gebiet. Pharao Hophra zieht heran, vorbei an Gaza zur

Höhe Juda's. Er will im eigenen Interesse dem beklagenswerthen Könige Juda's, Zedekias, Hilfe bringen. Aber ehe er Jerusalem erreicht, überfällt ihn der Babylonische Leu. Noch schlimmer zugerichtet als Necho eilt Hophra mit dem kläglichen Reste seines Heeres dem heimatlichen Delta zu.

Wieder wallt es erzblitzend vom Nordosten her. Die Perser ringen um die Weltmacht. Bis vor Gaza dringen des Cyrus unaufhaltsame Schaaren.

Ein neues Heer der Perser wälzt heran. Der grausame Kambyses, der Brudermörder, will den Krieg nach Egypten tragen.

Wie mag er aber mit seinem ungeheuren Heere die männermordende Wüste überwinden, hinter deren Schutze Egypten sich birgt? Sieh, da kommen schon die Beduinen auf flinken Kamelen. Sie sind des Perserkönigs Bundesgenossen und sorgen in der Wüste für Wasser und Brod. Da zieht es hin das harte Volk von Irans Bergen, deren harte Schädel auf Pelusiums Schlachtfelde noch nach Jahrzehnten vom griechischen Geschichtsschreiber auf Reisen mit leichter Mühe von den weichen Schädeln der erschlagenen Egypter unterschieden wurden. Es dauert lange bis das Perserheer wieder an Gaza vorbeizieht. Sie scheinen sich in Egypten gefallen zu haben. Sie waren wohl gar in Theben, mit seinen Riesentempeln, wohin mich die Sehnsucht zieht.

Eine Besatzung der Perser bleibt da unten in Gaza. Sie wollen es tributpflichtig halten. Auf wie lange? Wie lange wird's währen, daß sich das Spiel erneuert mit dem Refrain: „Denn ich bin groß und du bist klein."

Ja da kommt er von Westen, den die Geschichte selbst „groß" genannt. Der den Gordischen Knoten löste, soll der Herr von Asien sein. Weiß Tyrus nichts von dieser Weissagung, daß es Alexanders brennende Eroberungslust so trutzig herausfordert? Es muß eine wahre Weissagung erfüllt werden, die des Propheten Israels, die göttliche Prophezeiung: „Ich will Fremde über Dich schicken, nämlich die Tyrannen der Heiden". (Hesek. 28[1].)

Und warum öffnest du dem unbesiegten Macedonier deine Thore nicht, tollkühne Gaza? Glaubst Du ihm widerstehen zu können, der eben die noch nie erstürmten Mauern von Tyrus geschleift? Bist Du nun blind zur Strafe für Simsons Blendung? Freilich Deine Mauern sind gar hoch und fest. Vergeblich versuchen die Griechen mit ihren Belagerungsmaschinen sie in die Bresche zu legen. Aber sie lassen darum nicht von Dir ab! Ich sehe die Griechen einen ungeheuern Damm aufschütten. Sie kennen dies Geschäft gut von Tyrus her. Und wieder rollen sie ihre Mauerbrecher wider Deine schwächeren Obermauern. Werden diese auch dem eisernen Widderkopf widerstehen?

Doch was sehe ich? Die Thore brechen auf, in wüthender Eile stürzen die Krieger der Stadt daraus hervor. Sie stürmen auf den Erdwall und treiben seine Besatzung in die Flucht. Schon droht die Flucht der Belagerer allgemein zu werden, da stürzt Alexander an der Spitze seiner Eliteschaar sich ins wilde Gedränge. Sieh, der Feldherr sinkt vom Pferde, schwer verwundet. Aber der Kampf steht doch. Ihr müßt zurück, wackere Gezaer! Euer tapferer Ausfall hat, sehe ich, aber doch seinen Lohn. Rothe Lohe schlägt vom Damm empor. Die hölzernen Belagerungswerke gehen in Feuer auf. Das war brav gemacht, ihr bedrängten Stadtbewohner! Aber wehe Euch! Der große Alexander liegt schwer darnieder an seiner Schulterwunde, die nur langsam heilt. So hat er Zeit, Euch Rache zu sinnen und über Euern Verderben zu brüten. Vom Norden her schleppt man neue Maschinen, die vorher Tyrus vernichtet haben. Ein größerer Erdwall denn der erste erhebt sich. Kannst Du es nicht abermals hindern, tapfere Stadt, daß sie Deine Mauern wanken machen? Die Steine bröckeln. Jetzt ist offene Bresche. Die Belagerer dringen ein. Aber bravo, Du schlägst sie zurück. Doch Du mehrst nur der Belagerer Wuth. Sie dringen aufs neue vor, um noch zweimal zurückweichen zu müssen. Roth quillt es von den Mauersteinen, die Bresche füllt sich mit erschlagenen Tapferen. Jetzt kannst Du doch nicht mehr den Ansturm frischer Kräfte aufhalten, Du ermüdetes kleines Häuflein. Willst Du Dich nunmehr nicht ergeben? Nein, Du liefest es von den wuthverzerrten Gesichtern der Stürmenden; da steht in rother Hitzgluth geschrieben: „Keine Gnade, kein Pardon." Und ihr fechtet mit ermattetem Arm, bis der letzte Mann im ehrenvollen Kampfe gefallen. Ihr seid es werth, tapfere Gezaer, daß Ihr genannt werdet neben jener Spartanerschaar, die in Thermopylä's Enge nur über ihre Leichen den Feinden den Weg gestatteten.

Nur Weiber und Kinder sind die Gefangenen, die Euch Gaza bietet, Ihr Sieger vom Westen!

Südwärts zieht Alexander weiter. Was mag er für Gedanken bewegen? Wohl Pyrrhusgedanken: „Noch einen solchen Sieg, und ich muß umkehren woher ich gekommen."

Ach ich bin des Treibens müde, des kriegerischen; holder Friede, komm, o komm. Aber noch einmal höre ich Waffengeklirre, tosende Feldschlacht da unten. Auch Gaza muß unter den Wirren leiden, die auf Alexanders Tod folgen. Bei Gaza trifft Ptolemäus von Egypten auf des Antigonus Heer. Was thut's, ob dieser oder jener siegt, die Fluren Gaza's sind doch zerstampft, ihr Erntesegen vernichtet. Denn es ist Frühlingszeit, da Ptolemäus als Sieger das Feld behauptet.

(Fortsetzung folgt.)

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint
jeden Mittwoch. — Das Abonnement
beträgt 2 Mark für das Vierteljahr
in allen Theilen des Deutschen Reichs.
Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Post-Anstalten und
Buchhandlungen des In- und Auslandes
nehmen Bestellungen an, für Berlin
auch d. Bureau des Johanniter-Ordens,
Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. | Berlin, den 25. Februar 1891. | Nr. 8.

1. Felix Bernhard von Studnitz, Rittmeister und Landrath a. D., Landesältester, Rechtsritter seit 1872, † zu Breslau 12. Februar 1891.
2. Max von Ramin, Rittergutsbesitzer, auf Daber in Pommern, Ehrenritter seit 1882, † zu Schwedt a. d. Oder 15. Februar 1891.

Von Gaza nach Hebron und Bethlehem.

(Fortsetzung.)

Wie thut's dem Auge und dem Herzen wohl, das friedenathmende Bild, das jetzt erscheint! Ein Ehepaar sehe ich von Juda's Bergen herkommen. Auf einem Thiere sitzt ein holdselig Weib mit einem Kindlein, das sie sorgsam verhüllt auf ihrem Schooße hält. Nebenher schreitet der Mann und führt das Thier, daß es nicht falle, und seiner theuern Last Schaden geschehe. Wer sieht auch einfachen Wandersleuten, Maria und Joseph, den hohen Adel an, wer erkennt an Dir, himmlisches Kind, den göttlichen Ursprung, die Heilandsbestimmung? Der kleine Zug geht durch Gaza hinab nach Egypten, um das Jesuskind zu bergen vor des Scheusals Herodes Grimme. Und wieder kommen sie zurückgezogen. Die Nachricht von des jüdischen Tyrannen Tod hat ihnen Muth gegeben zur Heimkehr.

Noch ein friedlicher Zug naht von Jerusalem her. Ein reicher Mohrenfürst sitzt auf seinem Wagen. Sei christbrüderlich gegrüßt, Du wahrheitsdurstige Seele! Du hast gesucht und gefunden. Der Herr hat Dir seinen Evangelisten Philippus zugesandt, daß er Dich lehre, wer das Lamm ist, von dem Jesaias redet, das Lamm, das der Welt Sünde trägt.

Einen dritten friedlichen Zug sehe ich nahen. Sie kommen zu Schiffe. Vergeblich sucht die Sonne bei ihnen nach einem blanken Schilde, nach einer glatten Speerspitze, um sich funkelnd darin zu spiegeln. Sendboten des Friedens sind's mit einem Bischof an der Spitze. Und doch was wollen sie an diesem Gestade anders als streiten, siegen? Streiten mit dem Heidenthum, das in Gaza ein Bollwerk besitzt, siegen über den Götzen Dagon. Sendboten des Friedens und doch zugleich Diener dessen, der gesagt: „Ich bin nicht gekommen Frieden zu senden, sondern das Schwert.“ Sieh, in den Händen dieser Sendboten ist dies Schwert, das einen Dagon in Stücke haut und aller menschlichen Sünde und Selbstzufriedenheit den Krieg erklärt, „das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes.“

Du hörst kein Kampfgetöse da unten in der Heidenstadt. Und doch siehe, die heidnischen Tempel sie wanken, fallen. Eine prächtige Kathedrale erhebt sich inmitten der Stadt. Die Kaiserin Eudoxia läßt sie bauen und widmet sie dem Bußprediger, Johannes dem Täufer. Auf dem Boden dieser Kirche sind wir gestern gewandelt — in rothen Araberschuhen!

Das war kein Schmuck, den unsere Füße freiwillig trugen; die Moslems haben uns dazu gezwungen. Ich sehe sie Muhameds Schaaren gegen Gaza heranziehen, ein Missionszug in blitzenden Waffen. Schau, der Thurm der Kathedrale sinkt, mit schrillem Klageton zerbersten seine Glocken, ein Minaret steigt an seiner Stelle in die Lüfte und des Muezzin näselnder Gesang ruft Gaza, die islamgläubige, zum Gebet.

Was ist das für ein neuer Zug, Reisige und Fußvolk, starrend in Waffen, mit einem Kreuz auf der Brust? Sind's Christen, die es Muhamed abgelernt haben, mit dem Schwert in der Faust Mission zu treiben? Es sind die Kreuzfahrer, die Gaza in Besitz nehmen. Tempelritter bauen ein festes Kastell. Aber wie der Wüstensand sich nur für ein Weilchen zurückdämmen läßt, um erst den Damm zu überschütten und dann weiter zu fliegen, so überfluthen die Araber bald wieder Gaza. Das Kreuz schwindet von der Spitze des Kastellthurmes, der Halbmond hat es verschlungen.

O buntes Wechselspiel, Kaleidoskop der Ereignisse, Dein Name ist Weltgeschichte! Wiederum wälzen sich

kriegerische Massen vom Süden her auf Gaza zu. Sie verrathen uns die neuere Zeit mit ihren Gewehren und den Kanonen, die sie mit sich führen. Und horch auf den Commandoruf: En avant! Franzosen sind's. Voran kommt eine Dromedarabtheilung. Je zwei Soldaten sitzen auf eines Kameeles Rücken. Denn Napoleon ist ein Meister im Ausnützen der gegebenen Verhältnisse. Seinen Christengott hat er in Egypten eiligst in Allah umgewandelt, er ist den Muhamedanern ein Muhamedaner geworden. Und seine Kavallerie hat er für den Wüstenmarsch in Dromedarreiter umgesattelt. Napoleon kommt, um die türkische Armee, die sich in Syrien zusammenzieht, zu schlagen. Gaza ist unbefestigt, es kann dem kühnen Abenteurer den Eintritt nicht verwehren. Da reitet er der kleine Mann mit ungeheueren Plänen inmitten seiner schon kampfgeübten Soldaten. Was sinnt er? Hängt er trübseligen Gedanken nach, weil ihm die Engländer seine Flotte zertrümmert und den Rückzug nach Frankreich abgeschnitten haben? Ist er niedergeschlagen, weil der Sultan ihm den Krieg erklärt hat und zwei große Heere sammelt? O nein, er brütet über einem ungeheuerlichen Plane. Er denkt daran, mit Hilfe der rebellischen Bewohner des Libanon gen Konstantinopel zu marschiren und den Sultan vom Throne zu stoßen. Nicht Unmuth, nicht Kleinmuth wohnt auf dieser kleinen Stirn, sondern Uebermuth, Hochmuth. Er hat eben südlich von Gaza, bei El-Arisch, die ersten türkischen Truppen auseinandergejagt und in ihrem verlassenen Lager große Beute gemacht. Von Gaza eilt er weiter nach Jaffa. Aber hier werden ihm die Thore nicht freiwillig geöffnet. Eine türkische Garnison vertheidigt die befestigte Stadt. Ein Parlementär, den Napoleon in die Stadt schickt, wird enthauptet. Da rumpft der finstere Corse die Augenbrauen und befiehlt den Sturm. Parole: „Kein Pardon." Mit bewunderswerther Kühnheit wird die Mauer erklommen, die Stadt genommen. „Und 30 Stunden wird die arme Stadt der Plünderung und dem Massacre preisgegeben." Aber es bleiben doch noch einige Tausend als Gefangene übrig. Was wird der Sieger mit ihnen beginnen? Nach Egypten sie escortiren lassen? Nein, „er läßt sie alle über die Klinge springen, die Tausende von wehrlosen Gefangenen. Die Armee verrichtete gehorsam, aber mit Entsetzen, die anbefohlene Execution." So berichtet wörtlich Frankreichs gefeierter Geschichtsschreiber Thiers. Und diesen Schlächter wehrloser Gefangenen wagst Du, o Klio, den „Großen" zu nennen?

Auf seinem Rückzuge von Akko, an dessen Mauern er sich vergeblich den Kopf blutig rannte, wurde Jaffa der Schauplatz einer zweiten „großen Mannes-" that, die Napoleon plante. Aufs tapferste hatten seine Soldaten vor Akko gefochten. Als er abziehen mußte, führte er mit sich 1200 brave Verwundete und noch viele Kranke. Sie hatten wohl für ihn geblutet; aber sollte er sich mit ihnen durch die Wüste schleppen? Ließ er sie aber in Jaffa zurück, so waren sie der Rache der Araber verfallen. Da rief Napoleon seinen Stabsarzt und schlug ihm vor, die Verwundeten und Kranken alle mit Opium zu tödten. Entsetzt fuhr dieser zurück und rief: „Mein Beruf will, daß ich heile, aber nicht morde. (Mon métier est de les guérir, et non de les tuer.) Berichtsmann Thiers! Nein, nicht Du, erhabene Klio, sondern nur la grande nation in ihrer idolatrischen Blindheit konnte diesen Napoleon den „Großen" nennen.

Ich erwache aus meinem „Sommertagstraum." Er schließt so unerquicklich. Soll damit von Gaza's Geschichte Abschied genommen sein? Nein, nein, die Geschichte der Gegenwart fordert auch Gehör. Friedlich still liegt das Gaza der Gegenwart vor uns. Und doch ist darin ein „heiliger Krieg" angebrochen. Christliche Missionare stehen da unten treu auf ihrem Posten und führen das „Schwert des Geistes". Schon manche Seele ist davon betroffen. Und wenn die Betroffenen auch noch zum Theil dem Nikodemus gleichen, der aus Furcht vor den Juden nur zur Nachtzeit zu Jesu kam, so wird doch auch diesen hoffentlich bald der Charfreitag kommen, an welchem Tage Nikodemus offen auf Jesu des Gekreuzigten Seite sich stellte. „Gaza" heißt die „Schatzkammer." Seit der Perser Kambyses auf seinem Zuge gegen Egypten hier in Gaza sein Kriegsmaterial und Geld barg, trägt die Stadt diesen Namen. Seitdem sie nun das göttliche Evangelium in sich birgt, ist sie dieses Namens erst recht würdig geworden.

Der Verheißung gedenkend, daß Gottes Wort, das da unten in der Stille wirkt, nicht leer zurückkehren soll, treten wir fröhlich und dankbar den Rückweg an, vom Simsonshügel hinab zur Stadt, um nunmehr unsern Wanderstab weiter zu setzen. Wie ein schöner Traum waren diese Tage in Dir, Gaza. Gott vergelte Dir Deine Gastfreundschaft und Liebe!

Unser Wanderstab soll Pferdefuß sein. Ich habe mir schon lange überlegt: Eigenes Pferd ist Goldes werth. Am Tage vorher hatte ein Soldat mir sein Rassepferd zum Kauf angeboten. Ich zögerte, eben weil es viel Goldes werth war. Aber jetzt entschließe ich mich doch, es zu nehmen. Es wird nach dem Soldaten geschickt. Aber der Bote kommt mit der Nachricht zurück: „Der Pferdeeigenthümer ist vor einer Stunde mit anderen Soldaten ausgezogen in die Fellachendörfer, die Steuern einzutreiben." Wen sollte man nun mehr bedauern, mich, den pferdelosen, oder die armen Bauern, unter denen die Soldatesla eine Brandschatzung im Frieden anrichten wird? Bedauere ja die Letzteren, nicht weil sie Steuern geben müssen — Steuern sind ja das nothwendige Eintrittsgeld zum Staatsbau und zur Civilisation — sondern weil sie fast immer der Willkühr und Habgier der Steuereintreiber preisgegeben sind. Ich für meine Person war hernach im weiteren Verlaufe meiner Reise sehr

froh, daß ich kein eigenthümliches Pferd mit mir führte. Denn wenn auch nicht in so grausamer Art und Weise wie Brunhildis, ist man doch an sein Pferd gebunden und nicht mehr freier Herr seiner Entschließungen. Ich hätte dann den Landweg wählen müssen und manchen schönen Tag, in Bethlehem und Jerusalem verlebt, einem langweiligen Ritte in der Sommerhitze opfern müssen. Denn die türkische Regierung hat strikte allen Pferden das Betreten eines Schiffes verboten. Aus Furcht vor der möglichen Ausfuhr? Oder weil sie den Pferden die unangenehme Seekrankheit ersparen möchte? Wahrscheinlich doch aus ersterem Grunde.

Also wird ein Gaul gemiethet, dazu der Sicherheit halber auch ein Soldat zur Begleitung bis Hebron geheuert. Schon Abends stellen sich der Roßbube und Soldat auf dem Missionsgehöft ein. Denn bald nach Mitternacht soll die Reise angetreten werden, um möglichst lange der Sonne aus dem Wege zu gehen. Bietet doch auch der erste Theil der Reise durch die Philisterebene nichts Besonderes, das unserer holden Augen Strahl schwerzlich vermissen könnte.

Durch die engen Gassen Gaza's hallt das Getrappel unserer Pferde. Hie und da wischt sich ein Hahn die Augen und kräht: „Phöbus, spann' die Schimmel an.“ Ich aber denke: „Nein, schlafe nur noch. Du kommst uns mit Deinem Sonnenwagen noch immer früh genug auf den Hals. Träume nur noch etwas Sommernacht.“ — Ehe wir auf's freie Feld hinauskommen, umfängt uns ein Olivenhain mit mystischem Dunkel. Das ist der rechte düstere Hintergrund zu Lenau's Liede, das ich in der würdigen Melodie einer fürstlichen Komponistin (Maria Anna, Prinzessin von Preußen) vor mich hinsumme:

Weil' auf mir, Du dunkles Auge,
Uebe Deine ganze Macht,
Ernste, milde, träumerische,
Unergründlich süße Nacht!
Nimm mit Deinem Zauberdunkel
Diese Welt von hinnen mir,
Daß Du über meinem Leben
Einsam schwebest für und für.

Aber was fragt die Sonne nach der Poesie. Sie kommt und unter ihren stechenden Strahlen verfliegt bald alle poetische Laune. Noch ist ihr Gluthball nicht hoch aufgestiegen, da fängt die Luft schon an zu zittern. Sie war schon so lau die Nachtluft. So braucht's keiner großen Anstrengung der Sonne, um die ganze Ebene in einen großen Backofen zu verwandeln. Man zieht das weiße Kopftuch, das sonst nur vom Hute schützend auf den Nacken herabfällt, auch übers Gesicht. Denn abgeerntete Felder links und rechts abwechselnd mit grauer, steiniger Steppe sind von nur sehr mäßiger Schönheit und laden das Auge nicht zu längerem Verweilen ein.

Da schreitet vor uns ein langer Zug von Kameelen über den Weg. Lautlos setzen sie ihre plumpen Füße auf den Boden, kein Glöckchen klingt an ihrem Halse, kein Zuruf des Treibers läßt sich vernehmen. Ist dieser Zug von „Schiffen der Wüste“ etwa „der fliegende Holländer,“ das Gespensterschiff des Festlandes, oder ist es eine fata morgana? — Ein Flußbett müssen wir jetzt durchreiten. Natürlich ist es wasserlos, das Bett eines Winterbaches. In der lehmigen Ebene hat das Wasser in der winterlichen Regenzeit sich einen Abfluß nach dem Meere zu gesucht und ein tiefes Bett sich gegraben. Erst wenn man dicht davor steht, merkt man dies zerstörende Werk des Winterflusses inmitten der sonnigen Gegend; wie manches Menschenantlitz sommerlich heiter dreinschaut, aber wenn Du genauer hinsiehst, merkst Du doch Furchen, die auf Bäche der Trübsal schließen lassen.

Nur spärlich sind Dörfer in diese weite Ebene zerstreut. Wo ein Dorf ist, da ist auch immer ein Brunnen. Schon von ferne hören wir, wo Wasser ist. Nicht daß man wie im Thüringer Walde schon von Weitem des Wassers lustig Plätschern oder zorniges Rauschen hörte, sondern des Wassers Nähe wird durch die Frauen verrathen, welche am Brunnen ihre Krüge mit ganz bedeutendem Stimmaufwand füllen. Es geht dies Geschäft allerdings auch ärgerlich langsam vor sich. Denn da ist nirgends eine fließende Quelle, sondern aus tiefen Schachtbrunnen muß das Wasser erst eimerweis emporgefördert werden. Addire zu diesem schon an sich zeitraubenden Verfahren noch die orientalische Vorliebe zum peu à peu hinzu, und Du wirst über der Weiber wortreiche Ungeduld nicht zu streng richten. Stelle Dir einen Brunnen vor, gerade 54½ Schritte tief. Du lächelst über mein genaues Wissen und fragst, ob ich die Brunnenwand hinabgelaufen bin. Nein, bitte, unterbrich mich jetzt nicht, stelle Dir einen 54½ Schritte tiefen Schacht vor. In diesen wirft ein brauner Bursche einen Ziegenfelleimer hinab, der durch zwei kreuzweis gelegte Hölzer offen gehalten wird und an einem dicken Stricke befestigt ist. Jetzt ist der weichwandige Eimer also unten und klatscht einige Male auf dem Wasserspiegel wie trunken vor Lust von einer Seite zur andern, bis er sinkt und sich füllt. Wie ihn nun aber in seiner Schwere hochbringen? In Deutschland würden die Wasserschöpfer einfach selbst ihn in die Höhe ziehen. Aber hier in dieser Hitze wäre diese Arbeit zu mühsam für Menschenhand. Da stehen ein Paar, die sonst nur an „Kopfarbeit“ gewöhnt sind, aber damit auch diese mechanische Handarbeit leisten, ein Paar Ochsen. An ihr Joch wird das Ende des Ziehstrickes befestigt. Ein Bube treibt die Stiere an, und in gravitätisch gemächlichen Schritten, wie ihrer wichtigen Kopfarbeit bewußt, bewegen sich diese vom Brunnen hinweg. So kommt allmählich der Schöpfeimer zur Höhe. Von des Burschen Hand wird er über den Rand gehoben und in eine Rinne nebenan ausgegossen, an deren Ende das keifende Weibervolk mit Krügen das strömende Wasser erwartet. Du merkst nun, auf welchem Wege ich zu der staunenswerthen Kenntniß von der Tiefe des Brunnens ge-

kommen bin. Ich wandelte einfach mit den Stieren und zählte meine Schritte, bis der Zug hielt. Nun denke Dir aber nicht den Strick über eine Rolle oder Winde laufen. Das wäre viel zu complicirt, ein strafbares Verbrechen gegen orientalische Einfachheit! Nein, der Strick schleift einfach über die steinerne Brunnenkante, in welche er mit der Zeit tiefe Canäle eingeschnitten hat, so daß der letzte Act des Eimeremporhebens kräftige Mannesarme erfordert. Knirschend schürft das Seil über den harten Einfaßstein, wenn die Ochsen anziehen. Mir ist's, als hörte ich das Seil zischeln: „Wie Du eingebildeter Stein — Du denkst, Du seiest hart — und ich erbärmlich weich? — Warte, ich will Dich zeichnen — Striemen will ich Dir in die Wange schneiden. — Wo ist nun Deine Härte — Du eingebildeter Stein?" Ein „Gespräch," das ähnlich auch zuweilen von der „weichen" Gattin mit dem „harten" Gatten geführt werden soll. Vergleiche Frau Kaudel's Gardinenpredigten." Neben dem Brunnen liegt ein verwitterter Stein, der eine ganze Reihe tiefer Furcheneinschnitte aufweist. Er ist also wohl als „Einfaßstein a. D." auch ohne Visitenkarte legitimirt. Zugleich zeigt er an, daß die Dorfbewohner schon in der „Großväterzeit" die Brunnenstricke ihre Festigkeit an der Steinkante erproben ließen. Und in Anbetracht der Einfachheit des Schöpfverfahrens ist es gewiß keine zu kühne Vermuthung, wenn man dies Verfahren für Jahrtausende alt erklärt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Heil- und Pflege-Anstalt für Epileptische in Potsdam

hat unlängst ihren 2., die Zeit vom 1. Oktober 1888 bis dahin 1890 umfassenden Rechenschaftsbericht veröffentlicht, aus dessen auch für weitere Kreise interessanten Mittheilungen es gestattet sein möge, das Wesentliche hier folgen zu lassen.

Seit der Ausgabe ihres ersten Rechenschaftsberichts im Herbst 1888 ist die Anstalt in erfreulichem Aufblühen begriffen. Während sie damals nur 68 Pfleglinge hatte, hat sich die Zahl der Aufnahmegesuche in der Folgezeit derartig vermehrt, daß der Bau von zwei weiteren Häusern für je 20 Kranke in's Auge gefaßt werden mußte. Dieselben, bei der 4. Jahresfeier am 3. Juli 1890 eröffnet, zeigen, während die Bauart und innere Ausstattung sich nach dem Vorbilde der zuerst fertig gestellten Häuser richten konnte, im Bauplan eine wesentliche Aenderung, für die jedoch die größere Brandbarkeit entscheidend war. Statt nämlich wie dort die beiden Gruppen (zu zwanzig Patienten) in zwei übereinander liegenden Stockwerken unterzubringen, legte man dieselben auf einem Stock neben einander. War zwar der Aufwand dafür ein etwas erhöhter, so entspricht diese Anlage doch den eigenartigen Verhältnissen insofern besser, als es öfter vorkommt, daß bei Tag oder Nacht von 2 Pflegern (bezw. Pflegerinnen) eines Hauses einer dem andern beispringen, oder daß einer vorübergehend beide Gruppen überwachen muß, und solche gegenseitige Hilfe und Vertretung natürlich viel leichter sich ermöglichen läßt, wenn keine Treppe zu steigen ist.

Die Erwartung, daß die beiden Neubauten nach ihrer Fertigstellung sich auch alsbald füllen würden, ist wenigstens auf der Männerseite eingetroffen; auf der Frauenabtheilung sind zur Zeit noch einige Plätze verfügbar. Daß die Anmeldungen männlicher Patienten etwas zahlreicher einlaufen, scheint ähnlich wie bei Kinderrettungs-Anstalten seinen Grund darin zu haben, daß epileptische Mädchen im Elternhause noch eher ihre Beschäftigung finden; die Knaben aber müssen hinaus — und draußen sind ihnen die Thüren der Werkstätten und Fabriken verschlossen.

Noch im Herbste 1889 ist auch ein kleines Häuschen, reizend gelegen in einer Waldecke an der äußersten Grenze des Besitzthums, für Anstaltszwecke dienstbar gemacht worden. Dies alte „Lehmhaus", einst eine Waldhüterwohnung, war bisher vermiethet, bedurfte aber dringend einer gründlichen Reparatur. Auf Kosten eines Anstaltsfreundes wurde dieselbe unter der von demselben gestellten Bedingung ausgeführt, daß das Häuschen für schwachsinnige epileptische Kinder Verwendung finde, für die weder in der Blödenanstalt „Wilhelmstift" zu Potsdam, noch auch bis dahin in der hier geschilderten Anstalt Fürsorge getroffen war. So wurde denn das Häuschen erneut, mit hübschen Garten-Anlagen versehen und dient nun sechs nicht schulpflichtigen epileptischen Knaben als freundliches Heim. Ist mit diesem kleinen Asyl für die Unterbringung schwachsinniger epileptischer Kinder auch nur ein bescheidener Anfang gemacht, so steht doch zu hoffen, daß mit gutem Willen und thatkräftiger Unterstützung der Gönner der Anstalt auch fernerhin seitens derselben in dieser Richtung mehr wird geschehen können.

Mit den Insassen des Lehmhauses zusammen beherbergte die Anstalt im November 1890 106 Patienten, die, mit wenigen Ausnahmen, armen Familien entstammen.

Was die Pflegegelder betrifft, so ist die Anstalt von Anfang an nach Möglichkeit darauf bedacht gewesen, daß der zur Unterhaltung des Kranken erforderliche Betrag gezahlt wird, ohne darum an der Geldfrage die Aufnahme in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle scheitern zu lassen; eine Ermäßigung des 450 Mark im höchsten Satz betragenden Pflegegeldes, auf welchen Betrag sich ungefähr die Selbstkosten für die Anstalt stellen, hat deshalb oft eintreten müssen.

Eine Anzahl von Freistellen — gegenwärtig 51 zu je 360 Mark — sind von brandenburgischen Stadt- und Landkreisen, sowie von dem Kommunallandtage der Niederlausitz gestiftet worden, über welche sich jedoch sämmtlich die Begründer das Verfügungsrecht vorbehalten haben. Es sind also auch hier nur

4/5 des vollen Pflegesatzes, welche die Anstalt für den Unterhalt der betreffenden Pfleglinge vergütet erhält. Indessen, wenn auch nur eine begründete Bitte um Ermäßigung vorgebracht wird, pflegt das Curatorium derselben stattzugeben. Hilfsbedürftige Angehörige der Aufzunehmenden und Gemeinden werden übrigens darauf hingewiesen, daß dem Herrn Landesdirektor der Provinz Brandenburg aus Provinzialmitteln ein Fonds zur Verfügung gestellt ist, aus welchem auf Ansuchen Beiträge zu Pflegegeldern gegeben werden, allerdings mit der ganz gerechten Forderung, daß aus Mitteln der Gemeinden selbst jedenfalls ebensoviel aufgebracht werde, als der Beitrag ausmacht. Endlich hat der Provinzialausschuß für Innere Mission eine gewisse Summe ausgeworfen zu Kostgeldsbeihilfen für solche Patienten, die nicht zahlungsfähig und doch auch nicht arm genug sind, um die öffentliche Almosenpflege in Anspruch nehmen zu können.

Aus dem ärztlichen Berichte für 1888/89 und 1889/90 entnehmen wir, daß während dieses Zeitraumes in der Anstalt im Ganzen 71 männliche und 68 weibliche, mithin 139 Kranke behandelt und verpflegt worden sind. Die Zahl der Verpflegungstage belief sich im Ganzen auf 60356, und zwar kommen davon auf das Jahr 1888/89 27248, und auf das Jahr 1889/90 33108 Verpflegungstage.

Am 1. Juli 1888 waren im Bestande 36 männliche und 30 weibliche Kranke. In die Männerstation wurden im Ganzen 35 Kranke, in die Frauenstation 38, im Ganzen 73 Kranke während der beiden Berichtsjahre aufgenommen. Von sämmtlichen Kranken wurden entlassen 22 Männer und 22 Frauen, mithin 44 Kranke, so daß am 1. Juli 1890 ein Bestand von 49 männlichen und 46 weiblichen Kranken verblieb.

Von den zur Entlassung gekommenen 44 Kranken sind 3 Kranke (1 männlicher, 2 weibliche) geheilt worden, gebessert sind 7 Kranke (3 männliche, 4 weibliche). Als ungeheilt wurden entlassen 23 Kranke (13 männliche, 10 weibliche), es starben an Epilepsie 4 Kranke (3 männliche, 1 weibliche).

Als gesund konnten ferner 5 weibliche und ein männlicher Patient entlassen werden. Dieselben haben in der Anstalt nie einen epileptischen Anfall gehabt, und mußte angenommen werden, daß sie auch früher nicht an Epilepsie, sondern an Hysterie gelitten hatten.

Die als gebessert oder ungeheilt entlassenen Kranken sind theils auf ihren eigenen Wunsch, theils auf Wunsch ihrer Angehörigen oder Heimathsbehörden entlassen worden. Einzelne (3) Kranke mußten einer Irrenanstalt überwiesen werden. Von den vier verstorbenen Patienten starben 3 während eines epileptischen Anfalles, eine Patientin starb an tuberculöser Hirnhautentzündung.

Im Laufe der beiden Berichtsjahre wurde es öfters nothwendig, einzelne Kranke, welche von acuten Krankheiten befallen wurden oder die sich größere Verletzungen zugezogen hatten, nach dem städtischen Krankenhause zu Potsdam zu überführen. In 6 Fällen handelte es sich um innere Krankheiten, in vier um chirurgische Krankheitsfälle.

Der allgemeine Gesundheitszustand (von der Epilepsie abgesehen) der Insassen der Anstalt war in den beiden Jahren ein durchaus zufriedenstellender. Epidemieen von schwereren Infectionskrankheiten sind nicht aufgetreten. Nur die Influenza machte sich auch in der Anstalt bei 27 Patienten geltend, doch sind sämmtliche Fälle ohne schwere Folgen geheilt worden.

Was nun die Beschäftigung der Kranken anlangt, so hat es bisher daran nie gefehlt. Günstiger gestellt sind freilich die Männer insofern, als sie den weitaus größten Theil des Jahres hindurch ihre regelmäßige Arbeit im Freien finden, die meisten auf Acker und Wiese; etliche schlossen sich dem Gärtner an und halfen in den ausgedehnten Parkanlagen oder in der Baumschule; andere verstehen sich darauf, die Wege regelrecht mit Schlacken zu belegen und einzustampfen. Dagegen kamen die weiblichen Kranken Werktags nur wenig an die Luft. Industrie zu treiben lag bisher noch keine Veranlassung vor. Vereinzelte Versuche mit Stuhlflechten haben gezeigt, daß solche Arbeit nur dann gedeihlich ist, wenn durch regelmäßigen und anhaltenden Betrieb die nöthige Fertigkeit und Pünktlichkeit erworben wird. Eine Weidenanlage, die nach und nach vergrößert wird, kann in späteren Jahren Veranlassung bieten, Korbflechterei zu treiben.

Entsprechend dem Anwachsen der Einwohnerzahl, wurde auch der Viehstand in den beiden Berichtsjahren vergrößert; derselbe beträgt jetzt 2 Pferde, 5 Kühe und 5 Schweine. Was den übrigen Besitzstand der Anstalt betrifft, so betrug derselbe am 1. Oktober v. J. 96 Morgen Land, 4 Wohnhäuser für je 20 Pfleglinge, ein Häuschen für 6 Pfleglinge, ein Hauptgebäude für 60 Pfleglinge (sammt Betsaal, Wohnung des Vorstehers, Schule und Wirthschaftsräumen) und ein Oekonomiegebäude. Der Gesammtwerth des Anstaltsbesitzes beläuft sich auf rund 345000 Mark.

Die Finanzlage der Anstalt ist trotz der Schuldenlast von 111384 Mark, wovon 52000 Mark unverzinslich, keineswegs ungünstig zu nennen. Denn es ist gewiß erfreulich und erstaunlich zugleich, wenn eine Anstalt nach erst vierjährigem Bestehen schon über 200000 Mark Beiträge zu verzeichnen hat. Nach dem Kassenberichte vom 1. April 1888 bis 31. März 1890 betrugen die Einnahmen für diese Zeit 92965 Mark 81 Pf., die Ausgaben 80337 M. 53 Pf., in dem gleichen Zeitraume 1889/90 die Einnahmen 100893 Mark 57 Pf., die Ausgaben 67225 Mark 90 Pf.

Flickschulen.

Seit dem Jahre 1884 sind in Straßburg i. Els., wie der „Deutsch. Schulzeitung" geschrieben wird, neben der Schule und dem Handarbeitsunterricht für Mädchen sogenannte „Flickschulen oder Flickkurse" eingerichtet, welche Einrichtung sich überaus bewährt hat und wohl verdient, nachgeahmt zu werden, besonders in großen Städten. — Die Schülerinnen bringen in diese Kurse ihre und ihrer Geschwister zerrissene Kleidungsstücke, sowie andere Haushaltungsstücke mit, in denen sodann die Ausbesserung unter Anleitung von Lehrerinnen vorgenommen wird. Die mitgebrachten Gegenstände müssen sauber gewaschen oder mindestens gebürstet sein, und es wird auf diese Weise zugleich Reinlichkeitsliebe und Ordnungssinn bei den Mädchen geweckt und gepflegt. — Im Herbst 1884 traten 20 Schülerinnen ein, und am 1. Oktober v. J. waren es weit über 1000. Langsam und zurückhaltend, mit einer gewissen, leicht begreiflichen Scheu, brachten die Schülerinnen anfangs die zerrissenen Kleidungsstücke. Das Verständniß für die neue Einrichtung erwachte jedoch schnell bei der gesammten Bevölkerung, so daß von Jahr zu Jahr mehr Abtheilungen errichtet werden mußten. — Zu den Kursen werden nur Mädchen aus den städtischen Volksschulen zugelassen. Der Unterricht ist unentgeltlich und wird am Vormittag des schulfreien Donnerstags von Lehrerinnen der städtischen Elementarschulen gegen Entschädigung ertheilt. Für die ärmeren Schülerinnen liefert die Stadt sogar das Arbeitsmaterial unentgeltlich. Die Flickkurse verursachen der Stadtverwaltung jährlich 3000 Mark Kosten. — „Nimmt man an," so sagt ein Bericht über diese Einrichtung, „daß von jeder dieser kleinen Arbeiterinnen an jedem Donnerstagmorgen ein Kleidungsstück nur zu einem Drittheil ausgeflickt wird, so werden in 45 Schulwochen von 600 Mädchen 9000 Kleidungsstücke wieder in brauchbaren Zustand versetzt, welche andernfalls zum größten Theile dem sicheren Untergange geweiht gewesen wären." — Hier liegt ein Stück Sozialpolitik, und keine größere Stadtgemeinde sollte hinter Straßburg auf diesem Gebiete zurückstehen!

(Blätter f. d. Armenwesen.)

Literatur.

Altpreußische Monatsschrift, neue Folge. October—December 1890. Königsberg i. Pr. Verlag von Ferd. Beyer's Buchhandlung.

Inhalt: I. Abhandlungen. Die Reise des Bergerius nach Polen 1556—1557, sein Freundeskreis und seine Königsberger Flugschriften aus dieser Zeit. Ein Beitrag zur polnischen und ostpreußischen Reformations- und Literaturgeschichte von Johannes Sembrzycki. — Erklärungen und Emendationen zu den Drei Königsberger Zwischenspielen aus dem Jahre 1644. Von Robert Buchholz. — Ortsnamen in Altpreußen. Von Hugo Bonk. — Nachtrag zu dem Aufsatze „Geschichte der Befestigungen Königsbergs." Von E. Beckherrn. (Mit einer Planskizze.) — Handwerks-Ansprachen. Von A. Treichel.

II. Kritiken und Referate. Hanserecesse. Dritte Abtheilung. 1477—1530. Bearbeitet von Dietrich Schäfer. Bd. IV. Leipzig 1890. Von M. Perlbach. — Hanserecesse. Zweite Abtheilung. 1431—1476. Bearbeitet von Goswin Freiherr von der Ropp. VI. Bd. Leipzig 1890. Von M. P. — Liv-, Est- und Curländisches Urkundenbuch. Bd. IX. 1436 bis 1443. Riga, Moskau, Leipzig 1889. Von M. P. — Emil Knaake, Max v. Schenkendorf, der deutsche Kaiserherold. Sein Leben und seine Bedeutung. Tilsit 1890. Von Schn. — C. Witt, Geschichten aus der Geschichte. Königsberg 1890. Von Fischer. — Max Hecht, Worin besteht die Hauptgefahr für das humanistische Gymnasium, und wie läßt sich derselben wirksam begegnen? Gumbinnen 1890. Von Rademacher. — Wilh. Ule, Die Tiefenverhältnisse der Masurischen Seen. Berlin 1890. Von Jentzsch. — G. Lejeune-Dirichlet, Paul Güßfeldt und das humanistische Gymnasium. Königsberg 1890. Von E.

III. Mittheilungen und Anhang. Urkundenfund und Urkundliches von Johannes Szadowski, Probst und Dekan in Königsberg. — Die Kirche zu Gr.-Rosinsko, — eine Berichtigung von J. Sembrzycki. — Ueber die Figuren auf dem Burgkirchenplatzthor in Königsberg. Mitgetheilt von Georg Conrad. — Die Kant-Bibliographie des Jahres 1889, zusammengestellt von Rudolf Reicke. — Universitäts-Chronik 1890. — Altpreußische Bibliographie 1889. — Berichtigung.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XVII. Jahrgang. Nr. 19. 7. Februar 1891.

Inhalt: Ein neues Geschlecht, Roman von H. v. Dedenroth (Fortsetzung). — Anna Luise Karsch, von F. Bornhak. — Morkusko. Ein romantischer Sang vom Spreewald, von Ewald Müller (X. Gesang. Schluß). — Mittagsbetrachtungen eines alten Dorfschulmeisters, mitgetheilt von Dr. E. G. Bardey. Kleine Mittheilungen: Pfahlbauten (mit Abbild.). — Der preußische Landwirthschaftsminister von Heyden (mit Abbild.). — Wie Friedrich der Große sein Land zu bevölkern suchte. — Ein historischer Abenteurer. — Das Güßfeldsche Haus. — Ausstattung des Ehrenbürgerbriefs für Professor Koch.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Wochenblatt

der





Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 4. März 1891. **Nr. 9.**

Friedrich Wilhelm von Kröcher, Landrath a. D., auf Vinzelberg bei Lüderitz i. d. Altmark, Rechtsritter seit 1860, † zu Vinzelberg 19. Februar 1891.

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht:

den Rittmeister a. D. Rudolf Burggrafen und Grafen zu Dohna, zu Carwinden, Kreis Preußisch Holland,
„ Rittmeister und Escadron-Chef im Dragoner-Regiment Prinz Albrecht von Preußen (Litthauischen) Nr. 1 von Petersdorff,
„ Premier-Lieutenant a. D. Albert von Ruville, zu Berlin,
„ Rittmeister und Escadron-Chef im Garde-Cürassier-Regiment Bolko Grafen von Roedern,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Garde-Füsilier-Regiment Ernst von Dewitz, genannt von Krebs,
„ Rittergutsbesitzer Friedrich von Stülpnagel, auf Lindhorst, bei Straßburg in der Uckermark,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im 3. Garde-Regiment zu Fuß Walter von Kutschenbach,
„ Rittmeister der Landwehr-Cavallerie von Waldow, auf Fürstenau bei Neuwedell,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im 3. Garde-Regiment zu Fuß von Arnim,
„ Rittmeister und Escadron-Chef im 2. Garde-Dragoner-Regiment Bernhard Grafen von der Schulenburg,
„ Premier-Lieutenant der Reserve des 2. Garde-Ulanen-Regiments und Rittergutsbesitzer Arnold Freiherrn von Eckardstein, auf Klosterdorf bei Straußberg,
„ Oberstlieutenant a. D. Hans von Arnim, zu Berlin,
„ Rittmeister a. D. Eduard von Bonin, auf Dresow, bei Groß-Justin in Pommern,
den Oberst a. D. von Saldern, auf Brallentin, Kreis Pyritz,
„ General der Infanterie und kommandirenden General des V. Armee-Corps von Seeckt,
„ Generalmajor und Commandeur der 19. Infanterie-Brigade von der Schulenburg,
„ Major und Bataillons-Commandeur im Infanterie-Regiment Prinz Friedrich der Niederlande (2. Westfälischen) Nr. 15 Walter von Etzel,
„ Landrath Curt von Willich, zu Birnbaum,
„ Rittmeister und Escadron-Chef im Dragoner-Regiment von Bredow (1. Schlesischen) Nr. 4 Bruno von Britzke,
„ Rittmeister und Escadron-Chef im Dragoner-Regiment von Bredow (1. Schlesischen) Nr. 4 Traugott Grafen von Schweinitz und Crain,
„ Landrath Friedrich von Moltke, zu Berlin,
„ Major im Grenadier-Regiment Kronprinz Friedrich Wilhelm (2. Schlesischen) Nr. 11, commandirt zum großen Generalstabe Richard Grafen von Pfeil,
„ Lieutenant der Reserve des Dragoner-Regiments von Bredow (1. Schlesischen) Nr. 4 und Majoratsbesitzer von Walter-Chroneck, auf Kapatschütz, Kreis Trebnitz,
„ Premier-Lieutenant der Landwehr-Cavallerie und Rittergutsbesitzer Joachim von Alvensleben, auf Kannenberg, bei Giesenslage in der Altmark,
„ Herzoglich Braunschweigischen Kammerjunker Georg von Bülow, zu Groß-Brunsrode, bei Lehre in Braunschweig,
„ Landrath Friedrich Grafen von der Schulenburg-Angern, zu Kölleda,
„ Rittergutsbesitzer von Krosigk, auf Hohenerxleben in Anhalt,
„ Kammerherrn und Rittmeister a. D. Carl Freiherrn von Plessen, auf Sierhagen, bei Neustadt in Holstein,
„ Major im 1. Seebataillon Walther von Brochem,
„ Corvetten-Capitain Ernst von Frantzius,

den Hauptmann und Compagnie-Chef im Westfälischen Jäger-Bataillon Nr. 7 Ludwig von Blücher,
„ Rittmeister und Escadron-Chef im 3. Schlesischen Dragoner-Regiment Nr. 15 Wolff von Schutter,
„ Hauptmann à la suite des Grenadier-Regiments König Friedrich II. (3. Ostpreußischen) Nr. 4 und Militair-Lehrer am Kadettenhause zu Bensberg Erich von Drigalski,
„ Rittmeister und Escadron-Chef im 1. Hannoverschen Dragoner-Regiment Nr. 9 Paul von Windheim,
„ Regierungs-Rath Alexander Emil von Zakrzewski, zu Burtscheid bei Aachen,
„ Rittmeister und Escadron-Chef im 2. Württembergischen Dragoner-Regiment Nr. 26 von der Lühe,
„ Freiherrn Friedrich von Gaisberg-Schöckingen, zu Schöckingen, Oberamt Leonberg in Württemberg,
„ Königlich Württembergischen Premier-Lieutenant a. D. Norwin Freiherrn Leutrum von Ertingen, zu Nippenburg, Oberamt Ludwigsburg,
„ Hauptmann a. D. Axel von Engeström, genannt von Dahlstjerna, zu Schwerin in Mecklenburg,
„ Polizei-Präsidenten Wilhelm Freiherrn von Müffling, sonst Weiß genannt, zu Frankfurt am Main,
„ Landrath von Schenck, zu Witzenhausen,
„ Lieutenant der Reserve des Magdeburgischen Husaren-Regiments Nr. 10 und Rittergutsbesitzer Gottfried von Herder, auf Wünschendorf, bei Lengsfeld im Königreich Sachsen,
„ Königlich Sächsischen Rittmeister z. D., auch Herzoglich Sachsen-Altenburgischen Kammerherrn Curt von Stieglitz, auf Mannichswalde bei Crimmitschau,
„ Rittergutsbesitzer Friedrich Freiherrn Tucher von Simmelsdorf, auf Simmelsdorf, bei Hüttenbach in Bayern,
„ Königlich Bayerischen Premier-Lieutenant a. D. und Gutsbesitzer Hans Freiherrn von und zu Egloffstein, auf Egloffstein in Oberfranken,
„ Königlich Bayerischen Rittmeister a. D. Felix Freiherrn von Bursian, zu München,
„ Königlich Bayerischen Kämmerer und Rittmeister a. D. Edmund Freiherrn von Schaezler, auf Schloß Sulzemoos bei Maisach in Oberbayern,
„ rechtskundigen Bürgermeister der Stadt Kulmbach und Mitglied des Landraths von Oberfranken Dr. jur. Walther von Pannwitz, zu Kulmbach,
„ Königlich Ungarischen Obergespan Alexander Ujfalussy von Ujfalu, zu Szolnok in Ungarn,
„ Gutsbesitzer Alexander von Pistohlkors auf Schloß Koltzen bei Riga,

den Kaiserlich Russischen Stabs-Rittmeister bei der Garde zu Pferde Eric von Pistohlkors,

nach Prüfung derselben durch das Capitel und auf Vorschlag des Durchlauchtigsten Herrenmeisters, Prinzen Albrecht von Preußen, Königlicher Hoheit, zu Ehrenrittern des Johanniter-Ordens zu ernennen.

Sächsische Provinzial-Genossenschaft.

Der Commendator der Sächsischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens Prinz Hugo von Schoenburg-Waldenburg, der eine bis Ende April dieses Jahres dauernde Reise in das Ausland unternommen hat, wird während dieser Zeit als Commendator von dem Richter der genannten Genossenschaft, Landrath a. D. Grafen von der Schulenburg-Angern, auf Angern bei Mahlwinkel, Provinz Sachsen, vertreten.

Hannoversche Genossenschaft.

Auf dem am 12. Januar d. J. zu Hannover stattgehabten Rittertage der Hannoverschen Genossenschaft des Johanniter-Ordens ist an Stelle des verstorbenen Schatzmeisters derselben: Generallieutenants z. D. von Krosigk, der bisherige Werkmeister: Major z. D. und Kammerherr Freiherr von Rosenberg, zu Hannover, zum Schatzmeister, der Kammerherr Graf von Oeynhausen, auf Dötzingen bei Hitzacker, zum Werkmeister, und der Kammerherr von Rheden, auf Rheden bei Brüggen, zum Mitgliede des Convents gewählt worden.

Aus dem Protocolle über das am 26. Januar d. J. hierselbst stattgehabte Capitel des Johanniter-Ordens theilen wir das Nachstehende mit:

1. In Heiligenstadt ist das Krankenhaus der Sächsischen Provinzial-Genossenschaft des Ordens im Baue fast vollendet und kann voraussichtlich im Herbste dieses Jahres eingeweiht und dem Gebrauche übergeben werden.
2. Das neue Ordens-Kreis-Krankenhaus zu Wandsburg in Westpreußen, welches dort an Stelle des alten Hauses errichtet wird, naht sich gleichfalls seiner Vollendung und soll dann dem Gebrauche übergeben werden. Außer den dafür vom Orden bereits gewährten 50 000 M. wurden weitere 6000 M. aus der Balley-Kasse für die innere Einrichtung in Aussicht gestellt.
3. Dem Krankenhause der Sächsischen Provinzial-Genossenschaft des Ordens bewilligte das Capitel für das Krankenhaus derselben in Genthin zur Ausführung von Reparatur- und Vergrößerungsbauten eine Beihilfe von 2500 M.
4. Die Posensche Genossenschaft erhielt für ihre Krankenhäuser in Pinne und Fraustadt 2000 M. zur Beschaffung von Mobilien und chirurgischen Instrumenten.

5. Der hessischen Genossenschaft wurden als Beihilfe für die nöthigen Zuschüsse zu den Unterhaltungskosten ihres Krankenhauses in Niederweisel je 3000 M. auf weitere 5 Jahre gewährt, weil die an Zahl ihrer Mitglieder nur kleine Genossenschaft solche allein nicht aufbringen kann.
6. Zur Gewährung freier Verpflegungstage in den 38 Kranken- und Siechenhäusern der Genossenschaften des Johanniter-Ordens — die vier direct von der Balley ressortirenden Kranken- bezw. Siechenanstalten zu Sonnenburg, Polzin, Groß-Lichterfelde und Beirut sind nicht daran betheiligt, weil sie einer solchen Unterstützung nicht bedürfen —, neben den bereits bestehenden Freibetten und den sonst üblichen freien Verpflegungstagen, bewilligte das Capitel für die Zeit vom 1. Juli 1891 bis dahin 1892: 15 300 M.
7. Dem Vorstande des Vereins für Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten wurden für das Seehospiz „Kaiserin Friedrich" in Norderney, in Rücksicht der so segensreichen Wirksamkeit desselben, eine einmalige Beihilfe von 2000 M. gewährt.
8. Zur Ausbildung von dienenden Schwestern des Johanniter-Ordens sind im Jahre 1890 aus Ordensmitteln verwendet worden 14342 M. (1887: 14061 M., 1888: 15908 M., 1889: 13 388 M.), mithin bisher im Ganzen 57699 M.

   Es stehen dem Orden zur Zeit 286 dienende Schwestern zur Verfügung, während 53 Lehrpflegerinnen in der Ausbildung begriffen sind.

   Für Kriegs- und Nothfälle verfügt der Orden außerdem über 612 Diakonissen, im Ganzen demnach über 898 weibliche Pflegekräfte.

   An männlichen Pflegekräften hat der Orden zur Disposition 300 Diakonen des Diakonenhauses in Duisburg und 74 für denselben dort ausgebildete Krankenpfleger.
9. Im Laufe der nächsten Zeit wird man im Krankenhause des Johanniter-Ordens zu Beirut in Syrien damit beginnen, eingeborene weibliche Personen als Krankenpflegerinnen unentgeltlich auszubilden.

Von Gaza nach Hebron und Bethlehem.

(Fortsetzung.)

Noch etwas versetzt uns in älteste, in biblische Zeiten zurück, das ist das Korndreschen, bei welchem man gerade in den meisten Dörfern ist, oder richtiger vor den Dörfern. Denn die gewöhnlich allen Dorfbewohnern gemeinsame Dreschtenne ist außerhalb des Dorfes gelegen auf einem möglichst erhöhten Platze. Die meisten Reisenden merken nichts von diesen Tennen. Denn sie reisen in der Regel im Spätherbst oder im Frühjahr, außer der Erntezeit. Sie reiten dann wohl über die Tenne hinweg, ohne es zu merken; denn abgesehen von dem eigentlichen kleinen Dreschplatze, welcher regelmäßig kreisrund und eben ist, ist die Tenne eben nichts weiter als Gottes freie Natur. So haben wir auf unserer Reise doch nicht nur die enorme Sommerhitze vor den regulären Touristentruppen voraus, sondern auch einen Einblick in die dem Orient seit Jahrtausenden eigenthümliche, heute noch unveränderte Art und Weise des Korndreschens. Dreschen! Beim Klang dieses Wortes denkt man in Deutschland an die Dreschmaschine und hört ihr tiefes Summen. Oder wenn man noch mit kleineren ländlichen Verhältnissen vertraut ist, so hört man im Geiste den lustigen Sechsachteltakt der Dreschflegel, die Herbstmusik kleiner Dörfer. Und Mancher, dem wohl eine volle Speisekammer offen steht, aber das ebenso nothwendige Requisit eines guten Magens und gesunden Appetites fehlt, seufzt wohl bei dem Worte „Dreschen" leise auf und wünscht sich den sprüchwörtlichen Hunger eines Dreschers.

Aber hier im Osten hörst Du beim Dreschen nichts Summendes noch im Achteltakt Klopfendes. Ganz heimlich wird gedroschen, aber trotz der Stille werden die Garben doch ganz gründlich „vermöbelt." Was ich in verschiedenen Dörfern gesehen, trage ich auf einem Bilde zusammen für die laterna magica dieses Berichtes, auf einem Bilde mit Verschiebungen, die es lebendig machen. Schau, dort stehen die goldgelben Garben weithin aufgeschichtet. Vor ihrer Menge siehst Du kaum etwas von dem Dorfe mit seinen flachen Dächern im Hintergrunde. Darüber spannt sich ein tiefblauer, wolkenloser Himmel. Die Garben sind in größeren Haufen nach ihren Besitzern getrennt. Du siehst einen jeden Besitzer bei seinem Haufen. Kein Dach schützt die Garben. Denn vor September ist kein Regen zu gewärtigen, und etwas Nachtthau vertragen schon die Garben. Aber trotz des Thaues bleibt der Besitzer auch des Nachts auf der Tenne und legt sich in seinen kameelhärenen Mantel gehüllt zu seinen Garben. Nicht daß er den erwachenden Morgen aus erster Hand genießen möchte, nicht daß er auf das Schauspiel der „rosenfingrigen" Morgenröthe besonders erpicht wäre, sondern von wegen etwaiger „langfingriger" „getreuer Nachbarn und desgleichen," die darauf erpicht sind zu ernten, wo sie nicht gesäet und geschnitten haben. Im Vordergrunde unseres Bildes ist's lebendig; da gehen einige Ochsen im Kreise. Zuweilen bücken sie sich, denn noch heute steht das Wort in Ehren: „Du sollst dem Ochsen nicht das Maul verbinden, der da drischt." Sie ziehen hinter sich den „Dreschwagen," ein quadratisches Brett, das an seiner unteren Fläche mit Eisenbuckeln oder kleinen scharfkantigen Eisenrädern versehen ist. Es muß sich dieser Wagen im Kreise drehen, denn er läuft wie ein Karoussel an einer langen Stange um seine Achse. Auf dem Wagen sitzt der Treiber, meist ein Knabe, mit einem langen „Stachel" in der Hand zum Antreiben des Zugviehes. Wider diesen

Stachel auszuschlagen, zu „löcken,“ wie es junge Stiere wohl thun, ist nicht rathsam, denn da setzt's nur schmerzliche Wunden. Durch Schaden klug geworden unterlassen die Stiere auch bald das Löcken. Mit einem so zahm gewordenen Kalbe vergleicht der Prophet den gehorsamen Stamm Ephraim: „Ephraim ist ein Kalb, gewöhnet, daß es gerne drischt“ (Hos. 10[11]). Hingegen spricht der Herr zu Paulus, als er noch ein Saulus war: „Es wird Dir schwer werden wider den Stachel zu löcken.“ (Apostelgesch. 9[5].) Durch dieses Dreschverfahren wird natürlich nicht nur das Korn aus den Aehrenhülsen ausgeschlagen, sondern das Stroh wird auch gleich zu Häcksel zerkleinert, so daß man dasselbe mit Futterkorn vermischt sofort zur Fütterung der Stiere, Kühe, Pferde und Kameele verwenden kann. Wenn darum der Prophet (Jes. 25[10]) Moab ankündigt, „es soll zerdroschen werden, wie Stroh zerdroschen wird,“ so ist dies ein treffend anschauliches Bild der völligen Zerstörung. Schau jetzt zur Seite der Tenne, da siehst Du eine neue lebendige Scene. Dort auf dem höchsten Punkte der Tenne, wo der Wind am besten ankommt, ist ein großer Haufen des zerdroschenen Kornes vermischt mit vieler Spreu aufgeschichtet. Man hat eben einfach den Dreschplatz gefegt und alles Zusammengefegte hierher gebracht. Wenn sich nun spät Nachmittags der „Abendwind“ erhebt, wird geworfelt (auch wohl des Nachts bei Mondenschein, wie Boas that Ruth 3[2]). Sieh, vom blauen Himmel hebt des Worflers kräftige Gestalt sich scharf ab. Mit beiden Händen regiert er die große lange Worfschaufel und wirft das Gemisch von Häckselspreu mit geübten Armen gegen den Wind, so daß die schweren Körner sich von der leichten Spreu sondern. Und das Bild tritt uns vor die Seele, wie Johannes der Täufer in Jesu den Weltenrichter schildert: „Er hat seine Worfschaufel in seiner Hand; er wird seine Tenne fegen und den Weizen in seine Scheunen sammeln, aber die Spreu wird er verbrennen mit ewigem Feuer.“ (Matth. 3[12].)

Schon hat die gestrenge Tagesherrscherin den Zenith überschritten, da hören wir Stimmengewirr von weitem. Wir wissen schon, was das zu bedeuten hat, die Nähe eines Brunnens und Dorfes zugleich. Wir nahen dem bedeutsamen Orte Beit Jibrin, dem alten Eleutheropolis. Am Ende der Philisterebene am Fuße der Berge Juda's gelegen, so recht ein Grenzpunkt zwischen Philistäa und Judäa, hat es von Alters her eine wichtige Rolle gespielt. Auch die Kreuzfahrer erkannten die Wichtigkeit dieses Ortes und besetzten ihn. 1134 baute Fulko von Anjou dort eine Citadelle und übergab sie den Johanniterrittern zur Vertheidigung. Die Johanniter begnügten sich indeß nicht mit dieser Aufgabe; sie bauten selbst noch eine Kirche und widmeten sie, ihr Johanniterwerk, dem Johannes. Die Trümmer dieser Kirche heißen heute noch im Munde der muhamedanischen Ortsbewohner Sante Hanna. (Sankt Johannis.)

Aber wir sind noch nicht in Beit Jibrin. Wir kommen erst zum Brunnen, der beträchtlich abseits liegt. Auch im Dorfe selbst ist noch ein Brunnen. Aber unser Durst heißt uns am ersten Brunnen Halt machen. Wir schauen erstaunt auf die wenigen Hirten und Frauen am Brunnen. Ihre geringe Zahl steht in gar keinem Verhältniß zu der ungeheuern Menge Lärm, den sie hervorbringen. Wir schauen so verwundert wie „Heinz“ auf Falstaffs Degenklinge und seine Erzählung von den eilf „Steifleinenen“. Aber wer in den Orient kommt, muß sich wohl an diese Lieblingsbeschäftigung des Orientalen gewöhnen. Der gemeine Mann des Orients macht gern Lärm. Das ist das Erste, was alle Reisenden in Verwunderung, auch Verwirrung versetzt, wenn sie irgend eine Hafenstadt des Orients anlaufen, der sinnverwirrende Tumult der Barkenführer. Ich las dafür kürzlich ein ergötzliches Beispiel. Pastor Disselhoff erzählt im diesjährigen Kaiserswerther Kalender, wie sein Schiff vor Beirut von „hundert und aberhundert Kähnen“ umschwärmt wurde. Das ist nicht gut denkbar, denn in Beirut's Hafen giebt es nicht einmal hundert Barkenführer. Aber der verehrte Kalenderschreiber, der die Eindrücke seiner Erinnerung wiedergiebt, hat doch insofern Recht, als die 20—40 Kähnefuhrer, die zum Schiffe kamen gewiß den Lärm von „hundert und aber hundert“ verführt haben. Und welch' ein Lärm in den Straßen und auf dem Markt! Ein Käufer und Verkäufer machen unter dem heftigsten Gestenspiel mit einander einen Spuk, als ob eine fürchterliche Beleidigung im Spiele wäre; und dabei ist es nur ein Gesichtsschleier, 20 Pfennige werth, um den es sich und um den man handelt.

Und was erregt die Gemüther am Brunnen von Beit Jibrin? Wir kennen schon das langsame Geschäft des Brunneneimerziehens. Hier ist es vollends ein ganz kleiner Ziegenschlauch, denn die Menschen müssen selbst ihn aus der Tiefe heben. Nun zanken sich die Hirten, wessen Ziegen am ersten Wasser haben sollen, und die Frauen, welche graublaue Röcke waschen wollen, mischen sich zungenfertig in den Streit, sodaß zu einem regelrechten Zanktrio nichts fehlt. Uns aber tritt dabei lebendig vor die Seele, wie die sieben Töchter Reguel-Jethro's, des Priesters in Midian, zum Brunnen kamen, „Wasser zu schöpfen und fülleten die Rinnen, daß sie ihres Vaters Schafe tränketen. Da kamen die Hirten, und stießen sie davon. Aber Moses machte sich auf und half ihnen und tränkte ihre Schafe“ (2. Mose 2[16]) und erwarb damit die Liebe der Zipora, wie Paul Gerhard in seinem Hohenliede auf die Ehe singt: „Mose kehrt bei Jethro ein, da muß die Zipora sein“. Zu dem Zanktrio gesellen wir Reisenden uns als vierte Stimme, nicht um das Quartett zu vervollständigen, sondern um unseren und unserer Pferde Durst zu löschen, der allerdings auch „schreiend“ genug ist. Man läßt uns auch nicht lange warten, vielleicht weil der Soldat in unserer

Begleitung mit den Ziegenhirten eine energische Sprache führte. Man reicht uns den Ziegenfelleimer, einen halbirten Ziegenschlauch. Dieser Eimer aus Ziegenfell, der noch im Besitze seiner sämmtlichen Haare manchem „Voll- oder Halbmonde“ Neid erwecken würde, sieht freilich nicht sehr appetitlich aus. Aber man muß sich schon wie an den Brunnenlärm auch an diesen Brunneneimer gewöhnen, der in diesen Gegenden nun einmal das einzige Schöpfgeräth wie Wassertransportmittel ist. Und im Grunde genommen ist dieser Felleimer, der immer nur zum Schöpfen dient und mit dem Wasser in überreichliche Berührung kommt, ebenso sauber wie ein deutscher Holz- oder Blecheimer. Freilich sind in solchen Fragen die Augen viel schwerer zu bekehren als der Verstand. Ich schließe sie darum, damit sie dies Verbrechen gegen die elementarste Aesthetik nicht schauen, welches ich, meinen Mund auf den Ziegeneimer herabbeugend, begehe. Mein brennender Durst, der jede bessere Regung in mir erstickte, sei mein Vertheidiger vor dem ernsten Tribunal feiner Sitte. Eine Flasche, die freilich nur während der ersten Reisestunden schwarzen Kaffee enthalten hatte, wird nun noch gefüllt für den nachzügelnden Durst.

Ein anderes Verlangen wird jetzt überwiegend, das nach Schatten und Ruhe. Dort jene Oelbaumgruppe vor dem Dorfe winkt uns einladend. Aber halt, da liegt ja an unserem Wege die Trümmerstätte von Sante Hanna. Da muß sich der aufbegehrende Körper noch einmal vor dem wißbegierigen Geiste bucken. Die noch übrigen Mauerreste dieser Johanniterkirche sind an einen kleinen Hügel gelehnt und zeigen den Schmuck schöner Halbsäulen mit korinthischen Capitälen. Während ich auf einer gestürzten Säule niedersitze und in meinem Bädecker nach Weisheit suche, tritt einer der Dorfbewohner zu mir. Er sucht ein Gespräch mit mir anzuknüpfen, möchte vielleicht hinsichtlich der Ruinen Bädeckers Stelle mir gegenüber einnehmen. Aber ich muß ihm leider erwidern: „mabarif arabi ich verstehe kein Arabisch“. Wollte er mir vielleicht eine Legende über Sante Hanna erzählen? Ich weiß es nicht. Will mich dafür die Alterthumskunde wegen „fahrlässiger Unterschlagung“ vor ihr Gericht ziehen, so muß ich mich wieder nach einem Vertheidiger umsehen. Wer redet mir das Wort? „Für Toffel braucht ihr nicht zu sorgen, der kommt durch seine — Unkenntniß der arabischen Sprache fort“.

Die freundliche Bereitwilligkeit des Arabers, mir ein Auskunftsbureau zu sein, verdient jedenfalls eine dankende Anerkennung. Mein Auge fällt auf die Flasche, die inzwischen geleert vor mir steht. Eine Glasflasche, denke ich, muß in diesem hinter der Cultur gelegenen Dorfe gewiß ein begehrter Artikel sein. So reiche ich sie dem Dorfinsassen für seinen guten Willen als Belohnung dar. Dieser, ein glaubensstrenger Moslem, fährt indeß entsetzt zurück. Er weiß offenbar, daß die frenchi in solchen Gläsern meistens den ihm verbotenen Wein mit sich führen. Erst als ich lachend die Flasche umkehre und ihre trostlose Leere beweise, auch noch versichere, daß kein Wein, sondern Wasser darin war, nimmt er sie in die Busenfalten seines Mantels und verschwindet. Wie habe ich hernach in der heißen Fortsetzung meiner Reise diese Freigebigkeit bereut! Wie brauchbar wäre mir die Flasche zum Wassertransport gewesen!

An die Mauerreste von Sante Hanna stößt ein Häuschen, fast ganz in den felsigen Hügel hineingebaut. Kläffende Hunde wehren den Eintritt. Aber meine Escorte schreitet sporenklirrend voraus, und die Hunde weichen. Im Innern des rauchgeschwärzten Raumes merke ich bald, daß die alte Kirche sich wohl in diese Felsenhöhle hinein erstreckt haben muß. Denn an vielen Stellen zeigen die Felswände stützende Quadermauern, die wahrscheinlich zugleich mit Sante Hanna errichtet worden sind. Sante Hanna! Einst wirbelte Weihrauch zu dieser deiner Felsendecke empor, jetzt der Herdqualm einer muhamedanischen Fellachenfamilie. Dort wo einst ein linnengedeckter Altar gestanden haben mag, schimmert es auch weiß. Es ist blendend weißes Durrakorn, das dort wohl zum Dörren ausgebreitet liegt. Wann wirst Du, Sante Hanna, wiedergebaut werden, um von dem Lobpreis der gekreuzigten Gottesliebe wiederzuhallen?

Der schattige Olivenhain nimmt uns auf. Drückend lastet die Hitze freilich auch hier. Wenn ein Windzug kommt, ist er heiß wie der Sirokko, denn der Wind vermag nur die auf freiem Felde brütende Gluth in Bewegung zu setzen. Aber an einem mehr als 100 jährigen Olivenstamm zu sitzen, ist doch eine Erholung. Was Schatten bedeutet, weiß man erst in dieser Sommergluth des Orients zu schätzen. Da versteht man, warum die heilige Schrift zum Bilde der Erquickung und Tröstung mit Vorliebe das Gleichniß des Schattens wählt. „Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzet und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibet“, so hebt der Psalmist sein kostbares Trostlied an (Ps. 91). Und noch lieblicher schildert der Prophet in einem Bilde zugleich des Allmächtigen Schutz und väterlich liebreiche Segnung: „Mit dem Schatten Seiner Hand hat Er mich bedecket“. (Jes. 49 2.)

Der Soldat eilt, während wir ruhen, in's Dorf hinein. Er will requiriren. Denn eine große Wassermelone wäre nach unser aller Sinn. Jener König Englands war bereit, sein Königreich für ein Pferd einzusetzen. Wir würden für eine Wassermelone bereitwilligst unser ganzes Mittagsmahl drangeben. Indeß wir der Melone warten, hole ich nochmals den „Rothgewandeten“ hervor, natürlich nicht Krauts, sondern Bädecker. Er nennt als interessanteste Sehenswürdigkeit die vielen Felsenhöhlen um Beit Jibrin herum. Schon Hieronymus, der Kirchengeschichtsvater, erklärt sich deren Existenz im Zusammenhange

mit den uralten Landesbewohnern, den Horim (Höhlenbewohnern). Es thut mir leid, aber ich weiß nichts von diesen Höhlen zu erzählen. Nicht als wären sie zu meiner Zeit nicht mehr da gewesen. Sie durften nur für mich nicht da sein. Ich hätte dann wenigstens den Rest des Tages zum Herumstreifen in der Umgegend opfern müssen. Dann aber wo übernachten? Hier in Beit Jibrin und eine Wiederholung des Nachtlagers von Jibeel erleben? von Kügelgen erzählt in seinen „Jugenderinnerungen“ im drolligen Capitel: „Ich falle unter die Mädchen“, wie seine Mutter ihm die Alternative stellt, entweder in die Mädchenschule zu gehen oder die Bekanntschaft der Ruthe zu machen. Und er entschied sich als ein handfester Junge. „Ein Blick im Geiste auf die vielen Tituskköpfe (der Mädchen), — und ich zog das Product Ruthen vor“. Ich dachte dasselbe, nur daß ich statt der „Tituskköpfe“ die orientalischen Quälgeister der Dorfhäuser sah und statt des „Productes Ruthen“ den harten Rücken meines Pferdes; welche beide, Ruthe und Pferderücken, zwar disparat aussehen, aber in der Wirkung zerschlagener Glieder sich doch völlig congruent decken. Also ich verzichte auf die Besichtigung der Höhlen zu Gunsten eines friedlichen Nachtlagers im Europäischen Russenhospiz zu Hebron, und werde hoffentlich diesmal mit keiner Vorladung von Frau „Antiquaria“ bedacht. Denn Bädecker hat ja schon alles Wissenswerthe über die Höhlen veröffentlicht. Die Inschriften, die er in sämmtlichen Höhlen vermißte, hätte ich wahrscheinlich auch nicht gefunden. (Fortsetzung folgt.)

Zur Aufnahme von Personen beiderlei Geschlechts, welche an Tuberkulose mit dem Koch'schen Mittel behandelt, sich in der Genesung befinden und bei denen nach beendetem Heilverfahren noch eine fernere ärztliche Beobachtung erforderlich ist, beabsichtigen die städtischen Behörden Berlins besondere Heimstätten und zwar außer jeder Verbindung mit den bereits in Blankenburg und Heinersdorf für Genesende bestehenden Heimstätten, von denen die an Tuberkulose Erkrankten wegen der leichten Uebertragbarkeit des Krankenstoffes grundsätzlich ausgeschlossen sind, zu errichten. Der Anfang damit soll auf dem Rieselgute Malchow gemacht werden, welches sich seiner gesunden Lage am Wasser und seines schönen Parkes wegen besonders dazu eignet. Nach Fertigstellung der mit einem Kostenaufwande von etwa 200000 Mk. für diesen Zweck umzuändernden Baulichkeiten wird die Aufnahme von nahe an 100 Genesenden voraussichtlich bereits am 1. August d. J. erfolgen.

(Voss. Ztg.)

Die Universität Berlin hat laut Mittheilung der „Tgl. Rdsch.“ durch die Erbschaft, die ihr das Vermächtniß des vor mehreren Jahren verstorbenen Geheimen Medicinalraths, Professors Dr. Jüngcken zuwies, für Studienzwecke über ein Vermögen von rund einer Million Mark zu verfügen. Dazu werden später noch jetzt ausstehende Vermächtnisse im Gesammtbetrage von etwa 300000 M. kommen, die der Hochschule nach dem Ableben der augenblicklichen Nutznießer zufallen sollen. Außerdem haben einige wohlhabende Universitätslehrer bereits in vorläufigen Bestimmungen die Friedrich-Wilhelms-Universität zu ihrer Erbin eingesetzt. Ferner hat ein reicher amerikanischer Farmer, der hier in den fünfziger Jahren studirte und im Genuß eines Prinzlichen Freitisches, sowie der von Ludendorf'schen Stiftung stand, verfügt, daß nach seinem Tode der Berliner Hochschule 100000 Dollars ausgezahlt werden sollen mit der Bedingung, die Zinsen entsprechend den Bestimmungen der oben genannten Stiftung je drei Jahre hindurch Studirenden der Theologie und der Rechte zu überweisen. Eine solche Vermehrung der zu Studienzwecken verfügbaren Mittel ist um so erfreulicher, als die Zinseinnahmen aus den bestehenden Vermächtnissen durch das Sinken des Zinsfußes eine erhebliche Verringerung erfahren haben.

Literatur.

Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde, Organ des Vereins „Herold“ in Berlin. XXII. Jahrgang, Nr. 2. Februar 1891.

Inhalt: Berichte über die Sitzungen vom 16. December 1890 und 6. Januar 1891. — Die heilige Elisabeth Landgräfin von Thüringen. — Nachrichten über die Familie von Seherr-Thoß. — Wappen und Hausmarke (Mit 3 Abbildungen). — Bücherschau &c. —

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XVII. Jahrgang. Nr. 20. 14. Februar 1891.

Inhalt: Ein neues Geschlecht, Roman von H. v. Dedenroth (Fortsetzung). — Eine französische Bluthat auf märkischem Boden, von J. Krätschell. — Rudolf Löwenstein †, von Albert Moser (mit Abbild.). — Kleine Mittheilungen: Alt-Berlin (mit Abbild.). — Eine historische Weste. — Aus dem Leben Kaiser Wilhems I. — Das Geburtszimmer des Prinzen Joachim Franz Humbert. — Die Schadowbrücke. — Das Kaiser Friedrich-Denkmal. — Der Verein für die Geschichte der Neumark. — Das Epos „Morkusko.“ — Warum starb Mozart arm? —

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 11. März 1891. Nr. 10.



1. Johann Franz Heinrich von Ponceet, Rittergutsbesitzer auf Alt-Tomischel bei Neu-Tomischel, Rechtsritter seit 1876, † zu Alt-Tomischel 24. Februar 1891.
2. Wilhelm Freiherr König von Königshofen, Königlich Württembergischer Kammerherr, auf Königshofen bei Biberach, Rechtsritter seit 1890, † zu Stuttgart 25. Februar 1891.
3. Heinrich Freiherr von Ende, Herzoglich Anhaltischer Schloßhauptmann, Majoratsbesitzer, auf Altjeßnitz, Kreis Bitterfeld, Rechtsritter seit 1878, † zu Dessau 27. Februar 1891.

Genossenschaft im Königreich Sachsen.

Unter dem Vorsitze ihres Commendators Frhrn. v. Burgk, hielt die Genossenschaft des Johanniter-Ordens im Königreich Sachsen ihren diesjährigen Rittertag am 2. März zu Dresden ab, welcher von 54 Mitgliedern besucht war.

Die Verlegung desselben von dem zeither üblichen Tage des 2. Januar auf diesen späteren Termin im Jahre hatte sich als wünschenswerth herausgestellt, um die Jahresrechnungen der Genossenschaft auch mit dem Schlusse des Kalenderjahres abschließen zu können.

Nachdem die neueingetretenen Ordensbrüder herzlich begrüßt und eingeführt worden, gedachte der Herr Commendator der im verflossenen Jahre Verstorbenen und weihte ihnen ein ehrendes Gedenken; hierauf erfolgten allgemeine den Orden und die Genossenschaft betreffende Mittheilungen.

Hieran schlossen sich die Berichte des Werkmeisters über das fortdauernd gutbesetzte und reichen Segen für die ganze Umgegend gewährende Genossenschafts-Krankenhaus zu Riesa, wie des Schatzmeisters über die Cassenverhältnisse der Genossenschaft und deren Freibettstiftung.

Der Rittertag schloß nach einem sehr anregendem Vortrage über die „geistlichen Ritterorden", überhaupt mit der Wiederwahl des zeitherigen, für das Riesaer Krankenhaus ebenso eifrig wie erfolgreich thätigen Werkmeisters v. Oppell.

In den spätern Nachmittagsstunden vereinte ein gemeinsames Mahl die anwesenden Ordensbrüder, bei welchem der Trinkspruch für den hohen Protektor des Ordens, wie den Durchlauchtigsten Herrenmeister begeisterten dankbaren Anklang fand. —

Von Gaza nach Hebron und Bethlehem.

(Fortsetzung.)

Der Soldat kommt von seinem Fouragegang zurück. Leider war das ganze Dorf so frei von Melonen wie seine Höhlen von Inschriften. Oder haben die schlauen Dorfbewohner ihren Melonenbesitz verheimlicht, weil sie vermutheten, der Soldat werde die Melone mir wohl anrechnen, ihnen aber schuldig bleiben? Habeat sibi! Ich bin Dir doch dankbar, Beit Jibrin; mit Deinen unbesuchten Höhlen und mangelnden Melonen hast Du mir Geist und Körper im Entsagen geübt.

Uralte Olivenbäume, knorrige Gesellen, geben uns das Geleit bis weit über Beit Jibrins Grenzen hinaus, wie eine „ständige" Ehrengarde dieses Dorfes. Endlich entschwindet ihre blaugrüne Uniform unseren Blicken. Wir sind wieder in der Wildniß. In einem bald breiteren, bald engeren Thale starrt uns nur nacktes Gestein, ausgedörrter, rissiger Boden an. Kein Baum, kein Strauch! Nur dort drüben auf dem Hügel sieht es etwas grünlich aus. Dort sind auch einige Häuser, und der obligate Brunnenspektakel dringt von dort zu uns herüber. Dann sinkt die Gegend in ihr voriges Schweigen. Man rühmt mit Recht „die nackte Schönheit des Gesteins" an des Orients oft so öden Gegenden. Des Morgens und besonders des Abends reden die kahlen Bergzüge in ihrer farbenglühenden Pracht zu uns in der entzückenden Sprache eines vollendeten Gedichtes. Jetzt aber redet das Gestein um mich her nur die eine

Sprache, die Sprache der Hitze. Das Gestein ist das getreue Echo der Sonne. Wie wohl mag den Bananen und anderen Südfrüchten sein, wenn diese Sonne direkt und reflektirt sie umbrütet. Mir aber wäre schon ein Stückchen Nordpoleis von innen und Nordpolluft von außen lieber. Aber „auch dieses geht vorüber." Das Thal wird enger, aber es steigt auch zur kühleren Höhe. Es geht zur Höhe Juda's! Wir gehen bergauf und die Sonne geht bergab. Wir athmen auf, als wir den Berggrat erreicht haben. Der Weg wird ebener, denn wir sind auf Hebrons Höhe angelangt. Jetzt lohnt uns die Sonne mit Erquickung, nachdem sie uns vorher gepeinigt. Dort Gazawärts rollt sie, ein rother Feuerball, dem Meere zu und streut am Himmel leuchtende Farben aus. Der ganze Horizont erglüht, während die Philisterebene drunten schon mit einem blauen Schleier gedeckt ist. Unsere Augen, die wir vorher schützen mußten selbst gegen den Reflex der Sonne, tauchen jetzt ungestraft mit Entzücken in die Sonne selbst und ihre Farbengluthen.

Aber wir sind noch nicht in Hebron. Drum vorwärts! Denn der Orient kennt nicht die lange, trauliche Dämmerung eines deutschen Sommerabends. Schnell senkt die Nacht ihre Flügel, um kühlend gut zu machen, was des Tages Hitze verbrochen. Freilich muß sie in solcher löblichen Absicht oft lange kämpfen, oft bis zum frühen Morgen. Sie muß kämpfen mit den in Stein und Flur angehäuften Gluthen des Tages. Wie die Schwälblein ihre Köpfchen aus dem Neste strecken der davoneilenden Mutter nach, so kommen bei entschwindender Sonne die Sonnenkinder, die Gluthen aus ihren Erdhöhlen und Steinritzen und wie nach der ungetreuen Mutter fragend, wogen sie über dem Erdreich hin und her und wehren sich gegen die feindlichen kühleren Lüfte der Nacht. Wir befinden uns mitten im Kampfgewühle. Jetzt ist eben eine Abtheilung frischen Windhauches in munterem Schritte an uns vorübergezogen. Da sind wir gleich drauf mitten im feindlichen Lager. Heißer Odem trifft die Wange, beengt die Brust.

Noch irren wir in Hebrons Nähe eine Weile auf steinigen Wegen zwischen hohen Cactushecken. Die Nacht wehrt außer den Hecken auch jede Umschau. Kann man dem Ziele so nah noch irren? —

Da leuchtet's durch die Hecken. Das neue russische Pilgerhospiz, ein mächtiges Steinquadrat ragt vor uns und sendet uns aus einigen Fenstern Licht.

In froher Erwartung klopft das Herz. Denn hier wartet wahrscheinlich ein trauter Freund, der Pastor aus Bethlehem. Eine resolute Araberin, die mit ihrer Schwester des Hauses waltet, öffnet die Thür. Aber sie weiß auf meine Frage nichts vom Pastor. Da wird mir unbehaglich zu Muthe. Also bin ich auch hier ganz in arabischer Umgebung „in meines Nichts durchbohrendem Gefühle," wobei unter „Nichts" arabische Kenntnisse zu verstehen sind. Wohl habe ich den „kleinen Hartmann," den arabischen Sprachführer, in der Tasche. Aber was hat mir der bisher genutzt? So oft ich unterwegs ein Sätzchen daraus mir einstudirt und es dann brühwarm beim begleitenden Soldaten an den Mann gebracht hatte, ging mir's wie dem Phonographen in seiner primitiven Construction, ich wurde nicht verstanden. Denn die arabische Aussprache läßt sich nicht aus Büchern erlernen und ist ja auch in den einzelnen Gegenden dialektisch verschieden. Diese Erwägung bleibt aber nicht lange im Gebiete des Allgemeinen, sondern besondert sich, und zwar — zu meiner Schande muß ich es gestehen — auf die Magenfrage. Küchenlatein verstehe ich wohl, aber Küchenarabisch gebricht mir gänzlich. So bin ich also auf „Brocken" angewiesen, auf die paar Ausdrücke wie „Brod, Eier &c." und im Uebrigen ganz dem Gutdünken meiner Wirthin verfallen. Solche prosaische Gedanken schossen mir mit der Schnelligkeit der Maximkanone durch den Kopf, als ich von der lichtbewaffneten Wirthin gefolgt die Treppe emporstieg. Droben aber sollte ich wieder einmal erfahren, wie thöricht alle Sorgengedanken sind. Denn es trat mir ein Herr entgegen, der mich in den süßen Lauten der Muttersprache anredete. Das war der des Arabischen vollkommen mächtige Inspector und Arzt der Judencolonie Artuf (zwischen Jaffa und Jerusalem), der in Rechtsstreitigkeiten der Colonie vor das Gericht in Hebron hatte kommen müssen. Ich aber nahm sein Kommen als eine Fügung von Oben für mich mit dankbarem Gemüthe hin. Vollends am folgenden Tage wurde ich erst recht gewahr, wie dankbar ich für dies Zusammentreffen sein mußte. Denn ohne meinen in Hebron wohlbewanderten Logiskameraden wäre wohl mein Schicksal von Beit Jibrin hier in Hebron neu aufgelegt worden, d. h. ich hätte wenig oder nichts von der Abrahams- und Davidsstadt Hebron zu sehen bekommen. Ich hätte wohl gleich am Morgen, um meiner Einsamkeit zu entgehen, meine Reise nach Bethlehem fortgesetzt. So aber wurde dank meinem neugewonnenen Reisegefährten der halbe Tag in Hebron reich an Erlebnissen und Einblicken.

Aber ich will den freundlichen Leser nicht um die Schilderung des Ankunftabends bringen. Mit dem Doctor und mit lebhaftem Appetite setzte ich mich an den sauber weiß gedeckten Tisch. Wir sprechen uns aus über das Woher und Wohin, während ich nebenbei wacker der Wasserkaraffe zuspreche. Das Abendessen erscheint in anerkennenswerther Einfachheit; es besteht bloß aus arabischen Brodkuchen und Eiern. So hätte also mein Küchenarabisch doch ausgereicht! Nein, des sprachkundigen Doctors Anwesenheit war doch nicht ohne Wirkung auf unser Abendessen gewesen. Da stehen dank seiner Sprachkenntniß die Eier wenigstens in zweierlei Verfassung auf dem Tisch: gekocht und gespiegelt. Zum Nachtisch laden einige Trauben ein. Aber sie sind nur für Eingebornen gusto, nämlich unreif, wie die Araber alle Früchte

lieben; sie krachen zwischen den Zähnen. Mancher schätzt indeß ein angenehmes Plauderstündchen für den schönsten Nachtisch. Und den brauchen wir uns ja nicht zu versagen. Wir wandern dazwischen auch einmal in das anstoßende Schlafzimmerpaar, das für uns bestimmt ist. Es sieht Alles drin sehr proper aus. Es ist keine „nächtliche Ruhestörung“ zu befürchten. Aber ich seufze laut auf. Unsere Betten haben ja keine Moskitonetze und ich weiß, eine einzige dieser Stechmücken weckt mich mit ihrem unheimlichen Sington aus dem tiefsten Schlafe. Freilich ist dieses Hospiz unter den Schutz des mächtigen „Selbstherrschers aller Reußen“ gestellt. Aber was fragen die Moskiten danach. Sie dringen auch in diesen machtvollst beschützten Bau ein. Ich trage meinem Reisegefährten dieses mein submissestes Bedenken vor. Und er erwidert mir lachend mit dem Schlußsatz von Schiller's Räubern: „Dem Manne kann geholfen werden.“ Damit geht er mit mir in den Speisesaal zurück und läßt nur die Thür unseres Schlafzimmers offen. Schon will er das frühere Plaudern wieder aufnehmen, da frage ich: „Ja, wie wollen Sie uns denn von den Moskitos befreien? Sind Sie ein zweiter Rattenfänger von Hameln, daß Sie das Nachtgethier durch die offene Thür hierher locken können? Oder verfahren Sie nach jenem Jagdrecept für junge Elefanten? — Das kennen Sie nicht? Nun, wie fängt man alte Elefanten? Man geht in den Wald, in dem die Elefanten hausen, und sucht den Baum aus, an welchen sich in der kommenden Nacht einer der alten Elefanten zum Schlafen lehnen wird. Diesen Baum gerade sägt man unten reichlich 5/6 durch und zwar von der voraussichtlichen Anlehnungsseite her. Der Elefant kommt, will sich aufs Ohr lehnen, fällt aber natürlich mitsammt dem Baume um. Da er einmal auf dem Rücken in seiner Ungefügigkeit nicht wieder auf die Beine kommt, so steckt ihn der schlaue Jäger am folgenden Morgen in die eigens für diesen Zweck mitgebrachte Jagdtasche. Schwieriger ist der Fang junger Elefanten. Denn die sind noch elastisch genug sich wieder aufzurichten, auch wenn sie auf den Rücken gefallen sind. Wie fängt man diese? Antwort: „Man wartet, bis sie alt geworden und fängt sie dann auf obige Weise.“ „Nein,“ erklärt mein Gefährte, „mein Jagdverfahren ist ganz ernsthaft gemeint. Wissen Sie nicht, daß Motten und auch Moskitos die Lichtflamme lieben? Nun werden die Stechfliegen alle aus unseren dunkeln Schlafzimmern hierher in den erleuchteten Raum kommen. Und wenn wir dann etwas plötzlich unsere Thür schließen, sind wir vor den Blutsaugern sicher.“ Und wirklich, bald summten einzelne dieser Vampyre der Insektenwelt um uns herum. In der Nacht aber störte uns kein einziger derselben. So sei außer obigem Elefantenrecept auch dieses erprobte Mittel gegen Moskiten allen Orientreisenden zu Nutz verrathen.

Nach einem intensiven Schlafe, wie er nur im Gefolge eines 15stündigen Rittes im Sonnenbrand auftritt, richtet sich der Blick erst dankend und bittend nach Oben, dann aber eilt er durchs Fenster hinaus in den frischen Morgen des Gebirges hinüber nach der altehrwürdigen Stadt Hebron, die jetzt ein Herd des muhamedanischen Fanatismus ist. Davon hatte ich gerade kurz vorher viel gelesen, wie der Fanatismus der Hebroner Moslems den Jerusalemsverein genöthigt hatte, seine schon blühende ärztliche Mission und Schule in Hebron wieder aufzugeben. Der Papst hat die evangelischen Schulen Roms zwar für „eine Schmach und Pestbeule der heiligen Stadt“ erklärt, aber er läßt sie doch, wenn auch knirschend, bestehen. Dieser Hebroner Fanatismus ist aber mehr als ultramontan, er ist supramontan, er übersteigt alle möglichen Berggipfel. O daß Du, Stadt des „Vaters der Gläubigen,“ dem wahren Glauben Dich erschlössest, daß im Lichte der Dir aufgehenden Sonne des Evangeliums der Halbmond, das Wahrzeichen Deiner Verblendung, erbleichte!

Indessen hat sich mein Schlafkamerad zu mir gesellt. Nach einfachem Imbiß, wobei neben „dem eisernen Bestande“ des Souper guter arabischer Kaffee paradirte, machen wir uns abenteuerlustig auf den Weg. Zuerst wird eine Runde durch das Haus gemacht.

Die vielen Pilger aller Stände aus Rußland, welche allösterlich das heilige Land überfluthen, versäumen nie, Abrahams Stadt Hebron mit der heiliggehaltenen Abrahamseiche zu besuchen. Da hatten denn die Russen schon lange das Grundstück, auf welchem die historische Eiche steht, käuflich erworben. Nun haben sie kürzlich ein mächtiges Hospiz neben der Eiche gebaut, welches darum im Volksmunde Moskâwije (Russenbau) heißt. An Vergnügungsreisende anderer Confessionen hatten die Erbauer nicht gedacht. Aber nun hat mich das gastliche Haus doch auch beherbergt, und ich bin den Erbauern dankbar. Die oberen Räume des soliden Steinbaues sind für bessere Gäste mit Betten eingerichtet und haben schon großfürstlichen Besuch empfangen. Wir haben so ungefähr in den Baronszimmern übernachtet. Das untere Stockwerk hat nur 2 riesige, gewölbte Säle mit einigen Säulen in der Mitte. Längs der Wände laufen breite Steinschwellen. Hier ruhen auf Matten die Pilger 3. und 4. Klasse en masse. Jetzt mitten im Sommer ist natürlich alles leer. Nur jener colossale Samovar, die russische Theemaschine, kommt unserer Phantasie zu Hilfe, die sich das bunte Drängen und Treiben der österlichen Pilger vorzustellen sucht. Diese Theemaschine ist wohl mannshoch und hat ihren eigenen Schlot. Ich habe vergessen, wieviel hunderte von Tassen nach Aussage unserer Wirthin dieser Theekessel gefüllt enthält. Ich erinnere mich noch, daß der Theeriese sich in meinen Gedanken mit der in den Ostseeprovinzen geschwungenen Krabatsche und mit einer Wuttkiflasche zu einem Makbethschen Hexenreigen verband. Aber ich will meine

Dankbarkeit gegen das gastfreundliche Hospiz der Russen dadurch beweisen, daß ich in freiwilliger Censur diese meine Gedanken hier unterdrücke.

Unser erster Ausgang aus dem Hospiz gilt natürlich der benachbarten ehrwürdigen Eiche. Von Abrahams Zeit stammt sie freilich nicht her, aber ein selten hohes Alter spricht aus ihrer verwitterten Riesengestalt. Die weit sich breitenden Aeste sind gestützt, damit der innerlich ganz morsche Baum nicht auseinanderfällt. Während ich dies schreibe, kennt dieser Baum „seine Stätte nicht mehr“. Er ist vom letzten Wintersturm umgerissen worden. Nun kann der Baum, der schon im 16. Jahrhundert in hoher Verehrung stand, hinfort nur auf Bildern gesehen werden. Wir aber waren so glücklich, ihn noch aufrecht zu schauen.

Durch den großen Weingarten, der das Hospiz umgiebt, wenden wir uns zur Höhe hinter dem Hause, von welchem Hügel herab ein noch nicht ganz vollendeter Steinthurm uns grüßt. Unterwegs unterziehen wir die Weinstöcke einer Ocularinspection — wir haben die Erlaubniß dazu mit auf den Weg genommen — und finden nun auch schöne Trauben nach unserem deutschen gusto. Der Thurm, den, erinnere ich mich recht, eine reiche russische Dame erbauen ließ, ist merkwürdig nicht sowohl um seiner Bauart, als um seiner Baugeschichte willen. Er sollte nämlich die Probe zu einem Rechenexempel bilden. Man sagte, um wie in der Grabeskirche gleich alle heiligen Orte beisammen zu haben, das Russische Grundstück enthalte auch den Ort, wo Abrahams Fürbitte mit Gott rang, um die gottlosen Städte Sodom und Gomorra. Davon steht 1. Mose 19[27] zu lesen: „Abraham machte sich früh auf an den Ort, da er gestanden war vor dem Herrn (und Fürbitte gethan hatte) und wandte sein Angesicht gegen Sodom und Gomorra und alles Land der Gegend und schaute: und siehe da ging ein Rauch auf vom Lande wie ein Rauch vom (Kalk- oder Schmelz-) Ofen“. Das paßte nun freilich nicht auf den Hügel des Russengrundstücks. Zwar ist dieser der höchste Punkt westwärts von Hebron. Aber trotz seiner Höhe thut ihm das Todte Meer nicht den Gefallen, von ihm aus gesehen zu werden. Man muß also jenen durch Abrahams Fürbitte geheiligten Ort auf den Hügeln östlich von Hebron suchen, von welchen man den Seespiegel sehen kann, von welchem Orte aus also Abraham die dem Verderben geweihten Städte und ihre Umgegend erblicken konnte. Die Russen aber dachten, man muß sich nur zu helfen wissen. „Denkt doch“, so erklärten sie diesen „Zwiespalt der Natur“, „denkt doch, daß Jahrtausende seitdem vergangen. Der Zahn der Zeit hat natürlich von unserem Hügel ein gut Stück abgenagt, so daß man das Todte Meer nicht mehr erblickt. Wenn wir aber hier einen Thurm bauten und so die ursprüngliche Höhe des Hügels wieder herstellten, würde der blaue See uns in's Gesichtsfeld treten“. „Gut, machen wir die Probe auf dies Exempel“, sprach jene splendide russische Dame. Da *stieg* der Thurm empor. Aber so hoch er auch kam, die Gegend von Sodom war obstinat wie ihre einstigen Bewohner. Nicht einmal ein Streifen von dem Ostufer des Sees ließ sich blicken. Man hat sich also verrechnet, welches Schicksal übrigens dieser Hügel mit den meisten sogenannten „heiligen Stätten“ theilt. Wie man sich nun helfen wird?

Der Thurm bietet übrigens einen schönen Rundblick. Meine Augen wandern zuerst westwärts die Berge hinab in die Ebene und grüßen die lieben Gastfreunde im vom blauen Dufte verhüllten Gaza. Dann kehrt der flinkfüßige Blick zurück in die nähere Umgebung, in Hebrons Gefilde. Am Ende einer sanften Thalmulde blinken sonnenübergossen Hebrons Häuser und Minarets. In dieser Mulde sucht man das fruchtbare Eschkol (Traubenthal), aus welchem die israelitischen Kundschafter die Riesentrauben geholt. Und allerdings ist Hebrons Umgegend noch heute berühmt wegen ihrer köstlichen Trauben, in welches Lob wir nach eben geübter „mündlicher Ueberlieferung“ nur einstimmen können. Dort im Eschkol ist auch das berühmte, richtiger berüchtigte Kirbet Ramet el Chalil gelegen. Dieser Name versetzt uns zurück in die Zeit Bar-Cochba's (Sohn des Sternes) oder Bar-Cosiba's (Sohn der Lüge), wie er auch genannt wurde. Nachdem dieser falsche Messias ganz Israel zum Abfall von Rom bewogen, schlug die Stunde der völligen Vernichtung Israels, zu welcher die Zerstörung Jerusalems durch Titus nur das Vorspiel gebildet hatte. Alle Einwohner Israels, die jenem Vernichtungskampfe Roms mit Bar-Cosiba entgangen waren, wurden hierher geschleppt, um bei Kirbet Ramet, „am Terebinthenmarkte“ in die Sklaverei verkauft zu werden. Auf diesem Menschenmarkte wurden für eine Tonne Korn vier Gefangene gegeben. Viele Tausende wurden so verkauft. Aber noch waren viele Tausende da. Was mit ihnen thun? Man schleppte sie nach Egypten. So endete der Rest der Bevölkerung Judäas in der Sklaverei Egyptens, aus welcher das Volk durch Gottes Hand einst ausgeführt war. Ein Angehöriger de la grande nation, welcher in seinem Reiseberichte auch auf diesen Schlußact der Geschichte Israels in Judäa zu sprechen kommt, weiß nur den Muth der Verzweiflung zu rühmen, mit dem Israel sich gegen Roms Legionen wehrte. „Die jüdische Nation starb ruhmbedeckt, wie wenige der versinkenden Nationen zu sterben verstanden“. So spricht der Mann, dem la gloire über Alles geht. Wir aber sehen Gottes Gericht in diesem finis Judäa. Weltgeschichte, Weltgerichte! Es ist wie eine heilige Ironie, daß das judäische Israel, das seinen Messias verworfen, in seinem Reste in das Tohuwabohu egyptischer Knechtschaft zurückgeschleudert wird.

(Fortsetzung folgt.)

Der Verein gegen Verarmung in Berlin.

Der seit 1870 segensreich wirkende Verein gegen Verarmung hielt am 25. v. Mts. unter dem Vorsitz des Directors im Auswärtigen Amt, Wirklichen Geheimen Legationsrath Reichardt, im Bürgersaale des Rathhauses seine 21. Generalversammlung ab.

Der Vorsitzende konnte mit Befriedigung feststellen, daß der Verein auch im letzten Jahre normal functionirt und seine Aufgabe auch unter den schwierigen Verhältnissen der Zeit wohl erfüllt habe.

Der Verein, der sich in 61 Localverbände gliedert, zählt z. Z. 11 356 Mitglieder, leider 176 weniger als zu Beginn des Vorjahres.

Er trat in das letztere mit einem Vermögen von 139 169 M., wovon 11 493 M. in den Händen der Localcomités waren. Vereinnahmt wurden an Beiträgen 84 449 M., 121 M. weniger als 1889, an Geschenken 6 256 M., an Geschenken für bestimmte Personen 745 M. und an Legaten 4 000 M., zusammen von Mitgliedern und Gönnern 95 441 M. Rückzahlungen auf Darlehen und Nähmaschinen wurden 20 362 M. geleistet, an Zinsen endlich gingen 5 272 M. ein, sodaß insgesammt 260 246 M. zur Verfügung standen.

Verausgabt wurden dagegen insgesammt 117 041 Mark; 26 453 M. erforderte die Verwaltung mit Einschluß der Kosten für Inserate u. dergl. 90 588 M., 1 134 M. weniger als im Vorjahre wurden für Unterstützungen verwendet.

Es erhielten 341 Personen 21 702 M. an Darlehen (1889 354 Personen mit 20 533 M.) und 4366 Personen 66 136 M. an Geschenken. Im Vorjahre, wo insofern außergewöhnliche Verhältnisse herrschten, als Herr Rudolf Hertzog 10 000 M. zur Vertheilung an 200 Arme überwiesen hatte, hatten 4385 Personen 71 189 M. an Geschenken erhalten. Endlich wurden in diesem Jahre noch 42 Nähmaschinen ausgegeben, die gleiche Zahl wie im Vorjahre. Die Gesammtzahl der Unterstützten betrug somit in 1890 4 752 gegen 4 781 in 1889.

Um Unterstützung nachgesucht hatten in beiden Jahren je 12 000 Personen. 81 914 M. der für Unterstützungszwecke verausgabten Summe wurden durch die Localcomités ausgezahlt, welche ihrerseits an die Hauptkasse 25 467 M. an Ueberschüssen abführten und 32 350 M. an Zuschüssen aus der Hauptkasse erhielten.

In den 21 Jahren des Bestehens hat der Verein 3 473 Nähmaschinen ausgegeben, 76 250 Personen mit 1 209 444 M. Geschenken und 17 087 Personen mit 958 445 M. Darlehen unterstützt, von welcher letzteren Summe 663 000 M., also zwei Drittel zurückgezahlt sind. In das neue Jahr ist der Verein mit einem Bestand von 143 204 M. eingetreten.

Der Vorsitzende schloß seinen Bericht mit einer warmen Empfehlung an die Bürgerschaft Berlins, den Eintritt in den Verein als Pflicht und Ehrensache zu betrachten.

Die acht ausscheidenden Vorstandsmitglieder wurden auf Antrag des Prof. Dr. Ascherson wiedergewählt. Der Etat der Verwaltungskosten wurde dem Voranschlag entsprechend festgesetzt.

(Reichs- u. Staatsanz.)

Nicht mit Worten, sondern mit der That.

Ein Amerikaner saß an der Tafel seines deutschen Geschäftsfreundes. Auch andere Gäste waren zu Tisch. Auch ein Gymnasiast, der zweimal wöchentlich einen Freitisch bei dem wohlhabenden Hausherrn hatte, saß dabei. Er war sehr traurig und sagte zu seinem Tischnachbarn halblaut: „Ich habe heute so viel Elend gesehen, daß mir der Appetit darüber vergangen ist.“ Der Amerikaner ward auf ihn aufmerksam und veranlaßte ihn zu erzählen. Er erzählte nun eine traurige Geschichte. In demselben Hinterhause, wo er wohnte, lebte ein Ehepaar mit fünf Kindern. Die Leute hatten sich gut und ehrlich durchgeschlagen, bis der Mann, ein Schieferdecker, durch einen Sturz vom Dache beide Beine gebrochen hatte und erwerbsunfähig geworden war. Zuerst hatte die Frau muthig den schweren Schlag getragen und tapfer weiter gearbeitet; jetzt lag sie am Fieber elend darnieder, und großer Jammer war bei der einst so glücklichen Familie eingekehrt, denn die Kinder schrieen nach Brot, und die beiden hilflosen Eltern konnten nichts thun, als mit ihnen hungern. — Schweigend hörte die Gesellschaft dem Erzähler zu, und als er geendet, bekundete einer nach dem andern seine Theilnahme: „Ach, wie traurig!“ „Wie bedauernswerth sind doch die armen Leute!“ „Ach, wie viel Unglück giebt es doch auf der Welt!“ Und nachdem man so gewissermaßen seine Schuldigkeit gethan, sprach man wieder von anderen Dingen. Da stand der Amerikaner auf und klingelte an sein Glas. „Ich bedaure die arme Familie mit hundert Mark!“ sagte er, 100 Mark auf den Teller legend. „Mit wieviel bedauern Sie die Leute?“ wandte er sich an seinen Wirth. Dieser legte schweigend ebensoviel vor sich hin; und dann fragte der Amerikaner weiter um den Tisch herum, und siehe, jeder Gast „bedauerte“ die armen Unglücklichen nicht nur mit Worten, sondern auch mit der That; und nach wenigen Augenblicken überreichte der Amerikaner unserm jungen Freunde eine große Summe für die arme Schieferdeckerfamilie (Bausteine.)

Aufruf
zum Bau eines Hauses für eine Diakonissenvorschule und Probeschwesternwohnung im Garten Bethaniens.

Nachdem die Heilanstalt Bethaniens in den 43 Jahren ihres Bestehens stetig an Umfang und Bedeutung zugenommen und zugleich die Zahl der Schwestern, die in Bethanien ihr Mutterhaus haben, sich beständig vermehrt hat — sie beträgt jetzt 260 —,

haben sich die vorhandenen Räume der Anstalt je länger je mehr als unzureichend erwiesen für die Erfüllung ihrer verschiedenen Zwecke.

Wir bedürfen eines neuen Anstaltsgebäudes, das wir auf unserm Grundstück erbauen möchten. In demselben möchten wir zunächst eine Diakonissenvorschule errichten für solche junge Mädchen, welche sich zum Eintritt bei uns melden, ehe sie das vorgeschriebene 18. Lebensjahr erreicht haben und die bis jetzt von uns abgewiesen werden mußten, dann aber meist unserm Werke und der Diakonissensache verloren gingen. Wenn wir sie von jetzt an in einem früheren Alter schon aufnehmen und ihnen eine sorgfältige Vorbildung für den Eintritt als Probeschwestern zu Theil werden lassen, so dürfen wir nach der Erfahrung andrer Diakonissenhäuser hoffen, damit einen tüchtigen Nachwuchs für unsre Schwesternschaft zu erzielen. Die im December 1889 auf Veranlassung J. M. der Kaiserin und Königin zusammengetretene Conferenz für die Diakonissensache hat die Errichtung solcher Vorschulen den Mutterhäusern warm empfohlen. — Zugleich möchten wir in dem neuen Gebäude unsern sämmtlichen Probeschwestern Wohnung geben. Wir würden dadurch für unsre Diakonissen, welche zum Theil recht beschränkt wohnen müssen, passendere Räume gewinnen und auch die sehr wünschenswerthe Erweiterung der Halle, des einzigen Versammlungsraumes der Schwestern, der jetzt durch angebaute Stuben beengt und verdunkelt wird, vornehmen können. — Die Kosten für das zu errichtende Gebäude müssen wir auf 60—70 000 Mark berechnen. Nachdem wir zum letzten Mal vor 10 Jahren, als es sich um die Erbauung unsers Kinderasyls in Heringsdorf handelte, bittend vor die Oeffentlichkeit getreten sind, halten wir uns für berechtigt, wiederum die Hilfe der Freunde unsers Werkes und der Diakonissensache anzurufen. Regt sich doch auf allen Seiten das Verständniß für die Bedeutung des Diakonissenwerkes und des um der Liebe Christi willen geübten Dienstes der Barmherzigkeit zur Ueberwindung der Nothstände unsrer Zeit.

Möge daher unsre Bitte zur Förderung eines der ältesten Diakonissenhäuser, das von der Hand des Königs Friedrich Wilhelm IV. gestiftet und der Fürsorge des Landes befohlen ist, nicht ungehört verhallen! Die unterzeichneten Mitglieder des Curatoriums sind sämmtlich zur Annahme von Gaben bereit.

Berlin, den 11. Februar 1891.

Das Curatorium von Bethanien.

von Laltre, General der Infanterie z. D., Vorsitzender, Königin-Augustastraße 14. Luise Kirsch geb. von Gerlach, Oberin von Bethanien. Dr. von Strauß und Torney, Kgl. Oberverwaltungsgerichtsrath, Stellvertreter des Vorsitzenden, Kurfürstenstraße 81 B. Wilke, Justizrath, Sigismundstraße 8. Dr. Mehlhausen, Generalarzt, Königl. Charité. Schrader, Hofprediger, Hinderſinstraße 7. Clara Hegel geb. v. Flottwell, Matthäikirchstraße 22. Editha von Wedell geb. von Kotze, Wilhelmstraße 73. Antonie Hermes geb. Harder, Cöthenerstraße 38. Dr. Goltdammer, Geheimer Sanitätsrath; Königgrätzerstraße 24. Prof. Dr. Rose, Geheimer Medizinalrath, Beuthstraße 25. Rehmiz, Pastor von Bethanien, Mariannenplatz 1.

Literatur.

Anzeiger des germanischen Nationalmuseums. Nr. 1. — Januar und Februar 1891.

Inhalt: Chronik des germanischen Museums. — Zuwachs der Sammlungen. — Fundchronik. — Als Beilagen: Mittheilungen aus dem germanischen Nationalmuseum. Bogen 1—3. — Rembrandts Paulus im Gemache (mit einer Abbildung in Lichtdruck), von Dr. Th. Volbehr. — „Ein Reliquienglas vom Jahre 1519 (mit Abbildung im Text) von A. v. Essenwein. — Eine Karlsbader Kur vor 300 Jahren, — mitgetheilt von Hans Bösch. — Aus dem Leben Ludwigs von Hutten, von Dr. Heinrich Wendt. — Fastnachtsbelustigung im Jahre 1657, von Hans Bösch. —

Beigegeben sind dieser Nummer ferner: 1) 3 Verzeichnisse der dem germanischen Nationalmuseum gespendeten Jahresbeiträge, nach dem Stande vom 1. Januar 1891, und zwar: a) aus Privatmitteln, b) aus Gemeindekassen, c) von Gesellschaften, Anstalten, Korporationen u. s. w. 2) Der 37. Jahresbericht des germanischen Nationalmuseums. Derselbe giebt interessante Mittheilungen des ersten Directors des Museums, Dr. von Essenwein, über den gegenwärtigen Stand dieses großartigen Instituts, über die finanziellen Verhältnisse, die Bauten, die Sammlungen, unter besonderer Berücksichtigung der vor 2 Jahren angekauften, großen Sulkowskischen Waffensammlung, über die literarische Thätigkeit und die Personalien des Museums. Der Rechnungsabschluß vom 31. December 1889 für das Jahr 1889 ergiebt als Einnahme 372008 Mk. 11 Pf., als Ausgabe 358 874 Mk. 40 Pf.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XVII. Jahrgang. Nr. 21. 21. Februar 1891.

Inhalt: Ein neues Geschlecht, Roman von H. v. Dedenroth (Fortsetzung). — Die Flucht der preußischen Prinzen im Jahre 1806. Nach Schilderungen eines Begleiters. Mitgetheilt von R. Hahn. — Der Schuß in der Jungfernhaide. Eine Ergänzung der Zeitgeschichte. Von Friedr. Meister. — Kleine Mittheilungen: Das alte Rathhaus in Berlin, (mit Abbild.). — Schloß Erdmannsdorf (mit Abbild.). — Des Scharfrichters in Dramburg, Bestallung d. 1665.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.


Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 18. März 1891. **Nr. 11.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. März 1891 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

Nr	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. März 1891 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Februar 1891	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Februar 1891	68			
	Zugang pro	28			
		96			
	Abgang	38			
	Bleibt Bestand	58	58	1 686	70
2.	**Pulzin:**				
	Bestand am 1. Februar 1891	64			
	Zugang pro	36			
		100			
	Abgang	37			
	Bleibt Bestand	63	63	1 815	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus)				
	Bestand am 1. Februar 1891	76			
	Zugang pro	4			
		80			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	77	77	2 137	130
4.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Februar 1891	42			
	Zugang pro	19			
		61			
	Abgang	32			
	Bleibt Bestand	29	29	1 126	58
5.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Februar 1891	42			
	Zugang pro	27			
		69			
	Abgang	19			
	Bleibt Bestand	50	50	1 241	54
6.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. Februar 1891	27			
	Zugang pro	20			
		47			
	Abgang	23			
	Bleibt Bestand	24	24	781	50
7.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. Februar 1891	23			
	Zugang pro	25			
		48			
	Abgang	13			
	Bleibt Bestand	35	35	805	43
	zu übertragen		[illegible]	9 591	495
	Uebertrag		336	9 591	495
8.	**Bandsburg:**				
	Bestand am 1. Februar 1891	24			
	Zugang pro	15			
		39			
	Abgang	16			
	Bleibt Bestand	23	23	582	30
9.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. Februar 1891	50			
	Zugang pro	21			
		71			
	Abgang	17			
	Bleibt Bestand	54	54	1 460	64
10.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. Februar 1891	31			
	Zugang pro	13			
		44			
	Abgang	13			
	Bleibt Bestand	31	31	872	32
11.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Februar 1891	47			
	Zugang pro	34			
		81			
	Abgang	33			
	Bleibt Bestand	48	48	1 360	40
12.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Februar 1891	49			
	Zugang pro	37			
		86			
	Abgang	35			
	Bleibt Bestand	51	51	1 314	60
13.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. Februar 1891	54			
	Zugang pro	29			
		83			
	Abgang	46			
	Bleibt Bestand	37	37	1 314	65
14	**Züllichau i. d. Neumark**				
	Bestand am 1. Februar 1891	30			
	Zugang pro	22			
		52			
	Abgang	29			
	Bleibt Bestand	23	23	733	40
	zu übertragen		603	17 226	826

Nr	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa: der am 1. März 1891 verbliebenen Kranken und Siechen	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Februar 1891	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten
	Uebertrag		603	17 226	826
15.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Februar 1891	83			
	Zugang pro . .	50			
		133			
	Abgang . . .	53			
	Bleibt Bestand	80	80	2 338	96
16.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. Februar 1891	43			
	Zugang pro . .	19			
		62			
	Abgang . . .	17			
	Bleibt Bestand	45	45	1 276	40
17.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Februar 1891	45			
	Zugang pro . .	7			
		52			
	Abgang . . .	20			
	Bleibt Bestand	32	32	1 122	80
16.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Februar 1891	33			
	Zugang pro . .	28			
		61			
	Abgang . . .	28			
	Bleibt Bestand	33	33	991	46
19.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Februar 1891	40			
	Zugang pro . .	19			
		59			
	Abgang . . .	16			
	Bleibt Bestand	43	43	1 186	42
20.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. Februar 1691	22			
	Zugang pro . .	5			
		27			
	Abgang . . .	6			
	Bleibt Bestand	21	21	576	41
21.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. Februar 1891	17			
	Zugang pro . .	24			
		41			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	23	23	543	42
22.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. Februar 1891	26			
	Zugang pro . .	16			
		42			
	Abgang . . .	20			
	Bleibt Bestand	22	22	688	36
23	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Februar 1891	7			
	Zugang pro . .	1			
		8			
	Abgang . . .	1			
	Bleibt Bestand	7	7	211	14
24.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Februar 1891	11			
	Zugang pro . .	8			
		19			
	Abgang . . .	10			
	Bleibt Bestand	9	9	224	19
	zu übertragen		918	26 381	1 282

Nr	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa: der am 1. März 1891 verbliebenen Kranken und Siechen	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Februar 1891	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten
	Uebertrag		918	26 381	1 282
25.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Februar 1891	19			
	Zugang pro . .	11			
		30			
	Abgang . . .	7			
	Bleibt Bestand	23	23	567	20
26.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Februar 1891	25			
	Zugang pro . .	20			
		45			
	Abgang . . .	26			
	Bleibt Bestand	19	19	573	20
27.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. Februar 1891	4			
	Zugang pro . .	—			
		4			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	4	4	107	10
28.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. Februar 1891	5			
	Zugang pro . .	6			
		11			
	Abgang . . .	3			
	Bleibt Bestand	8	8	205	15
29.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Februar 1891	32			
	Zugang pro . .	—			
		32			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	32	32	896	32
30.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. Februar 1891	28			
	Zugang pro . .	20			
		48			
	Abgang . . .	26			
	Bleibt Bestand	22	22	782	30
31.	**Plön:**				
	Bestand am 1. Februar 1891	12			
	Zugang pro . .	3			
		15			
	Abgang . . .	4			
	Bleibt Bestand	11	11	356	29
32.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. Februar 1891	40			
	Zugang pro . .	29			
		69			
	Abgang . . .	29			
	Bleibt Bestand	40	40	1 121	48
33.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Februar 1891	40			
	Zugang pro . .	24			
		64			
	Abgang . . .	12			
	Bleibt Bestand	52	52	1 340	50
34.	**Oeynhausen:** *)				
	Bestand am 1. Februar 1891	—			
	Zugang pro . .	—			
		—			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	96
	zu übertragen		1 129	32 258	1 642

*) Ist seit Mitte October v. J. geschlossen und wird erst Mitte Mai d. J. wieder eröffnet.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. März 1891 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Februar 1891.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		1 129	32 258	1 622
35.	**Lippspringe:** *)				
	Bestand am 1. Februar 1891	—			
	Zugang pro „ „	—			
		—			
	Abgang „ „ „	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	41
36.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. Februar 1891	16			
	Zugang pro „ „	11			
		27			
	Abgang „ „ „	6			
	Bleibt Bestand	21	21	593	20
37.	**Plochingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. Februar 1891	7			
	Zugang pro „ „	5			
		12			
	Abgang „ „ „	6			
	Bleibt Bestand	6	6	173	38
38.	**Schwäbisch Hall:**				
	Bestand am 1. Februar 1891	6			
	Zugang pro „ „	4			
		10			
	Abgang „ „ „	3			
	Bleibt Bestand	7	7	173	21
39.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. Februar 1891	69			
	Zugang pro „ „	40			
		109			
	Abgang „ „ „	48			
	Bleibt Bestand	61	61	1 686	36
40.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. Februar 1891	12			
	Zugang pro „ „	5			
		17			
	Abgang „ „	9			
	Bleibt Bestand	8	8	268	24
41.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. Februar 1891	19			
	Zugang pro „ „	11			
		30			
	Abgang „ „ „	7			
	Bleibt Bestand	23	23	634	20
	Zusammen		1 255	35 785	1 822

Der gesammte Abgang an Kranken pro Februar 1891 beträgt 729, davon sind gestorben 61
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 80
geheilt 588
wie vor 729.

42. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:
Bestand am **1. Januar 1891** . . . . 46 Kranke.
Zugang pro **Januar 1891** . . . . 34 „

Davon sind — 80 Kranke

gestorben 2
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 9
geheilt 23

34 „

Bleibt Bestand am 1. Februar 1891: . . . . 46 Kranke.

*) Ist seit Mitte October v. J. geschlossen und wird erst Mitte Mai d. J. wieder eröffnet.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 1 Europäer, 19 orientalische Christen, 11 Muhamedaner, 2 Drusen und 1 Jude.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro Januar 1891 beträgt 1411.

Poliklinisch wurden 700 Personen behandelt.

Das Hospiz des Johanniter-Ordens zu Jerusalem

hat im Laufe des Jahres 1890 142 Gäste aufgenommen.

Davon waren 97 Gäste I. Klasse, d. h. solche, welche dem Hospize die baaren Auslagen für ihre Verpflegung erstattet haben. Es befanden sich darunter 62 Deutsche, 15 Engländer, 6 Amerikaner, 2 Dänen, 2 Schweizer, 5 Oesterreicher, 3 Finnländer, 1 Rumäne und 1 Grieche. Auch beherbergte das Hospiz im vorigen Jahre wiederum einen Johanniter-Ritter, den Generallieutenant z. D. von Ostau, nebst Gemahlin.

In der II. Klasse genossen 45 Reisende unentgeltlich Kost und Verpflegung; darunter waren 33 Deutsche, 6 Dänen, 3 Schweizer, 1 Holländer, 1 Oesterreicher und 1 Deutsch-Amerikaner.

Die Gesammtausgaben des Hospizes im Jahre 1890 betrugen 37 578 Piaster; an Verpflegungsgeldern ꝛc. gingen ein 28,601 Piaster. Der Zuschuß aus Mitteln des Johanniter-Ordens betrug demnach 9620 Piaster oder circa 1443 Mark.

Von Gaza nach Hebron und Bethlehem.

(Fortsetzung.)

Von Eschkol und Kirbet Ramet eilt unser Blick weiter auf die Stadt Hebron selbst. Da wo jetzt Minarets ragen, hat einst David nach Sauls Tode $7^1/_2$ Jahre residirt. Aber die Hebroner denken nicht an David, wenn sie ihre Stadt „die Stadt des Freundes Gottes (El Chalil)“ nennen, sondern sie meinen damit Abraham. Hier dicht bei Hebron schlug Abraham seine Zelte im „Eichenhaine Mamre's“ auf, gegenüber der „Höhle Machpela“, welche Abraham sich zum Erbbegräbniß erwarb. Wir kommen eben von der Eiche her, die noch aus Mamre's, des Amoriters, Haine übrig geblieben sein soll. Wird nicht auch die Höhle Machpela in der Nähe sein? Ich beuge mich über die Brüstung des Thurmes. Richtig da unten gähnt eine seitliche Oeffnung in dem Felsen. Also schnell hinab! So soll ich doch noch eine Höhle der Horim sehen!

Ein geebneter Platz in dem felsigen Boden bildet den Vorhof. Von da führt eine Thüre kaum halb mannshoch hinab in düstere Tiefe. Zwar es graut uns etwas, in die dumpfe Höhle hinabzuspringen. Das natürliche Gefühl raunt uns zu: „Da unten aber ist's fürchterlich, vielleicht hausen da Schlangen und Scorpionen. Aber der wissenschaftliche Drang siegt über das Gefühl. Steht doch im gelehrten Bädecker gar nichts von dieser Höhle! So können wir vielleicht hinter ihm, dem Garbenbinder, als Aehrenleser drein wandeln und uns noch einige Ent-

deckerlorbeeren sammeln. Wir sind drinnen und athmen schwere modrige Luft. Ein niederer quadratischer Raum beweist, daß Menschenhand diese Höhle geschaffen oder wenigstens regelrecht erweitert hat. An den Seiten öffnen sich kleine Nischen.

Leider war ich damals noch nicht ausgebildet genug für den Beruf eines Entdeckers. Denn ich versäumte nach dem Metermaaß in der Tasche zu greifen, das ich nicht bei mir hatte, um die Höhe, Länge und Breite der Höhle bei ein und mm dem Schatze der Wissenschaft einverleiben zu können. So wird der Entdeckerlorbeerkranz doch eines Anderen, Würdigeren Haupt suchen. Noch eine solche Höhle mit kleinen Seitenkammern entdecken wir nahe bei der ersten. Es soll mich wundern, wenn man nicht diese Höhlen den frommen Pilgern Rußlands als die „Doppelhöhle Machpela" vorstellt, trotzdem die Muhamedaner Abraham's und Sarah's Grab im Haram ihrer großen Hebroner Moschee zu besitzen behaupten. Mir scheinen die Höhlen einstige Wohnungen Lebendiger. Sie sind verhältnißmäßig geräumig und der kleinen Seitenkammern nur zwei bis drei in jeder Höhle. Zu einem Begräbnißplatze würde man wohl mehr und längere Nebenkammern ausgehöhlt haben. Die jetzt noch vorhandenen quadratischen Seitenhöhlen scheinen der Aufbewahrungsort für Getreide u. dgl. gewesen zu sein. Ich freue mich, doch noch mit einer der uralten Klausen der Horim Bekanntschaft gemacht zu haben.

Und nun auf gen Hebron! Wir reiten dorthin. Denn die Sonne glüht, trotzdem ihre Bekanntschaft mit dem neuen Tage erst seit einer Stunde datirt, und der Weg ist eine halbe Stunde weit. Auch ist das Hospiz nur für pilgernde Fußgänger eingerichtet, nicht für die Herren Pferde; es giebt keine Gerste. Die müssen wir also in der Stadt uns erhandeln. Vorsichtig reiten wir in die Stadt ein. Denn wir müssen uns vor den Steinen in Acht nehmen. Nicht daß diese Steine von den Händen fanatischer Muselmänner und Muselfrauen uns entgegengeworfen würden, sondern die Steine des Straßenpflasters sind glatt wie ein frisch gewachster Parquetboden und machen den Schritt der Pferde zaghaft. Vor dem Eingange in die eigentliche Stadt, den Bazar, ist linker Hand ein Café gelegen. Es steht zwar nicht daran geschrieben: „Wiener Café", dafür ist aber mit dem Café ein geräumiger Pferdestall verbunden. Da stellen wir unsere Thiere ein und wandern ungesäumt in den anheimelnden Bazar. Zwar er starrt nicht von Sauberkeit. Wer wollte die auch in einer Orientstadt finden? Aber diese engen Gäßchen, oft durch lange Gewölbe und übergehängte Matten in ein heimliches Clair obscur getaucht, wimmelnd von einem bunten Völklein, das feilscht und lacht und kreischt, sie haben so etwas eigenthümlich Anziehendes. Zwar möchte man manchmal ein Kölnischwasserfläschchen zur Hand haben. Denn die dicht aneinander gereihten Lädchen sind alle nach der engen Straße hin offen, und die darin aufgespeicherten Landesproducte liegen sozusagen auf der Straße, — abgesehen von dem was wirklich dort liegt und nicht gerade Arabiens Wohlgerüche erzeugt. Aber dies bunte Treiben, diese charaktervollen Gesichtstypen, diese malerische Kleidung entschädigen das Auge reichlich für das, was die Nase in Kauf nehmen muß.

Wir wandeln eben bei den Schnittwaarenhändlern vorbei, die Laden an Laden ein Gäßchen einnehmen, und bei denen die Luft so ziemlich „rein" ist. Unser Auge sucht orientalische Stoffe, Seidengewebe, Teppiche u. dgl., trifft aber meist nur auf europäischen Schund, schlechten Kattun in schreienden Farben 2c. Der Fellach und Beduine, der auf Hebrons Markt kommt, will Alles billig, sehr billig haben und fragt dabei nichts nach Reuleaux'scher Kritik: „Billig und schlecht."

Jetzt durchschreiten wir die Handwerkergäßchen. Hier stichelt ein „Gevatter Schneider" an einer mit Goldborde verschwenderisch besetzten Prunkjacke. „Gevatter Handschuhmacher" suchen wir hier freilich vergeblich, trotzdem Goethe mit seinem ganzen Dichterruhm für die Compagnie der beiden Handwerke eintritt. Nicht die zum Greifen, nur die zum Gehen bestimmten Extremitäten werden einer Lederhülle gewürdigt; eine Regel, die übrigens auch noch so viele Ausnahmen hat wie manche lateinische Genusregel. Dort sitzt ein Schuster und klopft die dicken, ungegerbten Sohlen für die üblichen rothen Schnabelschuhe. Er hat seinen Stuhl auf die Straße gesetzt. Und zwischen ihm und der Wand des gegenüberliegenden Hauses ist der Weg mit ungegerbten Häuten belegt. Es bleibt dem Passanten nichts anderes übrig als auf die Häute zu treten. Was bedeutet das? Will der allzu gefällige Schuster unseren Fuß vor'm Gleiten bewahren auf den glatten Pflastersteinen, daß er uns diese rauhe Unterlage geschaffen? O nein, dergleichen träumt der schlaue Fußbekleidungskünstler nicht einmal! Er calculirt: „Machen Andere sich Wasser und Wind für ihre Zwecke dienstbar, warum ich nicht die trampelnden Füße meiner Mitmenschen?" Und so läßt er sich seine ungefügen Häute von den Passanten treten. Welcher Mensch weiß doch alle die Fähigkeiten, die in ihm schlummern? Wir hätten nie daran gedacht, daß wir so ohne weitere Vorbildung das Walkerhandwerk ausüben können.

Dort glüht und sprüht es aus engem Gelaß. Da treibt der Schmied sein im Orient doppelt heißes und saures Handwerk. Ein Ziegenfellschlauch bildet den Blasebalg. Aber der Meister versteht sein Handwerk und weiß mit seinen dürftigen Werkzeugen doch tüchtige Arbeit zu liefern.

Willst Du aber nach dieser Seite hin der Anspruchslosigkeit in Werkzeugen den Diogenes unter den Handwerkern sehen, so schaue hier dem Drechsler zu. Zwischen zwei feststehenden Eisenstiften nahe am Boden hat er eine Holzwalze befestigt. Um das eine

Ende derselben hat er eine Schnur herumgeschlungen, die von einem Holzbogen straff gezogen wird. Diesen Bogen faßt der Meister mit der linken Hand und bringt durch Hin- und Herziehen desselben die Holzwalze in rotirende Bewegung. Jetzt setzt er den Meißel zum Drechseln an. Das Eisen desselben hält er mit den Zehen seines rechten Fußes, während er das Holzende des Instrumentes in der rechten Hand hat. Der Fuß giebt dem Meißel die Direction, die Hand den stärkeren oder sanfteren Druck. Ist das nicht eine denkbar primitivste Werkstatt? Und doch drechselt der Meister die schönsten Tischgestelle für die großen Messingteller, welche die bewegliche Tischplatte bilden.

Dort hämmert es in munterem Takt. Wir kommen ins Quartier der Kupfer- und Messingschmiede. Allerlei Kochgeschirre und Hausgeräthe entstehen unter ihren Händen. Aber unsere Augen zieht besonders die mehr künstlerische Arbeit an, welche auf große und kleine Teller und Gefäße jene schönen Arabesken und Koranverse einmeißelt. Selbst Abrahams und Josephs Geschichte wird in ungelenken Figuren mit dicken Köpfen und Leibern und dünnen, kurzen Beinen von hebräischen Inschriften umgeben auf diesen Messing- und Kupfertellern dingfest gemacht. Diese letztere Arbeit scheint die Lieblingsbeschäftigung des Meisters zu sein, dessen edler Gesichtsschnitt in Verbindung mit einer gewissen Grandezza seines Benehmens unsere Aufmerksamkeit erregt. Wir lassen uns sagen, daß es einer der eingewanderten spanischen Juden ist, die sich vom polnischen Juden unterscheiden wie der Edelmann vom Bauer. Man ladet uns zum Kauf ein. Wir fragen nach dem Preise: „Gieb, was Dir beliebt." „Nein, sage uns den Preis!" Und nun hören wir eine Summe, die das Messingtablet nahezu mit Silber aufwiegen würde. Wahrscheinlich würden wir um den vierten Theil des geforderten Preises den Teller bekommen. Aber wir haben jetzt keine Zeit zum Handeln.

Ich hätte gern noch ein Gewerk aufgesucht, das eine Specialität Hebrons bildet, die Glashütte! Als ich in Bädecker von der Existenz einer solchen in Hebron las, war mir vor der Seele ein heimatlich Bild aufgestiegen. In meiner ersten Pfarrgemeinde auf dem Grate des Thüringer Waldes hatte ich mehrere Glashütten. Ich betone das „Pfarramtliche," denn diese Glashütten gehörten mit zu meinen Kirchen. Jeden Montag vor Sonnenaufgang ging ich im Talar in eine dieser rauchgeschwärzten Hütten. Vor mir und hinter mir prasselte das Feuer des großen Glasofens und der Seitenöfen. Die Arbeiter, um der Hitze willen in beschränkter Toilette, holten ihre Gesangbücher hervor, und nun erscholl ein Choral durch den weiten Raum. Das Prasseln des Feuers war wohl eine seltsame Orgelbegleitung zum Gesange. Aber man fühlte sich doch andächtig gestimmt. Einer biblischen Ansprache und Gebet folgte der Schlußgesang. Das war der Gottesdienst der Glasarbeiter, die auch am Sonntag arbeiten mußten. Wie geweihte Orte erscheinen mir seitdem alle Glashütten.

Nun sollte ich im alten Hebron auch eine Glashütte schauen. Wie mochte die aussehen? Ich war voller Spannung. Aber leider, als wir auf dem Wege zur Hütte waren, hieß es: „Der Ofen ist ausgebrannt, die Hütte geschlossen."

So wenden wir unsere Schritte nach einer anderen Stätte, von der wir auch wissen, daß sie geschlossen ist, nach dem geheimnißvollen Haram, der großen Moschee. An der Umfassungsmauer entlang verspüren wir schon jene historische Gänsehaut uns überlaufen. Denn die colossalen Steine am unteren Theile der Mauer (meist 3 Meter lang und 1 Meter hoch) mit ihren geränderten Fugen weisen auf die Salomonische Zeit zurück. Vielleicht rühren sie von David her, der in Hebron residirte. Auf einer sanft aufsteigenden Freitreppe nähern wir uns dem Hauptportale. Da heißt's: Bis hierher und nicht weiter! Selbst das sonst allmächtige Bakschisch ist vor dieser Pforte ohne Macht. Nur Moslems dürfen das Haram betreten. Nur 2 oder 3 fürstlichen Persönlichkeiten wie unserem unvergeßlichen „Kronprinzen Fritz" wurde durch besonderen Ferman des Sultans der Eintritt eröffnet. So fanatisch die Hebroner Moslems jeden Fremden von ihrer Moschee fernhalten, dem Befehle des Sultans mußten sie sich doch fügen. Man hatte nicht den Muth jenes mittelalterlichen Paschas von Jerusalem, der einem hochgestellten, mit einem Ferman ausgestatteten Frenschi erklärte: „Der Sultan erlaubt Dir allerdings, das Haram zu betreten. Aber es steht nichts im Ferman, daß Du wieder herausdarfst. Also entschließe Dich. Du darfst in die Moschee hineingehen. Aber Du wirst sie nie wieder verlassen."

Ehe wir unsern ruhmlosen Rückzug antreten, erzählt unser mit dem Leben der Juden wohlvertrauter Gefährte etwas Merkwürdiges. Er zeigt auf einen Spalt in den Mauerquadern unweit vom Portale. In diesen Spalt warfen die Juden, die natürlich auch nie „ihres Vaters Abraham Grab" besuchen dürfen, hebräisch geschriebene Briefe hinein. Der Spalt soll zur Grabeshöhle hinabführen und also die Briefe zu Vater Abrahams Einsicht bringen. Diese merkwürdige Briefbeförderung an Abrahams Adresse gestatten die Moslems. Es schmeichelt ihnen wohl, daß die Juden „auch" ihren von Muhamed so hoch geachteten Abraham verehren. Auf dem Rückwege müssen wir uns erst noch von einem zudringlichen Bettler mit einem Geldstück loskaufen. Man sagt, er sei 115 Jahre alt, und genießt das Vorrecht, daß Niemand wagt, ihn ohne Gabe abzuweisen. Auch ein bettelnder Derwisch begegnet uns. Er hat einen Mantel umhängen, der viel gereist auch viel gerissen ist. Sonst streckt er gleich seine Hand aus. Aber in uns erkennt er die „Christenhunde" und wendet uns stolz den Rücken zu.

Wir sind müde vom langen Gange und ausgedörrt vom Südwinde, der sich erhoben. Und Du bist vielleicht auch müde, lieber Leser. Aber denke, was würden die Juristen sagen, wenn wir nicht ihre Genossenschaft in Hebron aufgesucht hätten? Sie würden uns eines einseitigen theologischen Standpunktes zeihen. Wir wollen sie es nicht entgelten lassen, daß sich auf „Juristen" leider meistens „schlechte Christen" reimt; sie sollen sich nicht über unverdiente Nichtbeachtung beklagen, nachdem die Handwerker und Kaufleute Würdigung gefunden haben. Also auf zum Serail, dem Gerichtsgebäude! Keine Ueberschrift am Thore zeigt es an, kein monumentaler Prachtbau läßt auf der Themis Hallen schließen. Wir treten durch ein einfaches Pförtchen in einen winkligen Hof, und, „wir sind zur Stelle," ruft unser Gefährte, der diesen Ort von vielen vergeblichen Gängen her nur zu gut kennt. „Wenn ich ein größeres Bakschisch geben könnte, wäre meine Sache längst geschlichtet. So aber ziehen sie meinen Proceß in die Länge, um mich doch noch mürbe und zum Bakschisch willig zu machen. Ja über diesen Hallen müßte wie über dem ganzen Orient geschrieben stehen: „Hier wird um Bakschisch Recht gesprochen." So kommt es bitter von den Lippen unseres Gefährten. Ein enges schmutziges Stübchen steht nach dem Hofe zu offen. Da drin sitzt der Richter, der Kadi mit der obligaten Waage des Rechtes in den Händen. Blind ist er nicht wie Themis, wohl aber kann er blind gemacht werden mit auf die Augen gelegten Goldstücken. Wer legt die meisten Liras (Goldstücke) auf, dessen Waage sinkt gewichtig nieder. Dir aber, Du Knauser, tönt es fürchterlich entgegen: Gewogen, gewogen, und zu leicht erfunden!

(Schluß folgt.)

Robespierre's erste Begegnung mit Ludwig XVI.

Als Robespierre im Collège Louis le Grand in Paris — und zwar auf Staatskosten — studirte, kehrte — es war im Juni 1775 — Ludwig XVI. von der Krönung in Rheims zurück und hielt seinen feierlichen Einzug in Paris. Alle Corporationen richteten Ansprachen an den König und unter ihnen auch das Collège, in welchem Robespierre studirte. Es war Sitte, daß außer der pflichtmäßigen Rede des Rektors, als Vertreter des Lehrkörpers, auch die Zöglinge vorgestellt wurden „und einer von ihnen, den die Kameraden wählten, eine Ansprache an den Monarchen hielt. Die Wahl fiel auf Robespierre! er sollte reden „Ich erinnere mich", so erzählt er selbst in seinen Memoiren, „nicht mehr dessen, was ich sprach. Allein folgender Vorfall ist mir noch gegenwärtig: Ich hatte den Entwurf meiner Ansprache dem Abbé Proyart, meinem Lehrer, vorgelegt, der beim Lesen desselben bei jeder Zeile ausrief: Voyez donc! le petit extravagant! C'est incroyable! Dann strich er, verbesserte und strich wieder: es war eine wahre Metzelei: Der Abbé brummte und schüttelte den Kopf. Als er fertig war, gab er mir mein unglückliches Manuskript zurück — durchstrichen von oben bis unten — und sagte: So etwas hätte, kleiner Römer, der Tribun Tiberius Gracchus sprechen können, als er auf der Rednerbühne gegen Nasica donnerte, der eben zum Consul erwählt worden war. Geben Sie Acht, junger Mann, Sie werden einst ein wüthender Republikaner werden! Aber Sie hätten eine bessere Gelegenheit suchen können; warten Sie noch etwas! Für dieses Mal werde ich die Rede selbst verfassen."

Robespierre wartete in der That, wie ihm der Abbé rieth.

Uebrigens sprach er, beim Empfang des Königs die Rede des Abbé tapfer herunter, so daß der König ihm huldvoll dankte, und der gute Abbé in Wonne schwamm.

Literatur.

Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde. Organ des Vereins „Herold" in Berlin. XXII. Jahrgang. Nr. 3. März 1891.

Inhalt: Berichte über die Sitzungen vom 20. Januar und 3. Februar 1891. — Mittelalterliche Siegelstempel. VIII. (Mit einer Tafel). — Ein Stammbuch des Pfarrers Christoph Alt. — Bemerkungen zu „Der böhmische Adel". — Auszüge aus den Inhaltsverzeichnissen heraldischer u. a. Monatsschriften — Eingegangene Bücherverzeichnisse. — Die Familie von Spitaell zu Krechting.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XVII. Jahrgang. Nr. 22. 28. Februar 1891.

Inhalt: Ein neues Geschlecht, Roman von H. v. Debenroth (Fortsetzung). — Die Kaiser Wilhelm Gedächtnißkirche in Berlin, von H. Vollmar (mit 2 Abbild.). — Die Flucht der preußischen Prinzen im Jahre 1806. Nach Schilderungen eines Begleiters. Mitgetheilt von R. Hahn. (Fortsetzung). — Wie der Kurfürst von Sachsen um eine Lamprete kam, von Max Bittrich. — Kleine Mittheilungen: Reichsgerichtspräsident Otto v. Oehlschläger (mit Abbild.). — Gesuch der Ehefrau Christoph Litzendorff an Kurfürst Friedrich III. — Kloster Zehden. — Ein Theater-Zettel aus der Zeit Friedrich Wilhelms I. — Schöne Redensarten.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.





Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 25. März 1891. Nr. 12.

Otto Freiherr von Uexküll, Majoratsbesitzer, auf Schloß Alt-Fickel bei Merjama in Ehstland, Ehrenritter seit 1887, † zu Rom 5. März 1891.

Bericht über Lehrpflegerinnen und dienende Schwestern des Johanniter-Ordens für 1890.

Im Ordens-Capitel am 24. Januar 1890 trug der unterzeichnete Werkmeister vor, daß im Laufe des Jahres 1889 die Zahl der Meldungen der Lehrpflegerinnen auf 340 gestiegen durch den Zutritt von 80 Meldungen. Auch im Jahre 1890 ist zufälliger Weise die Zahl um 80 gestiegen auf 420.

Die 80 Meldungen vertheilen sich auf die Ordensprovinzen wie folgt:

			bisher	zusammen
a.	Rheinland	6,	bisher 31;	zusammen 37.
b.	Württemberg-Baden	6,	„ 5;	„ 11.
c.	Brandenburg	10,	„ 63;	„ 73.
d.	Westfalen	3,	„ 16;	„ 19.
e.	Mecklenburg	5,	„ 8;	„ 13.
f.	Schlesien	8,	„ 56;	„ 64.
g.	Pommern	13,	„ 50;	„ 63.
h.	Posen	6,	„ 8;	„ 14.
i.	Königreich Sachsen	3,	„ 5;	„ 8.
k.	Ost- u. Westpreußen	4,	„ 14;	„ 18.
l.	Provinz Sachsen	6,	„ 48;	„ 54.
m.	Schleswig-Holstein	1,	„ 14;	„ 15.
n.	Hannover	4,	„ 13;	„ 17.
o.	Hessen	4,	„ 9;	„ 13.
p.	Königreich Bayern	1,	„ 0;	„ 1.
		80	340	420.

Dieselben vertheilt auf Stände und Berufsklassen: aus adligen Häusern 23 (31*), aus Pfarrhäusern 17 (16), aus dem Beamtenstande 12 (7), aus landwirthschaftlichen Kreisen 7 (9), aus dem Kaufmannsstand 6 (9), aus dem Rentier- und dem Lehrerstand je 3, Töchter von Offizieren und Aerzten je 2, von Professoren und Künstlern je 1.

Vier Lehrpflegerinnen mußten wegen körperlicher Untüchtigkeit zurücktreten, die 76 Lehrpflegerinnen sind folgenden Diakonissen-Anstalten zur Ausbildung überwiesen: Bethanien Berlin 9, Frankfurt a/M. 7, Halle a/S. 6, Sarepta Bielefeld 6, Bethanien Breslau 5, Altona Elbe 5, Neu Torney Stettin 5, Elisabethkrankenhaus Berlin 4, Lazarus Berlin 4, Barmherzigkeit Königsberg 4, Posen 4, Wehlheiden 3, Danzig 3, Kaiserswerth, Hannover, Dresden, Bethlehem Ludwigslust je 2, Frankenstein, Elisabethenstift Darmstadt, Braunschweig je 1.

In der Ausbildung stehen jetzt noch 53 Lehrpflegerinnen. So schwer es den Lehrpflegerinnen gewöhnlich in den ersten vier Wochen des Cursus wird, die körperlichen Anstrengungen des ungewohnten Dienstes zu überwinden, so kommen ernstliche Erkrankungen der Lehrpflegerinnen im Ganzen, Gott sei Dank, selten vor. Aber darüber darf kein Zweifel bleiben, daß in Krankheitsfällen der Johanniter-Orden die Kosten der Krankenpflege trägt, die das Diakonissenhaus bei dem Werkmeister zu liquidiren hat.

Zu dienenden Schwestern sind im Laufe des Jahres 70 ernannt. Ueberhaupt sind bis jetzt vom Durchlauchtigsten Herrenmeister 290 Patente ertheilt. Von den 290 dienenden Schwestern sind 20 ausgetreten und zwar zum Diakonissendienst 11, wegen Verheirathung 1, durch den Tod 1, wegen Kränklichkeit 1, wegen zerrütteter Vermögensverhältnisse 2, zu selbstständiger Krankenpflege resp. zum rothen Kreuz 4. Die zur Disposition stehenden 270 dienenden Schwestern vertheilen sich auf die Ordensprovinzen wie folgt:

a.	Rheinland	22
b.	Württemberg-Baden	1
c.	Brandenburg	50
d.	Westfalen	13
e.	Mecklenburg	9

*) Die eingeklammerten Zahlen beziehen sich auf das Jahr 1889.

f.	Schlesien	42
g.	Pommern	35
h.	Posen	7
i.	Königreich Sachsen	4
k.	Ost- und Westpreußen	11
l.	Provinz Sachsen	44
m.	Schleswig-Holstein	14
n.	Hannover	10
o.	Hessen	8
p.	Königreich Bayern	0

Bei denjenigen Johanniterinnen, welche aus dem Ordensdienst austreten, um die Krankenpflege als Erwerbsquelle zu benutzen, muß auf das allerstrengste darauf gehalten werden, daß sie dem Orden die ihm erwachsenen Kosten erstatten, um dem Mißbrauch der Hinterziehung zu begegnen. Um den Exspectanten den Vorwand zu nehmen, daß sie diese Forderung nicht gekannt hätten, trotzdem in den „Vorschriften“ ausdrücklich darauf hingewiesen ist, ist darauf zu halten, daß die Antragstellerin in ihrem Lebenslauf am Schluß ausdrücklich die Versicherung abgiebt: „sie wolle die auf Kosten des Johanniter-Ordens zu erlernende Krankenpflege nicht zu einer Erwerbsquelle machen.“ In steigendem Maße werden die Krankendienste der dienenden Schwestern des Johanniter-Ordens von Kliniken, Corporationen, Vereinen und Diakonissenhäusern erbeten. Wenn dem Johanniter-Orden das einerseits nur sehr erwünscht sein kann, weil dadurch die dienenden Schwestern in Uebung bleiben und ihre Verwendung im Kriegsfalle um so werthvoller ist, so muß anderseits ein wachsames Auge darauf gehalten werden, daß diese freiwillige Krankenpflege nicht zu einer Erwerbsquelle ausartet.

Dienende Schwestern, welche dergleichen Dienst übernehmen, müssen in dem Obhutritter davon Kenntniß geben und wenn Zweifel entstehen, ob zu weit in der Entschädigung gegangen werden möchte, so ist die Entscheidung des Werkmeisters des Johanniter-Ordens einzuholen durch Vermittelung des Commendators.

Geht eine Johanniterin zu einem längeren derartigen Dienste in einen Ort außerhalb ihres Genossenschaftsbezirks, so erbittet der Werkmeister von dem Commendator die vorübergehende Bestellung eines Obhutritters an dem Dienstorte. Als angemessene Entschädigung für derartige freiwillige Dienste, neben freier Station, hat der Unterzeichnete, je nach besonderen Umständen 80 bis 100 Thaler angenommen. Beendete freiwillige Dienste sind all überall dem Werkmeister auf einfachstem Wege anzuzeigen, damit er die besonders in Krankenpflege Geübten bei sich kenntlich machen kann, dagegen ist es überflüssig, ihm den Beginn des freiwilligen Dienstes anzuzeigen, wenn nicht etwa seine Entscheidung wegen der Frage der Erwerbsquelle, oder wegen vorübergehender Obhutbestellung nöthig ist.

Unter allen Umständen müssen die dienenden Schwestern sich bewußt bleiben, daß der freiwillige Dienst sie nicht von ihrer Verpflichtung dem Orden gegenüber entbindet, daß sie also den Kliniken oder Vereinen 2c. ausdrücklich sagen, daß sie für den Fall eines Krieges sofort aus dem freiwilligen Dienstverhältniß zu entlassen sind. Machen sie einen schriftlichen Contract, so muß derselbe eine derartige Clausel enthalten. Im Berichtsjahr ist die Einrichtung getroffen, daß die dienenden Schwestern, welche in Diakonissenhäusern Aushilfe leisten — zum Unterschiede von den Lehrpflegerinnen — um den linken Arm eine Binde von schwarzem Tuch mit dem leinenen Johanniter-Kreuz tragen.

So konnten Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin bei Hochihrem Besuche des Diakonissenhauses Bethanien Breslau 17 Johanniter-Schwestern vorgestellt werden. Wenn daran festgehalten werden muß, daß die Binde nur zum Unterschiede von den Lehrpflegerinnen getragen werden soll, so habe ich doch geglaubt in Fällen, wo der Aushilfedienst in größeren Städten stattfindet, wo Pflegerinnen verschiedener Kranken- und Diakonissenhäuser arbeiten, den Johanniterinnen die Erlaubniß ertheilen zu sollen, die Armbinde anzulegen.

Die Noth um Diakonissen macht sich auch in den Diakonissenhäusern sehr erheblich geltend, und da sind sie natürlich die ersten, die eine Berücksichtigung durch Johanniterinnen erwarten dürfen und auch erlangen. Auch an dieser Stelle will ich nochmals darauf hinweisen, daß der geeignetste Weg, um zu derartigen Aushilfen zu gelangen, für die Diakonissenhäuser der ist, daß sie sich direkt an die dienenden Schwestern wenden, die bei ihnen ausgebildet sind. Führt dies nicht zum Ziel, so werden sie sich — unter Angabe der Namen derjenigen, an die sich schon vergeblich gewandt hatten — an den Commendator der Genossenschaft wenden, in welcher das Diakonissenhaus liegt, und nur wenn auch dies nicht hilft, so würde die Mitwirkung des Werkmeisters in Anspruch zu nehmen sein.

Dem Mißverständniß bei den dienenden Schwestern ist noch immer entgegen zu wirken, als ob der Orden sie — außer für Kriegs- und Landesnothzeiten — kommandire, aber auch als ob sie etwa die Erlaubniß des Diakonissenhauses, in dem sie gelernt haben, bedürften, um in anderen Diakonissenhäusern oder sonst freiwillige Krankendienste zu übernehmen.

Mit dem Umfange, den die Einrichtung der dienenden Schwestern des Johanniter-Ordens annimmt steigt das Bedürfniß, das Wesen der Obhutritter und somit die engere Verbindung mit den dienenden Schwestern mehr und mehr auszugestalten. Daher bat ich die Herren Commendatoren in meinem Rundschreiben vom 7. November v. J., Berichte von den Johanniter-Rittern über die ihrer Obhut unterstellten dienenden Schwestern einzufordern. Die eingegangenen Berichte geben den Beweis, wie nöthig dies ist, wenn nicht doch für den Fall eines Krieges im weiten

Umfange die große Arbeit vergeblich gewesen sein soll, die — neben den erheblichen Kosten — der Orden auf die Anwerbung der dienenden Schwestern verwendet.

Ich werde daher im Herbst jeden Jahres jedem der Herren Commendatoren ein so angelegtes Verzeichniß seiner dienenden Schwestern zustellen, daß bei jedem Namen die erforderlichen Nachrichten über die dienenden Schwestern eingetragen werden können. Die Sache ist es werth, daß wir uns um sie in jeder Beziehung recht bemühen, und daß wir besonders die Johanniter-Ritter im Lande recht intensiv in die Arbeit mit hineinziehen.

Ueber die zur Tracht gehörige Mütze der Lehrpflegerinnen und dienenden Schwestern wird viel Klage geführt, besonders soll das Zusammenlegen und Kniffen derselben in gestärktem Zustande viel Zeit erfordern, und sollen die Bänder die Ohren zu sehr bedecken und das Gehör stören; sollten die Klagen für begründet zu erachten sein, so würde ich mir Aenderungsvorschläge vorbehalten müssen. Vielleicht haben die Herren Commendatoren die Güte auch ihrerseits nach dem Grunde und Ungrunde der Beschwerde Umfrage zu halten.

Fahrvergünstigungsscheine für Eisenbahnen sind bisher von mir 290 ausgestellt. Die Zahl würde noch eine viel größere sein, wenn nicht für die Rückreise aus dem Lehrkursus die Diakonissenhäuser diese Scheine aus ihrer Machtvollkommenheit ertheilten. Letztere Maßnahme ist auf das lebhafteste zu befürworten, da das Schreibwerk dadurch erheblich vereinfacht wird, und wäre zu wünschen, daß alle Diakonissenhäuser diese Rückfahrt-Vergünstigungsscheine in die Heimath der Lehrpflegerinnen ausstellten. Das Schreibwerk des Werkmeisters ist, bei möglichster Einschränkung so schon kein Geringes.

Seit Einrichtung der Arbeit waren bis 1. Januar d. Js. 2840 Eingänge zu verzeichnen, davon kommen auf das Berichtsjahr 637.

Noch will ich auch das nicht unbemerkt lassen, daß viele Lehrpflegerinnen sich mit der Fahrpreisermäßigung begnügen, und den Fahrpreis des Billet III. Klasse, sowie die Nebenkosten der Reise (Ueberfracht, Droschken, Trinkgelder) aus eigenen Mitteln bestreiten; sie machen damit dem Orden ein Geschenk, welches ihnen von demselben nicht zugemuthet wird. Jedenfalls wäre dem etwaigen Irrthum entgegen zu treten, als ob der Orden die wirklich erwachsenen Reisekosten nicht erstatte. Wiederholt soll die Bitte ausgesprochen werden, daß durch die Commendatoren den zum Lehrcursus sich meldenden Personen die „Vorschriften" zugestellt, wie die, daß den dienenden Schwestern durch die Obhutritter die Jahresberichte — welche vom Ordensbureau zu beziehen sind — zugängig gemacht werden.

Graf von Zieten-Schwerin,

Ehren-Commendator und Werkmeister des Johanniter-Ordens.

Von Gaza nach Hebron und Bethlehem.

(Schluß.)

Was sind dort für Höhlen? Mit starken Eisengitter versehen scheinen es Käfige für wilde Thiere. Das sind die Gefängnisse. In den höhlenartigen Räumen wimmelt es gerade von Insassen. Sie drängen an die Eisenstäbe der Thüre, durch deren Zwischenräumen allein Licht und Luft Zutritt hat. Wie entsetzlich muß die Haft in diesen fensterlosen Grüften sein. Aber die Gefangenen sehen ganz fidel aus, drehen sich gemächlich ein Cigarrettchen und strecken uns bittend die Hand entgegen. Sie scheinen es nicht anders gewohnt und hoffen wohl auch auf baldige Freiheit. Zufällig weiß unser Gefährte die Geschichte dieser Gefangenen und erzählt sie uns auf dem Rückwege. In einem Dorfe war ein blutiger Streit ausgebrochen. Denn selbst das kleinste Dorf Paläftinas hat seine „gebildeten" Parteien. Um auch dieses Culturrequisit des Parteiwesens bis in die entferntesten Theile des Landes zu tragen, hat die Regierung die Einrichtung getroffen, daß über jedes Dorf, auch das kleinste, 2 Schechs das Dorfschulzenscepter schwingen. Natürlich hat nun in der Regel jeder Schulze im Dorfe seinen Anhang, und nicht selten suchen die beiden Parteien auf handgreiflichem Wege sich ihre respectiven Ansichten aufzunöthigen, wie das ja auch in französischen und österreichischen Parlamenten vorkommt. Auch in dem erwähnten Dorfe Beth-Nettif nahe Hebron waren die beiden Parteien mit Messern und anderen „schneidigen" Entgegnungen auf einander losgegangen. 12 Verwundete blieben auf dem Schlachtfelde. Alsbald kam aber Hebroner Militär angerückt und verhaftete 40 der Beth-Nettifer. Die waren mit Stricken gebunden wenige Stunden vor meiner Ankunft in Hebron eingebracht worden und unserem Gefährten begegnet. Darum wußte er Bescheid über die Männer hinter dem Eisengitter, die wir eben gesehen. Was wird nun mit ihnen geschehen? Das Zünglein der Rechtswaage wird hin- und herschlagen, bis eine Partei nicht mehr Bakschisch geben kann. Schmunzelnd streicht dann der Kadi die beiden Waagschaten leer und fällt dann seinen weisen Spruch. Die Gefangenen der freigebigsten Partei kommen frei, und das von Rechtswegen. Die anderen Gefangenen müssen schmachten, bis auch sie gegen ein besonderes Bakschisch ihrer Verwandten loskommen.

Nun genug! Aber wer zupft mich da am Arm? Wahrhaftig es ist die medicinische Facultät und da hinten kommt auch noch die philosophische angelaufen. Sie schauen mich beide vorwurfsvoll an. Du ahnst, lieber Leser, was sie wollen. So werde nicht ungeduldig, wenn ich auch ihnen etwas über Hebron sage. Also wie steht's um den ehrenwerthen Stand der Mediciner in Hebron? Ich weiß nicht, ob man in Hebron jenes Heilverfahren betreibt mittelst auf den kranken

Körpertheil einzustechender Koranverse. Fanatisch genug wäre das Völkchen dazu. Dann läge also in Hebron die Medicin noch in den Windeln der Theologie. Sicher aber ist, daß die Hebroner vor der Thätigkeit des evangelischen Missionsarztes Respect bekommen haben und sich gern fremden Hakims (Aerzten) anvertrauen. Das sah ich hernach mit eigenen Augen und hatte es auch schon selbst auf dem Bazar erfahren, wo sich ein Augenkranker an mich herandrängte und durchaus untersucht sein wollte. Er hielt mich offenbar für einen Hakim.

Aber Dir, vielgestaltige philosophische Facultät, weiß ich kaum etwas über Hebron zu sagen. Du scheinst in Hebron kaum embryonische Anfänge gefunden zu haben. Denn höre, wie weit man in der Geschichtsschreibung, in der Behandlung der Stadtchronik hier ist. Mein Gefährte ging Tags vorher an einem Café vorüber und hörte, wie drinnen ein Schech über wokhâf (Decemland) sprach. Er trat ein, begierig darüber mehr zu hören, weil er selbst auch solch wokhâf zu verwalten hatte. Nun docirte der von solcher Wißbegierde geschmeichelte Schech folgendermaßen: „Ganz Hebron und Umgegend ist mein wokhâf und muß mir jährlich Taxe (Decem) zahlen". „Wie", warf man ein, „gehört Dir ganz Hebron?" „Ja, denn ich stamme von dem „Geliebten Gottes" (Abraham) in directer Linie ab. Meine Familienregister reichen bis auf Abraham zurück. Abraham hat einst dies Land von den Kindern Hethi gekauft. Für eine große Summe hat er so viel Land erworben als eine Stierhaut deckt und weiter. Die Stadtbewohner machten aber Abrahams Nachkommen den Besitz streitig. Man rief die Rabbiner, welche ihr Urtheil geben sollten. Sie sprachen das Land meinen Vorfahren zu. Als man ein Stierfell herbeibrachte, setzte sich dieses in Bewegung und bedeckte so allmählich allen Grund und Boden Hebrons. Jetzt wandten die ergrimmten Bürger ihren Zorn gegen die Rabbiner und ließen sie enthaupten. Aber siehe da, auch die Köpfe der Hingerichteten fingen an zu rollen auf dem Hebroner Gebiete herum und schrieen dazu unaufhörlich: „Wir sind Zeugen, daß Abraham dies ganze Land erworben hat." Da mußten endlich die habsüchtigen Stadtbewohner nachgeben. Sie bauten ein Bethaus am Orte der Hinrichtung und bestatteten darin die todten Zeugen. So ist also Hebron das Eigenthum Abrahams und seiner Erben. Ich habe als Abrahams Nachkomme dies Erbtheil bekommen und erhalte von jedem Hause auf Abrahams Lande jährlich 5 Piaster, für jedes Tagewerk Acker 3 Piaster. Niemand darf sein Land überschreiben lassen (verkaufen), ohne daß ich mein Siegel unter das Document gedrückt."

Letzteres trifft übrigens zu. Es ist dem Schech, dem muhamedanischen Geistlichen, das Recht vom Staate garantirt, daß wie in Deutschland, vor Ablösung der Decemgerechtsame unter jeder Verkaufsurkunde das pfarramtliche Siegel stehen mußte. So also treibt man in Hebron Stadtchronik.

Niemand verlegt uns mehr den Weg. So eilen wir zu dem Eingangscafé, dem für zwei- und vierbeinige Ankömmlinge gleich gastlichen. Kleine Schemelchen ohne Lehne, aus vier Holzbeinen und grobem Strickgeflecht bestehend, werden uns zugeschoben. Wir rücken sie an die Wand des Hauses und construiren uns so die fehlende Stuhllehne. Ein Dach aus Strohmatten gebildet giebt uns Schatten und läßt uns doch den freien Blick auf das Straßenleben. Vor uns sitzen einige Araber und spielen das einheimische Damespiel. Sofort rückt der Spieler der uns den Rücken zukehrte, zur Seite. Aus angeborener Höflichkeit. Denn kein Volk ist so wie das arabische bis in seine untersten Schichten von seiner Höflichkeit durchdrungen. Indeß wird auf offenem Heerde vor unseren Augen uns ein Mokka gebraut, bis zu dessen Fertigstellung wir uns mit der Wasserflasche in beteerende Unterhaltung einlassen. Ich ließ es mir nicht träumen, daß diese Raststunde vor dem Café noch ein sehr interessanter Abschluß meiner Stadtwanderung werden sollte. Da kommt der Besitzer des Hauses eben aus dem Stallthore, und kaum ist er unserer ansichtig geworden, so eilt er auf uns zu. Nach der ersten Begrüßung, der er gar nicht die übliche Ausdehnung giebt, redet er gleich lebhaft auf mich ein und zeigt mir dabei seinen Finger, der eine Wunde hat. Ich schließe aus dieser blutigen Seite, ich werde schon wieder für einen Doctor Eisenbart geschätzt. Aber nein, mein Begleiter dolmetscht mir: „mein Pferd hat im Stalle ausgeschlagen und den Wirth an den Finger getroffen, daß dieser blutet. Nun fordert er Sühne." „Ihr seid," spricht er, „im Lande der Blutrache. Jetzt müßt ihr mir zur Buße fünf Hammel schlachten und ebensoviele Rottel (Doppelkilo) Seife in's Haus bringen (— zum Abwaschen der Blutschuld)." Ich merke, unser Wirth hat den Schalk im Nacken. So erwidere ich ihm dementsprechend, indem ich auf seine unleugbare Wunde hinweise: „Du hast Recht, ich bin Deiner Blutrache verfallen. Auge um Auge, Zahn um Zahn. Geh' und hole ein Pferd von Dir und laß es ausschlagen, daß es mir auch den Finger verwundet. Aber wehe Dir, wenn Dein Pferd mich heftiger trifft als Du getroffen bist. Dann bist Du meiner Blutrache verfallen." Da lächelte er und humpelte auf die Straße hinaus, wohin er schon während meiner Rede gespäht. Was sucht er dort? Und sehe ich recht, da kommen zwei katholische Vincenzschwestern mit ihren wehenden Flügelhauben die Straße herab, von einem Haufen Kranker gefolgt. Unser Wirth stellt sich ihnen an der Straße entgegen. Die barmherzigen Schwestern treten mit ihm in den Schatten unserer Veranda. Hier entblößt unser Wirth eine große Beinwunde, die ihm sofort unter freiem Himmel frisch verbunden wird. Dazu erhält er noch aus dem Körbchen der einen Schwester Verbandzeug für später.

Andere Kranke benutzen auch den Schatten, und wir sehen mit Erstaunen dicht neben uns eine Ambulanz, ein „fliegendes Hospital" errichtet. Wir fragen den Wirth aus und er erklärt uns, seit der hakim frenschi (der evangelische Missionsarzt) fort sei, kommen allwöchentlich ein Mal barmherzige Schwestern aus Bethlehem nach Hebron herüber, um wohl so allmählich den Boden für eine katholische Mission zuzubereiten. Denn auch die katholische Kirche wagt es nicht, unter dem fanatischen Volke eine dauernde Missionsstation einzurichten.

Während wir zur dritten Auflage der kleinen Kaffeetäßchen eine Wasserpfeife schmauchen, entwickelt sich noch ein original arabisches Bild vor unseren Augen. Der eine der Damenspieler vor uns hat einen Miltärrock über den Schultern hängen. An ihn tritt jetzt ein Bäuerlein heran und zieht ein Document aus seinem Busen, aus seiner Kittelfalte. Der Offizier soll darunter sein Siegel setzen. Es handelt sich offenbar um Militärverhältnisse. Auf seinem Bureau, in seiner Wohnung war der Offizier nicht zu finden. So hat ihn der richtige Instinct des Bauern im Café gesucht. Ohne Unterbrechung des Spieles ergreift der Beamte das schon siegelbedeckte Papier, legt unter die neue Siegelstelle einen Finger, während ein anderer Finger die obere Stelle benetzt. Dann drückt er das Petschaft darauf, das er an einer Schnur um den Hals trägt. Vergnügt ob des endlichen Erfolges trollt sich das Bäuerlein von dannen. Man lebt doch noch recht patriarchalisch gemüthlich in Hebron, wo in Hemdsärmeln im offenen Café sitzen einem Offizier nicht verboten ist. Jetzt sitzt der Hemdsärmelige wieder in sein Spiel vertieft, und unsere Augen mustern die Passanten auf der Straße in ihrer originellen Kleidung. Unter ihnen sticht ein Kostüm hervor und reizt zum Lachen Rothe Schuhe unten; in der Mitte das schlafrockähnliche arabische Kleid, gestreift oder weiß, gewöhnlich schmutzig weiß; oben ein seidener, breitkrämpiger Hut, wie ihn in Deutschland die Schäfer und in Beirut die Jesuiten tragen, die Wölfe im Schafskleide. Diese Zusammenstellung der Tracht wirkt zu komisch; nicht Orient, nicht Occident. Dazu noch die Schmachtlocken, die unter dem Hute vor den Ohren herabquellen und dem männlichen Gesicht einen weibischen Ausdruck geben, uns auch zugleich die Träger als Juden verrathen. Mein Gefährte giebt mir dazu die ebenso komische, aber authentisch jüdische Erklärung über die Entstehung dieser Schmachtlocken, Peies genannt. Im Gesetz steht: „Wenn Du Dein Land einerntest, sollst Du es nicht an den Enden (d. i. in den Winkelecken) umher abschneiden, auch nicht Alles genau aufsammeln" 3. Mose 19⁹. (Das so Uebriggelassene, die Nachlese soll den Armen gehören.) Dies ist auch der Entstehungsparagraph der Peies. Du fragst: „Ja was haben denn Acker und Aehren mit den Locken des Hauptes zu thun. Höre, es kommt eben viel auf die Auslegung an. So legen die Rabbiner aus: „Ist nicht der Kopf auch mein Land, auf dem mir's wächst? So darf ich auch auf diesem Lande nicht in den Winkeln abschneiden." Und seitdem sprießen an den Ohrwinkeln aller orthodoxen Juden die Schmachtlöckchen. „Es sproßt an jedem Hage, es treibt an jedem Rain." Das ist so ein Stückchen von der Weisheit der Herren jüdischen Schriftgelehrten.

Schon im Bazar hatte ich die Bekanntschaft einer Schmachtlocke gemacht. Ich brauchte Kleingeld und trat mit meinem Gefährten in eine Geldwechslerbude. Natürlich war sie in jüdischen Händen. Der junge Bursche, der im Laden stand, sprach mit uns „deitsch". Auf mein Befragen erklärte er, er sei in Hebron geboren und nie aus Hebron hinausgekommen. Aber seine eingewanderten Eltern hatten ihn Deutsch gelehrt.

Weil Du, lieber Leser, so geduldig warst, so führe ich Dich zur Belohnung nicht noch einmal zum russischen Hospiz zurück, wo wir zum Producte des Abendessens nun auch den Producenten selbst gebraten auf den Mittagstisch bekamen, sondern eile mit Dir gen Bethlehem. Man hat von Jerusalem über Bethlehem nach Hebron eine schöne Fahrstraße gebaut und einen Abstecher nach Hebron so recht leicht gemacht. Auch uns kommt die neue Straße sehr zu statten, denn auf den sonst üblichen steinigen Fußpfaden ist ein fördernder Trab der Pferde unmöglich. Der Weg bietet wenig Interessantes, so haben wir zwei Reisegefährten Muße, uns Allerlei zu erzählen und den gegenseitigen „Hellespont" aufzuklären. Nur etwas Merkwürdiges stieß uns auf. Als wir uns einer Quelle näherten, die schon von ferne von Zungenfällen und Rundcascaden der die Quelle belagernden Frauen und Kinder rauschte, sahen wir seitwärts eine große Ziegenheerde gelagert, ohne Fleisch und Bein! „Wie", höre ich fragen, „willst Du uns hier in Simsons Gegend ein Simsonräthsel aufgeben? Eine Ziegenheerde ohne Fleisch und Knochen an der Quelle gelagert?" Ja, rathe einmal! Aber ich fürchte, Du würdest auch den Einsatz der Feierkleider an mich verlieren. Darum stelle ich Dir gleich mein Kalb zum Pflügen zur Verfügung. So höre! In dieser ganzen Gegend gebraucht man zum Wassertragen nichts als Ziegenschläuche. Man nimmt dazu das ganze Ziegenfell, bindet die Hals- und Fußöffnungen zu, und der Wasserschlauch ist fertig. Nein, doch noch nicht ganz fertig. Sie müssen erst noch eine Zeit lang mit Wasser gefüllt in der Sonne liegen und vielleicht noch sonst einen Gerbproceß durchmachen. In Hebron war nun das Wasser so in Menge, daß sich die Schlauchfabrikanten an diese nicht versiegende Quelle hingezogen fühlten. Sie hatten das ganze Feld neben der Quelle mit ihren wassergefüllten Ziegenfellen belegt, mit vielen Hunderten. Die hatten natürlich auch ihre Hirten, die sie gegen zweibeinige Wölfe und anderes Raubzeug schützten.

Hatte ich nun Unrecht, wenn ich von einer großen Ziegenheerde ohne Fleisch und Knochen sprach?

Schon dämmert es, da wir an den Salomonischen Teichen vorüber reiten. Denen müssen wir noch einmal bei Tage einen Besuch abstatten. Die Sterne glitzern am dunkeln Himmelsgewölbe, als wir endlich Bethlehem erreichen. Wie die Weisen aus dem Morgenlande ziehen wir in nächtlicher Stunde in Bethlehem ein. In nächtlicher Stunde ist uns dort das Licht des Heils aufgegangen, in nächtlicher Stunde sangen dort auf Bethlehems Fluren die Engel: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!" Im Herrn, der in unsere Sünden- und Todesnacht leuchtend tritt und uns aus Nacht zum Lichte führt, im Herrn Jesu sei gegrüßt, lieber Leser! Vor Bethlehems Thoren sagen wir uns für diesmal Abschied. Auf Wiedersehen in Bethlehem!

O. Fritze.

Die Kinderheilanstalt Bethesda zu Sülze in Mecklenburg

hat auch im vorigen Jahre, wie wir der Märznummer des Bethlehemsboten entnehmen, in Folge der Heilkraft der Sülzer Soole wiederum treffliche Erfolge bei seinen jugendlichen Pflegebefohlenen zu verzeichnen gehabt. Wie bisher üblich, wurden vier Kurperioden abgehalten. Es fanden 227 Kinder Aufnahme und zwar in der ersten Periode 47 Mädchen und 9 Knaben, in der zweiten 46 Mädchen und 11 Knaben, in der dritten 57 Knaben und in der vierten Periode 48 Mädchen und 9 Knaben, also 86 Knaben und 141 Mädchen, außerdem wurden 39 Kindern aus Sülze selbst Bäder gewährt. Die Dauer der Kurperiode betrug für jedes Kind 4 Wochen, nur 2 Kindern wurde eine achtwöchige Badekur zugestanden, die indessen bei täglichem Baden keine dem längeren Aufenthalt entsprechende Erfolge erzielte. Die Erfolge der Kur waren nach dem Berichte des Anstaltsarztes, wie eingangs erwähnt, besonders gute. Geheilt wurden 70 Kinder, gebessert, zum Theil sehr gebessert 147, nicht gebessert 10 Kinder. Die Kurerfolge wurden in diesem Jahre dadurch erhöht, daß keine sonstigen Krankheiten auftraten, sodaß das Isolirhaus der Anstalt nicht benutzt wurde.

Von den 227 Kindern kamen 169 aus den Städten, nämlich aus Rostock 38, Güstrow 30, Schwerin 17, Waren, Wismar 7, Wittenburg 7, Ludwigslust und Doberan je 5, Malchow, Teterow, Demmin je 4, Malchin, Boizenburg, Grabow, Laage, Bützow, Sülze je 3, Neukalen, Warin, Stavenhagen, Dömitz je 2, Kröbelin, Röbel, Gadebusch, Tessin, Schwaan, Penzlin, Goldberg, Marlow, Sternberg, Neubrandenburg, Kritz, Friedland, Lübeck, Triebsees je 1, aus dem Flecken Dargun 3 und vom platten Lande 56 Kinder.

Den vollen Pflegesatz von 45 Mark zahlten 151 Kinder, 30—40 Mk. 33 Kinder und unter 30 Mk. 10 Kinder. Gratis wurden 33 Kinder aufgenommen. Ihre Königliche Hoheit die Frau Großherzogin Marie von Mecklenburg gewährte der Anstalt einen Beitrag von 300 Mark. Die Ersparnißanstalt in Schwerin gewährte 5 Freistellen, die in Wismar 3 und die Rostocker 4.

Die ärztliche Leitung der Anstalt lag in den bewährten Händen des Badearztes Dr. Krage. Das Diakonissenhaus Bethlehem in Ludwigslust sandte zur Pflege fünf Schwestern und zwei Diakonissenschülerinnen.

Auch im verflossenen Jahre haben alle größeren Zeitungen Mecklenburgs nicht nur die Aufrufe der Anstalt und die Bitten um Liebesgaben wiederholt unentgeltlich abgedruckt und die Insertionskosten für Veröffentlichung der eingegangenen Gaben wesentlich ermäßigt, sondern auch theilweise Sammelstellen für die Anstalt errichtet. Die Zeitungen haben dadurch der Anstalt einen dankenswerthen Dienst geleistet.

Es gilt nun die bewährte Heilkraft der Sülzer Soole möglichst allen Kranken zugänglich zu machen, auch solchen, deren Eltern arm sind oder in mäßigen Verhältnissen leben und deshalb ihre kranken Kinder nicht auf eigene Kosten nach Sülze schicken können und doch den heißen Wunsch haben, daß ihre Kinder gesund werden. Hier öffnet sich somit noch ein weites Feld der helfenden, barmherzigen Liebe.

Literatur.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XVII. Jahrgang. Nr. 23. 7. März 1891.

Inhalt: Ein neues Geschlecht, Roman von H. v. Dedenroth (Fortsetzung). — Die Flucht der preußischen Prinzen im Jahre 1806. Nach Schilderungen eines Begleiters. Mitgetheilt von R. Hahn (Schluß). — Zum 10. März, von H. B. (mit Abbildung der Königin Luise von E. Hundrieser). — Die Nacht vom 11. zum 12. März 1888, von Herm. Weger. — Kleine Mittheilungen: Blick auf die Spree (an der Fischerbrücke) um das Jahr 1780 (mit Abbild.) — Die Talleyrandschen Memoiren. — Laufe, was Du kannst. — Ueberlistet. — Friedrich Wilhelm IV. — Kurze Conversation. — Was Karl von Holtei in Jauer begegnete. — Verein für die Geschichte Berlins.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 1. April 1891. **Nr. 13.**

Georg Friedrich Alfred Graf von Fabrice, Königlich Sächsischer General der Kavallerie, Staats- und Kriegsminister und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Ehrenritter seit 1856, † zu Dresden 25. März 1891.

Deutsch-Ordensdenkmäler in der Berliner Klosterkirche.

Von Oskar Schwebel.

Von den zahlreichen, jetzt an den Wandungen der zierlichen, frühgothischen Berliner Klosterkirche aufgerichteten Grabmonumenten besitzt ein wohlerhaltener, grauer Leichenstein eine überaus anziehende historische Bedeutung. Das Denkmal, eine schlichte Steinplatte, befindet sich jetzt im nördlichen Seitenschiffe, hinter der schön und reich geschnitzten Kanzel. In den Sandstein des Grabdenkmals ist eine eherne Tafel eingelassen, welche die Inschrift trägt:

„Anno domini m. c. c. c. c. x. x. i. (1521) am Abendt Albani starb der Bilwirdig, Erber und Geistlich Herr Clas von Pach, Weylandt Groß-Commetor des Ritterlichen Teutschen Ordens, dem Got geruch guedig vndt Barmhertzig czu sein. Amen."

Darüber befindet sich, gleichfalls in schönem Erzgusse, Schild und Helm dieses „Großgebietigers" des Deutschen Ordens in einer gothischen Rose, auf deren oberem Blatte das kreuzgeschmückte Wappenzeichen der Deutschherren angebracht ist. Die seltsame, wie ein Widderhorn gestaltete Mütze im Schilde und auf dem Helme beweist, daß der Verstorbene dem reichsritterlichen, einst in Schwaben angesessenen Geschlechte der von Bach angehört hat.

Doch dieser Grabstein ist nicht das einzige, in der Klosterkirche befindliche Denkmal dieses Deutschherrn. Wenden wir uns dorthin, — dem Unterbaue der Orgel zu! Man hat an demselben jüngst ein herrliches Bild altdeutscher Schule befestigt, welches gleichfalls dem Andenken des Großkomthurs Nicolaus von Bach geweiht ist. Das prächtige, in überraschendem Farbenglanz erhaltene Gemälde stellt in der Hauptsache einen biblischen Vorgang dar; — wir möchten denselben also deuten:

Christus mit seinen Jüngern befindet sich auf dem Wege nach Jerusalem, — auf dem Wege zum Tode. Frauen aus der heiligen Stadt kommen ihm entgegen; sie beweinen sein Geschick. Er aber spricht zu ihnen:

„Weinet nicht über mich; — weinet über euch und über eure Kinder." —

Wie treffend ist die Wahl gerade dieses Gegenstandes! Wir wiederholen: das Gemälde stammt aus dem Jahre 1521, — aus einer Zeit also, in welcher der deutsche Orden die erschütternde Katastrophe tagtäglich erwarten mußte. Noch freilich treten sie uns als glänzende Helden entgegen, diese beiden, in kostbare, silbern-schimmernde Rüstungen gehüllten „Großgebietiger" des Ritterstaates, welche im Vordergrunde des Bildes bei ihrer glänzenden Wappenzierde knieen; — links, wie Schild und Helm ausweisen, Klas von Pach, — rechts ein andrer Herr aus der berühmten, schwäbisch-fränkischen Familie der Truchsesse von Wetzhausen, welche dem Orden in Truchseß Martin (1477—1489) einen ausgezeichneten Hochmeister gegeben hatte. Der hier Dargestellte aber ist der Truchseß Jost von Wetzhausen, 1502 Pfleger von Neidenburg, später — irren wir nicht, — Landkomthur der Ballei Oesterreich, endlich Großmarschall des Ordens.

Die Malerei des Bildes ist in ihren Einzelheiten geradezu bewunderswürdig. Vorzüglich gelungen sind die Gestalten der beiden ritterlichen Herren. Beides sind Greise mit gelocktem Haar und Bart; — ihr kriegerischer Schmuck, die Panzer mit dem großen, auf die Brust herabfallenden schwarzen Tuchkreuzen, die Helme, die Schwerter, die Wappen sind entzückend behandelt; — es ist keine Hyperbel, wenn wir hier von Dürer'scher Kraft und Feinheit reden. Die Schönheit der Köpfe beider Greise ist eine ehrfurchtgebietende; — auf ihren hohen, reinen, wenn auch tiefgefurchten Stirnen thront zugleich ein unverkennbarer Zug von Herzensmilde.

Wie kommen diese Kunstschätze nach Berlin? — Lange hat diese Frage, an welche noch keiner der einheimischen Forscher herangetreten war, den Verfasser dieser Zeilen beschäftigt. Erst jetzt vermag er volle, urkundliche Auskunft darüber zu geben. Ein reichbewegtes Bild aus der letzten Zeit des ritterlichen Ordens wird sich vor unseren Blicken entrollen, wenn wir's im Folgenden versuchen, das Leben des in Berlin bestatteten Großkomthurs Klas von Pach darzustellen.

Im Jahre 1502 begegnet uns der genannte Edelherr zum ersten Male. Er war damals Hauskomthur von Balga und wurde von dem Hochmeister Friedrich von Sachsen mit 200 Soldknechten nach Livland gesendet, um dem dortigen Landmeister Wolter von Plettenberg gegen die Russen streiten zu helfen. Der Zug endete indessen unglücklich genug; der Kriegshaufe des Ordens bestand nämlich nur aus „Schnapphähnen" und „Reiseläufern": — er kostete dem Hochmeister schon im ersten Monat über tausend Mark, und doch mußte das Landvolk noch gewarnt werden, die Hühner und die Gänse nicht frei und offen vor diesen „Schützern" umherlaufen zu lassen.

Im Jahre 1507 versuchte Hochmeister Friedrich von Sachsen ferner, eine größere Wehrhaftigkeit des Ordensgebietes dadurch zu begründen, daß er dasselbe in besondere „Wehrdistrikte" eintheilte und die Mannschaft fleißig in den Waffen üben ließ. Wir finden „Klaus von Bach, den Hauskomthur von Balga", nunmehr an der Spitze des Distriktes Natangen vor. Rüstig und rührig unterstützte er in dieser Stellung den Ordensmarschall Grafen Wilhelm von Eisenberg in seiner organisirenden und reformirenden Thätigkeit, während der Hochmeister selbst, Hilfe suchend, in Sachsen und Magdeburg verweilte. Bald darauf in Jahre 1510 verschied des Ordens Oberhaupt, fern von Preußen, auf dem Schlosse Rochlitz in Sachsen; Markgraf Albrecht von Brandenburg wurde zum Hochmeister gewählt, und von nun an übernahm „Klas von Pach" eine ununterbrochene, hochbedeutsame, aber leider nur wenig erfolgreiche diplomatische Thätigkeit: er führte die Verhandlungen des Ordens und seines Meisters mit den deutschen Fürsten, vorzüglich mit denen des Hauses Brandenburg.

Von Franken aus zog der neue Meister nach dem Preußenlande. Als Albrecht die Grenzen der Mark erreicht hatte, begrüßte ihn in Joachims I. Auftrage der vielgewandte Ritter Eitelwolf von Stein mit einer Anzahl von Abgeordneten und führte ihn und seine 237 gerüsteten Rosse von der Höhe des Flämings hin nach Berlin. Joachim und der nachmalige Cardinal Albrecht, sein Bruder, ritten dem Vetter mit zahlreichem Hofgesinde entgegen und geleiteten ihn unter Trompeten- und Paukenschall in das Kurfürstliche Schloß zu Kölln, in welchem die Kurfürstin Elisabeth den jugendschönen Meister vom Orden St. Mariens in festlichem Schmucke empfing. Der damals, im Herbste 1512, erst sieben Jahre zählende Kurprinz Joachim mußte den Oheim mit einer lateinischen Rede begrüßen. Der Hochmeister verblieb diesmal zwei Tage in Berlin; dann zog er, von Joachim mit schönen Hengsten reich beschenkt, seines Weges fürbaß. Dreißig geharnischte märkische Herren, schwarz und weiß gekleidet, gaben ihm das Geleit nach Preußen; unter ihnen Hans von Bredow, Georg von Lossow, Georg von Arnim, Zabel von Holzendorf, Fritz von Schlabbrendorf, Lorenz Wedell, Heino Barfuß, Jakob von Zigesar u. s. w. Klas von Pach aber zog aus Preußen dem Ordenshaupt entgegen.

Auf's Hingebendste suchte der ritterliche Herr fortan dem Meister und der sinkenden Sache des Ordens zu dienen. Es war eine aufreibende Thätigkeit, welche der wackere Mann entfaltete; Albrecht von Hohenzollern berief ihn darum im Jahre 1519 zum Großkomthur, zu einer Würde also, welche nach der hochmeisterlichen und der des Landmeisters in Preußen innerhalb der Ordenshierarchie die höchste war. Im Jahre 1520 treffen wir den greisen Herrn in Kopenhagen an. Am Donnerstage nach Pfingsten sandte er von dort aus tröstliche Nachricht an Albrecht: er hatte, wenn auch erst mit vieler Mühe, den König Christian II. von Dänemark und dessen Schwager Joachim I. von Brandenburg nun wirklich zu kräftigerer Hilfsleistung für den Orden gewonnen. Joachim ließ seinem Vetter vermelden, es fehle nur noch an Geld: träfe dieses ein, so könnten die Hilfsvölker sofort nach Preußen ziehen. Auch mit den berühmten Söldnerführern Wolf und Dietrich von Schönberg hatte Nikolaus von Bach mit Erfolg verhandelt.

Vielleicht ist der unermüdliche greise Herr dann auch noch nach Brüssel zu König Karl von Spanien, dem erwählten römischen Kaiser deutscher Nation, gezogen, wenigstens erließ Karl V. am 26. Juni 1520 ein dringendes Schreiben für den Orden an den König von Polen. Dann aber kehrte der Großkomthur nach der Mark zurück: er hatte all' seine Hoffnungen auf Joachim gesetzt. Wirklich schrieb auch der Kurfürst von Kölln aus am Sonnabend vor Visitationis Mariae an den Vetter:

„Es ist Alles bereit. Sowie Geld eintrifft, können der Großkomthur und Wolf von Schönberg außer den bereits gesandten Hilfstruppen wohl noch etwa 10 bis 12 000 Söldner Eurer Lieben zuführen. Nur bleibet getrost und guten Muthes; fasset ein männliches Herz und haltet Euch noch eine Zeit lang auf das Beste; wir werden zu Eurer Rettung thun, was nur immer möglich ist."

Allein das Geld eben fehlte. Wieder geriethen die Dinge in's Stocken. Wohl schrieb Joachim:

„Dreitausend Mann zu Roß und 11 000 zu Fuß setzen sich jetzt in Bewegung. Man hört auch, daß die Kriegsleute „manche gute Vögel" mit sich führen, so die „Singerin" und die „Nachtigal", wie auch andere Feldgeschütze. Lasset Euch einen guten Trunk munden!"

Allein das Geld lief noch immer nicht ein.

„Schießet es vor", schrieb der Hochmeister dem Kurfürstlichen Vetter. Wegen der vielen Feinde trage ich Bedenken, es zu Wasser oder zu Lande zu senden; aber glaubet mir: es liegt schon bereit."

Joachim aber glaubte dem nicht. Dadurch wurde die Lage des Großkomthurs in Berlin eine wahrhaft verzweifelte. Niklas von Pach aber harrte aus. Da meldete zum Ueberfluß auch noch der Deutschmeister Dietrich von Cleen eine Forderung von 80 000 Gulden an, und unser greiser Freund mußte sofort nach Mainz eilen, um diesen Gläubiger mit Verschreibungen auf Ordensgüter zu beruhigen.

Innumerabilibus in angustiis? Jetzt verlangte auch Joachim von dem wieder nach Berlin zurückgekehrten Großkomthur Erstattung der bereits geleisteten Vorschüsse! Klas von Pach, welcher wahrscheinlich die Gastfreundschaft des grauen Klosters genoß, litt unsäglich. Seine flehentlichen Bitten nutzten ihm nichts. Endlich sendete ihm der Hochmeister, damit er den Kurfürsten und die Söldnerhauptleute sicher zu stellen vermöchte, am Abende Nativitatis Mariae 1520 einige Verschreibungen auf die Balleien Oesterreich, an der Etsch und Elsaß; doch sollte der vielwürdige Herr dieselben nur in der letzten, höchsten Noth gebrauchen.

Klas von Pach aber muß sie doch gebraucht haben; denn allgemach begannen nun die Durchzüge durch die Mark. Wolf von Schönberg, Graf Wilhelm von Eisenberg und Hans von Sickingen, des „kleinen Fränzchens" Sohn, führten die Söldner über Frankfurt a. d. Oder nach Meseritz und Dirschau. Diese frommen Landsknechte aber hielten sich „wie die Buben"; — Wolf Schönberg bekennt es selbst; — der ganze Nordosten von Deutschland litt unter der Geißel dieser Durchzüge.

Und der Großkomthur? — Wie Nikolaus von Pach am Sonntage nach Kreuzes Auffindung an Johannes Pain, den Secretär des Hochmeisters, schreibt, hatte er an Wolf von Schönberg allein nicht weniger denn 48 600 Rheinische Gulden gezahlt und darum den Kurfürsten Joachim zu einem Vorschuße von 20 000 Gulden bewogen. Gleichwohl nützte auch dieses ehr- und zuchtlose Heer dem Orden nicht das Mindeste; ja, die Verwirrung in Preußen stieg dermaßen, daß der Hochmeister die Leitung der Dinge aus den Händen verlor. Da sandte Albrecht seinen Secretär Johann Pain nach Berlin; er sollte den greisen, vielerfahrenen Großkomthur nach Preußen heimrufen. Herr Klas von Pach aber war genöthigt gewesen, in Berlin so bedeutende Schulden zu machen, daß man ihn, da der Hochmeister dieselben nicht zu tilgen vermochte, nicht ziehen lassen wollte. Er meldete dies dem Hochmeister am Sonntage Laetare, „da man den Tod austreibet", des Jahres 1521. Es war demnach kein Wunder, wenn der greise Herr in eine schwere Krankheit fiel. Am Abende St. Albani verschied er. — Sonntags nach Viti und Modesti, also um die Mitte des Monats Juni, meldete Johann Pain dem Meister seinen Tod. Nach einem Leben voll unendlicher Mühsal ein friedliches Ende!

Offenbar stand Jost Truchseß von Wetzhausen dem Entschlafenen freundschaftlich nahe. Er ließ daher dem Großkomthur den Gradstein errichten; er befahl auch da, wo man den müden Greis zur Ruhe gebettet hatte, am Kanzelpfeiler eine eherne Tafel in den Estrich der Kirche einzufügen, um kommenden Geschlechtern die Gruft des ritterlichen Herrn zu bezeichnen. Er ließ endlich noch, sicherlich von einem süddeutschen Meister oder vielleicht auch in Cranach's Werkstatt, jenes schöne Bild malen, dessen Gegenstand so deutlich auf das nahende Ende des Ordens hinweist. In einer Inschrift, welche noch Küster gesehen hat, mahnte er den Besucher des Gotteshauses:

„Bitte Got vor die vorschiedene Seelen weylandt . . . Niklas vom Pach . . . Jost Truchseß . . . derzeit Testamentarius gewest.

Welche Gedanken läßt dies Bild, vor welchem wir sinnend verweilen, in uns erstehen. Fürwahr! furchtbar schwere Zeiten haben diese beiden alten Herren in dem ritterlichen Orden durchlebt, — Zeiten, in welchen die Träger der ehrwürdigen, hierarchischen Institutionen den harten, aussichtslosen Kampf mit den Anschauungen einer neuen Zeit durchzufechten hatten. Auch im Schooße des maßlos bedrängten Ordens wiederholte sich die Wirrsal des Tages, bis die große, ruhmvolle Ritterbrüderschaft zum Tode erschöpft dahinsank. Von den leuchtenden Gestalten unsres Bildes schweift unser Blick bis nach dem fernen Königsberg. Es ist nur ein Jahr nach dem Tode dieses Großkomthurs; da öffnen sich die Pforten des dortigen Schlosses noch einmal einem glänzenden Auszuge des Ordens: der Hochmeister Albrecht von Brandenburg reitet zum Reichstage von Nürnberg. Der aber bildete die letzte Versammlung der Reichsfürsten, welcher der Markgraf als geistlicher Ritter noch beiwohnte. Die feurigen Predigten Osianders erregten gerade hier in seiner Seele Zweifel an der Gottwohlgefälligkeit seines mönchisch-kriegerischen Standes; bald wurde Preußen ein weltliches Herzogthum. War hiermit der Glanz des Hochmeisterthums auch erloschen, der des Hauses Hohenzollern sollte strahlend einst aufgehen über preußischer Erde!

Die Alsterdorfer Anstalten bei Hamburg

bringen dem Kreise ihrer Freunde und Gönner zum 7. Male in einem von dem hochverdienten Begründer und Leiter des Instituts, Pastor Dr. Sengelmann verfaßten Berichte Kunde über ihre historische Entwickelung und den gegenwärtigen Stand ihrer großartigen Einrichtungen.

Im April 1850 aus bescheidensten Anfängen zu Moorfleth, einer etwa 1¼ Stunden von Hamburg in der Marsch gelegenen Landgemeinde, für arme, erziehungsbedürftige Kinder ins Leben gerufen und

in kleinen Miethsräumen untergebracht, zog bereits am 27. Juli 1851 die kleine Schaar von 7 Kindern, die ganz dem Hause angehörten, sowie 4, die nur den Tag über die Pflege der Anstalt genossen, mit ihrem Lehrer und Wohlthäter in ein eigenes Heim. Allmählig aber wurden auch diese Räume zu eng und der Vorstand des St. Nicolai-Stifts, wie jetzt die mit Statuten versehene Anstalt hieß, mußte sich, da dieselbe nicht mehr der einen Gemeinde Maarfleth allein dienen sollte, nach einer anderen geeigneten Stätte für die bereits auf 15 Köpfe angewachsene Bewohnerschaft umsehen. Man suchte hier und dort, endlich fand man in dem in der Landherrenschaft der Geestlande am linken Alsterufer gelegenen, zu Hamburg gehörigen Alsterdorf einen passenden Platz zur Errichtung eines neuen Heims, wohin im Jahre 1860 die Uebersiedelung der Anstalt stattfand.

Auf dem neuen Terrain hat sich dieselbe nun in ehedem ungeahntem Umfange im Laufe der Jahre entwickelt und bildet gegenwärtig eine vollständige Colonie von 14 Haupt- und 12 Nebengebäuden, die eine Einwohnerschaft von 511 Insassen (am 1. Juli 1890) umschließen.

Die Bestimmung der Anstalten ist folgende: Das St. Nicolai-Stift, das älteste Haus derselben in Alsterdorf, dient als Bewahr-Anstalt zur Aufnahme solcher Kinder, die leiblich, und geistig gesund, in Gefahr der Verwahrlosung schweben, aber noch nicht verwahrlost sind. Da ihre Eltern nicht im Stande sind, ihnen eine gute Erziehung zu geben, sollen sie nicht mehr in Rettungshäusern, wo sie mit bereits Verwahrlosten vereinigt werden, ihr Heim finden. Ziel ihres Unterrichts und ihrer Erziehung ist das spätere Fortkommen bei Handwerksmeistern, bei Gärtnern u. s. w. Das St. Nicolai-Stift ist mithin nur Bewahr-, keine Rettungs-Anstalt. In dasselbe werden also bereits verkommene und polizeilich bestrafte Kinder nicht aufgenommen.

Der Minimalsatz der jährlichen Pension für das St. Nicolai-Stift beträgt 240 Mark.

In dem 1871 erbauten Kinderheim finden Zöglinge Aufnahme, die zwar geistig gesund, aber leiblich gebrechlich sind. Hierher gehören die mit körperlichen Defecten Behafteten, namentlich an chronischen Uebeln Leidenden, deren sich die gewöhnliche Volksschule nicht annehmen kann, und die nach längeren Krankheiten zur Kräftigung ihrer Gesundheit und völligen Genesung besonderer Hilfe und der erfrischenden Landluft bedürfen. Die der Anstalt zu leistende Vergütung richtet sich bei diesen Zöglingen darnach, ob und welcher besonderen Pflege sie bedürftig sind, ob sie am Unterricht theilnehmen und an welchem.

In den Räumen des Kinderheims ist seit 1882 auch ein Pensionat für Schwachsinnige der den höheren Ständen angehörigen Zöglinge eingerichtet, die nach Bedürfniß Unterricht, Pflege und Anleitung zu nützlichen Beschäftigungen erhalten. Das Kostgeld richtet sich hier nach den Ansprüchen und beträgt 800, 1200, 1500 Mark.

Die vierte Kategorie bilden jene Armen, welche zwar leiblich gesund, aber geistig gebrechlich sind. Hierher gehören die schwach- und blödsinnigen Kinder beiderlei Geschlechts und jeder Confession, die bildungsfähig sind und um deswillen außer der körperlichen Pflege den entsprechenden Idioten-Unterricht empfangen.

Noch trostloser, weil gänzlich hilflos, steht es mit denen, die schwach- und blödsinnig, aber gänzlich bildungsunfähig sind. Diesen größtentheils auch mit körperlichen Gebrechen behafteten Idioten bieten die Anstalten ein freundliches Asyl, in welchem sie die erforderliche Wartung und Pflege genießen.

Ferner finden arbeitsfähige Schwachsinnige, die im gewöhnlichen Leben nicht fortzukommen vermögen, und denen die ihnen zuträgliche Beschäftigung zugewiesen wird, in den Alsterdorfer Anstalten Aufnahme.

In den drei letztgenannten Abtheilungen wird, wenn nicht besondere Ansprüche gemacht werden, ein Kostgeld von 400 Mark jährlich bezahlt.

Endlich ist die Fürsorge des Instituts schon seit einer Reihe von Jahren auf die Pflege erwachsener Epileptiker in reiferen Jahren gerichtet. Diese Kostgänger zahlen, sofern sie sich zu Abtheilungen von drei Pensionären vereinigen lassen, eine jährliche Pension von 800 Mark.

Die vier letzterwähnten Gruppen umschließen das 1860 in's Leben getretene „Asyl".

Außerdem besteht in Alsterdorf ein Präparandeum, welches die jungen Lehrer, welche den Schulunterricht an der Anstalt mitbesorgen, ausbildet, um nach Absolvirung eines zweijährigen Cursus ein Seminar beziehen zu können.

Die Gärtnerei nimmt junge Leute auf, um sie in allen Zweigen der Kunst- und Handelsgärtnerei so weit zu fördern, daß sie später als tüchtige Gehilfen Stellung finden können. Das Kostgeld richtet sich nach Uebereinkunft.

Die Ueberwachung des Gesundheitszustandes und die ärztliche Hilfe in Krankheitsfällen wird durch den Anstaltsarzt besorgt, der die Anstalten regelmäßig besucht.

Von einander getrennt sind alle Abtheilungen, die der Trennung von einander bedürfen und zwar stehen den einzelnen Abtheilungen in den Hauptgebäuden verheirathete Hausväter vor. Jeder unter ihnen stehende Wärter ist ein ausgelernter Handwerker, der sein Handwerk auch in der Anstalt vertritt, sodaß dieselbe bezügliche Bedürfnisse größtentheils selbst befriedigt; das Haus „Hohenwimpel" ist z. B. nach dem Plane des Directors von den eigenen Leuten errichtet worden.

Die schwachbegabten, aber arbeitsfähigen Zöglinge werden nun in mannigfacher Weise beschäftigt. Die große Oekonomie (72 Hektare in Bewirthschaftung; Viehstand: 6 Pferde, 13 Kühe, 200 Schafe) und die

Gärtnerei geben ihnen Gelegenheit, ihre geringeren Kräfte auf dem Felde und im Garten zu verwerthen. Auch sonst werden die Arbeitsfähigen theils zu häuslichen Verrichtungen, theils zu Arbeiten in irgend einem ihrer Intelligenz entsprechenden Geschäfte herangezogen. Gelegenheit dazu findet sich für die weiblichen Zöglinge in der Garderobe, Nähstube, Wäscherei, Centralküche; für die Schulkinder ist ein besonderer Unterricht in weiblichen Handarbeiten eingerichtet.

Die männlichen Zöglinge werden in den Werkstätten (Tischlerei, Maurerei, Malerei, Buchbinderei, Rohrflechterei, Korbmacherei, Matten-, Matratzen- und Pantoffelmacherei, Schneiderei u. s. w.) verwendet oder sind in der Gärtnerei und bei der Landwirthschaft beschäftigt.

Die zu körperlicher Arbeit Unfähigen erhalten, falls sie nicht auch geistig ganz unzurechnungsfähig sind, Unterricht, theils in dem aus zwei Gruppen bestehenden Kindergarten, theils in der 11 Klassen umfassenden Schule.] Außerdem bekommen einzelne Taubstumme und Blinde den entsprechenden Unterricht, auch werden befähigtere Zöglingen Musikstunden gegeben.

Die weder zur Arbeit noch zum Unterricht Befähigten, darunter ein großer Theil der Epileptischen, gehören der eigentlichen Pflegeabtheilung an.

Die Zahl der Zöglinge und Kostgänger der Alsterdorfer Anstalten betrug am 1. Juli 1890 403, wovon 238 männlichen und 165 weiblichen Geschlechts. Ueber die Zahl der einzelnen Leidensformen, weil zu schwankend, giebt der diesmalige Bericht keine weitere Mittheilung.

Das gesammte Anstaltspersonal betrug zu der nämlichen Zeit des vorigen Jahres 99 Personen und zwar 45 männliche, darunter 4 Hausväter (incl. Oberlehrer, Oekonom und Stiftslehrer) und 2 Lehrer, während das weibliche Personal sich auf 49 Köpfe belief, davon 4 Hausmütter, 3 Lehrerinnen u. s. w.

Für die Unterhaltung, Belehrung und Fortbildung des Personals sorgen zwei unter den Angestellten gebildete Vereine, der Jünglingsverein „Concordia" und der Jungfrauenverein „Euodia". Beide haben getrennte Gesangvereine, die aber ab und zu beim Gottesdienst und bei musikalischen Aufführungen als gemischter Chor zusammenwirken. Der erstere hat außerdem einen Bläserchor, zu dem auch Zöglinge gehören. Außer diesen Chören besteht auch noch ein aus Zöglingen und Angestellten gebildeter Kirchenchor, der bei der Liturgie in der 1889 für die Anstalten neu eingeweihten schönen St. Nicolai-Kirche thätig ist.

Dies großartige, viel Menschenkraft erfordernde und schwierig zu bearbeitende Leidensfeld der Alsterdorfer Anstalten erheischt nun aber nicht geringe pecuniäre Mittel. Durchschnittlich werden jährlich über 150,000 Mark verausgabt. Bei der vorjährigen Kassenabrechnung balancirten die Einnahmen und Ausgaben mit 159,900 M. 60 Pf., gegen die Summe von 167,896 M. 49 Pf. im Jahre 1889.

Was durch Kostgelder und durch die Arbeitsleistungen der Anstalten nicht aufgebracht wird, trägt die freie Liebesthätigkeit zusammen. Die Rechnungen der ersten 21 Jahre weisen schon über 500,000 M. Liebesgaben nach. Mit 4 Zöglingen im Jahre 1850 ohne jedes Vermögen anfangend und bis zu der stattlichen Zahl von 403 Köpfen herangewachsen, hatten die Anstalten am Schlusse des Jahres 1889 in Grund und Gebäuden einen Reinbesitz von 475,972 Mark; der eigentliche Werth derselben beziffert sich auf 724,042 Mark. Der Hamburgische Staat hat nur einmal einen Zuschuß von 30,000 M. und zwar als Aequivalent für zu wenig gezahlte Verpflegungsgelder gegeben. So sind denn all' die Mittel, mit Ausnahme jener einzigen Summe, durch die freie, opferwillige Liebe zusammengebracht, die es den Anstalten noch nie an dem hat fehlen lassen, was zu ihrer Erhaltung und frischen Entwickelung nöthig war.

Wer, sagt ein früherer Bericht die Tiefe und den Umfang der Noth erkannte, um die es sich handelt, und wer sich überzeugte, daß in Alsterdorf das redliche Streben vorhanden ist, unsere Schuld gegen die Elendesten unter den Armen nach Kräften abzutragen, der hat gern noch immer seine Hand zu mildthätiger Hilfe aufgethan. Denn Alsterdorf ist ein Sammelplatz Unglücklicher verschiedener Arten und Grade, die hier Schutz, Ausbildung, Pflege und eine menschenwürdige Existenz finden, eine jener Gründungen, deren Kurs freilich nicht in den Börsenzeitungen zu lesen ist, der aber hervorleuchtet aus den fröhlichen, dankbaren Blicken der Hunderte, die von Jahr zu Jahr durch das Vorhandensein dieser Anstalten einer Jammerexistenz entrissen werden.

Das Diakonissenhaus Henriettenstift zu Hannover bringt in der Januar-Februar-Nummer der „Blätter aus dem Henriettenstift" seinen Jahresbericht für 1890, aus welchem wir das Nachstehende mittheilen:

Das vergangene Jahr ist für das Haus ein recht ernst bewegtes gewesen. Der Anfang brachte durch die weit verbreitete Influenza wie in anderen Krankenhäusern und Gemeinden so auch hier außerordentliche Arbeit, und am Ende des Jahres führte das durch Professor Koch entdeckte Mittel gegen Tuberkulose viele Hilfesuchende in ungeahntem Maße an allen Orten der Pflege des Henriettenstifts zu. Beide Male hat es viel Sorge, viel getäuschte Hoffnungen und viel Weh zu lindern gegeben, und es blieb nur der Wunsch der Schwesternschaft, daß mehr Hände zur Arbeit sich ausstrecken möchten.

Die Zahl der Schwestern des Henriettenstifts ist im vorigen Jahre nur um 8 dienende Kräfte gewachsen, wodurch, zumal die älteren Schwestern zum Theil nicht mehr in voller Kraft stehen, das zunehmende Bedürfniß bei weitem nicht genügend gedeckt ist. Am Ende des Jahres 1889 gehörten dem Hause im Ganzen

236 Schwestern an d. h. 164 Diakonissen, 53 Novizen und 19 Probeschwestern.

Im Laufe des Jahres 1890 traten 24 Probeschwestern neu ein, von denen 8 aus verschiedenen Gründen wieder fortgingen. 2 Schwestern sind in die Ewigkeit abgerufen worden; eine Diakonissin und eine Novize wurden entlassen, sodaß am Ende des Jahres 1890 170 Diakonissen, 55 Novizen und 19 Probeschwestern, insgesammt 244 dienende Kräfte vorhanden waren. Von Lehrpflegerinnen des Johanniter-Ordens wurden 4 ausgebildet, andere freiwillige Pensionärinnen 6, sowie eine Pflegerin, die für eine kleine Stadt bestimmt war. Dankend erwähnt der Bericht ferner, daß in Zeiten der schwersten Arbeit eine Reihe von dienenden Schwestern des Johanniter-Ordens den Schwestern des Stifts in treuester Hingebung ausgeholfen hat.

Obwohl nun, wie erwähnt, die Arbeitskräfte des Hauses im Berichtsjahre sich nicht wesentlich vermehrt haben, konnte doch dem dringendsten Bedürfniß nach Vermehrung von Schwestern auf den Stationen oder auch nach Uebernahme neuer Arbeit entsprochen werden. Neu besetzt wurde die Gemeindepflege in Lehrte und Goslar mit je einer Schwester, vermehrt die Schwesternzahl im Kinderhospital zu Celle, im Johanniterkrankenhaus Dannenberg, im Krankenhause in Eisenach, in Osterode, in Bethania Hannover, in Nazareth Hannover je um eine, das Krankenhaus in Osnabrück um zwei Schwestern.

Im Hospital des Mutterhauses waren am 1. Januar 1890 94 Kranke vorhanden; neu aufgenommen wurden im Laufe des Jahres 832, zusammen 926, denen in 33 631 Pflegetagen gedient werden konnte. Hiervon wurden in der inneren Abtheilung 183 Kranke verpflegt; von diesen starben 15, geheilt wurden 83, gebessert 54, ungeheilt blieben 9, sodaß am 1. Januar 1891 ein Bestand von 22 Kranken war. In der chirurgischen Abtheilung waren aus dem Jahre 1889 43 Kranke verblieben, neu aufgenommen wurden 1890 492 Kranke, im Ganzen wurden mithin 535 Kranke behandelt. Hiervon starben 21, als geheilt konnten 375, als gebessert 66 entlassen werden, als ungeheilt gingen 15 ab, unbehandelt 11. Mithin blieben Ende 1890 im Bestande 47. In der Abtheilung für Augenkranke des Henriettenstifts wurden 1890 im Ganzen 207 Patienten verpflegt, 24 davon befanden sich bereits beim Beginn des Jahres in der Anstalt; es wurden mithin 183 neu aufgenommen. An den Kranken wurden 92 Operationen ausgeführt.

In der zum Mutterhause gehörigen Filiale, dem Frauen-Siechenhause Bethesda zu Kirchrode waren im Berichtsjahre durchschnittlich gegen 80 Pfleglinge vorhanden, mit 27 281 Pflegetagen.

In den einzelnen Außen-Stationen des Hauses, welche gegenwärtig 107 an Zahl, in Gemeindepflegen, Krankenhäusern, Kinderhospitälern, Kinderpflege-Anstalten, Krippen, Kleinkinderschulen, Industrieschulen, Rettungshäusern, Pflegehäusern, Siechenhäusern und Magdalenenasylen bestehen, und in welchen im Vorjahre 197 Schwestern ihre aufopferungsreiche Liebesthätigkeit übten, wurde 16 808 Pfleglingen in 552 411 Pflegetagen gedient, gegen 17 347 Pfleglinge und 496 998 Pflegetage im Jahre 1889.

Während des Jahres 1890 wurden im Henriettenstift, worauf noch besonders aufmerksam zu machen ist, auch folgende Paramentenarbeiten gefertigt: 50 Altarbekleidungen, 17 Pultdecken, 32 Kanzelbekleidungen, 3 Paar Vorhänge, 39 weiße Altardecken, 3 Kniekissen, 7 Taufsteindecken, 10 Velen, 3 Taufhandtücher, 2 Corporale, 1 Bahrtuch, 6 Teppiche, 5 Klingelbeutel. — Aus der Hostienbäckerei wurden geliefert 85 000 Abendmahls-Hostien.

Was den Besitz des Stifts anlangt, so hat sich derselbe im Vorjahre insofern vermindert, als der Kirchenvorstand zu Celle auf dringenden Wunsch des Stifts-Vorstandes das dem Stift f. Z. geschenkte Besitzthum Siloah ihm wieder abgenommen hat. Da dasselbe indessen das Diakonissenhaus lediglich mit Ausgaben belastete, so ist mit der Abgabe desselben thatsächlich kein Verlust zu verzeichnen. Dagegen hat das Haus in Kirchrode unmittelbar anschließend an den Garten des oben erwähnten Siechenhauses Bethesda eine Anbaustelle im Werthe von 14 000 Mark erworben, welche zur Erweiterung der Anstalt Raum bieten soll.

Die Jahresrechnung pro 1890 schließt in befriedigender Weise; denn es steht in der Gesammteinnahme von 136 024 Mk. 7 Pf. eine Gesammtausgabe von nur 135 882 Mk. 43 Pf. gegenüber, sodaß mithin noch ein Bestand von 141 Mk. 64 Pf. verblieb. Zwar sind die Sammelbücher mit ihrem Ertrage von 11 975 Mk. 25 Pf. gegen das Vorjahr um 1113 Mk. 13 Pf. zurückgeblieben, allein andrerseits ist die Kirchencollecte wiederum gestiegen und zwar auf die erfreuliche Höhe von 16 464 Mk. 67 Pf. In nicht minder dankenswerther Weise sind auch die in Sammlung begriffenen Fonds gewachsen. Für das Feierabendhaus sind vorhanden 18 700 Mk., für den sog. „Armen-Lazarus“ wurden im letzten Jahre 10 465 Mk. geschenkt, insgesammt 12 807 Mk. Die in Herstellung begriffenen Freibetten des Stifts vermehrten sich gleichfalls in erfreulicher Weise. Das Siechenhaus Bethesda hatte ein, freilich nur geringes Defizit von 273 Mk. zu verzeichnen. Auch in diesem Jahre wieder hat die Hannoversche Genossenschaft des Johanniter-Ordens dem Stift 600 Mk. behufs Nachpflege der von demselben entlassenen und noch pflegebedürftigen armen Kranken zur Verfügung gestellt, mit welcher Summe so mancher noch schwache Genesende erquickt und gestärkt werden konnte.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der





Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 8. April 1891. Nr. 14.

1. Adolf Freiherr von Sell, Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinscher General der Infanterie, Ober-Kammerherr und Ober-Hofmeister, Commendator seit 1868, † zu Schwerin 26. März 1891.
2. Carl Anton Ferdinand Felix Freiherr Roeder von Diersburg, Großherzoglich Badischer Kammerherr und Ober-Schloßhauptmann, Rechtsritter seit 1858, † zu Diersburg im März 1891.
3. August Freiherr von Schaeffer, Oberst a. D., Ehrenritter seit 1888, † zu Lichtenthal bei Baden-Baden 26. März 1891.

Martin Behaim der Seefahrer, Ritter vom Christusorden.

Am 17. September 1890 ist auf dem Theresienplatze zu Nürnberg das von Professor Rößner gefertigte Denkmal des berühmten Seefahrers Martin Behaim enthüllt worden; die Nachkommen der alten großen norischen Patriziergeschlechter, die Behaim, die Tucher und Stromer, huldigten vor Martins Geburtshause am Markte dem Verdienste des muthigen und weisen portugiesischen Christusritters. So guten Klang der Name Behaim's aber auch hat, so wenig sind die Lebensumstände dieses Bannerträgers und Pfadfinders europäischer Kultur allgemeiner bekannt; — haben doch auch erst die modernen Forschungen, namentlich die Studien Ghillany's und Günther's, ein klares Licht auf die gewappnete Gestalt des Mathematikers und Seemanns geworfen!

Die Behaim von Schwarzbach sind in ziemlich früher Zeit aus der Gegend von Pilsen nach Nürnberg eingewandert; ein Albrecht Behaim war schon 1332 Bürgermeister der Reichsstadt. Aus seinem Geschlechte stammte der Kaufherr Martin Behaim der Aeltere, welcher einen ausgedehnten Handel, namentlich mit Tüchern betrieb, längere Zeit zu Venedig verweilte und dann in den Rath seiner Vaterstadt eintrat. Er ist im Predigerkloster zu Nürnberg bestattet. Seine Gattin, Agnes Schopper von Schoppershof, hatte ihn mit sieben Kindern beschenkt, unter welchen Martin, geboren im Jahre 1459, der Erstgeborene war.

In dem väterlichen Hause am Markte, dessen Façade damals freilich eine andere war als die jetzige mit dem sandsteinernen „Chörlein“ und den bunten, auf den Seefahrer bezüglichen Fresken, wuchs der Knabe auf. Der „schöne Brunnen“, die „Frauenkirche“ mit ihrer herrlichen Vorhalle, die Thürme von St. Lorenz waren die Vertrauten seiner Kindheit. Wie und durch wen Martin Behaim seine erste Bildung erhielt, ist noch unaufgeklärt. Entscheidend für seine Zukunft aber wurde es, daß Johann Müller aus Königsberg in Franken, der große Regiomontanus, im Jahre 1471 vom Rathe die Erlaubniß erhielt, sich in Nürnberg niederzulassen. Im Vereine mit dem reichen Bürger Walther richtete der berühmte Astronom eine Druckerei ein, welche bald eine vielverheißende Thätigkeit entfaltete. Walther aber war am Markte der nächste Nachbar der Behaim; kein Wunder also, wenn der Knabe mit dem hellen Aug' und Sinn dem ernsten Gelehrten bekannt war und, anfangs vielleicht im Spiele, Regiomontan's Unterweisung empfing. Der portugiesische Geschichtsschreiber Barros sagt ausdrücklich:

„Martinus de Bohemia rühmte sich, ein Schüler des großen Astronomen Johannes Regiomontanus zu sein.“

Keineswegs indessen, daß der junge, für die See und die Sternenwelt schwärmende Patrizier das Gelehrtenthum als künftigen Lebensberuf ansehen durfte! Dem Brauche seiner Familie gemäß, trat er mit achtzehn Jahren als Lehrling oder Commis in die Tuchhandlung des Mechelner Kaufherrn Jorius (Georg) van Dorpp ein. Bartholomäus von Eyb, ein Factor derselben, sandte den gewandten, jungen Mann bald hier-, bald dorthin; im Jahre 1479 aber trat Martin Behaim aus dem Mechelner Hause aus und vereinigte sich mit einem gewissen Fritz Häberlein aus Nürnberg, der in Antorff (Antwerpen) ein großes Tuchgeschäft besaß.

Geschäftsreisen führten den jungen Behaim nunmehr von den Niederlanden aus zum ersten Male nach Lissabon, aber auch nach der Heimnth zurück. Im Jahre 1483 befand er sich wenigstens sicherlich zu Nürnberg, denn er wurde mit mehreren jungen Leuten von Stande als Uebertreter alter, guter Sitte empfindlich bestraft und in den „bürgerlichen Gehorsam" geworfen, weil er im Uebermuthe bei einer israelitischen Hochzeit dem „Judentanze" sich angeschlossen hatte. Dann ging's nach Frankfurt zur Messe, nach Antorff zurück und wiederum, noch 1483, nach Lissabon, wo Behaim bereits gewichtige Verbindungen besaß.

In der alten „Ulyssipo" regte sich damals ein überaus thätiges, jugendfrisches Leben. Mit Stolz sah man auf die Thaten des Infanten Heinrich, des Seefahrers, zurück. Deutscher Fleiß und deutsches Capital fanden in Lisboa ein reiches Arbeitsfeld. König Johann II. nahm die überseeischen Pläne seiner Ahnen mit regem Eifer wieder auf und hatte, als Martin Behaim im Jahre 1483 in den Hafen einfuhr, soeben eine „Junta dos Mathematicos" versammelt, welche eine Reform der Steuermannskunde anbahnen und womöglich auch durchführen sollte. Zu ihr gehörten u. A. der gelehrte Bischof Diego Ortiz von Viseu und Ceuta, sowie die drei jüdischen Leibärzte des Königs, Moses, Rodrigo und Jose.

Martin Behaim, der frohgemuthe Schüler Regiomontan's wird bei Gelegenheit geäußert haben, daß er der Junta wohl zu helfen wisse! dieses Wort mag zu den Ohren einflußreicher Persönlichkeiten gedrungen sein: kurz, die Junta zog den jungen Supercargo des flandrischen Kauffahrteischiffes zu ihren Berathungen hinzu. Doch noch einmal ging Behaim zurück. Am 3. Mai 1484 unterzeichnete er zu Antwerpen einen Kaufbrief über eine Ladung gallussaurer Salze; dann aber fuhr er wieder nach Lissabon.

Was er der Junta bieten konnte, das war vor Allem der „Jacobsstab", das bekannte, überaus einfache Instrument zur Bestimmung sphärischer Bogen an dem Himmelsgewölbe. Der „Jacobsstab" erleichterte dadurch die Bestimmung der geographischen Breite ungemein. Außerdem aber brachte Behaim nuch noch die „Ephemeriden" Regiomontan's mit sich, welche für die Mittagsstunde eines jeden Tages die äquatoriale Abweichung des Sonnenmittelpunktes angaben. Die Junta mußte daher hocherfreut sein, einen nautischen Astronomen von solcher Erfahrung und Geschicklichkeit gewonnen zu haben.

Noch in demselben Jahre 1484, im Herbst, ging eine portugiesische Expedition von Lissabon aus in See. Diego Cao war der Führer der beiden Carawelen, als deren wissenschaftlicher Beirath Martin Behaim zu fungiren hatte. Noch im alten Jahre kamen diese Schiffe nach dem Cap Verde und über dies Vorgebirge hinaus zu den Inseln de Principe und San Thome, welche man dadurch für die Krone Portugals in Besitz nahm, daß man Wappenpfeiler am Gestade errichtete. Behaim bezeichnete diese Eilande als „menschenleer". Muthig fuhr man weiter. Am 18. Januar 1485 erreichte man die Walfischbai. Hier aber kehrten die Carawelen um. Die Mündung des gewaltigen, durch seine Wassermasse überraschenden Zaire (Congo) war gefunden und durch einen Pfeiler mit dem portugiesischen Wappen bezeichnet worden. Bis zum „Caput bonae spei" drang man also nicht vor: Bartholomeo Diaz blieb es aufbehalten, dies Vorgebirge zu umschiffen und zu entdecken, daß nicht auf ihm, sondern auf dem „Nadelcap" sich Afrika's Südspitze befinde. Eine eingehendere Ueberlieferung erzählt, man habe einige Neger vom Congo mit nach Portugal geführt und in der Kirche zu Beja getauft; König Johann selbst habe eine Pathenstelle bei ihnen übernommen.

Behaim's nautische Erfahrung hatte sich glänzend bewährt; glänzend war daher auch der Empfang, welchen er bei Hofe fand. Eigenhändig schlug ihn der König zum Ritter des Christusordens. Vom König Diniz und Papst Johann XXII. im Jahre 1329 als Ersatz für die Templer gegründet, hatte dieser ritterliche Verein Anfangs nur den Kampf gegen den Unglauben auf seine Fahne geschrieben, war dann aber vom Infanten Heinrich dem Seefahrer (1394 bis 1460) auf die Mission in den neu entdeckten Ländern hingewiesen worden. Noch in demselben Jahre 1486 begründete sich Martin Behaim dann auch ein Haus; er vermählte sich mit Johanna Hurter, der Tochter des Ritters Jobst Hurter von Mauerkirchen, portugiesischen Erbstatthalters der beiden Azoren Fayal und Pico, sowie der Brigitta de Macedo, einer Palastdame der Königin von Portugal. Das Geschlecht der Hurter entstammte den österreichischen Landen.

Martin Behaim begab sich nun als Hausherr nach Fayal, um dort inmitten einer großartigen Natur sich geographischen und historischen Studien auf's Eifrigste zu widmen. Erst im Jahre 1490 brach er von hier auf, um sich in seiner Heimath mit seinen Geschwistern auseinanderzusetzen. Nicht aber, daß man ihn in Nürnberg mit sonderlichen Ehren empfangen hätte. Die peinlich-genauen, patrizischen Geschäftsleute sahen den groß angelegten Christusritter und seine fremdartig schöne Gattin nur für ein Paar von Müßiggängern und Abenteurern an; der Seefahrer war ja kein reicher und kein kaufmännisch unternehmender Mann! Ohne Sang und Klang schied Martin Behaim im Jahre 1493 daher wieder von der Vaterstadt.

Und doch hatte er sie während seines $2^1/_2$ jährigen Aufenthaltes mit einem großen, berühmten Werke beschenkt! Die „drei obristen Hauptleute Nürnbergs", Gabriel Nützel, Paul Volckamer und Nikolaus Groland, bewogen ihn nämlich, einen „Erdapfel" herzustellen, und der Ritter Behaim unterzog sich diesem mühevollen Geschäfte. Es war allerdings nicht der

erste Globus, welchen Behaim fertigte: schon im zweiten Jahrhundert vor Christo hatte der Grieche Krates Malleotes die Welt mit einem solchen überrascht; dennoch ist die Behaimsche Arbeit ein bewundernswürdiges Werk. Noch heute besitzt die Familie von Behaim dieses Denkmal, welches der Ritter Martin vor 400 Jahren sich selbst gesetzt hat, und welches insofern eine epochemachende Bedeutung besitzt, als es den Zeitgenossen die wahre Erdgestalt wieder zum Bewußtsein brachte.

Im Einzelnen freilich erwecken die Zeichnungen des wackern Ritters uns heute wohl ein Lächeln. Gar seltsam ist die Gestalt der Lande und Meere; fast märchenhaft erscheinen diese Galeoten und Galeeren, die auf dem blauen Meere schwimmen, diese Zelte mit Wilden, die Behaim auf den neu entdeckten Küsten eingezeichnet hat, und die bunten Banner mit dem Löwen von Leon, dem Thurme von Castilien und den Castellen von Portugal. Allein der Kosmograph that Alles, was er konnte: er verwerthete das ganze geographische Wissen, welches man damals besaß, stand also vollkommen auf der Höhe seiner Zeit. Die Studien in der Einsamkeit von Fayal hatten demnach den kühnen Piloten des Oceans auch zum Gelehrten heranreifen lassen. Die „Losunger" aber, die Rechnungsbeamten der Republik Nürnberg, verzeichneten in ihren Büchern gewissenhaft, was alles die Stadtkasse an Auslagen für Leinwand, Gyps, Pergament, Eisenarbeit u. s. w. in Bezug auf die „mapa mundi" oder den „Erdapfel" Martin Behaim's zu bestreiten gehabt hatte. Ritter Martin fertigte für den Nürnberger Rath auch noch eine „Weltkarte zum Aufhängen" an.

Es gehört in eine Fachzeitschrift, zu erörtern, ob Martin Behaim schon jene Durchfahrt zwischen Feuerland und dem Continente von Südamerika gekannt hat, die später nach Ferdinand Magellhan benannt worden ist. In Nürnberg aber hat man das Verdienst des Patriziers „vom Markte" erst lange Jahre nachher erkannt. Seit 1493 befand sich Behaim wieder in Portugal; im Jahre 1494 aber sendete ihn Johann II. nach den Niederlanden. Es handelte sich diesmal darum, den Kaiser Max für gewisse Pläne des portugiesischen Königshauses zu gewinnen; der Ritter war also auch als Diplomat für seine neue Heimath thätig. Auf dieser Reise wurde Martin von englischen Piraten gefangen und vermuthlich nach der Küste von Cornwallis gebracht. Dort fiel er in eine schwere Krankheit. Er selbst schreibt:

„Ich verkregh (bekam) febres und hätt' zwier (zweimal) die Kerz' (Todtenkerze) in der Hand, zu sterben."

Endlich aber kam Genesung, und nun bestach, — wir wissen nicht, wie, — Herr Martin einen „Meerrauber", daß er ihn heimlich nach Frankreich hinwegführte, sodaß er nun seiner Mission genügen konnte.

Zu Pfingsten 1494 gedachte Martin Behaim sein liebes Fayal und seine Gattin wiederzusehen, welche ihn auf seiner diplomatischen Sendung glücklicherweise nicht begleitet hatte. Von nun an bis zum Jahre 1506 aber schweigen alle Nachrichten über ihn. Es scheint demnach, als habe er diese zwölf Jahre hindurch ein glückliches Stillleben auf der meer- und sonnenumfluthеten Azora geführt. Im Juli 1506 aber treffen wir ihn wieder in Lissabon. Hier erkrankte er. Man brachte ihn in das deutsche Hospiz zu St. Bartholomäus, welches Johann II. einst für seine Söldner aus dem „Reiche" gestiftet hatte. In ihm ist Martin Behaim am 29. Juli 1506 gestorben. Seine Ruhestätte fand er im Dominikanerkloster zu Lissabon. Von seiner Gattin Johanna von Hurter-Macedo erfahren wir nichts mehr; — ihre Familie aber blüht, wie die der Behaim noch heute: auf der im Jahre 1889 zusammengetretenen afrikanischen Conferenz zu Brüssel war ein Dom Henrique de Macedo der Bevollmächtigte Portugals. Nur das Eine wissen wir: Johanna hatte ihrem Gatten einen Sohn, mit Namen Martin, geboren. Dieser jüngere portugiesische Behaim war von unstätter Gemüthsart; wir finden ihn in ärgerliche Händel, ja sogar in einen Todtschlag verwickelt. Er ist nachmals in Portugal verschollen. Einen schönen Zug aber können wir auch von ihm berichten:

Mit den Nürnberger Verwandten hielt er gute Freundschaft. Er besuchte die Stadt seiner Ahnen. Vielleicht war er dazu genöthigt; denn es scheint, als ob König Manoel, der Nachfolger Johanns, dem Hause Behaim nicht besonders günstig gewesen sei. In St. Katharinen zu Nürnberg aber stiftete Martin der Jüngere zum Gedächtniß seiner Eltern einen Plafondsleuchter und einen Todtenschild. Der letztere zeigt das Alliance-Wappen Behaim-Hurter-Macedo, — den schwarzen Bach im silbernen, goldgeränderten Felde und den Vogel Phönix auf dem Helme, sowie drei goldene Sterne innerhalb dreier schwarzer Kreise, gleichfalls auf Silber. Beide Alterthümer befinden sich jetzt im germanischen Museum.

Portugal hat dem fremden Seefahrer kein Denkmal errichtet; auch die Pfeiler mit dem portugiesischen Wappen in Afrika, welche der Ritter gesetzt, sind längst gefallen. Nürnberg aber hat Martin Behaim seit dem 17. Jahrhunderte stets als einen seiner größten Söhne betrachtet: eine Medaille Paul Dallinger's von 1772 zeigt ihn im Harnisch und Albrecht Dürer in der Pelzschaube gemeinschaftlich. Die Unterschrift unter dem Städtebilde der Noris aber lautet:

„Hac tibi erunt artes; his gaudet Noris alumnis."

Ja, — wohl darf die ehrenreiche Stadt sich solcher Zöglinge freuen! Die Herstellung des jetzigen Denkmals wurde indeß nur dadurch ermöglicht, daß die Familie von Behaim ein altes, gutes Bild Martins besitzt. Dasselbe zeigt einen Jüngling mit edlen, offenen Zügen, bartlosem Antlitz und langem Lockenhaare in blinkender Stahlrüstung. Neben ihm steht

der Helm, liegt der Kompaß. Die Rechte hält ein mit dem portugiesischen Wappen geschmücktes Banner; die Linke ist in die Seite gestemmt. Ein Abzeichen des Christusordens ist nicht sichtbar. So steht der jugendliche Ritter an einer steinernen Brüstung, hinter welcher das wogende Meer und auf ihm eine Flotille sichtbar werden. Sinnend ist sein Blick in die Ferne gerichtet.

Die kartographischen Farben der physikalischen Geographie erinnern noch heute an Martins Globus. Wohl hat der Sohn des 15. Jahrhunderts noch an „Sirenen“ und an den „Magnetenberg“ geglaubt; — dennoch darf das seemächtige Deutschland von heute stolz sein auf diesen Vorläufer seiner Marine.

Oskar Schwebel.

Eine Prüfung in der Kochschule zu Eggenstein bei Karlsruhe.

In den Blättern des badischen Frauenvereins finden wir nachstehende Mittheilung über eine Prüfung der Schülerinnen des Kochhauses im Schulhause zu Eggenstein bei Karlsruhe, die in Gegenwart Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin von Baden abgehalten wurde. Die Mittheilung, die aus sachlichen sowohl wie aus persönlichen Gründen auch in den Kreisen unserer Vereine mit ganz besonderem Interesse gelesen werden dürfte, lautet:

Am 3. Januar bei klarer Wintersonne in das friedliche Dorf Eggenstein einfahrend, hielt mein Wagen vor dem Schulhause an. Alle Schülerinnen, des Kinderkochkursus, etliche zwanzig an der Zahl, glatt gekämmt, schneeweiß beschürzt, standen vor dem Hause. Pfarrer, Bürgermeister und Gemeinderath und viele Mitglieder der Ortsgemeinde boten freundlichen Gruß in vollem Glanz der herrlichen Nachmittagssonne. Auf den Stufen und dem Hausgang die 36 Kochschülerinnen, blau beschürzt, weiß bemützt. Die beiden Vorsteherinnen des Frauenvereins geleiteten mich bei herzlicher Begrüßung in den übervollen Schulsaal, wo die 87 Mitglieder des Frauenvereins, meist Mütter oder Verwandte der Kochschülerinnen, der Dinge harrten, die da kommen sollten und in lautloser Stille der nun beginnenden Prüfung zuhörten.

Nach kurzem Gesang begann die Lehrerin ihre Fragen zu stellen, klar gestellte Fragen, klar gegebene Antworten. Die Gedächtnißproben vortrefflich, das Auswendiggelernte gut und fest sitzend, Alles sicher gelernt und gewußt, rasch und schlagfertig. Besonders ansprechend auch die Lebensregeln, Haushaltungslehren und gute Rathschläge. Es war eine wahre Freude, die frischen, fröhlichen Gesichter, klare Stimmen der netten Mädchen und der Schatz ihrer gesammelten Kenntnisse. In einer trefflichen Ansprache gab der Pfarrer dem Danke Ausdruck und erkärte den Nutzen und Segen der Kochkurse. Nun kamen die Kinder daran und auch sie wiesen sich gut geschult und guter Gedächtnißproben fähig aus. Alle diese treuherzigen Kindergesichtchen mit klaren Augen gewährten eine wahre Befriedigung anzuschauen. Mit sittsamen Knixchen traten sie an und ab. Der Lehrer bestätigte auf meine Frage die gute Wechselwirkung des Kochunterrichts und des Schulunterrichts und insbesondere des Rechnungsunterrichts.

Ganz besonders erfreulich war die Wahrnehmung der verständnißvollen Theilnahme des Volksschullehrers für das ganze Unternehmen, wozu wohl auch der Umstand beiträgt, daß die Lernküche im Schulhause selbst sich befindet. Von Interesse war es, daß der Pfarrer in seiner vortrefflichen Rede das große Mißtrauen schilderte, welches sich Anfangs gegen die geplante Einrichtung kundgab, ein Mißtrauen, welches mir von den Vorstandsfrauen noch nachträglich von manchem Stoßseufzer begleitet, lebhaft geschildert wurde. Daß nun vier Kurse hintereinander für erwachsene und ebenso viele für schulpflichtige Mädchen gehalten werden konnten, ist ein Anfangs wohl nicht geahntes Ergebniß der beharrlichen Ausdauer seitens des für seine Gemeinde so fürsorgenden Seelsorgers und des für die Kochkurse ebenso thatkräftig mitwirkenden Bürgermeisters, die nach und nach das zustimmende Vertrauen der 87 Mitglieder des Frauenvereins für die Kurse gewonnen haben. Daß dieser Unterricht nicht ein Mißtrauensvotum gegen die bisherige Kocherei in Eggenstein sein solle, wurde von dem Pfarrer Angesichts der vielen versammelten Hausfrauen doch nochmals zu erwähnen für nöthig gehalten.

In dem freundlich geschmückten Schulsaal waren inzwischen die letzten Gesänge ertönt, und die treffliche Lehrerin erhielt für ihre ausgezeichneten Leistungen die ihr voll gebührende Anerkennung und Dankbarkeit. Ihr Eifer für die Sache ist so groß und sie weiß denselben den Schülerinnen so sehr beizubringen, daß die Mädchen meist Abends noch von 7 bis 9 Uhr bei ihr sitzen und aus dem guten Buche „Der Weg zum häuslichen Glück“, wovon sie ganze Abschnitte abschreiben und auswendig lernen, allerlei Nützliches für das Leben erfahren.

Eine Besichtigung der Küche zeigte einen unserer Wanderherde in einem freundlichen Raume und musterhafte Sauberkeit überall.

Im dem 2. Schulsaal erwarteten uns lange, schön gedeckte Tafeln mit blendend weißen Tischtüchern und so hübsch und sauber gedeckt, daß es eine Freude war.

Eine Reihe der schönsten Stollen, Kugelhupfe, sowie Weihnachtsgebäck, Alles von den Schülerinnen bereitet, waren aufgestellt und ließen Nichts zu wünschen übrig an Zahl, Größe und Wohlgeschmack. Alles war auf's festlichste geschmückt und der ganze Frauenverein zum Kaffee eingeladen, sammt Bürgermeister, Gemeinderath, Schullehrer u. s. w. An dem mittleren Tisch, mit Linnen und Porzellan des Pfarrhauses gedeckt, war mein Platz zwischen Pfarrer und Vorsteherin des Frauenvereins. In rührender Weise war für uns statt des Festkaffee's, den die übrige Versammlung erhielt, Thee, und zwar sehr genieß-

barer, gut bereitet, von dem einige Tassen zu nehmen umsoweniger abzulehnen war, als die Vereinsvorsteherin ihn selbst in Karlsruhe gekauft hatte.

Da saßen nun an die 90 Bauersfrauen in langen Reihen, genossen ihren Kaffee und das Gebäck, von den sauberen und geschäftigen Kochschülerinnen bereitet und servirt, so geschickt und so nett und so anstellig, daß die Mütter mit Recht auf ihre Töchter stolz sein konnten. Alle waren heiter und so einfach und so zufrieden, daß es mir ganz wohl that.

Die Vereinsvorsteherin neben mir erzählte mir viel aus ihrem Leben. Ihr Mann war Seilermeister gewesen und im Winter 1888 („gerade als Sie auch so viel Kummer hatten") sei der Mann erkrankt nach Karlsruhe in's Spital gebracht worden und nach vier Tagen gestorben. Eine erwachsene Tochter hatte sie das Jahr vorher verloren. Nun blieben ihr zwei Söhne, der eine Landwirth, sei bei ihr, ihre Stütze und ihre Freude, sie verständen einander so gut und lebten so glücklich mitsammen. Der zweite sei auch Seiler und arbeite in Köln, und die Mutter bange sich, weil er so weit fort sei und ob ihm doch auch nichts geschehe.

Vieles wurde nun noch besprochen über Sparsamkeit und Ordnung und daß die Kochkurse noch einen Ueberschuß erbracht hätten, und wie gut es sei, daß die Mädchen nun so fleißig den Müttern helfen könnten u. s. w.

Auch von der vortrefflichen Käsebereitung, welche die Lehrerin den Schülerinnen gelehrt, wurden Proben gezeigt.

Der helle freundliche Winterabend war mit der untergehenden Sonne angebrochen und ich mußte den Heimweg antreten. Es war ein warmes Dankgefühl, mit welchem ich schied, denn diese zwei Stunden inmitten der Eggensteiner Frauen und Bürger boten mir Eindrücke werthvoller und herzerfreuender Art, an welche ich gerne zurückdenken werde, ein freundliches Bild, ein ermuthigender Erfolg, eine milde und tröstliche Erfahrung.

Der dritte Januar ist der Jahrestag der letzten Erkrankung meiner in Gott ruhenden Mutter, und unwillkürlich zogen meine Gedanken zu der Heimgegangenen, welche an jeder neuen Blüthe auf dem Gebiete unserer Frauenvereinsthätigkeit ein so warmes Interesse nahm. Wie hätte sie, der kein Ziel genügte in der Wohlthätigkeit, und der keine Arbeit in derselben geringfügig erschien, auch an diesen reinen Freuden ihren Antheil in Dankbarkeit gehabt!

(„Deutscher Frauen-Verband".)

Heimath für junge Mädchen und Frauen in Berlin.

Noth und Hilfe. Die zwei gehören zusammen und wenn die eine groß ist, muß die andere noch größer sein. Wenn wir nun auf diesem Blatte die Noth, welche wir angenblicklich im Auge haben, schildern könnten, zeigen, wie viele junge Mädchen und Frauen **besserer** Stände, die angewiesen sind, sich ihr Brod zu verdienen, die ohne Vaterhaus, — allein und freudlos auf fremder Stätte arbeiten, von Gefahren umgeben untergehen, sei es in dem Meere des Genusses, der Verzweiflung, oder in einsamer Verbitterung: wir sind gewiß, die thatkräftige Hilfe, welche sie **bewahren** will bei Zeiten, um sie dereinst nicht **retten** zu müssen, würde so groß werden, daß jedes gute Unternehmen, zu diesem Zwecke in's Leben gerufen, herrlich emporwüchse.

Etwa 265 000 alleinstehende Frauen und Mädchen sind in Berlin, — außer ca. 17 000 verheiratheten Frauen, die selbständig erwerben — welche sich als Lehrerinnen, Malerinnen, Bonnen, Schneider-, Näh- und Putzmacherinnen, als Buchhalter- und Verkäuferinnen, Blumenmacherinnen oder auch durch persönliche Dienste ihr Brod verdienen; dazu übersteigt der jährliche Zuzug um die Hälfte die Zahl der Fortziehenden. Von den Einwohnern Berlins kommen mehr als 100 000 aus der Provinz Brandenburg, ebenso viel aus Schlesien, 90 000 aus Pommern, 90 000 aus Ost- und Westpreußen, 70 000 aus Sachsen, 60 000 aus Posen, 12 000 aus Rheinland, 10 000 aus Hannover, 7000 aus Westfalen, 6000 aus Hessen, 4000 aus Schleswig-Holstein, 17 000 aus Mecklenburg, 14—15 000 aus Mittel- und Süddeutschland u. a. m. Von diesen im ganzen ca. zwei Drittel Millionen sind die größere Hälfte Frauen und viele Tausende von ihnen sind auf ihren eigenen Broderwerb angewiesen. Wir haben diese alle nicht gerufen, — wir warnen vor dem Kommen, — aber sie sind einmal da und viele finden ja hier auch wirklich Gelegenheit, ihre Kenntnisse zu verwerthen und sich anständig zu ernähren.

Und zu diesen Tausenden kommen andere tausende junger Mädchen, die hier daheim, doch ohne Heimath, ohne Vaterhaus sind.

Wie sorgen wir hier in Berlin für diese alle? Und was geschieht im Lande für diese in der Fremde Weilenden?

Seit mehr denn 15 Jahren nimmt sich der „Internationale Verein der Freundinnen junger Mädchen", der über die ganze Welt verzweigt ist, ihrer mit Rath und That an. Mitglieder desselben haben auch in Berlin seit Jahren auf diesem Felde gearbeitet; sie haben die Nothstände kennen gelernt. Jetzt haben die Unterzeichneten sich vereint, um am 1. April 1891 eine Stätte für diese Arbeit zu öffnen. Eine Wohnung in bester Gegend der Stadt, eine Minute vom Potsdamer, vier Minuten vom Anhalter Bahnhof entfernt, ist gemiethet, Königgrätzerstraße 125 126, wo unter liebevoller Leitung einer Hausmutter jedes junge Mädchen willkommen sein wird. Wir bieten

1. Ankommenden wie Durchreisenden Abholen vom Bahnhof, Quartier für einige Tage, Rath, Adressen von guten Stellenbureaus und von

Stuben bei anständigen Leuten in der ganzen Stadt; eigene Stellenvermittelung wird für spätere Zeit geplant.

2. Guten billigen Mittagstisch für alle in der Nähe wohnenden Frauen und Mädchen besserer Stände.
3. Drei Zimmer, welche stets bereit stehen für alle, die sich erholen und erquicken wollen. Alle Abend, besonders Sonntags, werden wir bedacht sein, dort Vereinigungen zu bieten, die in christlich fröhlicher Weise edlere Geselligkeit pflegen. Durch Musik und Gesang sich zu erfreuen, in Sprachen und Buchführung sich zu vervollkommnen, wird Gelegenheit gegeben werden. Gute Bücher, Schreib- und Nähmaterialien stehen zur Verfügung. Einfache Speisen sind gegen billiges Entgeld zu haben.
4. Neben der Hausmutter wird eine Schwester aus dem Paul-Gerhardstift sich der Pflegebefohlenen annehmen. Ferne Eltern und Verwandte, welche sich um ein junges Mädchen in der Weltstadt sorgen, mögen sich getrost an uns wenden, — was in unseren Kräften steht, soll gewiß geschehen, um jenen Leib und Seele zu bewahren.

Dies unser Vorhaben. Wir gebrauchen dazu der Mitwirkung Aller, die aus Städten und Dörfern ihre Kinder nach Berlin senden, der Hilfe Berlins, dessen Mauern so viele alleinstehende Mädchen umschließen. Wir bitten, jene an uns zu weisen, ehe sie eigene gefährliche Wege gegangen sind. Wir ersuchen Prediger, Lehrer, Landräthe, Polizeibehörden, Amtsvorsteher, jungen Mädchen, die gezwungen sind, hierher zu gehen, oder hier schon arbeiten, unsere Adresse zu geben. (Auch Mägde weisen wir gern in geeignete Herbergen, Sonntagsvereine u. s. w.)

Die andere Bitte ist: uns mit Geld zu unterstützen, — es kommt ja den eigenen Kindern zu gut. Wir müssen in guter Gegend, im Mittelpunkt der Stadt wohnen, und die Miethe ist in Berlin sehr hoch. Ja, wenn wir ein eignes Haus — wenn's auch nur ein Häuschen wäre — hätten, das uns gehörte!

Mehrere edle Freunde haben uns Gaben gereicht. Aber wollen wir Vielen etwas sein, ein Verein der barmherzigen Liebe, welcher allen Frauen und jungen Mädchen dient, so weit er kann, so gebrauchen wir noch viel. Unser Haus ist ganz leer, — doch wir bitten getrost im Glauben an Gott und im Vertrauen auf thätige Menschenliebe. —

Liebe Freunde und Freundinnen, ist es unser Verdienst, daß wir selbst und unsere Töchter nicht auf den thränenreichen gefahrvollen Wegen der einsamen Armuth gehen, in harter Bücher- und Nadelarbeit unsere Gesundheit gefährden müssen? Ist es unser Verdienst, daß wir in wohleingerichteter Häuslichkeit im Kreise unserer Lieben leben können? Ist es unser Verdienst, daß wir Gelegenheit haben, nach der Arbeit in edler Geselligkeit uns zu erquicken, mit allerlei guten Gaben uns zu erfreuen? Nein, alles dies ist uns von Gott gegeben, geschenkt, und aus dieser Erkenntniß heraus sollen auch wir geben, schenken: warme Liebe und baares Geld unseren ärmeren Mitschwestern. — Wer die rechte Armuth kennen gelernt hat, der lernt auch den wahren Reichthum der Menschen kennen. Auch wir werden das erfahren. Gaben für unser Werk — einmalige und jährliche — nehmen die Unterzeichneten mit Dank entgegen.

Gräfin Blumenthal. Jäger-Allee 17 c, Potsdam. — Hulda Colsman. Langenberg, Rheinland. — J. Piper. Lützowplatz 10. Berlin W.

A. und H. Vollmar. Leipziger Platz 5, Berlin W. — Geh. Ober-Reg.-Rath Bayer. Kl. Präsidentenstr. 3, Berlin C.

Ludwig Delbrück. Mauerstr. 61 62, Berlin W. — Pastor Geß. Kanonierstr. 5, Berlin W.

Ober-Verw.-Ger.-Rath Dr. v. Strauß und Torney. Kurfürstenstr. 81 b. Berlin W.

Seine Majestät der Kaiser und König hat auf den Vortrag des Ministers der öffentlichen Arbeiten genehmigt, daß mittellosen Kranken sowie nöthigenfalls je Einem Begleiter zum Zwecke der Aufnahme in öffentliche Kliniken und öffentliche Krankenhäuser bei den Reisen nach und von den Heilanstalten eine Fahrpreisermäßigung auf den Staatsbahnen dadurch gewährt werde, daß bei der Benutzung der dritten Wagenklasse der Militärfahrpreis erhoben wird. Die Königlichen Eisenbahn-Directionen sind angewiesen worden, demgemäß zu verfahren und hiervon den Verwaltungen der öffentlichen Kliniken und öffentlichen Heilanstalten Kenntniß zu geben. Diese Einrichtung ist am 1. April d. J. auf den Staatseisenbahnen in Geltung getreten.

(Reichs- u. Staatsanzeiger.)

Literatur.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XVII. Jahrgang. Nr. 25. 21. März 1891.

Inhalt: Ein neues Geschlecht, Roman von H. v. Dedenroth (Fortsetzung). — Kloster Leitzkau, von H. Schütz. — Das Schill-Denkmal in Braunschweig, von G. Emil Barthel (Fortsetzung). — Erinnerungen an Kaiser Wilhelm I. und Gastein, von Emil Frommel (mit Abbild.). — Kleine Mittheilungen: Die Rippe am Molkenmarkt Nr. 13 (mit Abbild.). — Die „Sankt" Sophien-Kirche. — Der märkische Bergbau. — Die Panke. — Prinz Friedrich Karl. — Durch Dick und Dünn. —

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 15. April 1891. **Nr. 15.**

Georg Fürst zu Solms-Braunfels, Ehrenritter seit 1875, † zu Frankfurt a. M. 2. April 1891.

Pilgerfahrt nach Jerusalem.

Jerusalem! Nicht ohne tiefe Bewegung vernimmt der Pilger diesen Namen, der ihm den Schauplatz des irdischen Lebens des Herrn und seines Todes zurückruft, der den Juden die Erinnerung an die vormalige Herrlichkeit des Volkes Jehova's bedeutet und selbst Muhamedanern als die zweitheiligste Stätte auf Erden gilt!

Wahrlich, im Centrum dreier Erdtheile gelegen, von wo einst die Völker sich nach allen Himmelsrichtungen ausbreiteten, in einem gesegneten Lande, wo Milch und Honig floß, Hauptsitz des von Gott erwählten Volkes und Stätte seines größten Heiligthums, unzähligemal belagert und zerstört, und dennoch immer verjüngt in neuer Gestalt auferstanden, welche Stadt auf Erden, selbst das ewige Rom nicht ausgenommen, kann sich an Bedeutsamkeit mit dem heiligen Zion vergleichen?! Voll hoher Erwartung schon naht der Pilger dem „Strande von Joppe“, bekannt durch die Gefährlichkeit der Ausschiffung daselbst, welche bei bewegter See oft tagelang verhindert ist; denn die Stadt hat nur eine offene Rhede und die Anfahrt für die Boote ist von zahlreichen Klippen durchsetzt. Aus diesem Grunde war auch nicht Jaffa im Alterthum der Hafen für Jerusalem, sondern weit nördlich davon Cäsarea; dort landeten die römischen Statthalter mit ihren Heeren; von dort auch wurde der Apostel Paulus unter zahlreicher Bedeckung nach Rom eingeschifft.

Da jedoch von Cäsarea aus eine mehrtägige Landreise nach Jerusalem erforderlich wird, so behauptet sich in der Neuzeit die Landung in Jaffa, da von dort aus nur eine starke Tagereise nach Jerusalem führt, welches in neuerer Zeit durch eine wohlgebaute Fahrstraße nach Jaffa verbunden worden ist. Die Stadt Jaffa bietet vom Meere aus einen recht stattlichen Anblick, da sie auf einem kleinen Hügel inmitten einer durchaus flachen Ebene sich erhebt, noch theilweise ihre Mauern sich erhalten hat, und von Orangengärten und Palmen umgeben ist. Dagegen ist das Innere unglaublich verwahrlost, ein Bild orientalischer Verkommenheit und niedriger Gewinnsucht, die von den zahlreich eintreffenden Pilgerschaaren in der kurzen Zeit ihres Aufenthalts den möglichst hohen Vortheil zu ziehen sucht. Schon aus diesem Grunde verweilt fast Niemand länger als eine Nacht in Jaffa, obwohl allerdings auch bei günstigeren Verhältnissen die fromme Ungeduld, das Hauptziel zu erreichen, einen längeren Aufenthalt kaum gestatten dürfte.

Häufig wird daher, besonders von denen, welche zu Pferde die Reise machen, das nur 3 Stunden entfernte Ramleh zum Nachtquartier gewählt, einst eine Lehnsherrschaft der Kreuzfahrer. Von hier an folgen sich schon die Stätten der Erinnerung an die heilige Geschichte in kurzen Zwischenräumen; zunächst das hochgelegene Latrûn, des reuigen Schächers angebliche Heimath, später Kiriath-Jearim, meist der Sitz der Bundeslade, an einem quellenreichen wohlangebauten, tiefen Thale, dann Kulânie, (nach Einigen der Flecken Emmaus), in dessen Nähe der Kampf David's mit dem Riesen Goliath stattgefunden haben soll. Alle diese Orte liegen schon im Gebirge Juda, dessen fast gleichmäßig hohe wellige Oberfläche die Straße an steilen Abhängen entlang durchzieht; nur ein Punkt erhebt sich beherrschend über dem Ganzen: die Burg Samuel's, Mizpa, von welcher aus dieser mächtige Hohepriester fast das ganze Land überschauen konnte. Dann zeigen sich auf der letzten Höhe vor der Stadt schon die Gründungen christlicher Barmherzigkeit, das syrische Waisenhaus, Talitha kumi, das Marienstift, die umfangreichen englischen und russischen Stiftungen, bis man endlich jenseit des Thales Hinnom die stolzen Mauern Jerusalems und seiner Citadelle aufragen sieht.

Jerusalem, den 10. Oktober.

Zu Fuß betritt der Pilger durch das Jaffathor die heilige Stadt und in seinem Herzen hallt es, wie einst bei den Kreuzfahrern wieder:

> Jerusalem, Jerusalem
> Du einzig ew'ge Lust,
> Jerusalem, du Gottesstadt,
> Das Kreuz prangt auf der Brust!

Ja, das Kreuz prangt noch von so mancher heiligen Stätte, noch ist ein Viertel der Stadt in christlichem, ein anderes Viertel derselben in jüdischem Besitz; noch läuten die Glocken von so manchem Gotteshause und noch nehmen gastliche Pilgerhäuser und Hospitäler Wallfahrer, Arme und Kranke, ohne Unterschied der Nation und des Bekenntnisses in ihrem Schooße auf, noch sorgen zahlreiche christliche Schulen, Missionshäuser und Arbeitsstätten für die Ausbildung des heranwachsenden Geschlechts, und, ein köstliches Juwel in der Krone Deutschlands, der dem Kaiser geschenkte Platz der ursprünglichen Heimstatt des Johanniter-Ordens, öffnet sonntäglich schon jetzt seine Pforten der zum Gottesdienst versammelten Gemeinde. Unendlich ergreifend ist der Anblick der hier fast auf einen Punkt vereinigten und fast mit einem Blick zu überschauenden Heiligthümer, von den Gräbern der Propheten an bis zu den von Christo geheiligten Stätten und von Christo bis zu den neuesten Werken der Barmherzigkeit, die in seinem Namen gegründet worden sind; unvergeßlich der Eindruck für den, der zum erstenmal den Oelberg erblickt, wie er beherrschend über die Stadt sich erhebt. Wer wäre nicht tief bewegt, wenn er von demselben herab die Stadt wie auf einem schönen Ruheplatz vor sich ausgebreitet schaut, die Stadt, bei deren Anblick der Heiland heiße Thränen vergoß, weil sie nicht erkannte, was zu ihrem Frieden dient; welche seit ihrem Bestehen nie zur Ruhe gekommen ist und auch heute noch nur durch die Gewalt der Ungläubigen zu einem wenigstens äußerlichen friedlichen Verhalten angehalten wird, während unter dieser trügerischen Decke der Fanatismus nur auf die Gelegenheit lauert, gleich gewaltsam, wie in früheren Jahrhunderten, und nicht nur von mohammedanischer Seite, von Neuem das nun schon so oft hereingebrochene Zerstörungswerk zu erneuern.

Aber von der Alles überwältigenden Höhe des Eindrucks, den diese einzige Stadt auf der Erde durch ihre Bedeutung und mehrtausendjährige Geschichte macht, kehrt der Geist naturgemäß zu der Betrachtung des Einzelnen zurück, von dem jede besondere Stätte wiederum geeignet ist, sei es mit höchster Erhebung, sei es mit heiligem Zorneseifer zu erfüllen. Soviel auch in den Jahrtausenden von dem gelobten Lande und den heiligen Stätten, gesagt, gesungen und geschrieben ist, nie ermüdet das Interesse und immer von Neuem bietet sich der Anschauung eine Seite dar, die vorher noch von Niemand betrachtet worden und die geeignet ist, das schon tausendfach wiederholte Bild unter einem neuen Gesichtspunkte zu zeigen.

Lassen wir zuerst die Natur des heiligen Landes für sich reden, wie sie sich aus der heiligen Ueberlieferung ergiebt und wie sie sich noch heute dem der forschenden Naturbetrachtung gewohnten Auge darbietet, welches geübt ist, aus dem Zufälligen, den Veränderungen und Verheerungen, welche die Menschenhand verübt hat, das Ursprüngliche und das geschichtlich Gewordene wieder herzustellen oder ahnend zu erschauen.

Eine fast gleichmäßig aus wellenförmigen Höhen bestehende Hochebene, nicht über 1000 m über dem Meere, aus Kalk oder Konit gebildet und von zahlreichen tiefen Thälern durchschnitten, so stellt sich der Gesammtanblick des heiligen Landes, „von Dan bis Bersaba", dar. Daß eine solche Gestaltung ihrer Natur nach für jede Art der Cultur ungemein günstig ist, da sie die Vortheile aller Klimate vereinigt, wer wollte dies verkennen, zumal auch an den Grenzen die Tiefebene am Meer und längst des Jordan, ferner im Norden die beeisten Höhen des Libanon und die bewaldeten des mäßig hohen Carmel die Staffel der verschiedenen Klimate vervollständigen. Auch Seehäfen besaß das gelobte Land in Jaffa, Cäsarea und Haifa, während im Osten des Jordan zur Flößung des Holzes aus dem Libanon und das Todte Meer zur Waarenverschiffung aus und nach Moab und und weiter nach Mesopotamien die ausgiebigste Gelegenheit darbot. Zugleich waren die Grenzen ungewöhnlich stark geschützt; im Westen durch das Meer mit nur wenig zugänglichen Häfen, im Norden durch die Pässe des Libanon, im Osten durch den Jordan und das Todte Meer, im Süden durch die Wüste. Es darf also mit Recht behauptet werden, daß wohl kein Land der Erde in so hohem Grade die Bedingungen der Culturfähigkeit mit denen der Sicherheit vereinigte, als das dem erwählten Volke verheißene, und daß, wenn es trotzdem jetzt als eine fast trostlose Steinwüste erscheint, und im Laufe der Jahrhunderte so oft erobert und verheert worden ist, wie kaum ein andres, dies die Schuld seiner Bewohner ist, welche die Hilfsquellen des Bodens früh erschöpften, und, in Uneinigkeit und Mammonsdienst versunken, ihre Grenzen nicht einmal gegen die Einfälle der schwächeren Nachbarn, Moabiter, Edomiter, Philister, Damascener, zu vertheidigen wußten, geschweige denn gegen die Eroberungszüge kriegerischer Nationen, wie Assyrier, Babylonier, Perser, Aegypter und Römer.

Es ist jedoch dem mit der Betrachtung der Natur und Geschichte vertrauten Auge klar, daß, trotz jahrtausendlanger Verwüstung, dennoch das Land durch entsprechend lange Culturarbeit zu seinem ursprünglich gesegneten Zustande zurückgeführt werden konnte, dem Zustande, in welchem thatsächlich „Milch und Honig floß."

Man wird zwar einwenden, daß ja kein Wasser im Lande existirt, welches die erste Vorbedingung der Cultur im Orient ist, und ohne welches alle Arbeit nur künstliche und spärliche Erträge hervorzurufen im Stande ist. Diese Behauptung ist jedoch nur theil-

weise zutreffend, obwohl durch Abholzung des Libanon und aller übrigen früher bewaldeten Höhen allerdings die früher reichliche Wassermenge auf ein äußerlich verschwindendes Quantum reducirt worden ist; aber noch sind die zahlreichen Höhlen und Spalten im Kalkgebirge hier, wie überall, wo Dolonit, Kreide und Muschelkalkstein den Grundstock der Gebirge bilden, die treuen Bewahrer dieses im Orient so kostbaren Elements, welche sich durch die Winterregen, ebenso wie die künstlichen Teiche und Cisternen, mit großen Vorräthen füllen, und dieselben, wo die Bodendecke dünn genug ist, zu Tage hervorsprudeln lassen; nicht allein in den Thälern, wie bei Jerusalem und Jericho, sondern sogar auf der höchsten Spitze der Berge Juda, der ehemaligen Residenz Samuels, Mizpa. Ein ganzes Flußsystem underirdischer Canäle und Seen birgt sich in diesen scheinbar trockenen Kalkbergen und wartet der befreienden Hand.

Freilich, wenn eine üppige Pflanzendecke noch diese Höhen, wie früher (und noch jetzt an manchen Stellen des Libanon) umhüllte, würde das Regenwasser nicht nur in Folge der Ausdünstung der Pflanzen reichlicher fließen, sondern auch, in Folge Verstopfung der Spalten des Gesteins durch Moose und Gräser, oberirdisch seinen Lauf nehmen und in jeder der zahlreichen Thalsenkungen einen lebendig fließenden Bach, Wiesen und Seen bilden. Mit Leichtigkeit würde das Wasser von den höher gelegenen Punkten durch ein System von Wasserleitungen und Bewässerungs-Canälen auch über die Hänge der Berge geleitet werden können und dieselben zu üppigen Fruchtgärten und Viehweiden umschaffen; denn wo dies, wie bei Jerusalem und Jericho, auch jetzt noch mit Hilfe der von Alters her vorhandenen Teiche und Canäle geschieht, ist der Erfolg ein überraschender, auf einem Boden, welcher dicht daneben als eine steinige Wüste sich darstellt. Es kommt dazu, daß selbst die Steine, nach allgemeiner Aussage der Bevölkerung, dazu beitragen, den Thau der Nacht auf dem Felde zusammenzuhalten und dasselbe einträglicher zu machen.

Einen geradezu staunenswerthen Beweis für die trotz alles Wassermangels vorhandene Culturfähigkeit des scheinbaren Wüstenbodens liefert der Westhang des Oelbergs und selbst seine Kuppe; denn in Folge der zahlreichen Bevölkerung daselbst sind Oelgärten, Feigenbäume und um die Gotteshäuser herum Cypressen aufgewachsen, welche sich guten Gedeihens erfreuen, während der Ost- und Südabhang genau wie die benachbarten Berge, in trostloser Oede darliegt und höchstens als Steinbruch oder zu den hier so zahlreichen Friedhöfen benutzt wird. Selbst das einst gewiß so liebliche Bethanien, in welchem der Herr mit Vorliebe verweilte, macht hier kaum einen Unterschied, denn die Bewohner ziehen es meist vor, durch ihre Schaf- und Ziegenheerden, welche auch den letzten trockuen Halm von den wüsten Gehängen abweiden, einen leichten aber kümmerlichen Unterhalt sich zu erwerben, als zu dem beschwerlichen und hochbesteuerten Ackerbau ihre Zuflucht zu nehmen; nur im Frühjahre wird fast auf dem nackten Fels die so schnell reifende und dankbare Gerste gesät, welche dann gleichmäßig zu Brot und Viehfutter dienen muß, so lange sie vorhält.

Dies ist der Charakter der so oft geschmähten Wüste Juda, in welche Jerusalem wie ein einzelnes Juwel eingebettet liegt auf den beiden gewöhnlich Zion und Moriok genannten Höhen, welche sich geologisch nur als die niederen Ausläufer zweier von Norden sich zum Kidron- und Hinnam-Thal hinabsenkenden Bergzüge darstellen; während ringsum eine Reihe von erheblich höheren Bergen die Stadt einschließt und auf sie herabschaut.

Von diesen Bergen ist der Oelberg zwar der höchste, ohne sich jedoch um mehr als wenige Meter von dem gleichmäßigen Bergplateau der Umgebung zu erheben.

Dagegen ist der Anblick der Stadt von demselben aus ein überraschend schöner, da sie, wegen des leichten Ansteigens des Terrains nach Westen, wie aus der Vogelschau vor dem Beschauer ausgebreitet liegt.

Im Vordergrunde, jenseits des tiefen Kidronthales der Tempelberg mit seinen wehrhaften Mauern, über denen allerdings jetzt statt des zerstörten Heiligthums die maurische Kuppel der Omar-Moschee sich erhebt; hinter dem Tempelberge die leichte Senkung des früher tiefen Tyropoeon-Thales, jetzt Hauptviertel der Juden; dahinter erhebt sich, die Oberstadt tragend, der langgestreckte Rücken des gewöhnlich Zion genannten Berges mit der Citadelle des Herodes und ihren mächtigen Thürmen Hippikus, Phasael und Mariamne; über derselben steigt noch die moderne Jaffa-Vorstadt mit ihren Missionsgründungen auf, welche sich, kaum 30 Jahre existirend, mit überraschender Schnelligkeit entwickelt hat. Auf den ersten Anblick befremdet es, den Tempel auf der fast tiefsten Stelle der Stadt, anstatt, wie man vermuthen sollte, auf einem hervorragenden Punkte derselben zu erblicken, indeß, wenn man sich in die Zeit David's und Salomo's zurückversetzt, gewinnt man in der That die Ueberzeugung, daß der Tempel nicht allein auf dem höchsten Punkt der damaligen Stadt lag, sondern auch einen nach Norden vorspringenden Vorbau derselben einnahm und durch ein tiefes Thal von den gegenüberliegenden Höhen getrennt war. Es ist nämlich klar, daß, bevor die Teiche Salomo's und die Wasserleitung Hiskia's existirten, die Einwohner Jerusalems schon wegen des Wasserbedarfs sich nur in den Thälern und ihren nächsten Abhängen, namentlich um den am Zusammenfluß des Kidron- und Hinnam-Thales gelegenen sogenannten Hiobsbrunnen ansiedeln konnten, nicht aber auf den Höhen der Berge.

Wenn eine Burg der Jebusiter existirte, welche David in seinem siebenten Regierungsjahre einnahm, und wohin er nunmehr seinen Regierungssitz verlegte, so lag diese sicher auf dem untersten Abhange des

Zion, über dem Kidron-Thal, also **tiefer als** der von ihm später angekaufte Platz für den auf der Tenne des zu Jebusiters (Arafua) erbauenden Tempels und Salomo, der nach dem Tempelbau auch für sich ein Haus baute, wählte dazu den, noch jetzt durch die „Ställe Salomo's" bezeichneten Platz am **Südrand** der Tempelarea, welcher **tiefer als** der Tempel liegt, aber einen directen Zugang zu demselben bietet.

Erst dem Eroberergeschlecht der Seleuciden, und speciell dem aus den Makkabäerbüchern gekennzeichneten grausamen Antiochus Epiphanes, war es vorbehalten, eine Burg, Akra genannt, im **Norden** des Tempels und **höher** als derselbe zur **Beherrschung** des Tempelplatzes zu erbanen, welche indeß nach dem Siege der Makkabäer niedergerissen und zur Ausfüllung des Tyropoeonthales verwandt wurde, wie der jüdische Geschichtsschreiber Josephus berichtet, „**weil man wünschte, die Stadt mit dem Tempel zu verbinden**". Bei dieser Gelegenheit wurde auch ein Theil des Hügels weggearbeitet, so daß **der Tempel über denselben hinwegragte**".

(Fortsetzung folgt.)

Die Loreley-Sage.

Daß die Sage von der „Loreley" keineswegs „ein Märchen aus alten Zeiten" ist, sondern aus unserem Jahrhundert stammt, dürfte nach den kritischen Untersuchungen der letzten Jahrzehnte keinem Zweifel mehr unterligen. Adolf Strodtmann hat sich das Verdienst erworben, die Ergebnisse derselben zusammen zustellen und darzuthun, daß nicht ein einziger Schriftsteller früherer Zeit etwas von jener verführerischen Nixe weiß, welche auf dem Lurleyfelsen bei St. Goar den vorüberfahrenden Schiffer und so manchen sinnbethörten Jüngling mit ihrem verführerischen Gesang in die kühle Fluth lockte. Es war Clemens Brentano, welcher den ersten Keim zu der Sage durch eine nach seinen eigenen Angaben ganz selbstständig erfundene Ballade legte, welche er „Loreley" betitelte, und dem zweiten Theile seines Romans „Godwi" S. 392 (siehe auch Ges. Schriften II. 381), einem Gegenstück zu Schlegels „Lucinde", einfügte. In dieser Ballade kommen nun aber weder Nixen noch Sirenen mit goldenen Haaren und vollbesaiteten Harfen vor, sondern es spielt sich ein Stück echt mittelalterlicher Romantik ab. Eine Zauberin, schön und fein, wohnt zu Bacharach am Rhein, welche alle Männer durch ihre Reize berückte und zu Schanden machte. Endlich lud sie der Bischof vor seinen geistlichen Richterstuhl; sie erfleht von ihm ihren Tod, weil jeder verderben muß, der in ihre Augen sieht. Der Bischof will jedoch ihren Wunsch nicht erfüllen, bis sie ihm bekennt, warum in sündigen Flammen sein eigen Herz schon brennt. Sie will sterben, denn betrogen hat sie ihren Schatz. Ihre Bitte wird nicht erfüllt, sondern drei Ritter erhalten die Mission, die gefährliche schöne Zauberin in das Kloster zu bringen. Auf dem Wege dorthin will sie die höchste Felsenspitze erklimmen, um noch einmal ihres Liebsten Schloß zu sehen und in den tiefen grünen Rhein zu blicken. Sie klimmt den jähen Felsen hinan. Da erblickt sie einen Kahn mit einem Schiffer darin. Dies soll mein Liebster sein, ruft sie aus, lehnt sich hinunter und stürzt in den Rhein. Schiffer und Ritter sah man niemals wieder.

Diese von Brentano frei erfundene Sage ist seitdem in die Sagendichtung der rheinischen Lande übergegangen, und als ob es ein alter Stoff wäre, von anderen bearbeitet worden. Die Brentano'sche Ballade genügte Nicolaus Vogt, welcher Sagen erfand, wie man Mücken fängt, um eine ganz neue Geschichte sich zu construiren und frischweg zu behaupten, daß das Echo am Lorelenfelsen die Simme eines Weibes sei, deren Schönheit und Liebreiz es allen Männern angethan habe. Nur den Mann ihrer eigenen Neigung habe sie nicht zu fesseln gewußt, und unglücklich hierob, sei sie ins Kloster gegangen. Auf dem Wege dahin erblickte sie ihren auf dem Rhein dahin fahrenden Geliebten, und von der Höhe des Felsens stürzte sie sich in den Rhein. Diese mit souveränster Phantasie erdachte Geschichte erklärte Vogt für eine alte Volkssage und berief sich zur Beglaubigung derselben auf Brentano, welcher doch gerade das Gegentheil behauptet und lediglich auf Grund des Namens Lurley — Ley bedeutet Schieferfels — die schöne Zauberin Loreley genannt habe. Dem Nicolaus Vogt folgte Graf Otto Heinrich von Loeben, welcher die Selbstmörderin von Bacharach in eine Stromnixe verwandelte, die auf dem höchsten Felsen sitzt und die Vorüberfahrenden durch süß einschmeichelnde Lieder bethört und in die nasse Tiefe lockt. Dieses Gedicht hat Heinrich Heine, wenn auch in ganz selbstständiger Weise, bei der Abfassung seiner herrlichen Ballade benutzt; auch den Loreley-Gedichten Wolfgang Müllers und Max Schaffraths liegt die Loeben'sche Behandlung des Stoffes zu Grunde. Eichendorff stempelte die Loreley zur Waldhexe, Simrock sogar zur Muse des Rheinlandes! Geibel benutzte die Ballade zu einem von Max Bruch componirten Opernlibretto, aus welchem einzelne Theile auch von Mendelssohn in Musik gesetzt wurden. Hermann Hersch legte das Süjet einem fünfactigen Trauerspiel zu Grunde. Wie Strodtmann mittheilt, wollte der Herzog Adolf von Nassau in den fünfziger Jahren der goldhaarigen Maid auf dem Lurley-Felsen sogar ein riesiges Standbild errichten. Da kam plötzlich die bitterböse Kritik und bereitete der Nixe ein kühles Grab. Das von Professor Hopfgarten bereits angefertigte Modell zu dem Standbild ist noch heute im Schloßpark zu Biebrich zu sehen.

Aber trotz alledem, wer von den Wellen geschaukelt, am Felsenthron der Loreley, der allbekannten Weise lauschend, vorübergleitet, hätte sich jemals die

Freude an dem ureigensten Liede des Rheins durch den Umstand verkümmern lassen, daß es eine Dichterphantasie des neunzehnten Jahrhunderts ersann?

Der Central-Ausschuß für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche

hat seinen Bericht über das Arbeitsjahr vom Oktober 1889 bis dahin 1890, den 32. seit seiner Begründung, der Oeffentlichkeit übergeben.

Der den Bericht einleitende Rückblick auf das Wirken und Streben des Central-Ausschusses im verflossenen Jahre läßt von den ersten Worten an deutlich erkennen, daß die segensreiche Thätigkeit desselben zur Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden während des genannten Zeitraumes nicht wie in früheren Jahren still und friedlich innerhalb der gewohnten Bahnen sich fortbewegt hat. Die finsteren Mächte der Zerstörung, die sich zu immer festerer Einheit zusammenschließen und im Gegensatze zur inneren eine infernale Mission treiben, welche das Blut des Volkes vergiftet und mit allen geheiligten Ordnungen in Staat und Gesellschaft, wo sie es vermöchte, das Christenthum auszurotten sich anschickt, — diese haben, wie schon seit geraumer Zeit, so auch im vergangenen Jahre der inneren Mission in Deutschland mit gesteigertem Nachdruck die Wege vorgeschrieben.

„Nicht neue Wege waren es", so heißt es in dem Berichte, „und konnten es nicht sein, sondern der wachsenden Noth und Gefahr gegenüber mit neuem Ernst betretene. Die steigende Fluth der socialistischen Bewegung hat auf Richtung und Inhalt auch der diesjährigen Thätigkeit des Central-Ausschusses einen bestimmenden Einfluß geübt. Mit erschreckendem Ernst hat das abgelaufene Jahr auf's Neue die Thatsache constatirt, das unablässig wachsende und keineswegs nur den arbeitenden Klassen angehörende Volksmassen der Socialdemokratie zugefallen oder ihr zuzufallen im Begriffe sind. Es ist unzweifelhaft, daß die socialdemokratische Partei, von Haß gegen die bestehenden Zustände erfüllt, die Grundordnungen des Staates und der Gesellschaft zu sprengen entschlossen ist, und daß sie um dies Ziel zu erreichen, unserem Volke das Christenthum und alle Religion als ein Trugbild der Lüge aus dem Herzen zu reißen trachtet.

Wenn je, so hat das letzte Jahr die Ueberzeugung bestätigt, daß die evangelische Kirche vor einer Missionsaufgabe steht, wie sie ihr größer noch nie gestellt worden, und die im vollsten Sinne eine innere ist. Darum hat sie niemals mit größerer Freudigkeit als es jetzt geschieht die freie Liebesthätigkeit der inneren Mission als einen Pulsschlag ihres eigenen Lebens anerkannt und dadurch in derselben das Bewußtsein gestärkt, daß sie nach Nichts zu suchen und nach Nichts zu ringen hat, als nach der Mitarbeit an der Arbeit der Kirche zum Bau des Reiches Gottes in unserm Volke. Nach dem Maß unserer Kräfte sind wir auch im vergangenen Jahre beflissen gewesen, mit der Erweckung und Pflege der freien christlichen Liebesthätigkeit zugleich der Kirche zu dienen und beide in ihrer Einheit zu stärken. Und wenn die Fluthen des Unglaubens und des Verderbens, alle Landesgrenzen und alle landeskirchlichen Schranken durchbrechend, das gesammte Leben unseres Volkes zu überschwemmen drohen, so haben wir dafür dankbar zu sein, daß es uns in steigendem Maße vergönnt war, die helfenden und rettenden Glaubenskräfte zu gemeinsamer Wirksamkeit und gegenseitiger Handreichung zu verbinden." —

Der Bericht giebt sodann Nachrichten über Mitglieder und Agenten des Central-Ausschusses, die regelmäßigen Sitzungen des Ausschusses und Protokolle, sowie die Pflege der Arbeitsgemeinschaft; über Agentenreisen; über die am 24. April v. J. in Berlin stattgehabte Conferenz des Central-Ausschusses für innere Mission; über den Congreß für innere Mission in Nürnberg vom 15.—18. September v. J.; über weitere Betheiligung an der Arbeiterfrage; zur Gefängnißsache; über die Bekämpfung der öffentlichen Sittenlosigkeit, über die Sommerpflege für arme Kinder und Erwachsene; die Predigtreisen zu den Hollandsgängern; über die deutsche Seemannsmission in England, Holland und Schweden. Ferner über Pallanza und die Versorgung der dortigen deutschen evangelischen Kurgemeinde mit Gottesdiensten und über das Paulinum in Berlin, eine Anstalt, welche der Absicht ihres Stifters, Gymnasiasten, namentlich Söhne aus Prediger- und Lehrerkreisen, durch die häusliche Erziehung für das Studium der Theologie und für den künftigen Kirchen- und höheren Schuldienst vorzubereiten, in erfreulicher Weise entspricht.

Der Stand der Kasse des Central-Ausschusses wird in dem Berichte als ungünstiger bezeichnet, als es der beigefügte, das Jahr 1889 betreffende Kassenbericht erwarten läßt. Darnach betrugen die Einnahmen 45015 Mk. 22 Pf., die Ausgaben 41826 Mk. Bei Abschluß der Kassenrechnung für 1890 hat sich dagegen in Folge der Vermehrung der Arbeit und damit der Ausgaben ein erhebliches Deficit herausgestellt. Jedoch spricht der Bericht zugleich mit dem Danke für alle bisherigen Zuwendungen die zuversichtliche Hoffnung aus, daß die zahlreichen Freunde der inneren Mission auch ferner in alter Treue und nach besten Kräften zur Fortführung der erfolgreichen Thätigkeit derselben beitragen werden.

Nicht alle Bettler abweisen!*)

Der Pastor von Bodelschwingh in Bielefeld wird nicht müde, immer wieder zu sagen: Gebt den Her-

*) Anm. d. Red.: Nicht um den „Häuserbettel" mit allen seinen Schattenseiten zu begünstigen, sondern um zu zeigen, wie wichtig die persönliche Armenpflege ist und wie segensreich sie wirken kann, möge obiger dem bad. Kirchen- und Volksblatt entnommener Artikel auch in unseren Blättern eine Stelle finden.

umziehenden Bettlern, die nicht arbeiten wollen und deshalb den Bettel als Handwerk betreiben, kein Geld! Sie vertrinken es in Schnaps, und ihr unterstützt mit eurem Geld nur die Liederlichkeit. — Das ist ein vortrefflicher Grundsatz, der alle Beachtung verdient. Aber man darf nun nicht meinen, daß man gar keinem, der einen um eine Unterstützung anspricht, etwas geben dürfe. Wenn ein armer Mensch nicht aus Faulheit und böser Gewohnheit, sondern aus augenblicklicher wirklicher Noth um eine Unterstützung bittet, so darf man ihm nicht die Thüre weisen. Ein schlagendes Beispiel dafür erzählt eine Berliner Frau aus allerneuester Erfahrung. Sie schreibt: Die gedruckte Warnung an der Hausthüre: „Betteln, Musizieren, Hausiren ist streng untersagt", mag sonst wohl manchen abhalten, bei uns um eine Gabe anzusprechen, doch seit die winterliche Kälte sich bitterer fühlbar macht, will sich dieses Abschreckungsmittel nicht mehr bewähren. Unsere Schelle, die sonst recht still steht, schlägt seit einigen Tagen häufiger leise und zaghaft an. „Schon wieder ein Bettler! Ein dicker, wohlgenährter Kerl!" hörte ich unlängst im Korridor unserer Nachbarwohnung im gleichen Stock ausrufen. — „Soll doch arbeiten!" Mit diesen Worten und dem Thürzuwerfen war's abgethan. Leise nahm ich den Vorhang unseres Guckfensterchens zurück und war Zeuge des Eindrucks, den diese Worte auf den Bittenden gemacht hatten. Mit einem tiefen Seufzer ließ der ärmlich, aber sauber gekleidete Mann den Kopf auf die Brust sinken. „Dicker, wohlgenährter Kerl!" wiederholte er und ging schnell die Treppe hinauf in den andern Stock. Ich mochte ihn nicht beschämen und wartete deshalb mit meiner Gabe bis zu seinem Herunterkommen. Nach einer Weile hörte ich über mir das bescheidene Kling-Kling. Ganz leise machte ich meine Thür auf, um dem Bescheide, der dem Armen dort wurde, zu lauschen. „Gesindel! — arbeiten! — Polizei holen!" rief eine scharfe Frauenstimme und — baff — fuhr die Thür zu. „Ich will Ihnen wünschen, daß Sie nicht auch einmal vergebens für Ihre hungernden Kinder um Brot zu bitten brauchen", erwiderte der Bettler, „noch bin ich kein Spitzbube." Und dann sah ich den Mann weinend die Treppe herunterkommen. Ich habe selbst drei liebe Kinderchen, denen ich mit meinem Herzblut das Glück erkaufen möchte; und die Thränen des Armen galten seinen darbenden Kleinen. Da erschien mir mein Nickelstück, das ich in der Hand hielt, doch zu gering. Ich sprach den Bettler an und fragte ihn nach seiner Wohnung. In einer der Nachmittagsstunden stand ich vor dem Thore einer häßlichen Miethskaserne an der östlichen Grenze Berlins. Ueber zwei enge, schmutzige Höfe wies man mich in eine elende Kellerwohnung. In einem feuchtriechenden, kalten Stübchen fand ich auf dürftigem Strohlager eine abgezehrte, noch junge Frau, ein kleines Kindchen im Arm. Zwei andere kauerten aneinandergedrängt zu Häupten des Bettes. Bei einem alten Mütterchen, die dazu kam, erkundigte ich mich später nach den Verhältnissen: Der Mann war ein fleißiger, braver Maurer, dessen Ersparnisse vom Sommer, als er Arbeit hatte, die Niederkunft und das nachfolgende Siechthum der schwindsüchtigen Frau auf Heller und Pfennig verzehrt hatten, und der nun durch den Niedergang der Bauthätigkeit arbeitslos war. Seinen Unterstützungswohnsitz hatte der Zugezogene im Posen'schen. Ich that für den Armen, was ich konnte. Er bekam durch Vermittelung meines Mannes Arbeit; und auch die Schwerkranke wird ihren Kindern noch eine Gnadenfrist erhalten bleiben. Sie haben sich bis jetzt als brave, ordentliche Menschen erwiesen. — Vielleicht veranlaßt dieses einfache Geschichtchen manche Hausfrau, nicht gar so schnell in diesen Wintertagen die Thür vor Bittenden zu schließen. Man schärfe den Blick, und man wird bald an mancherlei Anzeichen unterscheiden lernen, wes Geistes Kind der Ansprechende ist. Die Zeit ist schwer. Um eine dürftig besoldete Stelle, welcher Art sie sein mag, streiten sich hunderte. Wohlthätigkeits- und Unterstützungsvereine thun, was ihre Mittel gestatten. Wenigen nur können sie helfen im Verhältniß zu der Anzahl der Bittenden. Und oft die Bedürftigsten und Würdigsten gerade finden den Weg nicht dahin. Die organisirte Armenhilfe macht die Wohlthätigkeit des Einzelnen nicht entbehrlich. „Gebt, so wird euch gegeben!" (Blätter f. d. Armenwesen.)

Literatur.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XVII. Jahrgang. Nr. 26. 28. März 1891.

Inhalt: Ein neues Geschlecht, Roman von H. v. Dedenroth (Fortsetzung). — Kloster Leitzkau, von H. Schütz (Schluß). — Das Schill-Denkmal in Braunschweig, von G. Emil Barthel (Schluß). — Ein Zug aus dem Leben Kaiser Wilhelm I., von H. Waldemar. — Kleine Mittheilungen: Friedrich Budzies †. — Das Geschäftshaus „Zum Hausvogt" (mit 2 Abbildungen). — Das Haus Unter den Linden 17 u. 18. — Verein zur Pflege der Kupferstechkunst. — Prophezeiung durch ein Soldatenlied. — Empfang des Großen Kurfürsten als Sieger in Stralsund am 20. October 1678. — Ich bin nicht reintich genug für sie. — Uckermärkische Volkssagen.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.


Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 22. April 1891. **Nr. 16.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. April 1891 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. April 1891 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro März 1891	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1 März 1891 .	58			
	Zugang pro . .	36			
		94			
	Abgang . . .	43			
	Bleibt Bestand	51	51	1 675	70
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. März 1891 .	63			
	Zugang pro . .	31			
		94			
	Abgang . . .	41			
	Bleibt Bestand	53	53	2 096	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus):				
	Bestand am 1. März 1891 .	77			
	Zugang pro . .	4			
		81			
	Abgang . . .	2			
	Bleibt Bestand	79	79	2 450	130
4.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. März 1891 .	29			
	Zugang pro . .	20			
		49			
	Abgang . . .	27			
	Bleibt Bestand	22	22	944	58
5.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. März 1891 .	50			
	Zugang pro . .	13			
		63			
	Abgang . .	25			
	Bleibt Bestand	38	38	1 453	54
6.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. März 1891 .	24			
	Zugang pro . .	19			
		43			
	Abgang . . .	22			
	Bleibt Bestand	21	21	701	50
7.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. März 1891	35			
	Zugang pro .	21			
		56			
	Abgang . . .	31			
	Bleibt Bestand	25	25	946	43
	zu übertragen		289	10 265	495
	Uebertrag		289	10 265	495
8.	**Landsburg:**				
	Bestand am 1. März 1891 .	23			
	Zugang pro . .	15			
		38			
	Abgang . . .	16			
	Bleibt Bestand	22	22	674	30
9.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. März 1891	54			
	Zugang pro . .	14			
		68			
	Abgang . . .	15			
	Bleibt Bestand	53	53	1 620	74
10.	**Juterbog:**				
	Bestand am 1. März 1891 .	31			
	Zugang pro . .	10			
		41			
	Abgang . . .	15			
	Bleibt Bestand	26	26	831	32
11.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. März 1891 .	48			
	Zugang pro . .	32			
		80			
	Abgang . . .	39			
	Bleibt Bestand	41	41	1 386	40
12.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. März 1891 .	51			
	Zugang pro	60			
		111			
	Abgang . .	65			
	Bleibt Bestand	46	46	1 570	60
13.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. März 1891 .	37			
	Zugang pro . .	33			
		70			
	Abgang . . .	32			
	Bleibt Bestand	38	38	1 100	65
14.	**Zullichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. März 1891 .	23			
	Zugang pro	28			
		51			
	Abgang . . .	30			
	Bleibt Bestand	21	21	697	40
	zu übertragen		536	18 113	836

Nr	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. April 1891 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro März 1891	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		586	18 143	836
15.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. März 1891 .	80			
	Zugang pro . .	39			
		119			
	Abgang . . .	44			
	Bleibt Bestand	75	75	2 466	96
16.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. März 1891 .	45			
	Zugang pro . .	16			
		61			
	Abgang . . .	24			
	Bleibt Bestand	37	37	1 227	40
17.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. März 1891 .	32			
	Zugang pro . .	17			
		49			
	Abgang . . .	11			
	Bleibt Bestand	38	38	1 144	80
18.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. März 1891 .	33			
	Zugang pro . .	14			
		47			
	Abgang . . .	24			
	Bleibt Bestand	23	23	930	46
19.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. März 1891 .	43			
	Zugang pro . .	21			
		64			
	Abgang . . .	22			
	Bleibt Bestand	42	42	1 235	42
20.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. März 1891 .	21			
	Zugang pro . .	6			
		27			
	Abgang . . .	15			
	Bleibt Bestand	12	12	442	41
21.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. März 1891 .	23			
	Zugang pro . .	31			
		54			
	Abgang . . .	40			
	Bleibt Bestand	14	14	790	42
22.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. März 1891 .	22			
	Zugang pro . .	30			
		52			
	Abgang . . .	32			
	Bleibt Bestand	20	20	703	36
23	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. März 1891 .	7			
	Zugang pro . .	—			
		7			
	Abgang . . .	1			
	Bleibt Bestand	6	6	203	14
24.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. März 1891 .	9			
	Zugang pro . .	9			
		18			
	Abgang . .	8			
	Bleibt Bestand	10	10	310	19
	zu übertragen		813	27 593	1 292

Nr	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. April 1891 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro März 1891.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		813	27 593	1 292
25.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. März 1891 .	23			
	Zugang pro . .	11			
		34			
	Abgang . . .	14			
	Bleibt Bestand	20	20	679	20
26.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. März 1891 .	19			
	Zugang pro . .	26			
		45			
	Abgang . . .	28			
	Bleibt Bestand	17	17	560	20
27.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. März 1891 .	4			
	Zugang pro . .	—			
		4			
	Abgang . . .	3			
	Bleibt Bestand	1	1	76	10
28.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. März 1891 .	8			
	Zugang pro . .	4			
		12			
	Abgang . . .	2			
	Bleibt Bestand	10	10	306	15
29.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. März 1891 .	32			
	Zugang pro . .	—			
		32			
	Abgang . . .	1			
	Bleibt Bestand	31	31	979	32
30.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. März 1891 .	22			
	Zugang pro . .	23			
		45			
	Abgang . . .	22			
	Bleibt Bestand	23	23	749	30
31.	**Plön:**				
	Bestand am 1. März 1891 .	10			
	Zugang pro . .	6			
		16			
	Abgang . . .	4			
	Bleibt Bestand	12	12	346	29
32.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. März 1891 .	40			
	Zugang pro . .	25			
		65			
	Abgang . . .	36			
	Bleibt Bestand	29	29	1 140	48
33.	**Altena:**				
	Bestand am 1. März 1891 .	52			
	Zugang pro . .	18			
		70			
	Abgang . . .	22			
	Bleibt Bestand	48	48	1 589	50
34.	**Oeynhausen:** *)				
	Bestand am 1. März 1891 .	—			
	Zugang pro . .	—			
		—			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand		—	—	86
	zu übertragen		1 004	34 017	1 632

*) Ist seit Mitte October v. J. geschlossen und wird erst Mitte Mai d. J. wieder eröffnet.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. April 1891 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro März 1891.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		1 004	34 017	1 632
35.	**Lippspringe:** *)				
	Bestand am 1. März 1891 .	—			
	Zugang pro " "	—			
		—			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	—	—	–	41
36.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. März 1891 .	21			
	Zugang pro " "	4			
		25			
	Abgang " " "	10			
	Bleibt Bestand	15	15	610	20
37.	**Plochingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. März 1891 .	6			
	Zugang pro " "	3			
		9			
	Abgang " " "	5			
	Bleibt Bestand	4	4	145	38
38.	**Schwäbisch Hall:**				
	Bestand am 1. März 1891 .	7			
	Zugang pro " "	—			
		7			
	Abgang " " "	4			
	Bleibt Bestand	3	3	178	21
39.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. März 1891 .	61			
	Zugang pro " "	43			
		104			
	Abgang " " "	44			
	Bleibt Bestand	60	60	1 936	36
40.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. März 1891 .	8			
	Zugang pro " "	9			
		17			
	Abgang " "	6			
	Bleibt Bestand	11	11	322	24
41.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. März 1891 .	23			
	Zugang pro " "	9			
		32			
	Abgang " " "	17			
	Bleibt Bestand	15	15	570	20
	Zusammen		1 112	37 778	1 832

Der gesammte Abgang an Kranken pro März 1891 beträgt 842, davon sind gestorben 68
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 89
geheilt 685
wie vor 842.

42. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:
Bestand am **1. Februar 1891** . . . . . . 46 Kranke.
Zugang pro **Februar 1891** . . . . 49 "

Davon sind: 95 Kranke

gestorben 3
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 11
geheilt 34
48 "

Bleibt Bestand am **1. März 1891:** . . . . 47 Kranke.

*) Ist seit Mitte October v. J. geschlossen und wird erst Mitte Mai d. J. wieder eröffnet.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 1 Europäer, 29 orientalische Christen, 19 Muhamedaner und 5 Drusen.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro Februar 1891 beträgt 1432.

Poliklinisch wurden 697 Personen behandelt

---

1. Hermann von Rantzau, Generallieutenant z. D., Rechtsritter seit 1878, † zu Görlitz 13. April 1891.
2. Carl von Oppell, Königlich Sächsischer Premier-Lieutenant a. D., auf Weigsdorf, Rechtsritter seit 1883, † zu Dresden 13. April 1891.

Pilgerfahrt nach Jerusalem.

(Fortsetzung.)

Um der allmäligen Entwickelung der Stadt mit Verständniß zu folgen, ist es nothwendig, einen speciellen Plan derselben zur Hand zu haben und ihrer nunmehr dreitausendjährigen Geschichte zu folgen, sowie sich durch den Wechsel der Bezeichnungen und Namen nicht beirren zu lassen, wie er nothwendig durch die sich einander folgenden Dynastieen eintreten mußte. Man ist in der neueren Zeit umsomehr zu der Annahme gekommen, daß unter Zion im alten Testament nur der Tempelberg mit der sie umgebenden Stadt zu verstehen ist, als der Name Morijah, der ihm gewöhnlich beigelegt worden ist, nur auf einer rabbinischen Tradition beruht, daß der Tempel auf demselben Punkte erbaut wäre, wo schon das Opfer Abraham's stattfinden sollte. Das alte Testament und die Psalmenreden von Zion nur als dem heiligen Berge, wo die Wohnung des Herrn stand und von dem aus er redete, aber nicht, wie es heute geschieht, von dem viel höheren und ansehnlicheren westlichen Berge, auf dem erst nach David die Oberstadt erbaut und von Hiskia mit einer Mauer umzogen ward, deren Spuren noch heute bestehen.

Zion ist also ursprünglich der Tempelberg, und nur mit der Zeit, als die Stadt sich ausdehnte, wurde dieser Name auch auf die übrigen Theile derselben verallgemeinernd übertragen, während unter der Herrschaft der Seleuciden für denselben der Name Akra aufkam, nach der Burg, welche Antiochus Epiphanes zur Beherrschung des Tempels daselbst baute.

Dieser Name erbte sich unter der Herrschaft der den Makkabäern gefolgten Herodianer bis zur Zerstörung Jerusalems fort und wird speciell noch von dem jüdischen Geschichtsschreiber Josephus für den Tempelberg, auf welchem die Unterstadt lag, gebraucht, während er den Hügel der Oberstadt, heut fälschlich Zion genannt, mit keinem besonderen Namen bezeichnet. Ebensowenig hat er einen besonderen Namen für einen dritten Hügel, „gegenüber der Akra und niedriger als diese“, welcher durch die Makkabäer, durch Ausfüllung des Thales

zwischen ihm und der Akra mittelst der Trümmer der Seleucidenburg, mit der Stadt in Verbindung gebracht wurde, dieser Hügel kann also nur im *Norden* der damaligen Stadt gelegen haben und trug wahrscheinlich die spätere Stätte Golgatha.

Hier setzt nun die jahrhundertlange Streitfrage ein, ob wir an der Stelle der heutigen Grabeskirche die wahre Stätte von Golgatha und die des heiligen Grabes zu suchen haben, oder an welchen Punkt der heutigen Stadt dieselbe sonst zu verlegen ist.

Nach nunmehr seit der Kaiserin Helena, der Mutter Constantin's des Großen, welche das heilige Grab unter den Trümmern des darüber gebauten hadrianischen Venustempels auffand, bis in die neueste Zeit fortgeführten Untersuchungen neigt sich immer mehr die Ansicht der competentesten Beurtheiler dahin, daß *kein* anderer Punkt in gleichem Maaße die Bedingungen seiner historisch überlieferten Lage erfülle, als der von dieser Kaiserin nach nur dreihundertjähriger Tradition durch Ausgrabung festgestellte. Wenn so vielfach diese Tradition angezweifelt worden ist, so liegt dies überwiegend darin, daß die meisten Besucher sich nicht von dem Eindruck losmachen konnten, den die heilige Grabeskirche in der *heutigen* Stadt Jerusalem macht, in deren *Mitte* sie auf einem wenig ausgezeichneten Punkte zu liegen scheint, während außerhalb der Stadt weit geeignetere Plätze mit Felsengräbern darunter, namentlich die Höhe im Norden über der Jeremiasgrotte, sich mit größerer Wahrscheinlichkeit der Betrachtung darzubieten scheinen.

Zuerst muß gegen solche Hypothesen eingewandt werden, daß durchaus kein historischer Grund oder eine besondere Terrainformation für eine solche Annahme geltend gemacht werden kann, sondern nur eine willkürliche, durch kein Zeugniß bestätigte, nur dem Augenschein nach gemachte Voraussetzung.

Der Punkt über der Jeremiasgrotte würde vielleicht als zum Richtplatz geeignet erscheinen können, wenn er nicht zu weit von der Stadt, wie sie zu Christi Zeit bestand, entfernt wäre; denn die jetzige Mauer ist erst von Agrippa, dem Enkel Herodes des Großen 10 Jahre nach der Kreuzigung Christi erbaut worden, und die frühere Mauer, gewöhnlich die zweite genannt, schloß sich direct an den nördlichen Rand der Tempelbefestigung an; sie war demnach an ihrem nördlichsten Punkte noch 1000 Schritt von der Höhe über der Jeremiasgrotte entfernt; es war aber Golgatha nach Ev. Joh. 19, V. 20 „*nahe bei der Stadt*", nach V. 41 lag „*dabei ein Garten*, und in dem Garten ein neues Grab; ferner ist durch Josephus bezeugt, daß die Mauer zu Christi Zeit von dem Thore Gennath (Gartenthor) in der *ersten* von Hiskia erbauten Mauer ausging, und sich von da nordöstlich bis zur Burg Antonia an der Nordwestecke des Tempels heranzog. Durch diese historisch bezeugte Lage der Mauer wird es klar, daß Golgatha *damals* außerhalb derselben, aber „nahe" bei der Stadt", zwischen 200 und 400 Schritt vor derselben, lag, und daß es keinen Grund giebt, diese mit der Schrift, der Tradition und den Terrainverhältnissen übereinstimmende Lage auf einen anderen Punkt zu verlegen, welcher nichts als einen oberflächlichen, trügerischen Anschein nur für die heutige Ausdehnung der Stadt passend, für sich hat.

Dem historisch betrachtenden Auge muß es klar werden, daß Jerusalem von den ältesten Zeiten an sich aus den Ansiedelungen im **Süden des Tempelberges** zuerst um denselben herum nach Norden entwickelt hat; dann kam schon unter den Königen vom Hause David die Oberstadt hinzu, an deren Nordrand bei dem heutigen Jaffa-Thor Herodes der Große seinen festen Palast mit den noch heute stehenden mächtigen Thürmen **Hippikus, Phasaël** und Marianne erbaute, von denen der eine fälschlich vom Volk als **„Davidsthurm"** bezeichnet wird. Wohl zur Vervollständigung der nördlichen Befestigung baute er auch die obengenannte zweite Mauer, um die inzwischen entstandene Vorstadt einzuschließen; die nach seinem Tode wiederum nach Norden zu anwachsende Vorstadt wurde erst von Herodes Agrippa nach Christi Tode befestigt.

Als nach der Zerstörung Jerusalems die Stadt immer mehr und mehr verödete, blieben viele Theile derselben, namentlich im Süden, *unbewohnt*, so daß, als Hadrian dieselbe durch römische Prachtbauten wieder auf kurze Zeit aus dem Staube erhob, eine römische Colonie daselbst hinführte und sie Aelia Capitolina nannte, eine *Einschränkung* derselben an ihrer noch jetzt verlassenen Südseite erfolgen mußte; dort wo noch heute die Mauer vom Südrande des Tempelbergs bis zum *sogenannten* Zionsthor hinaufführt.

Die frühere Mauer hatte *nahe* dem Thal *Hinnom*, etwa dem Zuge der noch heute vorhandenen Wasserleitung folgend, gestanden, der Wasserleitung, welche von den Salomonischen Teichen zwischen Hebron und Bethlehem aus den Tempelberg direkt mit frischem Wasser versorgte. Auf diese Weise ist die hadrianische Stadt gegen ihre Ausdehnung zu Christi Zeit fast um die Hälfte *verkleinert* worden, indem der ganze südliche Theil abgeschnitten wurde, ein Umstand, der wohl zumeist dazu beigetragen hat, dem uneingeweihten Beschauer das Vorurtheil zu erwecken, als ob die Lage der heiligen Grabeskirche unmöglich die richtige sein könnte, weil dann die Stadt für die Hunderttausende ihrer damaligen Bewohner zu klein gewesen wäre. Die Stadt zu Christi Zeit innerhalb der zweiten Mauer war aber nahe so groß, als die heutige; mit ihren Vorstädten jedenfalls noch größer; sie hat heute wenigstens 30000 Einwohner, welche in geringer Dichtigkeit kaum die *Hälfte* des Raums bewohnen; denn im Süden sind noch große wüste Plätze unangebaut, der Tempelplatz, der doch zu Christi Zeit von zahlreichen Priestern bewohnt war, nimmt fast den vierten Theil des heutigen

Areals der Stadt ein; zahlreiche Kirchen, Moscheen, Klöster, Hospitäler, Hospize, die Citadelle, Kasernen, Regierungsgebäude enthalten nur wenige zur Bevölkerung zu zählende Bewohner und zum Ueberfluß liegen in jeder Straße noch zahlreiche Häuser in Ruinen, vor allen auch der ausgedehnte Platz des Johanniter-Ordens, welcher noch immer der Wiederherstellung zu seiner ursprünglichen Bestimmung entgegensieht. Es kann also gar nicht zweifelhaft sein, daß die heutige Stadt, wie diejenige zu Christi Zeit, im Stande ist, wiederum Hunderttausende aufzunehmen, zumal wenn man die beispiellose Bedürfnißlosigkeit des Orientalen in Betracht zieht, welcher ebenso, wie zu Christi Zeit, auch in dem gleichen Raum mit seiner Familie wie mit seinem Vieh, Platz findet. Nachdem nun die Lage der heiligen Grabeskirche als die allen Vorbedingungen am meisten entsprechende und daher als vermuthlich richtige nachgewiesen worden ist, bleibt noch übrig, die Lage der übrigen durch Christi Leiden geheiligten Punkte in Betracht zu ziehen.

Da ist es nun besonders tröstlich, zu sehen, daß zwei der ausgezeichnetsten Punkte, der Oelberg und Gethsemane, nicht nur ganz unverkennbar und zweifellos an richtiger Stelle liegen, sondern auch aus allen Veränderungen sich so gut als unberührt erhalten haben, mit der Ausnahme, daß sich auf dem Oelberg eine Reihe von Gotteshäusern erhoben hat, ohne dem Charakter des Ganzen Abbruch zu thun, und daß von Gethsemane ein kleines Stück ummauert und zum Garten eingerichtet ist, während die größere Hälfte noch als Olivengarten außerhalb besteht.

Welche unverlöschlichen Erinnerungen haften allein an diesen zwei so pietätvoll durch die Jahrtausende erhaltenen Stätten, den Stätten, wo der Seelenkampf des Herrn durchgefochten wurde, während nach demselben der Finsterniß Macht gegeben wurde, sich der Person des Herrn und seines irdischen Looses zu bemächtigen. Einen großen Antheil an der Erhaltung dieser Stätten hat der Umstand, daß fast die ganze östliche nächste Umgebung von Jerusalem durch jüdische und mohammedanische Friedhöfe eingenommen ist, weil, der Sage nach, an diesem Punkte einst das Weltgericht stattfinden soll. Obwohl dieses Verhältniß zunächst die traurige Folge hat, daß diese Seite von Jerusalem, mit Ausnahme der Kuppe des Oelbergs und Gethsemane, ein höchst ödes Aussehen hat, weil die auf den nackten Fels in geringer Höhe aufgesetzten, zum größten Theil zerfallenen Grabstätten ohne jeden architektonischen noch Pflanzenschmuck daliegen, so hat doch die Unverletzlichkeit dieser Stätten und daher ihre stets wachsende ungeheure Ausdehnung, zur Folge gehabt, daß die ganze Ostfront nicht der Privatspeculation zum Opfer fallen konnte, diese wandte sich hauptsächlich der West- und Nordseite zu, wo keine geheiligten Erinnerungen verletzt werden, wo vielmehr sich die großen geschichtlichen Ereignisse der zahlreichen Belagerungen Jerusalems zutrugen, von der Belagerung durch Sanherib an, zu der durch Nebucadnezar, Pompejus, bis zur Zerstörung der Stadt durch Titus.

Eine natürliche Erklärung findet die jetzige rapide Ausdehnung nach Westen und Nordwesten darin, daß die Straße nach Jaffa, dem Hafenort Jerusalem's, daselbst einmündet, und daß dieser hochgelegene Theil einer freien Aussicht und gesunden Luft genießt, die nicht so leicht verbaut werden kann. Deshalb haben auch die Begründer der zahlreichen Missionsstiftungen mit richtigem Blick rechtzeitig die günstige Lage erkannt und ausgedehnte Terrainstrecken fast umsonst erworben, welche heute bis zu 100 Frcs. der Quadratmeter kosten. Es liegen hier von Westen anfangend: das evangelische syrische Waisenhaus: Talitha kumi, das englische Sanatorium, die deutsche Schule, der festungsähnliche Russenbau, Hospize und Hospitäler für 2000 Personen umfassend, die (englisch)-arabische Kirche, der englische Bischofssitz, das Kinderhospital Marienpflege, das alte Aussätzigen-Hospital, das jüdische Armenhaus Sir Moses Montefiore's, im Südwesten die griechische Colonie und die der Tempelfreunde und im Norden die neue jüdische Colonie.

Der Umkreis, auf welchem diese Gebäude liegen, bezeichnet auch die natürliche zukünftige Ausdehnung der Stadt, welche an den Thalrändern im Westen und dem Thal, welches im Norden zu den Königsgräbern zieht, auch eine günstige Befestigungslinie finden würde. Der durch Hadrian abgeschnittene Südtheil der Stadt ist, weil hier alle Canäle derselben münden, bis zum Hinnom- und Kidron-Thal herunter mit üppigen Kohl- und Gemüsepflanzungen bedeckt, unter welchen man voraussichtlich bei Nachgrabungen einen großen Theil der alten „Stadt Davids", ja sogar die Niederlassungen der Jebusiter wiederfinden würde.

Es ist vollkommen unwahrscheinlich, daß David, welcher erst die Burg der Jebusiter einnahm, die Stadt schon bis zur jetzigen Oberstadt ausgedehnt haben sollte, da ja noch nicht einmal der nächstliegende Tempelberg bebaut war, und wegen der Entfernung des einzigen Brunnens, des sogenannten Hiobs- oder Nehemia-Brunnens, auch nicht mit Vortheil bebaut werden konnte; da die Marien- und Siloah-Quelle, welche heute durch die Wässer der Stadt verunreinigt sind, schwerlich ausreichte, und wohl schon damals nicht recht trinkbar war, Wasserleitungen aber erst von Salomo angelegt wurden, der damit die königlichen Gärten beim Hinnom-Thale bewässerte. Auch das Grab Davids, jetzt Moschee auf der Oberstadt, wenn es authentisch ist, würde ein Beweis gegen die angeblich damals schon erfolgte Bebauung der Oberstadt sein.

Der Name Zion, der in den Psalmen und von Propheten wesentlich für den Ort gebraucht wird, wo das Heiligthum des Herrn stand, während die Stadt Jerusalem als die „Tochter Zion" bezeichnet

wird, wurde von den Späteren, welche den Tempel schon zerstört fanden, mißbräuchlich auf die beherrschende Oberstadt mit ihren Thürmen und Palästen übertragen, das dort nach Süden führende Thor Zionsthor genannt, statt Davidsthor, wie noch heute die Araber dasselbe nennen, weil dicht vor demselben das angebliche Grab Davids liegt. Indem man nun Zion von dem Tempelberge unterschied, nahm man für diesen den Namen Morijah an, als den Ort, an welchem das Opfer Abrahams hatte stattfinden sollen; eine Legende, welche durch Nichts in der heiligen Ueberlieferung bestätigt wird. Daher entstand die bis heute fortdauernde Verwirrung der Namen für die beiden Berge der Stadt. Wenn für den Namen Morijah irgend eine wahrscheinliche Tradition existirt hätte, so würde wohl schon David den Ort für den Tempelbau in Bezug darauf gewählt haben; es ist aber nur von der Tenne des Jebusiters Arnsna die Rede, bei welcher der Engel stand, der der Pest in Jerusalem Stillstand gebot; auch die Propheten erwähnen nicht des Morijah. Es bleibt noch übrig, von den beiden Bergen zu reden, welche im Süden von Jerusalem, etwas niedriger als der Oelberg, die Thalränder des Kidronbaches bilden, der Berg des Aergernisses und der Berg des bösen Raths.

Der erstere gilt als die Höhe, auf der Salomo gegen Ende seiner Regierung den Götzen seiner kanaanitischen Frauen geopfert haben soll; der Berg des bösen Raths als derjenige, wo sich in der Nacht der hohe Rath im Landhause des Hohenpriesters Kaiphas versammelte und den Verrath des Judas annahm; dahin kehrte auch angeblich Judas zurück, als ihn der Verrath gereuete; ein einzelner Baum, auf der stürmischen Höhe sonderbar verwachsen, wird noch heute dort als Symbol seines Endes erhalten. Auch befindet sich auf demselben Berge der Blutacker (Hakeldama), der Töpfer-Acker, welcher für das Blutgeld der 30 Silberlinge zum Begräbniß der Pilger gekauft wurde; ein längliches, einstöckiges, finsteres Gebäude steht darauf und dient als Eingang zu den Grabkammern, welche hier noch zahlreich in den Felsen liegen. Obwohl sich kein historisches Zeugniß für die richtige Lage dieses Ortes vorfindet, so ist doch seine isolirte Lage, abgesondert von den übrigen Begräbnißplätzen wohl dafür geeignet, auch wird in der Nähe noch die Töpfererde gefunden, welche noch heut die Thongefäße für die Stadt liefert.

(Schluß folgt.)

Der Verein „Dienst an Arbeitslosen" zu Berlin,

hat im verflossenen Monat an vier Sonntagen im Christlichen Vereinshause am Wedding 1493, im Stadtmissionshause 545, zusammen 2038 Gäste bei den von ihm veranstalteten Gottesdiensten mit einem Frühstück bewirthet. Für den ganzen Winter beträgt die Zahl der auf diese Art erquickten Arbeitslosen rund 10 000, und seit dem Beginn der Thätigkeit des Vereins vor fast neun Jahren 71 000. Der Verein ist bestrebt, den Arbeitslosen auch nach Möglichkeit die Hand zu reichen, aus der Arbeitslosigkeit herauszukommen. Der Verein hat sich daher entschlossen, eine besondere Jugendpflege zu organisiren mit einem ständigen Bureau und einem Beamten, der die Aufgabe hat, den jungen Leuten, die sich am Sonntag nach dem Gottesdienst und dann auf Aufforderung im Bureau melden, mit Rath und That zur Hand zu gehen. Um arbeitsscheue Elemente abzuschrecken, wird die Arbeitsvermittelung in den Vordergrund gestellt; aber auch die Wiederanknüpfung der Verbindung mit der Heimath, mit Eltern und Vormündern, mit früheren Arbeitgebern und Lehrherren, die Vermittelung des für legitimationslose Personen äußerst schwierigen Verkehrs mit den Behörden gehört in den Kreis dieser Fürsorge. Die Leute sollen möglichst nach außerhalb geschickt werden, entweder in die Heimath zurück oder zu Arbeitgebern, die sich dazu erbieten. Auch ist in einzelnen Fällen eine vorläufige Verpflegung der Leute am Platze. Durch freiwillige, unbezahlte Kräfte diese Thätigkeit zu üben wie bisher, ist fernerhin unmöglich. Vorläufig hat ein Handwerksmeister gegen mäßige Vergünstigung die Geschäfte übernommen. Neben vollständig heruntergekommenen Leuten melden sich Viele, die erst im Beginn der Noth stehen. Im Beginn der Noth genügt mitunter ein guter Rath, ein Zehnpfennigstück für Pferdebahn oder Briefmarke, um den Mann zu retten, während anderenfalls der Mann untergeht und dauernd der Gesellschaft zur Last fällt. Um recht viele der Leute nach außerhalb schicken zu können, bittet der Verein die Gutsbesitzer und andere Arbeitgeber aus der Provinz um Anmeldung freier Stellen; soweit als möglich sollen ihnen dann arbeitsfähige und arbeitswillige junge Männer zugesandt werden. Immerhin erfordert diese neue Thätigkeit des Vereins größere Geldmittel, und ihre dauernde Fortführung muß von dem Vorhandensein der Mittel abhängig gemacht werden. Bis jetzt haben die Einnahmen des Vereins nur knapp für das Frühstück gereicht. Fortan wird sich der Jahresbedarf von 1500 Mk. auf mindestens 6000 Mk. steigern. Der Verein wendet sich vertrauensvoll an die Freunde der Armen und Nothleidenden und bittet um Beiträge. Gaben nehmen entgegen der Hausvater Freitag, N. Müllerstr. 6, der Oeconom Haase, SW. Johannistisch 6, und der Vorsitzende Constantin Liebich, SW. 61, Großbeerenstr. 12.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrtich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Bureau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 29. April 1891. Nr. 17.

1. Hellmuth Carl Bernhard Graf von Moltke, General-Feldmarschall, Präses der Landes-Vertheidigungs-Commission, Chef des Kolbergschen Grenadier-Regiments Graf Gneisenau (2. Pommerschen) Nr. 9 und Kanzler des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler, Ehren-Commendator des Johanniter-Ordens seit 1887, † zu Berlin 24. April 1891.
2. Christer-Gustav Carl Louis Conrad Freiherr von Albedyhll, Rittergutsbesitzer, auf Karnitten bei Liebemühl, Rechtsritter seit 1869, † Karlsbad 21. April 1891.
3. Hilmar von Leipziger, Wirklicher Geheimer Rath und Ober-Präsident der Provinz Westpreußen, Rechtsritter seit 1872, † Zoppot 22. April 1891.

Verein der Johanniter in Bayern.

Am 11. April fand in München der 3. Rittertag des Vereins der Ritter des Johanniter-Ordens in Bayern statt. Der Verein besteht gegenwärtig aus 50 Mitgliedern, 5 Rechts- und 45 Ehrenrittern, von denen 26 sich zu dem Rittertag eingefunden hatten.

Den Vorsitz führte der Schatzmeister des Vereins Graf Max zu Pappenheim. Derselbe erstattete einen Geschäftsbericht, aus dem hervorgeht, daß der Verein im Laufe des letzten Jahres als selbständige Corporation nebem dem Landeshilfsverein, dem Frauenverein und dem Georgiritter-Orden in das bayerische Landes-Comité für freiwillige Krankenpflege im Kriege eingetreten und dort durch 2 Mitglieder, nämlich den Schatzmeister Grafen zu Pappenheim und den Rechtsritter Freiherrn Hermann von Rotenhan vertreten ist.

Nachdem der Verein die Zahl von 50 Mitgliedern erreicht hat, sollen vorbereitende Schritte zur Gründung einer Bayerischen Genossenschaft in die Wege geleitet und, nachdem endgiltige Schlüsse diesserhalb gefaßt worden sind, solche dem Durchlauchtigsten Herrenmeister zur Genehmigung unterbreitet werden.

Pilgerfahrt nach Jerusalem.

(Schluß.)

Nun zurück zu dem Innern der Stadt, welche wir durch das Jaffa-Thor betreten haben, entlang den beiden Nordthürmen der Citadelle. Wohlthuend überrascht wird der Pilger durch den Gegensatz im Vergleich mit den übrigen orientalischen Städten, welchen Jerusalem durch seine größere Reinlichkeit, gepflasterte und gerade Straßen und solide antike Bauart gewährt. Fast sämmtliche Häuser sind aus großen, solide gefügten Quadern erbaut, durch alle Stockwerke gewölbt und mit luftigen Terrassen versehen; die meisten haben noch, wie im Alterthum, die Front nach innen, gegen einen schattigen wohlbepflanzten Hof oder Garten gewandt und selbst da, wo die moderne Bauart aus praktischen Gründen Platz gegriffen hat, entfernt sie sich erfreulicherweise nicht auffällig von der antiken Umgebung. Die alten Mauern aus der Zeit des Herodes Antipas, Hadrians und zuletzt Saladins begrenzen noch fast unversehrt Stadt und Tempel, welche auf diese Weise als einzige in ihrer Art sich den Charakter, den sie zu Christi Zeit trug, annähernd bewahrt hat. Auch die Bevölkerung, welche ja schon zu Christi Zeit aus allen Nationen gemischt war, trägt wohl, bei der Unveränderlichkeit orientalischer Verhältnisse, noch überwiegend den Stempel wie in alter Zeit. Viele Straßen sind überwölbt, so daß über denselben ganze Stadtviertel sich ausbreiten; in den Gewölben befinden sich oft die Bazare, wo bei dem spärlichen Licht dennoch zahlreiche Handwerke, auch Garküchen betrieben werden; natürlich ruht dann Alles mit Sonnenuntergang. Das Christenviertel, im Nordwesten der Stadt, um die heilige Grabeskirche gelegen, ist bei Weitem das stattlichste und wohlhabendste; das armenische, mit dem großen St. Jakobs-Kloster im Mittelpunkt, schließt sich südlich bis zum Zions-Thor an. Das muhamedanische Viertel im Nordosten ist das ausgedehnteste, umschließt den Tempelplatz von zwei Seiten, ist aber mit Ausnahme der Regierungsgebäude winklich und verfallen. Das

jüdische Viertel, südlich von dem vorigen, und der Südecke des Tempels zunächst, ist zwar das unansehnlichste und verfallenste, enthält aber verhältnißmäßig die größte Zahl von Bewohnern, welche noch fast täglich anwachsen und über die Hälfte der auf ca. 40000 Seelen geschätzten Bevölkerung ausmachen.

Die Vorstädte sind fast ausnahmslos von christlichen oder jüdischen Colonieen bewohnt. Das Wasser wird mit Ausnahme einiger Quellen durch zahlreiche große Cisternen gewonnen.

Der erste Gang des Pilgers in der heiligen Stadt richtet sich mit Recht nach der Grabeskirche, welche vielmehr Auferstehungskirche heißen sollte. Ehrfurchtgebietend steht dieser großartige Bau von zahlreichen Kirchen und Kapellen vor dem Beschauer, der ihn von dem großen Vorhofe aus betritt; eine Stimme in ihm ruft ihm zu: „Ziehe Deine Schuhe aus, denn der Ort, darauf Du stehest, ist ein heiliger Ort!"

In der großen hohen Vorhalle liegt zunächst unter einem prachtvollen Baldachin ein rother Marmorstein, auf welchem nach der Tradition die heiligen Frauen den Leichnam Christi salbten; rechts davon steigt man etwa 20 Fuß hoch zu der Kapelle der Stätte Golgatha empor, in deren Fußboden die Stelle der drei Kreuze bezeichnet ist. Hier verweilen die größeren Pilgerzüge mit Lichtern versehen gewöhnlich längere Zeit unter Gesang und auf dem Fußboden knieend. Die dicht neben Golgatha erbauten Kapellen werden als die der Kreuzannagelung und der Schmerzen Mariä bezeichnet; zu der letzteren führt direct eine Treppe vom Vorhofe aus hinauf.

Steigt man von Golgatha wieder herab und wendet sich durch die Vorhalle nach der entgegengesetzten Seite, so betritt man den Rundbau des heiligen Grabes.

In einem ganz eigenartigen, hochimposanten Styl, der wohl dem frühgothischen am nächsten steht, wölbt sich, von 18 eng an einander stehenden hochragenden Pfeilern getragen, die mächtige Kuppel, durch welche das Licht einfällt, über der kleineren Grabeskapelle, welche in ihren Formen und Ausschmückungen mehr an den modernen orientalischen Styl erinnert, und durch ihren hohen Aufbau den Eindruck und die Uebersicht des Ganzen etwas beeinträchtigt. Trotzdem ist die architektonische Wirkung eine höchst feierliche und nirgends wieder erreichte, selbst in St. Peter zu Rom nicht, wo doch das Auge frei durch den ungeheuren Raum schweifen kann, nur durch den Baldachin über dem Grabe Petri in der Aussicht etwas unterbrochen. Die Grabeskapelle selbst besteht aus zwei kleinen, mit zahlreichen Lichtern erhellten Räumen. Wir treten zunächst in die Vorkapelle, in deren Mitte der quadratische Stein liegt, auf welchem nach der Tradition der Engel saß, der am Auferstehungsmorgen den Frauen zurief: „Was suchet ihr den Lebendigen bei den Todten? Er ist nicht hier, Er ist auferstanden." — Dies Wort tönt auch uns nach, wenn wir das heilige Grab betreten. Dieses selbst, ganz verdeckt unter der Fülle der Bekleidung des natürlichen Felsens mit gold- und silbergestickten Teppichen und Lampen, ist fast stets erfüllt von einer zwar kleinen, aber andächtigen Schaar von Pilgern, welche knieend ihrer tiefen Bewegung Ausdruck verleihen. Obwohl sich die Andacht des Christen nicht an äußere Gegenstände heften, vielmehr im Geist und in der Wahrheit, ohne sichtbare Anknüpfungspunkte stattfinden soll; obwohl auch von einer Verehrung des heiligen Grabes und den Aposteln nirgend etwas berichtet wird, und schon der heilige Hieronymus von einer ausschließlichen Verehrung der heiligen Stätten und den zahlreichen Pilgerzügen abräth mit den Worten: „Auch in Britannien steht das Himmelreich offen," so muß doch jedes christliche Herz tief ergriffen werden, wenn es sieht, wie seit vielen Jahrhunderten bis in die neueste Zeit unzählige Pilgerschaaren zu dem Schauplatz des tiefsten Leidens und der glorreichen Auferstehung des Herrn gewallfahrtet sind und von dort sich Erhebung und Stärkung zu ihrem eigenen Lebens- und Leidenswege mitgenommen haben; die Macht der christlichen Gemeinschaft ist es, die hier sich mit besonderer versöhnender Gewalt bethätigt.

Auch ist in Jerusalem nicht, wie wohl früher vielleicht mit Grund berichtet wurde, ein besonders scharfer Gegensatz der verschiedenen christlichen Confessionen wahrzunehmen, viel mehr eher ein löblicher Wetteifer, es einander in Bethätigung von Liebeswerken zuvorzuthun. Unter dem Dach der heiligen Grabeskirche vereinigen sich alle christlichen Confessionen, einschließlich der abyssinischen mit ihrem Cultus und ihrem Besitz, und wenn die protestantische Kirche scheinbar davon ausgeschlossen ist, so darf man nur daran erinnern, daß sie nach der Absicht Luthers gar keine besondere Kirche, sondern eine Gemeinschaft innerhalb der an Haupt und Gliedern zu reformirenden allgemeinen Kirche bilden sollte, und als solche einer jeden der verschiedenen Confessionen gleich nahe steht. Selbst die äußere Bewachung des heiligen Grabes durch die muhammedanische bewaffnete Macht hat nichts Störendes mehr, wenn man erwägt, daß die Person Christi auch den Muhammedanern als heilig gilt, daß dieselben diesen Schutz nie gemißbraucht, vielmehr zum Vortheil der Christen selbst ausgeübt haben, und daß einst auch heidnische Legionäre das Grab bewacht haben.

Wenn wir wiederum aus dem Portal der heiligen Grabeskirche heraustreten, so trifft unser Blick über den weiten Vorplatz hinüber auf die Stelle, wo ehemals der Palast des Großmeisters des Ordens der Ritter des heiligen Johannes zum Spital von Jerusalem stand. Nunmehr ist über den Trümmern desselben ein muhammedanisches Wohlthätigkeits-Asyl nebst Moschee eingerichtet, das nicht zugänglich ist, aber es schließen sich an diesen Platz die Ruinen der übrigen ehemaligen Johanniter-Gebäude, zunächst ein den Griechen gehöriger Complex, von dem anzu-

nehmen ist, daß er den Rittern zur Wohnung und zum Sitz der Verwaltung diente, dann der etwa 100 Schritte lange und 200 Schritte tiefe, jetzt durch eine Straße von den übrigen Ruinen abgesonderte Platz, wo die ehemalige Johanniterkirche Sta. Maria latina major. und, zusammenhängend mit derselben, das eigentliche Hospitalgebäude der Johanniter stand. Dieser mit sehr ansehnlichen Ruinen bedeckte Platz wurde im Jahre 1869 bei der Anwesenheit des Kronprinzen vom Sultan dem Kaiser Wilhelm geschenkt. Aus den Ruinen, die man nach der Schenkung aus den auf sie lagernden Schuttmassen ausgrub und welche ringsherum noch die Höhe eines Stockwerks, in dem Hospital sogar das zweite Stockwerk erreichen, kann man den vollständigen Plan der Kirche und des Hospitals, Styl und Ornamentik mit eingeschlossen, erkennen: die Mauern, überall aus großen regelmäßig behauenen Quadern bestehend, würden auch heute noch eine dauerhafte Grundlage für eine Wiederherstellung nach dem alten Plan darbieten, ja einzelne Räume sind schon jetzt wiederhergestellt, wie das ehemalige Refectorium der Ritter im Hospital, welches zur evangelischen Kapelle eingerichtet ist und sonntäglich die Gemeinde fast schon nicht mehr fassen kann.

Auch der schöne, gewölbte Kreuzgang, der zur Kapelle führt, ist vollkommen erhalten, und einige der Zimmer würden mit Leichtigkeit wiederum zu Wohnungen eingerichtet werden können.

Die Kirche selbst war in einem der heiligen Grabeskirche vollkommen ebenbürtigen, großartigen Style erbaut; ihr Wiederaufbau, der bevorsteht, wird voraussichtlich für immer der evangelischen Gemeinde Jerusalems ausreichenden Raum bieten.

Noch ist des jetzigen Besitzes des Ordens zu gedenken, des in einem früheren arabischen Hause, anstoßend an den Garten des ehemaligen deutschen Consulats errichteten Hospizes, welches etwa 30 Personen Obdach gewährt. Die Einrichtung ist bei aller Einfachheit so würdig, daß seiner Zeit Kaiser Friedrich als Kronprinz daselbst Wohnung nehmen konnte; sein Empfangzimmer hatte den herrlichen Ausblick über halb Jerusalem und den Oelberg. Um die Wohlthat dieses gastlichen Aufenthalts möglichst Vielen zu Theil werden zu lassen, ist im Allgemeinen die Aufnahme nur für 14 Tage gestattet; da jedoch während des Sommers selten Pilger nach Jerusalem kommen, so wird bisweilen diese Frist von der Zeit nach Ostern bis in den Herbst etwas verlängert: eine auserwählte Bibliothek, Geschenk eines Ordensritters (Graf Wartensleben), ein Piano und Harmonium, ein schattiger Gartenplatz im Hof, Terrasse auf dem Dache mit prächtiger Aussicht, sowie die frugale, aber kräftige Kost und der eigen bereitete Wein, tragen dazu bei, den Aufenthalt sehr einladend zu machen.

Unter dem Hospiz führt eine überwölbte Straße hindurch, welche einen Theil des Leidensweges Christi, der via dolorosa, ausmacht, und zwar den von dem Gerichtsthor, der porta judiciaria, bis nach Golgatha, etwa 200 Schritte weit.

Das Gerichtsthor selbst liegt jetzt unterhalb des Hospizes und ist durch eine Tafel bezeichnet, welche die Stelle angiebt, wo nach der Tradition das Todesurtheil Christi angeschlagen war: das Thor lag vermuthlich in der sogenannten zweiten Mauer, welche, der Ueberlieferung des jüdischen Historikers Josephus gemäß, vom Gartenthor in der ersten von Hiskia erbauten Mauer in der Richtung nach der Burg Antonia, am nördlichen Rande des Tempelplatzes führte und daselbst anschloß; der Zug dieser Mauer wird noch durch zwei bedeckte, lange Bazargassen bezeichnet neben denen einzelne antike Reste ihr Vorhandensein zu bestätigen scheinen.

Der Anfang der via dolorosa liegt in dem Richthaus des Pilatus, als dessen Stelle die auf den Fundamenten der Burg Antonia erbaute jetzige Kaserne, auch früher Standquartier der Legionen gilt; dort ist auch ein Portalbogen erhalten, unter welchem Pilatus nach der Tradition Jesum dem Volke darstellte mit den Worten: Ecce homo! Seht, welch ein Mensch!

Es folgen sich dann die Orte der 14 Stationen, durch welche die Kirche den Leidensweg Christi bezeichnet hat, in kurzen Zwischenräumen, denn die ganze via dolorosa mißt etwa nur 1000 Schritt oder 10 Minuten Weges bis nach Golgatha.

Besonders bezeichnet durch Steine oder Kapellen sind von diesen Stationen nur wenige; die Stelle, wo Jesus die Töchter Jerusalems tröstet, die, wo nach der Legende ihm die heilige Veronica das Schweißtuch reichte, und die Gerichtspforte mit Tafel beim Johanniter-Hospiz.

Man hat in neuerer Zeit versucht, das Richthaus des Pilatus in den Palast des Herodes, südlich von der jetzigen Citadelle zu verlegen, weil nach einer Tradition Pilatus dort seine Wohnung gehabt haben soll. Es ist nun an und für sich höchst unwahrscheinlich, daß ein römischer Statthalter mit dem ihn umgebenden obrigkeitlichen und militärischen Personal in dem Palaste eines ihm untergebenen Vierfürsten den dauernden Sitz genommen haben sollte, abgesehen davon, daß die Schrift ausdrücklich berichtet, daß sie einander feind waren, und erst durch Zuführung Christi zu Herodes, als aus dessen galiläischem Gebiete stammend, Seitens des Pilatus ein freundliches Verhältniß hergestellt wurde; dann aber war überall in römischer Zeit das Gerichtshaus getrennt von der Privatwohnung, schon des gewöhnlich jedes Jahr stattfindenden Beamtenwechsels halber, und weil dasselbe im Stande sein mußte, eine große Menge von Parteien und außerdem die nothwendige militärische Bedeckung zu fassen. — Es wird also auch hier, wie bei Golgatha, die bisherige Tradition für die via dolorosa als der geschichtlichen Ueberlieferung und der örtlichen Situation am besten entsprechend festzuhalten sein.

Was die übrigen durch die Wirksamkeit des Herrn geheiligten Stätten in Jerusalem betrifft, so sind sie nur auf sehr zweifelhaften Traditionen begründet, namentlich der Abendmahlsraum, welcher in dem das angebliche Grab Davids umgebenden muslimischen Heiligthum gezeigt wird. Daß die sämmtlichen zu demselben gehörigen Gebäude zu Christi Zeit innerhalb der Stadt gelegen haben, wird nicht bezweifelt: jetzt liegen sie mehrere hundert Schritt vor dem sogenannten Zions-Thor.

Der Ort der Himmelfahrt Christi wird auf der höchsten Kuppe des Oelbergs durch eine Kapelle bezeichnet, gleichfalls in muslimischem Besitz, aber den Christen zugänglich; da nach dem Evangelium Lucä 24, 50, Jesus von Jerusalem aus, die Jünger „bis gen Bethanien" führte, welches am Fuße des Oelbergs liegt, so ist die richtige Lage der Kapelle an dieser Stelle sehr unwahrscheinlich.

Bethanien, dieser stille, ländliche Zufluchtsort, wo der Herr so oft im Hause der drei Geschwister Lazarus, Martha und Maria, Aufnahme fand, wird wohl von keinem Pilger zu besuchen versäumt, da es von Jerusalem aus in einer kleinen Stunde zu Fuß zu erreichen ist. Das Haus des Lazarus, welches dort noch gezeigt wird, unterscheidet sich nur durch größeren Umfang und eine Kuppel über dem angeblichen Grabe desselben von den übrigen arabischen Wohnhäusern und beansprucht wohl kein Recht auf historische Ueberlieferung.

Ein anderes, nie versäumtes Wanderungsziel ist die Stadt Davids, Bethlehem, mit der Geburtskirche über der Felsenhöhle, in der der Heiland das Licht der Welt erblickte. Obwohl die „kleinste unter den Städten Judä", hat sie doch durch ihre Bedeutsamkeit einen solchen Aufschwung gewonnen, daß sie jetzt fast die blühendste unter den Städten Juda genannt werden kann. Ihre überwiegend christliche Bevölkerung bietet im Allgemeinen das Bild eines wohlgebauten, thätigen Menschenschlags; die Perlmutterarbeiten und Holzschnitzereien zu christlichen Andenken, welche über den ganzen Erdkreis gehen, haben einen durchschnittlichen Wohlstand erzeugt, der stetig im Zunehmen ist.

Die hochgelegene Stadt, namentlich auch die Geburtskirche, welche isolirt an einem freien Platze liegt, gewähren einen höchst stattlichen Anblick: die Kirche selbst ist im Innern nach Art der anderen orientalischen Kirchen mit großer Pracht ausgestattet, worin auch hier die verschiedenen Confessionen gewetteifert haben. Marmorbekleidung, Mosaiken, Gemälde, Metallverzierungen lassen das Auge kaum zur Ruhe kommen und haben auch der eigentlichen Geburtsstätte, die als Krypta einige Stufen tiefer ausgebaut ist, ihren ursprünglichen Charakter genommen. Von Bethlehem aus nehmen viele Pilger auch ihren Weg nach dem eine Tagereise entfernten Hebron, dem Wohnsitz der ersten drei Patriarchen, an welchen sich jedoch keine christlichen Erinnerungen knüpfen; die Abrahamseiche in der Nähe, welche nach jüdischer Tradition die Stelle des Haines Mamre bezeichnen soll, und die Salomonischen Teiche, welche in 3 Terrassen übereinander die Wasser der Umgegend sammelten und nach Jerusalem in die Gärten des Königs führten, bilden das Hauptinteresse bei diesem Ausfluge. Das Innere der Stadt und die Moschee mit den Patriarchengräbern zu besichtigen, wird durch den Fanatismus der Bevölkerung erschwert.

Dagegen ist eine andre dreitägige Excursion nach Jericho und dem Jordanthale im höchsten Grade lohnend, obwohl sie nur unter Bedeckung bewaffneter Beduinen ausgeführt werden kann. Denn seit Christi Zeit und gewiß schon früher, war diese Hauptverbindung mit dem östlichen Jordanlande durch Räuberbanden gefährdet, wie uns das Gleichniß vom barmherzigen Samariter lehrt. Die Straße führt in ihrem letzten Theile an dem fast senkrecht eingeschnittenen engen Thale des Baches Krith vorüber, an dem sich Elias auf Geheiß des Herrn vor Ahab verbarg und von den Raben gespeist wurde. Der Bach ergießt sich etwas südlich von Jericho in den Jordan, nahe der Fuhrt, wo Johannes taufte.

Es ist eine durch Tradition geheiligte Gewohnheit der Pilger, auch hier durch ein Bad in dem raschen von Gebüsch beschatteten Strome die Erinnerung an den Ursprung der Taufe sich zurückzurufen; wohl gekräftigt zieht er dann weiter auf der langen Wüstenstraße zum Todten Meer, das mit seinen durchsichtigen blauen Fluthen fast einen freundlichen Gegensatz gegen die Wüste umher darbietet.

Von hier aus kehren die meisten Pilger über Marsaba nach Jerusalem zurück, um ihre Pilgerfahrt zu beschließen, und auch wir schließen hier diese kurze Skizze mit dem Wunsche, daß nun auch aus unserer Heimath viele dem jährlichen Strome der Pilgerzüge folgen mögen, um die heiligen Stätten in Andacht zu betreten.

v. A.

Der Evangelische Verein für kirchliche Zwecke in Berlin

hat soeben in einem 56 enggedruckte Seiten umfassenden Büchlein seinen 42. Jahresbericht erstattet, in welchem er über seine weitverzweigte Liebesthätigkeit in der Millionenstadt während des vergangenen Jahres ausführlich Rechenschaft ablegt.

Auf jede politische und socialpolitische Thätigkeit verzichtend, hat der Verein sich die Bekehrung der Herzen, die Gewinnung der Seelen für Jesum Christum zur Aufgabe gemacht, Seelsorge zu üben, die Seelenführung zum Heilande zu unterstützen, die Seelenpflege für die Gefährdeten in Gang zu bringen: — das ist sein Grund und Ziel und damit tritt er fest auf den Boden der Reformation und bekennt unentwegt die Kraft und Unerschütterlichkeit der reformatorischen Bekenntnisse. Er thut dies im Rahmen unserer evangelischen Landeskirche als ein Diener der volkskirchlichen Evangeliumsverkündigung

und als ein helfendes Glied der Kirche in freiwilliger Hilfeleistung für die kirchliche Organisation und für die Gemeinden, die sich von ihm helfen lassen wollen.

Seine Ziele sucht der evangelische Verein auf dreierlei Weise zu erreichen. Er will einmal neben dem Dienste der Kanzel und des Altars die kirchliche Gemeinschaft pflegen und tiefer ausbilden durch Erbauungs-, Bewahrungs- und Arbeitsgemeinschaften der Christen. Für diese Zwecke sind die Vereinshäuser bestimmt. Hier ist Erbauung für kirchlich bewußte Gemeindeglieder: der sonntägliche Hauptgottesdienst und der Kindergottesdienst, der wöchentliche Lehrvortrag, die liturgische Andacht und der wissenschaftliche Vortrag, die Gebetsversammlung und der Theeabend —, hier ist Bewahrung und Sammlung der gläubigen Jugend in Jünglingsvereinen und im Lehrlingsverein, hier ist Hilfe für reisende Handwerker in den Herbergen zur Heimat und hier ist ein Hospiz und Logierhaus für Reisende der gebildeten Klassen. Hier sind endlich auch Arbeitsgemeinschaften, zahlreiche Sammelpunkte der selbstthätigen Helfer, Conferenzen, Vereine, welche davon überzeugt sind, daß nicht bloß Erbauung Noth thut, sondern Arbeit, und daß die Noth der Gegenwart nicht ein beständiger Gegenstand des Klagens und Jammerns, sondern vielmehr der thatkräftigen Abhilfe durch die aufopfernde christliche Liebe sein soll.

Zum Andern dient dem Evangelischen Verein zur Erreichung seines Zieles die Presse. Durch dieses weltbeherrschende Organ des Geistes soll in den weitesten Schichten des Volkes die Liebe zum Worte Gottes und damit zugleich die wahre christliche Nächstenliebe, christliches Denken und Fühlen beständig angeregt und verbreitet werden. Die Presse ist ein Kind der Reformation. Ohne die Buchdruckerkunst wären Luthers Schriften nicht wie Feuerflammen durch das Land gezogen. Luther nennt die Buchdruckerkunst die Erfindung Gottes für die letzten Zeiten. Und in der That der Abfall von Gott ist in unseren Tagen weitverbreitet und es gilt diese große Erfindung zur Bekehrung der Abtrünnigen in der rechten Weise nutzbar zu machen. Die christliche Presse ist heutzutage eine Kanzel geworden, die weithin durch die Lande vernehmlich ist und viele Hunderttausende von Zuhörern hat. Der Evangelische Verein hat seit seiner Gründung im Jahre 1848 den Dienst auf dieser Kanzel übernommen und in dem letzten Jahrzehnt namentlich durch die Herausgabe christlicher Volksblätter einen reichen Segen von Gott erfahren und einen weiten Leserkreis für die 14 von ihm verlegten Blätter im ganzen Deutschen Reiche sammeln können, eine Arbeit, die er dem Christlichen Zeitschriftenverein als einer Unterabtheilung zur selbstständigen Pflege übertragen hat.

Neben kirchlicher Gemeinschaft und Presse bildet das dritte große Mittel zum Zweck für den Evangelischen Verein die christliche Liebesthätigkeit. Zum Erfolge des Wortes ist die That unbedingt erforderlich. Auf dem Gebiete der freien Liebesthätigkeit liegt heutzutage die große Probe für die Leistungsfähigkeit der Kirchen. Hier ist das Hauptschlachtfeld zwischen der evangelisch-protestantischen und der römisch-katholischen Kirche. Die Zukunft unseres deutschen Volkes und unserer evangelischen Kirche hängt wesentlich davon ab, ob wir die sociale Frage lösen. Die Treue in der Arbeit und die Treue in der Liebe wird hier allein entscheiden, daß christliche Männer und Frauen an ihrem Platze ihre Pflicht thun und sich der Geringen und Schwachen annehmen. Diese Treue zu wecken, für sie Gelegenheiten, Mittel und Wege zu schaffen, ist die Aufgabe des Vereins bei seinen mancherlei socialen Hilfen, die er in's Leben ruft, bei seinen Armenpflegen, Arbeitsvermittelungen, Weihnachtsbescheerungen, Stiftungen und Wohlfahrtsbestrebungen, sowie bei den durch ihn geförderten Frauenwerken zu gemeinnütziger Liebesthätigkeit auf eigene Hand und an jedem Orte.

Wir haben im Vorstehenden versucht, in großen Zügen die Ziele des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke in Berlin, wie sie in der Einleitung des Jahresberichts dargelegt sind, zur Charakterisirung der edlen Bestrebungen des Vereins wiederzugeben und müssen es uns versagen, hier auf die Einzelheiten des umfangreichen Berichts näher einzugehen. Wir empfehlen jedoch allen Freunden der Inneren Mission das Lesen dieses Berichts, welcher von dem richtigen Erfassen der Aufgaben zur Lösung der socialen Frage und von seinem beständigen erfreulichen Wachsthum beredtes Zeugniß giebt, auf's wärmste und geben der Hoffnung Ausdruck, daß sich mancher dadurch zur thatkräftigen Förderung dieser wahrhaft humanen Bestrebungen in der Millionenstadt gewinnen lassen wird.

Das Diakonissen-Mutterhaus in Danzig.

Der für das Jahr 1890 erstattete Bericht über das Westpreußische Diakonissen-Mutterhaus zu Danzig giebt ein erfreuliches Bild von dem steten Wachsen und Gedeihen dieser Anstalt unter der thatkräftigen und umsichtigen Leitung ihrer Oberin Leopoldine von Behr, der früheren verdienten Vorsteherin des Sonnenburger Johanniter-Krankenhauses.

Mit 7 Schwestern begann die noch jetzt in rüstigem Wirken stehende Oberin im Jahre 1875 die Thätigkeit dieses Hauses, während gegenwärtig demselben außer der Oberin 97 Diakonissen, 57 Novizen und 20 Probeschwestern, im Ganzen also 174 Schwestern angehören. Hiervon arbeiten etwa 130 auf den Außenstationen, gegen 40 im Mutterhause selbst.

Eine Schwester ist im Laufe des Jahres 1890 durch den Tod abberufen worden. Einsegnungen von Schwestern fanden zweimal, am 13. Mai 1890 und am 17. März 1891, dem Jahrestage der Begründung des Hauses, statt, bei welchen 10 und 12 Schwestern die kirchliche Einsegnung für ihren un-

mehrigen, dem Dienste der Barmherzigkeit gewidmeten Berufe erhielten. Auch im vorigen Jahre haben wieder einige Lehrpflegerinnen des Johanniter-Ordens im Danziger Hause eine sechsmonatliche Ausbildung genossen oder sich zur zeitweiligen Unterstützung der Schwestern des Hauses eingefunden.

Im Krankenhause des Mutterhauses wurden 1890 1152 Kranke verpflegt, von denen in der 1. Klasse 92, in der 2. 223, in der 3. 783 lagen und 49 Kinder waren; die Zahl der Verpflegungstage betrug 35108. Hierbei wurde für 7027 Tage die Vergütigung ganz, bei 3678 Tagen zum Theil erlassen. Im Jahre 1889 betrug die Zahl der Kranken 1000, die der Verpflegungstage 31669, mithin ist für das Berichtsjahr eine erheblich gesteigerte Thätigkeit im Mutterhause gegen das Vorjahr zu constatiren. 1036 Kranke verließen dasselbe geheilt, 36 ungeheilt, 80 starben.

Neben dieser angestrengten Arbeit war es den Schwestern des Mutterhauses noch möglich, Privatpflege in 241 Nächten und 238 Tagen außer dem Hause zu leisten.

Auf 26 Außenstationen wurde auch Privatpflege in 1226 Tagen und 1161 Nächten geübt.

Die Gemeindepflege ist auf 49 Stationen betrieben, dabei sind 1096 Nächte von den Schwestern gewacht und 88448 Besuche gemacht worden.

Die Zahl der Krankenhäuser, in welchen die Pflege der Kranken von Schwestern des Danziger Mutterhauses ausgeübt wurde, betrug 1890 13. Im Ganzen befanden sich in diesen Anstalten 4750 Kranke, bei denen 998 Nächte gewacht wurde. Die Verpflegungstage in denselben beliefen sich auf rund 159000.

Neben der Kranken- und Gemeindepflege widmeten sich die Schwestern 19 Kleinkinderschulen mit 846 Kindern, 9 Jungfrauenvereinen mit 222 Jungfrauen und nahmen bei 16 Sonntagsschulen und 8 Nähschulen helfend Theil, wobei sie entweder ganz selbstständig arbeitend oder einzelne Gruppen leitend 512 resp. 338 Kinder unter ihrer Obhut hatten. Auch 4 Waisenhäuser mit circa 130 Kindern wurden von den Schwestern versehen, ebenso mehrere Armen- und Siechenhäuser mit insgesammt 40 Insassen.

Im Jahre 1890 sind die Stationen in Kolberg und Zemmin in Pommern aufgegeben worden und in Stuhm hat die Arbeit geruht. Neue Stationen sind in Elbing 2 übernommen worden: die Gemeindepflege in St. Marien und Privatpflege des vaterländischen Frauenvereins, ebenso die Gemeindepflege in Zempelburg, in Callies, Aschersleben, Angermünde, Strelitz, außerdem noch die chirurgische Universitäts-Klinik des Prof. Dr. von Brahmann in Halle. Eine Verstärkung der Schwesternzahl konnte auf den Stationen in Dirschau, Graudenz, Stettin und Stralsund gewährt werden. Im Ganzen zählt gegenwärtig das Mutterhaus an Außenstationen: in Danzig 7, im übrigen Westpreußen 30, in Pommern 12, in Posen 2, in Brandenburg 8, in Sachsen 6, in Mecklenburg 2, mithin 67 Arbeitsfelder.

Literatur.

Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins. Herausgegeben von dem geschäftsführenden Ausschuß unter der verantwortlichen Redaction von Prof. Lic. Hermann Guthe. Band XIII, Heft 3. (Mit zwei Tafeln und zwei Abbildungen im Text.) Leipzig 1891, in Commission bei K. Baedeker.

Inhalt: Personalnachrichten und geschäftliche Mittheilungen. — Verzeichniß der von Professor Dr. J. Gildemeister dem D. P. V. überwiesenen Schriften. — Palästina um das Jahr 1400 v. Chr. nach neuen Quellen. Von Dr. H. Zimmern. — Eine Felseninschrift aus Galiläa. Von J. P. van Kasteren. — Bewohnte Ortschaften in der Beltâ. Von J. P. van Kasteren. — Antonius de Cremona. Itinerarium ad Sepulchrum Domini (1327, 1330). Mitgetheilt von Reinhold Röhricht. — Grabkammern bei Haifa. Von G. Schuhmacher. — Nachträge. Mitgetheilt von H. Guthe. — Bücheranzeigen. — Noch einmal das Emmaus des Josephus. Von K. Furrer. — Zur Ostjordanischen Topographie. Von K. Furrer. — Matth. 3, 12, Luc. 3, 17. Von E. Nestle. — Was ein Fischer in Haifa fängt. Von Karl Vollers. — Die echte und die gefälschte Siloah-Inschrift. Von H. Guthe. — Berichtigung

Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde. Organ des Vereins „Herold“ zu Berlin. XXII. Jahrgang. Nr. 4.

Inhalt: Berichte über die Sitzungen vom 17. Februar und 3. März 1891. — Hans Ingeram's Wappenbuch (mit 6 Tafeln). — Das „Wappen“ Friedrichs von Hausen. — Heraldische Ausstellung in Edinburgh. — Vermischtes: Kirchenbücher in Müncheberg. — Bücherschau. — Auszüge aus den Inhaltsverzeichnissen heraldischer und anderer Zeitschriften. — Anfragen. — Antworten. — Familiennachrichten.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XVII. Jahrgang. Nr. 27. 4. April 1891.

Inhalt: Ein neues Geschlecht, Roman von H. v. Dedenroth (Fortsetzung). — Erinnerungen eines Feldjägers, von F. B. — Das gastliche Berlin, von Paul Lindenberg. — Erinnerungen an Kaiser Wilhelm I. und Gastein, von Emil Frommel (Fortsetzung). — Kleine Mittheilungen: Am Stammtisch (mit Abbildung). — Graf Zedlitz-Trützschler, der neue Unterrichtsminister (mit Abbildung). — Blücher in England. — Mars-la-Tour-Denkmal in Quedlinburg. — Eine unangenehme Verwechselung.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der




Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 6. Mai 1891. **Nr. 18.**

Hans Freiherr von Uslar-Gleichen, Geheimer Regierungs-Rath, Ehrenritter seit 1878, † zu Potsdam 24. April 1891.

Pommersche Genossenschaft.

Am 8. Mai d. J., Nachmittags $4^1/_2$ Uhr, findet, so Gott will, der Convent der Pommerschen Genossenschaft der Johanniter in Stettin statt.

Der Commendator: Graf von Bismarck-Bohlen.

Das apostolische Vorrecht der Könige von Frankreich.

In einem alten äußerst selten gewordenem Buche von Selden über die Ehrentitel kann man erstaunliche Dinge über diesen Gegenstand lesen, auch manches, was culturhistorisch sehr lehrreich ist, z. B. die Zeitpunkte, in denen verschiedene Titulaturen in Gebrauch kamen, kommen hier zur Verhandlung. Man erfährt unter Anderem daraus, daß der Titel „Majestät" in Frankreich zuerst von Ludwig XI., in England von Heinrich VIII. angenommen worden ist. Den Anspruch „von Gottes Gnaden" zu heißen, haben die Fürsten seit den ältesten Zeiten mit Recht erhoben, da hiermit nur die Abhängigkeit aller irdischen Größe von Gott ausgedrückt werden soll und von dem auch sie ihre Machtbefugnisse gleichsam zu Lehen tragen.

Anders steht es allerdings mit der Selbstvergötterung der Fürsten, auch sie ist leider so alt als die Welt; bei den Römern erreichte sie unter dem Einflusse vor dem Aergsten nicht zurückschreckender Schmeichler einen so hohen Grad, wie sie in der neueren Geschichte des Abendlandes selbst unter Ludwig XIV. in Frankreich nicht wieder erreicht hat. Die spät-römischen Kaiser Arcadius und Honorius gebrauchten selbst in Gesetzentwürfen die Formel „Unsere Göttlichkeit". Die gegen „unsere Göttlichkeit" conspiriren, werden „Heiligthumsschänder", ihre Briefe und Gesetze „heilige Schriften" genannt. Von den Statuen, welche die Kaiser als Götter verherrlichen, sind noch viele auf uns gekommen; zuweilen dehnte sich eine solche Verherrlichung sogar auf die Günstlinge der Cäsaren aus, wie man denn von dem Antinous, dem Liebling Hadrians, verschiedene derartige Apotheosen besitzt.

Von den asiatischen Herrschern läßt sich der Schah von Persien noch heute König der Könige nennen und der Selbstherrscher von Birma „Boa", was mehr Gott als Kaiser bedeuten soll. Seine weiteren Titulaturen besagen, daß alle Wesen durch ihn Licht und Leben empfangen, daß er die Jahreszeiten mache und wie weiland König Xerxes den Meereswellen befehle. Er nennt sich außerdem Bruder der Sonne und König der 24 Sonnenschirme, die als Zeichen seiner höchsten Würde vor ihm hergetragen werden. Der König von Monomotapa ließ sich „Herr der Sonne und des Mondes" und „größter Zauberer" nennen.

Wie bescheiden klingt es dagegen, wenn das Oberhaupt der katholischen Christenheit, der Papst, ob er sich schon Statthalter Christi mit Bezug auf Matth. 16, 18 nennt, doch auch wieder eingedenk der Stelle Matth. 23, 11—12 sich als Knecht der Knechte bezeichnet. Friedrich der Große, der sich im Gegensatz zu dem Ludwig XIV. beigelegten Ausspruch „l'état c'est moi" als der erste Diener seines Staates hinstellte, ließ aus dem preußischen Kirchengebet das Wort „Majestät" bei Erwähnung des Königs entfernen und schrieb statt dessen auch für den Altardienst der Geistlichen die Worte vor: „Laß Dir, o Gott, empfohlen sein, den König, Deinen Knecht". Diese Formel scheint sich erhalten zu haben bis zur Agende König Friedrich Wilhelm III.; in dieser heißt es „Segne den König, unsern Herrn".

Legten sich nun im Heidenthum die Fürsten göttliche Eigenschaften bei, so kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn sie sich auch die Gabe beilegten, Kranke durch bloße Berührung zu heilen. Das älteste Beispiel dieser Art wird uns übereinstimmend von Plinius und Plutarch erzählt. Ihnen zufolge soll König Pyrrhus von Epirus seinen Unterthanen höchst eigenhändig die Milzsucht ausgetrieben haben, nachdem sie ihm zu diesem Behufe einen weißen Hahn

geopfert. Der Kranke mußte sich entkleidet auf den Boden legen und der König berührte dann die kranke Stelle mit der großen Zehe seines rechten Fußes. Besagte große Zehe behielt übrigens ihre heilende Kraft noch nach dem Tode des Inhabers; man fand sie von den Flammen unversehrt auf dem Scheiterhaufen und setzte sie für sich allein in einem besonderen Tempel bei, wo sie ohne Zweifel fortfuhr, die Milzsüchtigen zu heilen.

Ein ferneres Zeugniß des Abglanzes solcher sich beigelegten göttlichen Macht, liefert Kaiser Vespasian. Obgleich von niederer Herkunft suchten die Höflinge dennoch seinen Stammbaum auf Hercules zurückzuführen. Kurz nach seiner Thronbesteigung, als ihm, wie Sueton sich ausdrückt „die Majestät, welche erst durch göttliches Zeugniß beglaubigt wird", noch mangelte, erschienen eines Tags ein Blinder und ein Lahmer vor seinem Tribunalssitze, ihn um Heilung anflehen, die ihnen Serapis im Traume versprochen habe. „Er werde, „sagten sie", dem Blinden das Augenlicht wiedergeben, wenn er das Auge mit seinem Speichel benetze, und dem Lahmen das Bein heilen, wenn er die Gnade haben wolle, es mit seiner Ferse zu berühren. Tacitus, der die Angelegenheit noch ausführlicher erzählt, sagt, es habe sich in dem zweiten Fall um eine gelähmte Hand gehandelt, auf die der Kaiser treten sollte. Vespasian lachte, fährt Tacitus fort, anfänglich darüber und wies sie ab, als sie aber auf ihre Bitte bestanden, theils den Vorwurf der Eitelkeit fürchtend, theils den Betheuerungen und schmeichelhaften Aufforderungen folgend, forderte er ein ärztliches Gutachten, ob solche Blindheit und Schwäche durch menschliche Kraft heilbar sei. Die Aerzte erörten hin und her, dem Einen sei die Sehkraft nicht völlig erloschen und könne wiederkehren, wenn das Hinderniß gehoben würde, dem andern sei das Glied bösartig verrenkt, wenn wohlthätige Kraft angewendet werde, könne es wiederhergestellt werden; dies liegt vielleicht den Göttern am Herzen und zur göttlichen Hilfe sei der Fürst auserkoren. Endlich, der Ruhm wirklicher Genesung könne nur dem Kaiser frommen, eine Täuschung aber, nur auf die Elenden zurückfallen. Vespasian darauf sich erinnernd, daß Alles seinem Glück entgegenkomme und nichts unmöglich scheine, richtet mit freundlichem Antlitz, in Gegenwart einer aufmerksamen Menge das Geheißene aus. Und sogleich kehrte dem Lahmen der Gebrauch der Hand zurück und dem Blinden leuchtete wieder der Tag. Beides bekräftigen noch heute solche, die dabei waren, obwohl die Lüge jetzt keinen Nutzen mehr bringen würde". Diese Bekräftigung ihrer Göttlichkeit schienen die Kaiser seitdem öfter in Scene gesetzt zu haben, denn auch von Hadrian berichtet Spartianus, er habe einem Blinden, der gleichfalls auf Veranlassung eines Traums zu ihm kam, das Augenlicht wiedergegeben, und Dio Cassius erzählt weiter vom Wassersüchtigen, den er kraft seines göttlichen Amtes geheilt habe. Von Aurelianus meldet Vopiscus, daß er die Göttlichkeit so stark ausgeübt, daß er sogar Todten das Leben wiedergegeben habe.

Aber auch unter den christlichen Herrschern finden wir solche, denen man die Macht beilegte, Wunder zu thun. Nur waltet hier im Vergleich zu den heidnischen Fürsten der Unterschied ob, daß sie sich diese Eigenschaft *nicht selbst* beilegten, sondern daß sie ihnen von der Kirche *kraft des göttlichen Ursprungs ihres Königthums* zuerkannt wurde. In Frankreich übte der allerchristlichste König, der erstgeborene Sohn der Kirche, nach der Salbung mit dem direct vom Himmel stammenden Salböl Chlodwigs bis in die neueste Zeit das Recht, Wunder zu thun, indem er Kranke durch bloße Berührung zu heilen vermochte. Noch 1825 hat König Karl X. nach seiner Krönung in Rheims dieses Recht ausgeübt, und wenn es Heinrich V. le Dieudonné vergönnt gewesen wäre, auf den Thron seiner Väter zurückzukehren, so würde er bei der allem katholischen Wunderglauben so günstigen Zeitströmung in Frankreich unzweifelhaft diese schönste aller legitimistischen Legenden erneuert haben.

Ob der Kaiser von Oesterreich in seiner Eigenschaft als apostolischer König von Ungarn und Nachfolger des heiligen Stefan noch das Privilegium ausübt, die Gelbsucht durch Berühren zu vertreiben, ist mir nicht bekannt, daß man aber im österreichischen Kaiserhause dem Titel „apostolische Majestät" einen großen Werth beilegt, ist gewiß. Die Kaiserin Marie Louise, die zweite Gemahlin Napoleon I., pflegte ihre Briefe, die sie ihrem Vater schrieb, stets „An seine geheiligte apostolische Majestät" zu adressiren, wodurch sie zu Anfang ihrer Ehe nicht wenig die Verwunderung des großen Emporkömmlings erregte.

Eine Taube, das Sinnbild des heiligen Geistes, hatte das heilige Salböl geradewegs vom Thron des höchsten herbeigebracht und zu den Füßen des heiligen Remigius, Erzbischof von Rheims, niedergelegt, als Chlodwig in der Bedrängniß einer Schlacht, Weihnacht 496, gelobt hatte, den Wünschen seiner Gemahlin nachzugeben und sich taufen zu lassen. „Beuge den Nacken, stolzer Sigambrer! Bete an, was du verbrannt hast, verbrenne was du angebetet!" also redet der wortgewandte Bischof den Frankenhäuptling an. Offenbar hat sich früh ein Legendenkreis um diesen mit möglichst theatralischem Pomp in Scene gesetzten, höchst bedeutsamen Akt angesponnen, aber weder von dem heiligen Salböl, noch von der mit demselben dem König imputirten Kraft, die Kröpfe durch bloße Berührung zu heilen, wissen gleichzeitige Scribenten, oder solche, die bald darauf lebten, etwas zu erzählen. Abt Gregor von Tours, der ein halbes Jahrhundert später seine märchen- und legendenreiche Historia francorum schrieb, hätte gewiß das Wunder mit der Taube und den Kröpfen nicht auf dem Herzen behalten, wenn es schon damals bekannt

gewesen wäre. Erzählt er doch mit größter Ausführlichkeit davon, daß ein König Günther (Guntchramus) durch sein Gebet eine in Marseille ausgebrochene lues inguinaria geheilt habe. Es hat sich deshalb in Bezug auf das heilige Salböl ein gewaltiger literarischer Streit entzündet, und es ist eine ganze Bibliothek darüber zusammen geschrieben worden. Schon im 16. Jahrhundert schrieb der Engländer William Toker ein Buch, betitelt: Charisma seu donum sanationis, in welchem er behauptete, das alleinige Vorrecht, die Kröpfe durch Berühren zu heilen, gebühre den Königen von England und von diesen könnten es die Könige von Frankreich, ihre ehemaligen Vasallen (?!) höchstens durch Erbschaft erworben haben. Zu derselben Ansicht bekannte sich auch Polydor Virgilius in seiner Geschichte Englands, und namentlich wird von dem König Eduard erzählt, wie er eine Frau vom Kropf durch Berühren geheilt habe. Die französischen Autoren haben mit Recht diese Behauptung zurückgewiesen, denn die Könige von England sind allerdings zeitweise durch ihre Besitzungen auf dem Festland Vasallen des Königs von Frankreich gewesen, aber niemals umgekehrt die letzteren Vasallen Englands; eher könnten die Könige von England, die ja auch die Lilien Frankreichs bis zu Anfang dieses Jahrhunderts in ihren Wappen führten, kraft ihrer Ansprüche auf den französischen Thron sich dieses Vorrecht beigelegt haben, obschon ihr Erbrecht dem in Frankreich herrschenden salischen Gesetz entgegen sich nur auf weibliche Descendenz gründete.

Was nun das erste Vorkommen der heiligen Angula betrifft, so gesteht selbst der Abbé Vertot, einer der eifrigsten Anhänger der Ampula-Sage, daß die älteste Erwähnung der himmlischen Abstammung des heiligen Salböls in den Schriften des Bischofs Hinkmar und des Canonicus Flodoardus (Floardus) von Rheims, die im neunten Jahrhundert lebten, vorkommt.

Daß Chlodwig gleich nach seiner Taufe und Salbung die Kraft empfangen habe, Wunder zu thun und Kranke zu heilen, scheint ein heiliger Thomas (Becket?), der unter Ludwig des Frommen (von Frankreich) Regierung lebte, zuerst behauptet zu haben. Man weist zwar auf einen Brief des Papstes Hormisdas hin, der den Bischof Remigius beglückwünscht hätte, einen Fürsten getauft zu haben, dem das Vorrecht der Apostel, Kranke durch Auflegung der Hände zu heilen, wieder verliehen wäre, aber die Echtheit dieses Documents ist nicht über allen Zweifel erhaben.

Die Art, in welcher Chlodwig die Gegenwart der ihm inne wohnenden Kraft erkannt, wird verschiedentlich erzählt. Forcatulus in seinem Buche de imperio et philosophia Gallorum erzählt hier ziemlich analog des Vespasian's Anekdote. Hiernach hatte Chlodwig einen Traum, in welchem ihm mit himmlischem Glanze offenbart wurde, er möchte den Kropf seines treuen Freundes und Dieners Lanicetus, der die Mittel aller alten und neueren Aerzte vergeblich angewendet, mit seiner Hand berühren, um ihn zu heilen. Der König habe dies mit augenblicklichem Erfolge gethan, darauf feierlichst in der Kirche dem Höchsten für diese Gnade gedankt und gebeten, dieselbe Macht möge allen seinen Nachfolgern auf dem französischen Throne gewährt werden. Andere Autoren, wie Robert Cönatis in seiner Geschichte Galliens, erzählen, der alte Kropfheilige Markulph, dem die Kropfhospitäler in Südeuropa meistens zum Schutze anvertraut sind, habe jene Gnade auf das Haupt der französischen Könige herabgefleht. Der heiligen Legende zufolge hat aber der heilige Markulph erst unter Childebert's und Chlotars II. Regierung gelebt.

Jedenfalls läßt sich sehr weit die Gewohnheit der Könige von Frankreich zurück verfolgen, am Lendemain ihrer Salbung, die stets in der ehrwürdigen Kathedrale zu Rheim stattfand, nach dem Flecken Corbeny bis Laon zu eilen, um nach kurzem Gebet im dortigen Benedictinerkloster, in welchem die Gebeine des heiligen Markulph ruhen, die Heilung der meist zahlreich erschienenen Kropfkranken vorzunehmen. Die Sage berichtet, in diesem Kloster habe sich jene Macht zum ersten Male gezeigt. Die Päpste werden sich frühzeitig beeilt haben, dem ältesten und getreuesten Sohn der Kirche dieses Voerecht zu bestätigen. Papst Anastasius soll bereits dem kaum bekehrten Heiden jenen Titel des Allerchristlichsten Königs (rex christianissimus) beigelegt haben, und dem Childebert schrieb Gregor der Große: Soweit die Würde eines Königs derjenigen gewöhnlicher Menschen vorangeht, so hoch ragt der Thron Deines Königreiches über diejenigen anderer Reiche hervor. „König sein können auch Andere, aber „katholischer König" heißest nur Du allein u. s. w."

Aus den Zeiten des heiligen Ludwig sind sichere Nachrichten vorhanden, daß damals die Kropfceremonie nach der Salbung bereits in höchster Glorie und Parade vor sich ging. Sein Biograph Wilhelm Naugius erzählt, daß er sich hierbei nicht wie seine Vorgänger mit einer bloßen Berührung begnügt, sondern in Demuth das Zeichen des Kreuzes hinzugefügt habe, um damit anzudeuten, daß Christo und nicht ihm der Ruhm der Heilung gebühre. Es ist aber wahrscheinlich, daß der Gebrauch des Kreuzeszeichens bei der Heilung älter ist und einer Art Exorcismus des Dämons gleich kam, der wahrscheinlich die noch heute geheimnißvolle Krankheit in der Volksanschauung erzeugte. Vielleicht rühren von diesem frommen Fürsten auch die später regelmäßig während der Ceremonie gesprochenen Worte her: Le roi te touche et Dieu te guérit. Jacob Valdesus in seinem Buche „De dignitate regum" erzählt, daß man den Armknochen des h. Ludwig, der bekanntlich bei der Belagerung von Tunis starb, in der katalonischen Stadt Pobleta als Reliquie aufbewahrt habe, um durch Küssen und Berühren desselben die Kröpfe zu vertreiben.

Die Ceremonie entwickelte sich in Frankreich wie in England immer lebhafter. Die Kropfkranken eilten

in großen Schaaren herbei, um so zahlreicher, da die Könige mit der Heilung ein Almosen reichten. In den ältesten Zeiten bestand diese Gabe wahrscheinlich in einer allgemeinen Unterstützung, später wurde in England eine durchbohrte Goldmünze für das Heilenlassen gereicht, die der betreffende als sichtbares Zeichen der Gnade des Königs um den Hals trug. Heinrich VI. gab einen Engelnobel, die kleinste im Umlauf befindliche Goldmünze, später aber, als der Zudrang immer größer wurde, mußten oft Silbermünzen, ja Kupfermünzen, den Dienst vertreten; zuletzt prägte man eine besondere Medaille für diesen Zweck. Königin Elisabeth soll jährlich 3—400 Personen geheilt (d. h. berührt) haben, Carl II. im Ganzen 90798! Die Königin Anna (die letzte regierende Fürstin aus dem Hause Stuart) war in England die letzte, welche dieses Vorrecht ausübte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Orient-Stationen des Kaiserswerther Diakonissenhauses.

Vor Kurzem ist der 19. Bericht über die Thätigkeit der Kaiserswerther Diakonissen in den morgenländischen Tochterhäusern und Arbeitsfeldern, welcher den Zeitraum vom 1. Juli 1888 bis 30. Juni 1890 umfaßt, der Oeffentlichkeit übergeben worden. Wir entnehmen demselben die nachstehenden, auch für weitere Kreise interessanten Einzelheiten.

In diesem Monat werden es vierzig Jahre, daß das Diakonissenwerk im Morgenlande begonnen wurde; denn am 17. April 1851 zog der sel. Pastor Fliedner mit den vier ersten Diakonissen in Jerusalem ein. Und nun ist mit Gottes gnädiger Führung und Durchhilfe aus dem kleinen Senfkorn, das damals in aller Stille in den Boden Jerusalems eingesenkt wurde, ein stattlicher Baum geworden, dessen Zweige sich nicht allein über das ganze Morgenland, sondern auch bis vor die Thore desselben ausbreiten, und das kleine Häuflein von vier Diakonissen ist allmälig zu einer Schaar von nahezu 100 angewachsen, welche im heiligen Lande selbst und über dessen Grenzen hinaus im Morgenlande an dem geistlichen Zionbauen helfen.

Der Bericht leitet seine interessanten Mittheilungen mit der schon mehrfach, auch anderweit durch Aufrufe an die Freunde der Diakonissensache gerichteten Bitte ein, den Neubau eines Diakonissen-Krankenhauses zu Jerusalem an Stelle des alten, aus vielen Gründen schon längst unzulänglich gewordenen, ungesund gelegenen auf dem Berge Zion nach Kräften fördern und unterstützen zu helfen, und geht dann zu der Schilderung der einzelnen Orient-Stationen des Mutterhauses über. Es sind dies folgende:

1. In Jerusalem: Das Diakonissen-Krankenhaus und das Erziehungshaus Talitha kumi.
2. In Constantinopel: Das evangelische Krankenhaus.
3. In Smyrna: Das Diakonissen-Lehrhaus und das Waisenhaus.
4. In Alexandrien: Das Diakonissen-Hospital.
5. In Cairo: Das Diakonissen-Hospital Victoria.
6. In Beirut: Das Diakonissen-Waisenhaus Zoar, das Diakonissen-Lehrhaus, das Johanniter-Hospital und als Filiale der Erholungsort und die Schule in Areya auf dem Libanon.
7. In Bukarest: Die evangelischen Mädchenschulen und das Diakonissen-Lehrhaus.
8. In Pest: Das Diakonissenhaus.

Anhangsweise giebt der Bericht sodann Nachricht

9. über das Diakonissen-Lehrhaus in Florenz, sowie
10. über die Arbeit der Kaiserswerther Gemeinde-Diakonissen in Rom.

Die nun fast vierzigjährige Liebesarbeit der Kaiserswerther Schwestern in der heiligen Stadt erstreckt sich einmal auf das Krankenhaus auf dem Berge Zion, sodann auf das Erziehungshaus Talitha kumi. Von reichem Segen ist diese Arbeit von Anfang an begleitet gewesen, sie hat aber ebenso bis in die letzte Zeit hinein mit ganz besonderen Nöthen und Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Und zwar gilt das nicht allein von dem Hospitale, dessen gegenwärtige Nothlage im Eingange des Berichtes geschildert ist, sondern auch, wenngleich in anderer Weise, von der Arbeit der Schwestern in dem Erziehungshause Talitha kumi. „Denn," heißt es in dem Bericht, „der von Jahr zu Jahr sich steigernde Zudrang von Zöglingen zu demselben, an und für sich ja hoch erfreulich, weil ein Beweis von dem immer mehr zunehmenden Vertrauen der Eingeborenen, steht leider je länger je mehr im umgekehrten Verhältniß zu den dem Hause zu Gebote stehenden Mitteln und trägt nicht wenig dazu bei, die Sorgenlast und Kümmernisse der ehrwürdigen, hochbetagten Hausmutter Talitha kumi's Schwester Charlotte zu vermehren. Außerdem haben, wie bereits im vorigen Berichte bemerkt, die türkischen Behörden in letzter Zeit begonnen, auf allerlei Weise, theils durch Gründung eigener Hospitäler und Schulen, theils durch verschärftes Geltendmachen der verschiedenartigsten gesetzlichen Bestimmungen, der Thätigkeit unserer Schwestern in beiden Anstalten Schwierigkeiten aller Art in den Weg zu legen, sodaß auch in dieser Beziehung das Wort des sel. Pastors Fliedner sich immer wieder auf's neue bewahrheitet: „„Jerusalem ist die Anstalt in Knechtsgestalt und muß es bleiben.""

Im Hospitale zu Jerusalem ist trotz der bereits erwähnten, ungünstigen äußeren Verhältnisse auch in den beiden letzten Jahren die Zahl seiner Pflegebefohlenen beständig gewachsen. Dieselbe betrug nämlich im Jahre 1886: 496, 1887: 493, 1888: 538, 1889: 550 Kranke. Diese Zunahme der Krankenzahl ist um so bemerkenswerther, weil dieselbe nicht allein trotz der dem Hospitale in jeder Beziehung, namentlich aber im Verhältniß zu den weit glänzen-

deren römisch-katholischen Krankenhäusern aufgeprägten Einfachheit, ja Aermlichkeit erfolgt ist, sondern auch trotz der im Jahre 1886 zum ersten Male eingeführten und consequent durchgeführten Maßregel, von allen Kranken, welche nachweislich dazu im Stande sind, ein, wenn auch noch so geringes und bescheidenes Pflegegeld zu verlangen. Im vorigen Berichte war bereits hervorgehoben, von wie großer erziehlicher Einwirkung auf die von Natur besonders harten, liebelosen und selbstsüchtigen Araberherzen diese für die Hospitalkasse zwar wenig belangreiche, aber trotzdem so unerläßlich gewordene, wichtige Einrichtung sich erwiesen hat.

Was nun die Statistik der beiden letzten Jahre betrifft, so waren von den im Jahre 1888 in 11286 Pflegetagen verpflegten 538 Kranken 227 Männer, 144 Frauen und 167 Kinder; hierunter befanden sich nicht weniger als 459 Araber, 38 Deutsche, 26 Armenier, 1 Türke, 3 Abessinier, 4 Griechen, 4 Rumänen, 1 Italiener, 2 Russen. — Von den im Jahre 1889 in 11328 Pflegetagen verpflegten 550 Kranken waren 270 Männer, 135 Frauen und 145 Kinder und zwar waren der Nation nach 467 Araber, 38 Deutsche, 4 Oesterreicher, 20 Armenier, 2 Abessynier, 4 Griechen, 3 Rumänen, 5 Bulgaren, 4 Türken, 1 Russe und 1 Engländer. In der mit dem Hospital verbundenen Poliklinik wurden im Jahre 1888: 8216, im Jahre 1889: 8749 Kranke behandelt, von denen nur die Vermögenderen eine geringe Vergütung für die Arzenei bezahlten. Im Jahre 1886 betrug die Zahl dieser Patienten 5238, im Jahre 1887 7702, sodaß also auch dieser Zweig der Liebesthätigkeit in den beiden letzten Jahren erheblich gewachsen ist.

Auch in den beiden letzten Jahren hat der Johanniter-Orden drei Freibetten mit jährlich 1200 Mark unterhalten. Außerdem hat ein edler Freund des Hauses, Freiherr von Diergardt, seinerzeit drei Freibetten mit der Bestimmung fundirt, daß den jedesmaligen Nutznießern der Betten, insbesondere auch den Arabern, die Biebel in der Muttersprache geboten werden solle.

Im Erziehungshause Talitha kumi arbeiten gegenwärtig 7 Diakonissen an 114 Zöglingen, deren Zahl, wenn der Raum und die zu Gebote stehenden Mittel es zuließen, eine noch weit größere sein würde; denn zum Leidwesen der Schwestern mußten beim Beginne jedes Schuljahres in der letzteren Zeit meist über 100 Kinder zurückgewiesen werden. Die Kinder werden in vier Klassen arabisch und deutsch unterrichtet, in den beiden unteren Klassen vorwiegend arabisch. Das Deutsche lernen die älteren Kinder zumeist in verhältnißmäßig kurzer Zeit fließend lesen und schreiben. Weniger begabt zeigen sich die Kinder, wie überhaupt alle Orientalen, im Rechnen. In Geschichte, Geographie und Naturgeschichte wird nur das Allernothwendigste gelehrt. Mit besonderer Vorliebe treiben die Kinder fast ausnahmlos Handarbeit. Zur Uebung in den praktischen Hausarbeiten hat jedes Kind unter Aufsicht eines älteren Zöglings und der Oberaufsicht einer Schwester ein bestimmtes Amt, welches regelmäßig wechselt, und die älteren Mädchen werden in Küche und Bügelstube zu selbständiger Arbeit angeleitet.

Am Palmsonntag 1889 wurden 7, am gleichen Tage 1890 5 Zöglinge vom Pastor Schlicht confirmirt; die Feier, durch den Gesang der Kinder verschönt, ist gewöhnlich eine sehr erhebende. Die Mehrzahl der aus Talitha kumi entlassenen Zöglinge pflegt zu Hausfrauen und Müttern heranzureifen, von denen viele ihrer Erziehung Ehre machen; andere sind Lehrerinnen in arabischen Mädchenschulen in Palästina, Syrien und Aegypten, mehr als zwölf Probeschwestern und Diakonissen geworden und arbeiten in den morgenländischen Hospitälern; noch andere endlich dienen als gern gesehene Mägde in europäischen Familien des Orients; letzteres ist als eine erfreuliche Frucht der Diakonissenarbeit im Morgenlande anzusehen, da es früher nach dortiger Landessitte für eine Schande galt, in einem fremden Hause als Magd zu dienen.

Eine besondere Freude wurde den Bewohnerinnen Talitha kumi's am 23. Januar 1890 zu Theil durch den Besuch Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Heinrich von Preußen und dessen erlauchter Gemahtin, der Prinzessin Irene, welche durch ihre liebenswürdige Leutseligkeit alle bezauberten. Vor dem Abschiede folgten dieselben der Einladung der Schwester Charlotte, mit ihr die „Warte“ des Hauses zu besteigen, von welcher der nun in Gott ruhende Vater des Prinzen, Kaiser Friedrich, bei seinem Besuche am 7. November 1869, zum letzten Male einen Rundblick auf die Stadt Jerusalem gehabt. Mit einem herzlichen: „Auf Wiedersehen!“ verabschiedete sich Prinz Heinrich und sandte einige Tage später seine Photographie nebst einer freundlichen Gabe von 150 Francs als Geschenk für die armen Kinder Talitha kumis.

Auf die werkthätige Liebe ihrer Freunde und Gönner ist die Erziehungsanstalt allerdings nach wie vor angewiesen; denn die in den letzten Jahren erzielte Einnahme aus den Pflegegeldern der Angehörigen fällt sehr wenig in's Gewicht. Für einzelne Kinder zahlen christliche Freunde in Deutschland, Holland, Rußland und England das jährliche Pflegegeld von 180 Mark; aber es würde freilich recht dankenswerth sein, wenn noch mehr Freunde der Evangelisation des heiligen Landes sich zu gleichen Spenden bewegen lassen wollten.

In Konstantinopel treiben die Kaiserswerther Schwestern seit nunmehr 35 Jahren in aufopfernder Hingebung ihre christliche Liebesarbeit. Elf derselben sind in dem 1877 unter Mithilfe des Deutschen Reiches von dem deutschen Wohlthätigkeitsverein zu Konstantinopel erbauten und demselben gehörenden stattlichen Hospitale thätig; eine zwölfte Diakonissin arbeitet an der von durchschnittlich 100 Kindern besuchten Kleinkinderschule. Zwischen 900—1000 Kranke aus aller Herren Länder werden jahraus jahrein im

Hospital gepflegt; im letzten Jahre betrug die Zahl derselben 1024. Unter ihnen befanden sich nichl wenige deutsche Landsleute, geringe und vornehme, namentlich Glieder der deutschen, im Dienste des Sultans stehenden Commission. Außerdem üben die Schwestern an vielen durchreisenden Handwerksburschen, besonders auch deutschen, Armenpflege, in letzter Arbeit von dem seit längeren Jahren bestehenden Hilfsverein des genannten Wohlthätigkeitsvereins treulich unterstützt, und endlich drittens auch Gefangenenpflege an den Insassen des im Erdgeschosse des Hospitals befindlichen deutschen Consulargefängnisses.

Ein hoher Freudentag für das Hospilal war der Besuch Ihrer Majestät der deutschen Kaiserin anläßlich ihres Aufenthaltes in Konstantinopel im November 1889. Die hohe Frau ließ sich die am Hospitale wirkenden Personen, Diakonissen und Aerzte, vorstellen und unterhielt sich in leutseligster Weise mit ihnen. Die Damen des Frauenvereins übergaben der Kaiserin eine prachtvolle türkische Decke, deren sorgfältiger Arbeit die Kaiserin ihre Anerkennung und Bewunderung zollte. Darauf wurde Ihre Majestät gebeten, in ein neu anzulegendes Fremdenbuch als Erste ihren Namen einzutragen. Unter freundlicher Gewährung dieser Bitte schrieb sie: „Auguste Victoria, Kaiserin und Königin", dann das Datum und oben darüber den Text der Vormittags in der deutsch-evangelischen Kirche vom Oberhofprediger Kögel gehaltenen Predigt über Hebräer 13,8. Nachdem dies geschehen war, verabschiedete sie sich in huldreichster Weise. „Uns allen aber", berichtele damals die vorstehende Schwester des Hospitals, „wird es eine schöne Erinnerung bleiben, unsere theuere Kaiserin bei uns gehabt zu haben."

In dem seit 1853 bestehenden Diakonissen-Lehrhause zu Smyrna arbeilen Kaiserswerther Schwestern mil beständig wachsendem Erfolge. Dasselbe ist nach dem Beschluß des Vorstandes des Rheinisch-Westfälischen Diakonissenvereins dahin umgestaltet worden, daß dasselbe fortan einen deutschen Charakter trägt, mithin die deutsche Sprache Haupt- und Erziehungssprache ist, während dies bisher die französische war. Das Lehrhaus vereinigl in sich Pensionat und Tagesschule und nimmt als Halbpensionärinnen auch solche Tagesschülerinnen auf, welche zu weil entfernt wohnen, um Mittags zu ihren Eltern zurückkehren zu können. Die Schule besteht aus 3 Klassen, die nach Bedürfniß wiederum in Abtheilungen zerfallen; der Cursus ist in der 3. Classe ein zweijähriger, in der 2. und 1. Klasse ein dreijähriger. Der Unterricht erstreckt sich auf folgende obligatorische Lehrgegenstände: Biblische Geschichte, Lesen, Schreiben, Rechnen, Rechtschreibung, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, Grammatik, Aufsatz, Literatur, Physik, Zeichnen, Schönschreiben, Gesang, Handarbeit und Turnen. Neben der deutschen Sprache wird auch die französische ohne besondere Vergütung als obligatorischer Unterrichtsgegenstand gelehrt. Der Unterricht in der englischen und griechischen Sprache wird dagegen nur als Privatunterricht gegen besondere Vergütung ertheill. Die Anstalt, deren Schuljahr Mitte September beginnt und Mitte Juli schließt, nimmt die Zöglinge der Regel nach vom 6. Lebensjahre an auf.

Während des Jahres 1889 wurde die Schule von 75 Kindern besucht, durchschnittlich von 56. Davon waren im ersten Halbjahre 8 Pensionärinnen, im zweiten 5. Der Religion nach waren es 26 Griechinnen, 8 Armenierinnen, 19 Israeliten, 7 Katholiken, 16 Evangelische, unter diesen 5 Deutsche. Der Unterricht ist bei der großen Mannigfaltigkeit der von den aufgenommenen Kindern als Muttersprache gesprochenen Idiome natürlich äußerst schwierig.

Unter den 25 Kindern, welche Anfangs 1889 im Waisenhause zu Smyrna erzogen wurden, waren nicht weniger als 5 verschiedene Nationen vertreten, nämlich die deutsche, griechische, armenische, italienische und englische, ein Umstand, der, wie in der Diakonissenschule, die Erziehungs- und namentlich auch die Unterrichtsarbeit wesentlich erschwerte. Die Umgangs- und Unterrichtssprache ist hier von Anfang an die deutsche gewesen, da das Waisenhaus in erster Linie dazu bestimmt ist, den evangelischen Waisen deutscher Abkunft, demnächst auch anderer Nationen in der fernen, fremden Welt schirmende Zuflucht zu gewähren; die englischen und griechischen Kinder besuchen zur Befestigung ihrer Muttersprache die betreffenden Sprachstunden im Pensionat. Im Waisenhause selbst werden die Zöglinge von einer Lehrschwester, die der Hausmutter auch in der Haus- und Erziehungsarbeit hilft, in zwei Abtheilungen unterrichtet; das Resultat dieses Unterrichts ist durchgängig ein befriedigendes. Zur Erhaltung des Gesundheitszustandes der Kinder, der zumeist ein ganz vortrefflicher ist, trägt unter anderem besonders auch der Umstand bei, daß stets die Hälfte der Kinder ihre Sommerferien in dem Smyrnenser „Salem" Karatasch am Meere zubringen dürfen.

Im Jahre 1890 hat das Waisenhaus eine wesentliche Vergrößerung erfahren. Um dasselbe zu einer Heimstätte für alle verwaiste deutsche Mädchen in der Levante erweitern zu können, ist ein Theil der Räume des anstoßenden Pensionats hinzugezogen worden, infolge dessen die Zahl der Waisen rasch auf 40 gestiegen ist. Dieselben werden nunmehr in zwei Klassen von zwei Lehrdiakonissen unterrichtet, während zwei Pflegediakonissen, denen bald eine dritte folgen wird, in allen weiblichen Arbeiten in Haus, Nähstube, Küche und Waschküche anleiten. (Schluß folgt.)

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 13. Mai 1891. **Nr. 19.**

Das apostolische Vorrecht der Könige von Frankreich.

(Fortsetzung.)

In Frankreich erreichte die Ceremonie unter Heinrich IV. merkwürdiger Weise ihre größte Blüthe, denn damals zogen Spanier, Portugiesen, Italiener, Schweizer, Deutsche, kurzum, Angehörige aller Länder Europa's, in denen Kröpfe vorkommen, nach dem französischen Hofe, um sich berühren zu lassen. Es wurde nöthig, daß der Fürst die Ceremonie ebenfalls an allen hohen Festtagen: Allerheiligen, Weihnachten, Ostern und besonders Pfingsten wiederholte. Einige Male soll, wie sein Leibarzt Andreas Laurentius versichert, die Zahl der in einem Jahre erschienenen Hilfesuchenden bis auf 1500 gestiegen sein. Hic haerent philosophi, coecutiunt medici, stapet profanum vulgus: solus ille cui Evangelicae Legis splendor affulsit et qui vidit, id credet, so ruft der letztere am Eingange seines Buches: De mirabili strumas sanandivi, solis Galliae regibus christianissimis divinitus concessa (Paris 1609) aus. Dieses überaus seltene Buch ist mit einem Kupferstich im breiten Folioformat geziert, welches die Ceremonie darstellt. Auf einem weiten Palasthofe haben Arquebusiers (Armbrustschützen) und Pickenträger einen weiten Kreis geschlossen, um die zudringliche Menge in respectvoller Entfernung zu halten, in dessen Mitte eine Anzahl von Geistlichen ebenso wie die Hilfesuchenden mit gefalteten Händen auf den Knien liegen. König Heinrich ist zu einem der letzteren getreten, dessen Kopf der erste Leibarzt und Verfasser des Buches mit beiden Händen hält, und hat die Hand auf seine Stirn gelegt. Der Großalmosenier steht hinter dem Könige, die Kranken, wie es scheint, mit Stimme und Geberde zum Glauben ermahnend. Auffallend ist, daß sämmtliche Personen und auch der König, obwohl der Actus unter freiem Himmel stattfindet, ohne Kopfbedeckung dargestellt sind. „Ich habe", sagt der Verfasser im ersten Capitel des dem Könige gewidmeten Werkes, „unendlich viele dieser Personen mit gewaltigen Drüsengeschwulsten, schmutzigen Geschwüren, aller Altersstufen, Temperamente, Geschlechter und Nationen zu verschiedenen Zeiten von dem allerchristlichsten Könige in einer alle ärztliche Kunst übersteigenden Weise vollkommen heilen sehen und habe deshalb den Entschluß gefaßt, den dunklen, bisher noch niemals erörterten Gegenstand in eleganter Form darzustellen. Den Hergang der Ceremonie erzählt er folgendergestalt: Am vorhergehenden Tage wurde das Kirchengebet gehalten, daß die Gnade des Himmels wiederum auf den König herabströmen möge, worauf letzterer die Messe anhörte, das Abendmahl empfing und sich auf den Platz begab, auf welchem namentlich zum Pfingstfeste oft mehr als 1000 Kranke seiner Ankunft harrten. Damit um so zweifelloser, sagt Laurentius, die Wirkung des Salböls hervorleuchte und nicht durch Verstellung verlarvter Bettler das den Kropfkranken zugedachte Gut entrissen werde, wurden alle Kranke, welche zugelassen werden wollten, vorher vom obersten Leibarzte (Archiatro) und den andern Aerzten und Chirurgen des Königs genau nach der Kunst untersucht und einzig die Kropfbehafteten zugelassen, die übrigen mit Gewalt durch bewaffnete Macht zurückgetrieben. Die Spanier, er wisse nicht, nach welchem alten Vorrechte, durften die vorderste Reihe einnehmen, dann folgten die andern fremden Völker und zuletzt die Franzosen. Der König trat dann hinzu, unter Unterstützung des Leibarztes jeden in der erwähnten Weise berührend, mit der Hand das Kreuzeszeichen über sein Gesicht machend und die Worte sprechend: le roy te touche et Dieu te guérit." Der Berührte trat sodann zurück und empfing das ihm bestimmte Almosen. Bei vielen, setzte Laurentius hinzu, wurden die heftigsten Schmerzen auf der Stelle gelindert, einigen vertrockneten die Geschwüre, bei anderen verminderte sich die Geschwulst und innerhalb weniger Tage wurden, wunderbar zu erzählen, von 1000 Personen mehr als 500 vollkommen geheilt!" Der allerchristlichste König aber sollte damals gleich wie Petrus seinen Simon finden, der sich sogar vor

seinen Augen producirte. Er sah einen Bauern, der durch Räucherung mit einem gewissen Kraute im Momente Kröpfe aller Art vertrieb: jenes rief Erbrechen hervor, mit welchem viel faulige Materie und zahlreiche kleine Thierchen (animalcula), welche er Kropfsamen nannte, ausgeworfen wurden: „Ich habe dies oft vom Könige, der mich darüber ausforschte, gehört, auch sahen es von den geheimen Räthen Herr von Loménie, von Frontenac, der Primar-Chirurgus Franciscus Martellus und andere Kämmer." Während unser Autor die Kunst dieses Bauern und ebenso das Vermögen des Vespasian, Pyrrhus ꝛc. ohne Weiteres dem Beistande böser Geister zuschreibt, auch nicht abgeneigt scheint, dasjenige des Agrippa, König Eduards ꝛc. mit Hilfe von Ringen Wunderkuren auszuführen, demselben Ursprung zuzuschreiben und nur vielleicht zu Gunsten des Privilegs seiner apostolischen Majestät des Königs von Ungarn, die Gelbsucht durch Berühren zu heilen, eine Ausnahme gelten läßt, soll die Macht des allerchristlichsten und unbesiegbarsten Königs von Frankreich allein von Gott stammen. Es scheint ein Stich auf die Anmaßung der englischen Fürsten sein zu sollen, wenn er erzählt, daß bei gewöhnlichen Menschen, dem Volksglauben zufolge, ein siebenter, ohne Dazwischenkunft einer Schwester geborener Sohn ähnliche Macht über die Kröpfe haben solle, und sie unter Anrufung Gottes und des heiligen Markulph an 3 und 9 Tagen heilen konne, wobei er der Meinung von L. Paschalius erwähnt, daß demnach bei der Kropfheilung das salische Gesetz so gut wie für die französische Thronfolge Gültigkeit habe. Daß diese Kraft aber nicht schlechtweg erblich sei, sondern einzig durch das heilige Salböl verliehen werde, sähe man daraus, daß nur die regierenden Fürsten und nicht ihre von der Thronfolge ausgeschlossenen Kinder sie erwürben.

Zur Erklärung der, wie Laurentius nicht müde wird, immer wieder zu erinnern, einzig den französischen Königen verliehenen Macht, redet er nun nach der Mode jener Zeit von allen Dingen, durch welche dem Volksglauben zu Folge sogenannte magische Heilungen hervorgebracht werden. Er handelt ausführlich von den geheimnißvollen Kräften der Steine, Pflanzen und Thiere, von der Macht der Einbildungskraft und des gesprochenen Wortes, von der Sympathie und Antipathie, von der Macht der bösen Geister und Engel und beschließt den langen Erguß seiner Gelehrsamkeit mit dem, daß, wenn überall die Macht der Dämonen und bösen Geister wirke, in den französischen Königen einzig die Gnade Gottes spürsam sei. „Es mangelt nicht an solchen" bemerkt er unter anderem, die Worte des Valdesus citirend, „welche sich bestreben den Ruhm der Gallier zu verkleinern, welche sagen, die Luft Frankreichs sei den Kopfkranken besonders gesund, und der Luftwechsel thue das Seinige, um den weit aus der Ferne herbeiziehenden Ausländern die Gesundheit wieder zu geben. Aber ich fühle, daß es nur die von dem höchsten und gütigsten Gotte (a Deo Optimo Maximo) wie es auch (in einer seltsamen Anwandlung von Polytheismus) über dem Portale der Rheimser Kathedrale steht, den frommen französischen Königen verliehene Macht sei, die hier wirkt."

Der zweite Theil des Buches enthielt eine gelehrte Abhandlung über die Heilung der Kröpfe auf medicinischem Wege, wobei die Masse der mitgetheilten Recepte in Erstaunen setzt, wenn man bedenkt, wie viel einfacher die Heilung durch die erhabene Hand des Königs sich vollzog. Das Buch ist jedenfalls als Beitrag zur Culturgeschichte des 16. Jahrhunderts von großem Werth, wenn es auch von einer gewissen Einseitigkeit, die in der katholisch-frommen und royalistischen Gesinnung des Autors begründet ist, nicht freigesprochen werden kann. Bayle hat in seinem Lexicon den Verfasser gegen den ihm von seinen Collegen gemachten Vorwurf ein unwissender Arzt und Anatom zu sein, in Schutz genommen.

Nachdem Heinrich IV. das Privilegium der französischen Könige so glänzend und erfolgreich ausgeübt, obwohl er ein Neubekehrter und ursprünglich mit dem Oel des heiligen Martin in Chartres gesalbt worden war, da sich bei seiner Krönung Rheims mit sammt der heiligen Ampulla Chlodwigs in den Händen der Liguisten befand, konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß die göttliche Kraft in voller Ausdehnung auf die Bourbons übergegangen war. Unter Ludwig XIV. Regierung übten dieses Privileg in Frankreich sogar zwei gekrönte Häupter, der König von Frankreich und der König Jacob II. von England, welcher in St. Germain Hof hielt. In England, wo er als Katholik von Anfang an verhaßt war, hatte sich kein Kranker seinen Händen dargeboten, dafür zog er nun fortwährend kropfbehaftete Irländer nach St. Germain, gleichsam, um durch diesen frommen Act den sichern und zweifellosen Beweis zu liefern, daß er allein der rechtmäßige König von Großbritannien und Irland sei und königliche Macht ausübe. Ludwig XV. versäumte nicht, nach seiner Krönung von dem alten Privileg Gebrauch zu machen und dabei passirte folgender Fall: Eine gute Royalistin aus Valenciennes bildete sich ein, daß sie ihr Glück machen würde, wenn sie, nachdem sie sich der Touchirung unterworfen, mit der nöthigen Ostentation sich als geheilt melde. Sie ließ sich von einigen Aerzten bescheinigen, daß sie vollständig vom Kropfe befreit sei und der Commandant dieser Festung sandte das Document dem Hofe ein. Allein welche Enttäuschung: er erhielt die correcte Antwort: „Mein Herr! Die Prärogative, welche die Könige von Frankreich genießen, die Kröpfe zu heilen, ist durch so authentische Beweise erhärtet worden, daß sie nicht nöthig hat, noch durch besondere neue Facten beglaubigt zu werden."

Sonst ist aus den Zeiten der vier aufeinanderfolgenden Ludwigs — denn auch der 16. versäumte

nicht, sein königliches Privileg auszuüben — zur Sache nichts weiter hinzuzufügen, als daß eine Anzahl clericaler Schriftsteller in den alten Orden zur heiligen Ampulla erhoben wurde, zum Dank dafür, daß sie die Authenticität der legitimistischen Legende gegen die kritischen Bedenken des Voltairianischen Zeitalters vertheidigten. Die Decoration dieses in der Revolution abgeschafften Ordens bestand aus einem goldenen Kreuz mit 4 Lilien in den Winkeln und einer daran hängenden Taube mit dem Salbölfläschchen im Schnabel und wurde an einem schwarzen Bande getragen.

Die große Revolution, die das Königthum von Gottes Gnaden mit Stumpf und Stiel ausroden wollte, ließ nichts verschont, was irgend daran erinnerte, und so kamen die Krönungsreliquien selbstverständlich eines Tags ebenfalls an die Reihe. Ein Elsäßer, Namens Ruhl, Mitglied des sogenannten Wohlfahrtsausschusses hatte sich 1794 in Besitz der heiligen Ampulla mit dem himmlischen Salböl gesetzt und begab sich im Triumphe, von einem großen Haufen gefolgt, nach dem Königsplatze in Rheims, wo sich neben der Bildsäule Ludwig XV. bereits die Spitzen der Behörden versammelt hatten. Bürger Ruhl hielt eine fulminante Rede gegen die Tyrannen, an deren Schlusse er die heilige Ampulla gegen die Bildsäule schleuderte, daß sie in zahlreiche Stücke zersprang. (Als ob der Frevler eine Ahnung von der Zukunft gehabt, ließ er die Scherben des Fläschchens sorgfältig aufsammeln und schickte sie mit entsprechender Nachricht an den Nationalconvent. Bürger Ruhl entging der wohlverdienten Strafe des Himmels nicht für die Heiligthumsschändung, deren er sich schuldig gemacht: nach dem Sturze Robespierres wegen seiner That in den Anklagezustand versetzt, erdolchte er sich im Gefängniß. Mit der heiligen Ampulla verschwand auch das alte heilige mit Goldblech und Edelsteinen bedeckte Evangelienbuch, auf welches die französischen Könige bei dem Krönungseide die Hand legten.

(Schluß folgt.)

Die Orient-Stationen des Kaiserswerther Diakonissenhauses.

(Schluß.)

Im Diakonissen-Hospital zu Alexandrien werden jährlich meist zwischen 1000—1100 Kranke verpflegt; die Zahl der Diakonissen beträgt gegenwärtig 11. Bereits im November des Jahres 1857 waren die drei ersten Diakonissen in Alexandrien gelandet. Das Hospital in seiner jetzigen Größe und Ausdehnung aber wurde erst im Jahre 1870 vollendet und am 17. August desselben Jahres eingeweiht und bezogen. Mit dem Hospital ist zugleich eine Poliklinik verbunden, in welcher ebenfalls jahraus jahrein viele Tausende von Kranken ärztlich behandelt werden. Die Zahl dieser Kranken hat seit dem Jahre 1878, in welchem ein besonderes Gebäude für die Klinik mit Apotheke, je einem Saal für Europäer und Araber, einem Arzt- und Operationszimmer errichtet wurde, noch bedeutend zugenommen und beläuft sich jährlich meist bis hoch in die zwanzigtausend.

Wie immer hatte sich hier auch im Jahre 1888 und 1889 wieder ein buntes Gewimmel der verschiedensten Nationen und Confessionen zusammengefunden, was sich aus der Lage Alexandrias im Mittelpunkte des Weltverkehrs zur Genüge erklärt. 1888 wurden 1084, im Jahre 1889 1092 Kranke an 22202 Pflegetagen verpflegt. Die durchschnittliche Krankenzahl betrug 1889 täglich 61 Kranke mit etwa je 20 Pflegetagen. 808 der Kranken waren Männer, darunter 105 Seeleute, 218 Frauen, 66 Kinder. Es waren nicht weniger als 9 Confessionen und 25 Nationen unter den Kranken vertreten; 145 wurden unentgeltlich aufgenommen; die Zahl der Pflegetage derselben betrug 3984, also nahezu ein Sechstel sämmtlicher Pflegetage. Durchschnittlich befanden sich täglich 12 Gratiskranke im Hospital. 593 Patienten verließen das Hospital geheilt, 214 gebessert, 119 ungeheilt, 75 als unheilbar. Die Zahl der Todesfälle betrug 81, und zwar 51 Männer, 12 Frauen, 18 Kinder. Am Jahresschluß 1889 verblieb ein Krankenbestand von 42. Die Poliklinik des Hospitals wurde von 22562 Patienten besucht. In den von einem edlen Freunde der Diakonissensache gestifteten drei Freibetten wurden im 2. Halbjahre 1888 14 Kranke, während des Jahres 1889 im Ganzen 32 und im 1. Halbjahr 1890 15 Kranke verpflegt; in dem Kinderfreibett, welches einem Berliner Damen-Verein seine Stiftung verdankt, fanden 1889 im Ganzen 11 Kinder, 6 Knaben und 5 Mädchen, Aufnahme.

Der Bericht hebt bei der Schilderung des Alexandriner Hospitals zum Schlusse hervor, daß im vorigen Jahre sich die schon seit langer Zeit gewünschte und herbeigesehnte Einrichtung einer Gemeindepflege unter den deutsch-evangelischen Armen und anderen Hilfsbedürftigen Alexandriens endlich hat ermöglichen lassen, sowie daß im Herbst dieses Jahres eine deutsche Kleinkinderschule in's Leben treten soll.

Die laufenden Ausgaben des Hospitals werden, soweit die Pflegegelder der Patienten dazu nicht ausreichen, durch Sammlungen eines Local-Vorstandes gedeckt, an dessen Spitze der deutsche General-Consul steht. Für die Abtragung einer von früher her noch immer auf dem Hause lastenden Bauschuld von circa 14000 Mark ist dasselbe dagegen auf die besonderen Liebesgaben seiner Gönner und Wohlthäter angewiesen.

Das Diakonissen-Hospital Victoria zu Cairo, das jüngste außerdeutsche Tochterhaus Kaiserswerths, hat während seines beinahe siebenjährigen Bestehens schon eine reiche christliche Liebesthätigkeit entfalten können und sich unter den vier in Cairo bestehenden Krankenhäusern eine geachtete Stellung erworben. Auch nach außen hin hat sich dasselbe überraschend schnell weiter entwickelt und vergrößert, so

daß die ursprüngliche Zahl der Betten sich bereits nahezu verdoppelt hat. Mit 24 Betten war das Haus am 3. November 1884 eröffnet worden, gegenwärtig aber stehen 44 Betten zur Aufnahme von Kranken in drei besonderen Häusern zur Verfügung: in dem eigentlichen Krankenhause, dem im Januar 1889 eingeweihten Isolirhause für ansteckende Krankheiten, dessen Fehlen sich schon sehr bald nach der Eröffnung des Hospitals als ein empfindlicher Mangel herausgestellt hatte, sowie in der Anfang Mai 1889 eröffneten Augenklinik.

Im Jahre 1888 sind im Ganzen 295 Kranke in 5969 Pflegetagen verpflegt worden, 217 Männer, 60 Frauen und 18 Kinder; die Zahl der Patienten in der Augenklinik betrug 30529; 781 Augenoperationen wurden vorgenommen. Die chirurgische Klinik wurde von 2780 Kranken besucht. — Nach der Krankenstatistik des Jahres 1889 war am Beginne desselben ein Bestand von 16 Kranken; im Laufe des Jahres wurden im Ganzen 272 Kranke in 6196 Pflegetagen verpflegt, 204 Männer, 51 Frauen und 17 Kinder. Unentgeltlich wurden davon 12 Kranke in 1679 Pflegetagen behandelt. Es verließen das Hospital als geheilt 165 Patienten, als gebessert 63, ungeheilt 10 und 2 unheilbar; gestorben sind 22. Als Bestand für das Jahr 1890 verblieben 20 Kranke. — In der Augenklinik belief sich 1889 die Zahl der Patienten auf 5324; es wurden 165 Augenoperationen ausgeführt. Die chirurgische Klinik wurde von 1608 Patienten besucht, denen die Arzneien zu geringen Preisen verabreicht wurden.

Das Gemisch von Nationen und Confessionen unter den Kranken im Diakonissenhause Victoria zu Cairo ist das gleiche wie im benachbarten Alexandria; denn nicht weniger als 18 verschiedene Nationen und 7 Confessionen waren unter jenen 272 im Jahre 1889 verpflegten Personen vertreten.

Die Diakonissen-Stationen in Beirut am Libanon sind das Waisenhaus Zoar, das Pensionat, das Johanniter-Krankenhaus und der Erholungsort und die Schule in Areya am Libanon. Da über dieselben alle zwei Jahre ein besonderer Bericht veröffentlicht wird — der nächste im Herbste 1891 —, so können wir uns hier kürzer fassen.

Das Waisenhaus Zoar hat auch im letzten Jahre wieder täglich 130 Zöglinge beherbergt, obwohl schon seit längeren Jahren in den Berichten über Beirut die Befürchtung ausgesprochen wurde, daß wegen Mangel an äußeren Mitteln die Zahl der armen, hilfsbedürftigen Waisenkinder eine bedeutende Verminderung werde erfahren müssen. Der Bericht giebt Zeugniß von dem stets wachsenden Vertrauen, welches die Eingeborenen dem Hause schenken, von dem Geist der Zucht und des Gehorsams, welcher unter den Kindern herrscht, und den mannigfachen guten Früchten der Arbeit, durch welche gerade in der letzten Zeit die früheren Zöglinge ihre Erzieherinnen erfreut haben. So sind Anfangs 1890 wieder zwei derselben als Probeschwestern Töchter des Kaiserswerther Mutterhauses geworden, nachdem die eine als Lehrerin, die andere in einem Dienst mehrere Jahre lang sich bewährt hatte. Die erstere arbeitete demnächst als Lehrschwester in Jerusalem, die andere, eine Tochter der alten Königsstadt Sidon, unter den Kranken in Alexandrien. Im Herbste 1890 sind abermals zwei frühere Zöglinge, die aus Damaskus und aus dem Libanon stammen, nach längerer Bewährung in anderen Stellungen Probeschwestern geworden.

Im Pensionat ist die Zahl der Schülerinnen gegen früher wieder etwas gewachsen. Die Gesammtzahl der Pfleglinge im letzten Jahre betrug 146; bis October waren es täglich 102, später 124; die Zahl der eigentlichen Pensionärinnen schwankte zwischen 22 und 26. Viele der früheren Schülerinnen stehen noch in lebhaftem Verkehr mit dem Pensionat; 15 derselben haben sich der Missionsarbeit ganz oder zum Theil gewidmet. Außerdem unterrichten 11 in Häusern und Schulen und bekunden somit am besten, daß die Arbeit an ihnen nicht vergeblich gewesen ist.

Das von 5 Kaiserswerther Schwestern bediente Johanniter-Hospital in Beirut, Eigenthum des Johanniter-Ordens, hat im letzten Jahre 460 Kranke verpflegt, durchschnittlich täglich 34; außerdem erfuhren in der Poliklinik 8390 Personen unentgeltliche ärztliche Behandlung. Dieselbe wird im Hospital von den Professoren der syrisch-medicinischen Fakultät ausgeübt, die zugleich amerikanische Missionsärzte sind und deren einer allsonntäglich den Kranken arabischer Zunge eine Erbauungsstunde hält. Das vom Orden neu erbaute Isolierhaus für ansteckende Kranke hat sich bereits als ebenso segensreich wie nothwendig erwiesen.

Auch in Areya, dem Libanon-Salem, wo die Schwestern der südlichen Orient-Stationen im heißen Sommer abwechselnd die Kühle des Gebirges genießen, und wo zugleich eine arabisch redende Diakonissin mit ihrer von den Schwestern in Zoar ausgebildeten Gehilfin die Dorfjugend unterrichtet und die Kranken und Armen in den Hütten besucht, hat das Evangelisationswerk einen stillen, gesegneten Fortgang genommen. Abgesehen von den auf nur kurzen Besuch aus- und eingegangenen Schwestern und Lehrerinnen, waren im Laufe des letzten Jahres 20 Schwestern, 1 Lehrerin und 3 Pensionatskinder zur Erholung dort, 5 der Schwestern in der Zeit vom Januar bis Juni 1889. Die Schule wurde im Sommer von 18—20, im Winter von 30—35 Kindern besucht. In den Häusern wurden 35 Besuche gemacht und etwa 55 Personen mit Arzenei versorgt oder verbunden.

In Bukarest wirken Kaiserswerther Diakonissen lediglich in den dortigen Deutschevangelischen Erziehungshäusern. Dieselben gliedern sich in eine Kleinkinderschule mit 100 Kindern und einer Schwester, eine fünfklassige Elementarschule, neben

der bis vor Kurzem noch eine einklassige Filialschule bestand, mit zusammen 7 Schwestern und 344 Kindern und ein mit einer höheren Mädchenschule verbundenes Pensionat mit 6 Schwestern und 74 Schülerinnen, unter ihnen 23 Interne. Die Schwestern haben somit stets reiche Gelegenheit, in viele Mädchenherzen daselbst den guten Samen christlicher Erziehung von den Kinderjahren an bis in die Jungfrauenjahre hinein auszustreuen, und zwar kommt dies sowohl den ärmeren, als auch den wohlhabenderen Klassen der Bukarester Bevölkerung, insbesondere der deutsch-evangelischen zu Gute. Durch ihre Arbeit an diesen verschiedenen Schulen werden die Schwestern die Bildnerinnen fast aller evangelischen Mädchen deutscher Zunge in der rumänischen Residenz, was um so bedeutungsvoller ist, als in dieser vor den Thoren des Morgenlandes gelegenen Stadt sich die bei Weitem größte evangelisch-deutsche Gemeinde in den Südostmarken unseres Erdtheils befindet. Von den 344 Schülerinnen der Elementarschule waren der Confession nach 204 evangelisch, 52 griechisch-, 29 römisch-katholisch, 58 israelitisch und 1 muhamedanisch. Der Nation nach waren es 236 Deutsche, 74 Rumänen, 16 Ungarn, 5 Französinnen, 1 Türkin, 1 Italienerin, 3 Griechinnen und 4 Bulgarinnen.

Von der Sonntagsschule kann der Bericht zwar keine augenfälligen Erfolge mittheilen, doch geht dieselbe ihren stillen Gang weiter.

Von den 100 Kindern, welche die Kleinkinderschule besuchen, sind stets etwa 30 vom Schulgeld befreit und 20—24 derselben erhalten täglich aus der Suppenküche des Bukarester ersten Frauen-Vereins eine kräftige Suppe und im Mai und zu Weihnachten Kleider und Schuhe.

Der von der Kleinkinderlehrschwester im Sommer 1883 gegründete Jungfrauen-Verein, durch welchen immerhin mehreren früheren Schülerinnen die Möglichkeit geboten wird, mit der Anstalt in Verbindung und vor manchen Gefahren der Großstadt auf diese Weise bewahrt zu bleiben, ist in zwar langsamem aber stetigem Wachsthum begriffen; seine Mitgliederzahl betrug im vorigen Jahre 20—30.

Das Diakonissenhaus Bethesda in Pest wurde 1866 von einem Kreise lebendiger Christen in der Hoffnung gegründet, daß es nach und nach im ungarischen Boden Wurzel schlagen würde. Diese Erwartung hat sich bis jetzt nur wenig verwirklicht, was schon der Umstand beweist, daß gegenwärtig nur 2 Kaiserswerther Schwestern in demselben thätig sind, überhaupt zwei Schwestern weniger als im Vorjahre. 3 Probeschwestern wurden von ihren Eltern zurückgenommen, um, wie die vorstehende Schwester schreibt, das, was dieselben im Diakonissenhause gelernt, zu ihrem Vortheile auszunutzen.*)

*) Dagegen wurden Anfang August v. J. drei vierzehn bis fünfzehnjährige Mädchen als Diakonissin-Schülerinnen aufgenommen, die sich alle drei als willig und geschickt bewiesen.

Die Zahl der Kranken hat, trotzdem in der Nähe neue Spitäler eröffnet wurden, noch zugenommen; es wurden im Jahre 1890 487 Kranke verpflegt, unter denen sich nur 146 Evangelische befanden. Unter den Kindern der von einer Schwester geleiteten Sonntagsschule waltet so ziemlich dasselbe Zahlenverhältniß ob. Doch nimmt die Schule einen guten Fortgang und ist durchschnittlich von 100 Kindern besucht.

Im Diakonissen-Lehrhause in Florenz werden bereits seit einer längeren Reihe von Jahren Mädchen der gebildeten Stände, zur größeren Hälfte Italienerinnen, von Kaiserswerther Schwestern unterrichtet und erzogen. Im Jahre 1889 besuchten etwa 130 Kinder den Unterricht, von denen die Mehrzahl 85, evangelisch waren; 33 waren katholisch und 12 jüdisch. Der Nationalität nach waren 63 Italienerinnen, 7 Deutsche, 26 Schweizerinnen, 30 Engländerinnen und Amerikanerinnen, 3 Rumänen und 1 Holländerin. Das Pensionat des Lehrhauses wird nach dem Berichte der vorstehenden Schwester immer bekannter und gesuchter; sogar von Salerno, Neapel und Turin schicken die Eltern ihre Töchter zur Erziehung nach Florenz zu den Schwestern. Im Laufe des Jahres 1889 befanden sich im Ganzen 28 Pensionärinnen im Hause, durchschnittlich täglich 24.

Nach mehr als zehnjährigen, mühsamen und verwickelten Verhandlungen ist es im vergangenen Jahre auch endlich gelungen, für das Tochterhaus in Florenz die Rechte einer juristischen Person im Königreich Italien zu erlangen. Die Bemühungen wären aber jedenfalls noch lange vergebliche gewesen, hätte nicht ein Rath im italienischen Unterrichtsministerium, welcher eine Nichte den Florentiner Schwestern zur Erziehung anvertraut und dadurch das Lehrhaus persönlich und gründlich kennen gelernt hatte, seinen Einfluß bei der Erreichung des erstrebten Zieles wirksam geltend gemacht.

Seit dem Spätherbst 1885 arbeiten zwei Schwestern des Rheinischen Mutterhauses als Gemeinde-Diakonissen in Rom, wo sie auf dem Capitol ihre Wohnung haben. Ihre Aufgabe ist berufsmäßig Armen- und Krankenpflege innerhalb der in Rom befindlichen evangelischen Gemeinden, namentlich der deutschen, sowie Privatpflege unter den zahlreichen, vorübergehend in Rom sich aufhaltenden Fremden. Auch italienischen Familien suchen sie nach Maaßgabe ihrer Zeit und Kraft ihre Fürsorge zuzuwenden. Außerdem haben dieselben, anfangs in ihrer Wohnung, später in den Räumlichkeiten der deutschen Schule eine Strickschule für Mädchen eröffnet. Auch in dem deutschen Hospital auf dem Capitol, dessen Verwaltung und Bedienung in anderen Händen liegt, haben die Schwestern auf Wunsch und in Nothfällen gern hilfreiche Hand geleistet. Bisher waren die Diakonissen nur während des Winters in Rom thätig; Anfangs Juni kehren sie, weil dann die meisten Deutschen Rom verlassen, in das Mutter-

haus nach Kaiserswerth zurück, wo ihre Hilfe gerade dann doppelt nöthig ist, da manche der hiesigen Schwestern während der Sommermonate ihren wohlverdienten Urlaub genießen, im Mutterhause also die arbeitreichste Zeit ist.

Während des Winters 1889/90 wurden 14 Familien besucht, 8 einzelne Kranke gepflegt und 44 Nachtwachen geleistet.

Von den Sehenswürdigkeiten Roms bekommen die beiden Schwestern begreiflicherweise wenig zu schauen, da ihre Arbeit sie voll in Anspruch nimmt. Dieselbe wird dort bereits in dem Maaße anerkannt, daß man ernstlich darauf bedacht ist, für die Schwestern ein Diakonissenheim zu gründen, welches den Mittel- und Stützpunkt ihrer Thätigkeit für Winter und Sommer zu bilden bestimmt ist.

Zum Schlusse weist der umfangreiche Bericht über die Orientstationen, wie schon der diesjährige 53. Gesammt-Anstalts-Jahresbericht darauf hin, daß im letztverflossenen Jahre die allgemeine Noth und Bedrängniß der Zeit das Mutterhaus zwar auch in empfindlicher Mitleidenschaft gezogen, daß aber demselben die größte Schwierigkeit bereitet werde durch die bei dem steigenden Verlangen der evangelischen Kirche nach Diakonissen verhältnißmäßig zu geringe Zahl geeigneter Arbeitskräfte. Möchten deshalb bald recht viele evangelische Frauen und Mädchen, welche den Beruf und inneren Drang zum Diakonissendienste in sich spüren, anstatt müßig die Hände in den Schooß zu legen, dem dringenden Hilferufe des großen Kaiserswerther Mutterhauses Folge leisten und sich von Herzen willig machen lassen, dem Amte der dienenden Liebe sich zu widmen. Gottes Segen wird sie begleiten.

Literatur.

Die evangelische Seelsorge in der deutschen Kriegs-Marine nach den amtlichen Bestimmungen und nach eigenen Erfahrungen dargestellt und erläutert von Hellmuth Wiesener, Pastor primar. in Swinemünde und ehemaligem Marinepfarrer. Gotha. Gustav Schloeßmann. 1891. 93 S. Preis 1,20 Mk.

Das vorliegende Werkchen begegnet einem wirklichen dringenden Bedürfnisse. Während die evangelische Seelsorge bei dem Kriegsheere seit dem begeisterten und begeisternden Buche von dem unvergeßlichen D. Strauß in einer Reihe vortrefflicher Schriften und Abhandlungen behandelt worden ist, existirte bisher noch nichts derartiges über die evangelische Seelsorge in der deutschen Kriegs-Marine. Wer aber eine Ahnung davon hat, wieviel gerade bei dem Marinegeistlichen, der mit seiner eigenartigen Gemeinde oft Jahre lang Tag und Nacht zusammenlebt, auf den persönlichen Takt und die weise Amtsführung ankommt, der wird die Bedeutung einer solchen praktischen Handreichung für die Marinepfarrer zu schätzen wissen. Aber auch alle Freunde des Reiches Gottes in unserem Volke und besonders in unserer Streitmacht haben ein hohes Interesse daran, zu erfahren, was in religiös-sittlicher Hinsicht für unsere immer wachsende Kriegsmarine und besonders für die Schiffe auf der Fahrt geschehe, deren sie im sonntäglichen Kirchengebete gedenken. Als in den letzten Sommern durch die Zeitungen ging, daß unser Kaiser selbst an Bord seines Schiffes Gottesdienste hielt, freute man sich dessen überall, wo ein Verständniß für göttliche Dinge vorhanden ist, und staunte selbst im Ausland über dieses Kaiserliche Bekenntniß. Aber die Frage drängte sich um somehr auf, was sonst für unsere Seeleute geschähe, welche von Gefahren stets umdroht die Ehre des deutschen Namens bis in die fernsten Erdtheile zu tragen haben.

Aus reichster Erfahrung heraus schildert nun Pastor primar. Wiesener das Leben und Wirken des deutschen Marinepfarrers. Hat er doch selbst 5½ Jahre an Bord und noch ein Jahr an Land als Marinepfarrer gewirkt und außerdem seiner Zeit im Auftrage des Chefs der Admiralität eine Instruction über den gesammten Dienst des Marinepfarrers an Bord ausgearbeitet, welche mit einigen Veränderungen gegenwärtig der von Sr. Majestät dem Kaiser genehmigten amtlichen Instruction für die Commandanten der deutschen Kriegsschiffe beigegeben ist.

Nach einer orientirenden Einleitung behandelt er in dem vorliegenden Werkchen: I. Die Gottesdienstordnung an Bord Sr. Maj. Schiffe: 1) An Sonn- und Festtagen; 2) Heiliges Abendmahl; 3) Begräbniß. II. Die Instruktion für den Schiffspfarrer an Bord Sr. Maj. Schiffe: 1) Dienstverhältniß der Schiffspfarrer; 2) Amtspflichten der Schiffspfarrer an Sonn- und Festtagen; 3) Anderweitige Amtspflichten der Schiffspfarrer. III. Die Instruktion für den Marine-Oberpfarrer.

In ernster, würdiger, wohlthuender Sprache bietet das Buch die feinen Beobachtungen und interessanten Anregungen des Verfassers, veranschaulicht uns eine Fülle interessanter Augenblicke des Marinepfarrers auch an Land unter den Deutschen über dem Weltmeere und entwirft ein lebensvolles Bild von unserer Kriegsmarine, für die alle deutschen Patrioten-Herzen warm schlagen. Wir sind überzeugt, daß dieses verdienstvolle Werkchen nicht bloß von Geistlichen, sondern von den weitesten Kreisen gekauft und mit vieler Freude gelesen werden wird. Der Reinertrag desselben ist für die deutsche Seemannsmission bestimmt, was für uns nur noch ein Grund mehr ist, die Anschaffung auf das wärmste zu empfehlen.

Carl Heymann's Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 20. Mai 1891. Nr. 20.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Mai 1891 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

Nr	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Mai 1891 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro April 1891.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. April 1891 .	51			
	Zugang pro . .	23			
		74			
	Abgang . . .	27			
	Bleibt Bestand	47	47	1 279	70
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. April 1891 .	53			
	Zugang pro . .	35			
		88			
	Abgang . . .	31			
	Bleibt Bestand	57	57	1 708	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus):				
	Bestand am 1. April 1891 .	79			
	Zugang pro . .	5			
		84			
	Abgang . . .	3			
	Bleibt Bestand	81	81	2 455	130
4.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. April 1891 .	22			
	Zugang pro . .	22			
		44			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	28	26	732	58
5.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. April 1891 .	38			
	Zugang pro . .	26			
		64			
	Abgang . . .	30			
	Bleibt Bestand	34	34	1 277	54
6.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. April 1891 .	21			
	Zugang pro . .	19			
		40			
	Abgang . . .	15			
	Bleibt Bestand	25	25	687	50
7.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. April 1891 .	24			
	Zugang pro . .	20			
		44			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	25	25	777	43
	zu übertragen		295	8 915	495
	Uebertrag		295	8 915	495
8.	**Landsburg:**				
	Bestand am 1. April 1891 .	22			
	Zugang pro . .	13			
		35			
	Abgang . . .	17			
	Bleibt Bestand	18	18	676	30
9.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. April 1891 .	53			
	Zugang pro . .	23			
		76			
	Abgang . . .	22			
	Bleibt Bestand	54	54	1 563	74
10.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. April 1891 .	26			
	Zugang pro . .	9			
		35			
	Abgang . . .	14			
	Bleibt Bestand	21	21	705	32
11.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. April 1891 .	41			
	Zugang pro . .	33			
		74			
	Abgang . . .	32			
	Bleibt Bestand	42	42	1 415	40
12.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. April 1891 .	46			
	Zugang pro . .	56			
		102			
	Abgang . . .	48			
	Bleibt Bestand	54	54	1 307	60
13	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. April 1891 .	38			
	Zugang pro . .	15			
		53			
	Abgang . . .	29			
	Bleibt Bestand	24	24	919	65
14.	**Züllichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. April 1891 .	21			
	Zugang pro . .	21			
		42			
	Abgang . . .	22			
	Bleibt Bestand	20	20	620	40
	zu übertragen		528	16 120	836

Nr.	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. April 1891 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Krankenverpflegungstage pro April 1891.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten
	Uebertrag		528	16 120	836
15.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. April 1891 .	75			
	Zugang pro . .	49			
		124			
	Abgang . . .	57			
	Bleibt Bestand	67	67	2 297	96
16.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. April 1891 .	35			
	Zugang pro . .	14			
		49			
	Abgang . . .	14			
	Bleibt Bestand	35	35	1 059	40
17.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. April 1891 .	38			
	Zugang pro . .	20			
		58			
	Abgang . . .	21			
	Bleibt Bestand	37	37	1 143	80
18.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. April 1891 .	23			
	Zugang pro . .	16			
		39			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	20	20	625	46
19.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. April 1891 .	42			
	Zugang pro . .	21			
		63			
	Abgang . . .	30			
	Bleibt Bestand	33	33	1 102	42
20.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. April 1891 .	12			
	Zugang pro . .	8			
		20			
	Abgang . . .	4			
	Bleibt Bestand	16	16	439	41
21.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. April 1891 .	16			
	Zugang pro . .	45			
		61			
	Abgang . . .	41			
	Bleibt Bestand	20	20	765	42
22.	**Sorau:**				
	Bestand am 1. April 1891 .	20			
	Zugang pro . .	13			
		33			
	Abgang . . .	23			
	Bleibt Bestand	10	10	480	36
23.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. April 1891 .	6			
	Zugang pro . .	1			
		7			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	7	7	210	13
24.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. April 1891 .	10			
	Zugang pro . .	7			
		17			
	Abgang . . .	11			
	Bleibt Bestand	6	6	243	20
	zu übertragen		779	24 483	1 292

Nr.	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Mai 1891 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Krankenverpflegungstage pro April 1891.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		779	24 483	1 292
25.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. April 1891 .	20			
	Zugang pro . .	11			
		31			
	Abgang . . .	15			
	Bleibt Bestand	16	16	640	20
26.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. April 1891 .	17			
	Zugang pro . .	14			
		31			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	12	12	440	20
27.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. April 1891 .	1			
	Zugang pro . .	3			
		4			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	4	4	68	10
28.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. April 1891 .	10			
	Zugang pro . .	5			
		15			
	Abgang . . .	6			
	Bleibt Bestand	9	9	246	15
29.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. April 1891 .	31			
	Zugang pro . .	1			
		32			
	Abgang . . .	1			
	Bleibt Bestand	31	31	956	32
30.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. April 1891 .	23			
	Zugang pro . .	26			
		49			
	Abgang . . .	25			
	Bleibt Bestand	24	24	748	30
31.	**Plön:**				
	Bestand am 1. April 1891 .	12			
	Zugang pro . .	2			
		14			
	Abgang . . .	6			
	Bleibt Bestand	8	8	326	29
32.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. April 1891 .	29			
	Zugang pro . .	19			
		48			
	Abgang . . .	30			
	Bleibt Bestand	18	18	775	48
33.	**Altona:**				
	Bestand am 1. April 1891 .	48			
	Zugang pro . .	25			
		73			
	Abgang . . .	27			
	Bleibt Bestand	46	46	1 426	50
34.	**Oeynhausen:***)				
	Bestand am 1. April 1891 .	—			
	Zugang pro . .	—			
		—			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand		—	—	86
	zu übertragen		947	30 108	1 632

*) Ist seit Mitte October v. J. geschlossen und wird erst Mitte Mai d. J. wieder eröffnet.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. April 1891 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Krankenverpflegungstage pro April 1891.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		947	30 108	1 632
35.	**Lippspringe.** *)				
	Bestand am 1. April 1891 .	—			
	Zugang pro " "	—			
		—			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	41
36.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. April 1891 .	15			
	Zugang pro " "	5			
		20			
	Abgang " " "	4			
	Bleibt Bestand	16	16	496	20
37.	**Plochingen** in Würltemberg:				
	Bestand am 1. April 1891 .	4			
	Zugang pro " "	6			
		10			
	Abgang " " "	5			
	Bleibt Bestand	5	5	139	38
38	**Schwäbisch Hall:**				
	Bestand am 1. April 1891 .	3			
	Zugang pro " "	2			
		5			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	5	5	111	21
39.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. April 1891 .	60			
	Zugang pro " "	27			
		87			
	Abgang " " "	37			
	Bleibt Bestand	50	50	1 611	36
40	**Riesa:**				
	Bestand am 1 April 1891 .	11			
	Zugang pro " "	13			
		24			
	Abgang " "	13			
	Bleibt Bestand	11	11	414	24
41.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. April 1891 .	15			
	Zugang pro " "	16			
		31			
	Abgang " " "	10			
	Bleibt Bestand	21	21	548	20
	Zusammen		1 055	33 427	1 832

Der gesammte Abgang an Kranken pro April 1891 beträgt 745, davon sind gestorben 62
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 73
geheilt 610
wie vor 745.

42. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:
Bestand am **1. März 1891** . . . . 47 Kranke.
Zugang pro **März 1891** . . . . 52 "
99 Kranke

Davon sind:
gestorben . . . . —
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 21
geheilt 21
42 "

Bleibt Bestand am **1. April 1891:** . . . . . 57 Kranke.

*) Ist seit Mitte October v. J. geschlossen und wird erst Mitte Mai d. J. wieder eröffnet.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 5 Europäer, 32 orientalische Christen, 13 Muhamedaner, 1 Druse und 1 Jude

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro März 1891 beträgt 1485.

Poliklinisch wurden 955 Personen behandelt

1. Friedrich Wilhelm Freiherr von Eickstedt, Erb-Kämmerer in Alt-Vorpommern, auf Silberkopf bei Ratibor, Ehrenritter seit 1866, † zu Tharandt 11. Mai 1891.
2. Dr. Albrecht von Schliekmann, Wirklicher Geheimer Rath und Ober-Präsident der Provinz Ostpreußen, Ehrenritter seit 1890, † zu Königsberg 14. Mai 1891.

Rheinische Genossenschaft.

Am Sonnabend den 23. Mai 1891 wird in Königswinter im „Berliner Hofe" um 9 Uhr Vormittags eine Sitzung des Convents und um 12 Uhr Mittags der diesjährige Rittertag abgehalten.

Die Herren Conventsmitglieder und Ritter der Genossenschaft werden hierzu eingeladen.

Um 1 Uhr findet ein gemeinschaftliches Mittagsmahl im „Berliner Hofe" statt.

Zur Theilnahme an demselben werden auch die im Bezirke der Genossenschaft wohnenden, der Balley oder anderen Genossenschaften angehörenden Herren Ritter eingeladen

Mehrum, 13. Mai 1891.

Der Commendator
Freiherr von Plettenberg-Mehrum.

Das apostolische Vorrecht der Könige von Frankreich.

(Schluß.)

Nach der Aufrichtung des legitimen Königthums war zunächst von einer Krönung nicht die Rede, indem Ludwig XVIII. sich seiner großen Hinfälligkeit wegen nicht wohl der so ermüdenden Ceremonie unterziehen mochte, auch war er seiner ganzen Geistesrichtung nach ein echtes Kind des 18. Jahrhunderts und nicht von sceptischen Anwandlungen frei. Anders dachte man im Pavillon Marsan, wo der Clerus, insbesondere die frommen Väter der Gesellschaft Jesu auf seinen Nachfolger, den Grafen Artois „Monsieur" einen großen Einfluß gewonnen hatten. Hier mußte eine Krönung im alten Styl trotz der veränderten Zeitverhältnisse unumgänglich nothwendig zur Inauguration des Königthums erscheinen. Einige Monate nachdem Ludwig XVIII. zu seinen Vätern versammelt war, fand sich ein Mann, der behauptete, bei jener Heiligthumschändung Zeuge gewesen zu sein, und einige Scherben der heiligen Ampulla, in denen sogar noch ein paar Tropfen des heiligen Oels hafteten, gesammelt und ehrfurchtsvoll aufbewahrt zu haben, die er nunmehr der Kirche zurückerstattete. Der Herr

Pfarrer Sezanier von St. Remy und der Kirchenvorsteher Hourelle erkannten diese Scherben als echt an, ja noch mehr, sie gaben zu Protokoll, daß sie selber vor Auslieferung der heiligen Ampulla an Ruhl, in Vorahnung der schrecklichen That, eine Kleinigkeit von dem Oel abgefüllt und aufbewahrt hätten. Die Glaubwürdigkeit dieser Personen war keinem Zweifel unterworfen und wurde überdies durch hohe Kirchenfürsten attestirt, und eine Petition an den König gerichtet, daß er sich der wieder aufgefundenen Reliquien bei seiner noch ausstehenden feierlichen Salbung und Krönung bedienen möchte. Nach einigem Zögern glaubte Carl X. den dringenden Vorstellungen seiner Umgebung nachgeben zu müssen, um so mehr als auch der Cardinal Latil und Talleyrand warm für die Sache eintraten, und versprach, sich mit dem heiligen Oel Chlodwigs salben zu lassen. Monseigneur Latil ließ die Scherben dem Fußgestell einer neuen mit Gold und Edelsteinen bedeckten Ampulla einfügen und die geretteten Tropfen mit anderem Oele verdünnt hineinfließen. Uebrigens wurden auch bei allen früheren Salbungen stets nur wenige Tropfen von dem heiligen Oel entnommen und alsdann durch anderes Oel verdünnt, wodurch es sich erklärt, daß das einst vom Himmel gekommene Oel so lange vorgereicht hat.

Die Krönung und Salbung konnte also in alter Weise wiederum vor sich gehen. Auf der Krönungsfahrt ereignete sich ein Unfall übler Art, und der König hätte beinahe die letzte Oelung nöthiger gehabt als die Salbung. Vor dem Krönungswagen nämlich, den man noch heute, von Gold strotzend im großen Wagensaal des Versailler Parks, dicht bei dem Schloße Groß-Trianon paradiren sieht, gingen die von den vielen Salutschüssen scheu gemachten Pferde in der Nähe des Ortes Fimes, 27 Kilometer von Rheims durch, die anderen Wagen folgten und mehrere Herren des Gefolges erlitten schlimme Contusionen. Am 20. Mai 1825 erneuerten sich für die alte Krönungsstadt die Tage mittelalterlichen Glanzes. Es muß ein unvergleichlicher Anblick gewesen sein, den stolzen Zug durch das Hauptportal der prächtigsten aller Kathedralen gemessenen Schrittes, mit Beobachtung aller nur erdenkbaren alten Ceremonien, einziehen zu sehen. Verweilen wir nur einige Momente, um einen Blick wenigstens auf die Vorderfront des Gebäudes zu werfen. Sie ist in der That der näheren Betrachtung werth und keiner der vielen schönen gothischen Dome Frankreichs, Englands und Deutschlands bietet einen ähnlichen reichen Schmuck dar. Die mächtige Steinfläche ist ganz in ein lebendiges Gewimmel unzähliger Figuren und Ornamente aufgelöst, die sich trotz dessen in schönen architektonischen Linien um die drei hohen Portale anordnen. Im Einzelnen hat man 550 Statuen und Statuetten gezählt, lauter alt- und neutestamentarische Propheten, Heiligen und Märtyrer, die mit Gestrüpp von Blattranken, Blumen, Baldachinen u. s. w. eingerahmt sind, so daß das Ganze einer gigantischen Filigran-Arbeit gleicht. Fünf und dreißig Apostel und Heilige in wenig übermenschlicher Größe bilden eine lange Reihenfolge zwischen den Hauptportalen, in deren Archivolten die Hauptfigurenschwärme in concentrischen Linien untergebracht sind. In den Krönungen der Portale erscheinen die drei figurenreichen Gruppen der Krönung der Jungfrau (Mitte), der Passion und des jüngsten Gerichts. Ueber der großen oberen Fensterreihe folgt dann die Taufe Chlodwigs und darüber rings um die beiden zierlichen, aber unvollendeten Thüren laufend, die Galerie von 42 französischen Königen (von Chlodwig bis Carl VI.) in mehr als doppelter Lebensgröße. Indessen darf man nicht glauben, daß diese Könige alle in Rheims gekrönt und gesalbt worden wären. Von dem goldbekleideten Hochaltar der Kathedrale, deren Bau 1212 von Robert de Concy begonnen wurde, behauptet man zwar, es sei derselbe, vor welchem Chlodwig getauft worden, da er aus der alten Kirche in den Dom aufgenommen sei, doch führen alle genaueren Untersuchungen darauf hinaus, daß die älteren Könige von Frankreich garnicht gesalbt worden sind. Der erste, bei welchem diese bei den jüdischen Königen und bei den byzantinischen Kaisern gebräuchliche Ceremonie wieder angewendet wurde, soll Pipin gewesen sein, der sich sogar zweimal salben ließ, das erste Mal von dem heiligen Bonifacius zu Mainz, und das zweite Mal im Jahre 754 vom Papste Stephan III. im Dome von St. Denis bei Paris. Erst seit dem 12. Jahrhundert scheint die Salbung in Rheims regelmäßig vor sich gegangen zu sein, und der prachtvolle Dom mit seinem 150 Fuß hohen Mittelgewölbe und dem wunderbaren Farbenspiel seiner gemalten Fenster und Rosetten bot in der That den denkbar großartigsten Rahmen für diese Haupt- und Staatsaction dar. Wer Gelegenheit gehabt, dieses herrliche Bauwerk mit eigenen Augen zu schauen, dem wird die Erinnerung daran unvergeßlich bleiben.

Die Salbung Karl X. ging nun auch genau nach dem alten Ritus, wie wir ihn früher in diesen Blättern bei Gelegenheit der Beschreibung der Krönung Ludwig XVI. des Näheren beschrieben, vor sich. Cardinal Latil vollzog die Salbung, und der Cardinal de Clermont-Tonnere hatte das Abtrocknen des Oels zu bewirken. Aber auch das alte Prärogativ des allerchristlichsten Königs sollte nicht minder wieder ausgeübt werden. Um zehn Uhr des folgenden Morgens verließ der König seine Wohnung, die er, altem Herkommen gemäß, bei dem Primas des Reichs, in dem unmittelbar neben der Kathedrale belegenen erzbischöflichen Palaste genommen, bestieg einen prächtig aufgezäumten Zelter und einen Trupp Gardehusaren voraus, ein glänzendes Gefolge hinterdrein, ging es nach dem St. Markulphs-Hospital. Der erste Leibarzt und Chirurg erwartete ihn dort, an der Spitze von 121 Kropfkranken. Der König, der schon vorher

in seiner Behausung die Messe gehört, verrichtete noch ein kurzes Gebet in der Kapelle des Hospitals und schritt dann zu seinem wohlthätigen Werk. Dupuytren, der größte Chirurg seiner Zeit verschmähte es nicht, dem Monarchen bei diesem Act seine Unterstützung zu leihen und hielt den Kranken den Kopf, während Karl X. sie mit dem vollen Eifer seiner göttlichen Sendung berührte und die alte Formel sprach: le roy te touche et Dieu te guérit. Nach anderen Berichten hätte er gesagt: le roy vous touche, mais Dieu vous guérira. Nach dieser in doppelter Beziehung rührenden Scene ertheilte er noch den frommen Schwestern, welche sich in diesem Hospital der Krankenpflege unterzogen, seinen Segen. Der Ernst und die Würde, mit welcher der fromme König alle diese Ceremonien vollzogen, soll wahrhaft erbaulich gewesen sein.

Leider hatte dieser Vorgang ein wenig erbauliches Nachspiel in einem Prozeß gegen den bekannten Volksdichter Béranger. Es ist das traurige Verdienst dieses eben so talentvollen als frivolen Dichters durch seine Chansons (les infinements Petits, la Gérontocratie) das legitime Königthum untergraben und die kaum wieder Wurzel gefaßte alte Dynastie in den Augen des Volkes nach Kräften lächerlich gemacht zu haben, während er andererseits es sich keine Mühe verdrießen ließ, die napoleonische Legende im Herzen des Volkes lebendig zu erhalten. Das Gedicht Bérangers führt den Titel: le Sacre de Charles le Simple und schildert unter dem mehr als durchsichtigen Pseudonym Karl des Einfältigen die Krönungs- und Kropf-Ceremonien mit höchst beleidigenden Reflexionen. In diesem Chanson, das zuerst 1828 im 4. Bande seiner Gedichte gedruckt erschien, kommen folgende Stellen vor, die wir citiren, da das Gedicht sich nur in sehr wenigen Ausgaben des Dichters findet.

Français, que Reims a reunis:
Cries Montjoie et Saint Denis!
On a refait la Sainte Ampoule;
Et comme au temps de nos aïeux
Des passeraux lâchés en foule
Dans l'église volent joyeux.
D'un joug brisé ces vains présages
Font sourire sa Majesté.
— — — — — — — —

Oiseaux plus que nous sages
Gardes bien, gardes votre liberté!
Aux pieds de prélats cousus d'or,
Charles dit son Confiteor.
On l'habille, on le baise, on l'huile
Puis au bruit des hymes sacrées
Il met la main sur l'Evangile.
Son confesseur lui dit: „Jurez!“ —
Rome, que l'article concerne,
Relève d'un serment prêté. — —

— — — — — — — —
Oiseaux, ce roi miraculeux
Va guerir les scrophuleux.
Fuyez, vous qui de son cortège
Dissipez seul l'ennui mortel:
Vous pourries faire un sacrilège
En voltigeant sur cet autel
Des bourreaux sont les sentinelles
Que pose ici la piété.
— — — — — — — —

Dies war allerdings zu arg, ob es aber richtig war, gegen Béranger einen jener Preßprozesse anzustrengen, die seine Popularität so außerordentlich vermehrten, weil ganz Paris seine Partei ergriff, ist sehr die Frage. Man hatte diesmal seine Maßregeln genommen, denn bei dem ersten und zweiten Prozeß war der Andrang so groß gewesen, daß die Richter durch die Fenster steigen mußten, da sie durch die vollgepreßte Menge nicht zu ihren Plätzen gelangen konnten, während Béranger, 'nur in dem er sich durch die Worte: Meine Herren, man kann ohne mich nicht anfangen — zu erkennen gab, zur Anklagebank kommen konnte.

Man hatte sich genirt, das Gedicht gegen den König in den Vordergrund der Anklage zu stellen, und die letztere richtete sich daher zunächst gegen ein Gedicht; „Der Schutzengel“, in welchem das Sacrament der letzten Oelung und damit die Staatsreligion und öffentliche Moral angegriffen sein sollten. Die incriminirte Strophe war indessen für einen Chansonettendichter sehr zahm, und es konnte dem Vertheidiger desselben, Barthe, nicht schwer werden, zu zeigen, daß den Dichtern des leichten Genres, z. B. Lafontaine viel gravirendere Angriffe auf den Cultus als poetische Licenzen durchgegangen wären. Ueber das Gedicht: „Die Salbung Karl des Einfältigen“ sagte der Ankläger: Noch mehr, in unsern Geschichtsbüchern hat Herr v. Béranger das Andenken eines schwachen unglücklichen Königs hervorgesucht und mittelst einer strafwürdigen Erdichtung Dinge aus dem neunzehnten Jahrhundert in das neunte übertragen, welche in jenen früheren Zeiten weder geschahen noch geschehen konnten, er hat es gewagt, alle Wahrheit verachtend, alle Schicklichkeit bei Seite setzend, seinen Souverän unter der Maske und unter dem unglücklichen Namen Karl III. in Scene zu setzen. Ja, es ist die geheiligte Person, es sind die ehrwürdigen Ceremonien der Salbung unseres Königs, die man durch diese phantastische Darstellung einer Krönung, über welche die Geschichte schweigt, hat ins Lächerliche ziehen wollen. Wie dieser Fürst, der so eben Frankreich durchreisend, die allgemeinsten Zeugnisse der Liebe und der Verehrung seiner Völker empfangen hat; dieser so fromme König und loyale Beobachter seines Wortes, der unaufhörlich mit dem Wohlbefinden seiner Unterthanen beschäftigt ist, wird dargestellt, durch einen Franzosen für andere Franzosen, als wenn er sich an den Stufen der Altäre, welche die Zeugen seiner Schwüre sind, den Meineid rathen ließe! Man wagt ihn dort zu zeigen, wie er bereits auf den Untergang der Freiheit sinnt, die er so eben bestätigt hat und das Mark dieses Volkes verzehrt, welches er liebt, wie es der größte und gefeiertste seiner Ahnen liebte. Man schreckt schließlich

nicht davor zurück, anzudeuten, daß er Herren über sich erkenne, und gleichzeitig die Religion in ihren Dienern, den Souverän in seiner Würde beleidigend, legt man jenen die befehlende Sprache der Oberherrschaft, diesen die Stellung und Empfindungen einer niedern Unterwürfigkeit bei. Nein, der König von Frankreich erkennt keinen Herrn auf der Erde über sich an, er empfängt seine Krone von Gott allein!"

Trotz glänzender Vertheidigung wurde Béranger zu neun Monate Gefängniß und 10,000 Francs Strafe verurtheilt.

Volksunterhaltungsabende.

Nichts ist geeigneter, die Gemüther der Menschen zu bilden, zu veredeln und einander näher zu bringen, als gemeinsame Freude an erbauenden religiösen, wissenschaftlichen und künstlerischen Vorträgen, welche nicht allein in kirchlichen Zusammenkünften, sondern auch in großen Volksunterhaltungsabenden geboten werden können.

Am 26. November 1886 machte man in einer großen Turnhalle Dresdens, welche an 2000 Menschen faßt, den ersten Versuch, Männer und Frauen aller Volksklassen und Confessionen, meist dem Arbeiterstande angehörig, durch belehrende Vorträge, volksthümliche Gesänge und musikalische und declamatorische Aufführungen ernsten und heiteren Charakters 2—3 Stunden hintereinander zu unterhalten. Diese Unterhaltungen sollten das Volk an reinere Sonntagsfreuden nach der Arbeit der Woche gewöhnen und zugleich dazu dienen, unter Fernhaltung alles politischen und kirchlichen Parteiwesens ein Band für die verschiedenen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft zu sein und eine Versöhnung aller Parteien herbeizuführen. Der Versuch fand in allen Volksschichten so viel Anklang, daß die Dresdener Volksunterhaltungsabende seitdem jeden Winter allmonatlich wiederholt worden sind und in ähnlicher Form in einer Reihe von städtischen und ländlichen Gemeinden bis auf die Inseln der Nordsee weitere Verbreitung gefunden haben. Seit Anfang dieses Jahres ist nun auch die Reichshauptstadt in diese Bewegung für Veredlung der Volkserholungen eingetreten und zwar bis jetzt mit sehr günstigem Erfolge. Man beabsichtigt, diese Abende zu „Wanderconcerten" zu machen, damit nach und nach die ganze Arbeiterbevölkerung daran theilnehmen kann gegen ein Eintrittsgeld von 10 Pf. Man hat in Berlin den Samstag gewählt, weil an diesem Tage das Bedürfniß nach Erholung besonders stark zu sein pflegt, und weil man hofft, dadurch den gerade an diesem Tage besonders verlockenden Tanzböden, Tingel-Tangel und Kneipen entgegenzuwirken. (Nach dem „Volkswohl").

Literatur.

Anzeiger des germanischen Nationalmuseums. Nr. 2. März, April 1891.

Inhalt: Zur Beurtheilung der äußeren Verhältnisse des germanischen Museums. Von A. von Essenwein. — Chronik des germanischen Museums: Neu angemeldete Jahresbeiträge. — Stiftungen und einmalige Geldgeschenke. — Zuwachs der Sammlungen. — Fundchronik. — Beilagen: Mittheilungen aus dem germanischen Nationalmuseum. 1891. Bogen 4 und 5 nebst Tafel II. u. III.: Ueber ältere Dachziegeleindeckungen nach den Mustern in der Sammlung von Bautheilen des germanischen Museums (mit Abbildungen im Text). Von A. von Essenwein. — Ein Beitrag zur Geschichte des Schmalkaldischen Krieges. Von Dr. Heinrich Wendt. — Zwei Radierungen von Wenzel Jamitzer (Hierzu Tafel II. u. III). Von R. Stephe. — Zur Geschichte der Glasindustrie im Spessart. Von Hans Bösch.

Altpreußische Monatsschrift. Neue Folge. Herausgegeben von Rudolf Reicke und Ernst Wichert. XXVIII. Band. 1. und 2. Heft. Januar—März 1891. Königsberg i. Pr. Verlag von Ferd. Beyer's Buchhandlung (Thomas & Oppermann).

Inhalt: I. Abhandlungen: Jugendschriften, Liebesgeschichten und Gesinnungsbildner. — Ein Zwischenspiel Joh. Ranes, Danzig 1648. Von Johannes Bolte. — Der Preußische Nußkrieg vom Jahre 1563. Von Richard Fischer. — Die Nord- und Westgebiete der Jadwinger und deren Grenzen. Von Johannes Sembrzycki. — Volkswitz. Mitgetheilt von H. Frischbier. — Kinderreime. Von Friedrich Zander. — Noch einige Bemerkungen zu den Drei Königsberger Zwischenspielen aus dem Jahre 1644. Von Johannes Sembrzycki. — Zu den Königsberger Zwischenspielen von 1644. Von Robert Sprenger. — Johannes von Müllers Briefe an Karl Morgenstern. Von Benjamin Cordt. —

II. Kritiken und Referate: Urkundenbuch zur Reformationsgeschichte des Herzogthums Preußen von Paul Tschackert. 3 Bde. Leipzig 1890. I. Von Benrath. — Englands Stellung zur ersten Theilung Polens von Dr. Wolfgang Michael. Leipzig. 1890. Von Lohmeyer. — Geschichte der Buchdruckerkunst in Riga, 1588—1888, von Arendt Buchholtz. Riga 1890. Von M. P. — Alterthumsgesellschaft Prussia.

III. Mittheilungen und Anhang: Lucas Cranach der Aeltere neu aufgefunden zu Königsberg in Preußen. Von Propst J. Szadowski. — „Auffindung der alten Burg Oneda." Von J. Sembrzycki. — Zur Geschichte des Lücker Gymnasiums. Von J. Sembrzycki. — Universitäts-Chronik 1890, 1891. — Lyceum Hosianum in Braunsberg 1891. — Altpreußische Bibliographie 1889.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 27. Mai 1891. Nr. 21.

1. Albert von Ingersleben, Generallieutenant z. D., Rechtsritter seit 1869, † zu Wiesbaden 17. Mai 1891.
2. Gustav Leopold von Ohlen und Adlerskron, Ober-Tribunalsrath a. D., Rechtsritter seit 1867, † zu Berlin 18. Mai 1891.

Die „Pilgerfahrt nach Jerusalem"

in der Nr. 15—17 dieses Blattes kann jeden Freund des Christenthums, seiner Geschichte und heiligen Stätten nur höchst wohlthätig berühren. Mit ebenso gründlichen Vorkenntnissen als warmen Herzen hat der Pilger v. A. das heilige Land betreten und giebt uns nun in seinem Bericht eine höchst werthvolle Schilderung der dort erhaltenen Eindrücke. Mir als altem Freunde der heiligen Stadt, dem daselbst über 7 Jahre an ehrenvoller Stelle zu wirken und sich dadurch mit ihrer Geschichte vertraut zu machen vergönnt war, sei es daher auch gestattet, dem Herrn Verfasser hier meinen Dank für das in seinem Berichte Gebotene abzustatten und daran die Bemerkungen zu knüpfen, welche derselbe in mir hervorruft.

Und da sind es namentlich zwei Punkte, zu welchen ich mir gestatte, kleine Beiträge zu liefern.

Der erste betrifft den Begriff „Sion" der Herr Verfasser steht darin schon ganz auf der Höhe der neuen Palestiner Forschung, deren Hauptverdienst die Richtigstellung eben dieses Begriffs, d. h. der wissenschaftlich geführte Nachweis ist, daß der bisher sogenannte westliche Theil der Stadt diese Bezeichnung thatsächlich nicht verdient, sondern dieselbe von Rechtswegen den südlichen Abhängen des Stadtberges, ja dessen Südostecke, dem sogenannten Morija selbst, zukommt. Sehr bedeutende Gelehrte der älteren Schule, wie der Professor Sepp in München, haben sich zwar für die alte Verlegung Sion's nach Westen ausgesprochen, erklären die malerische, sehr an unsere mittelalterlichen Ritterburgen erinnernde Citadelle am Jaffa-Thore für die ächte „Burg-Zion", und im Volksmund erhält sich die Bezeichnung „Davidsthurm", immer noch für den dazu gehörigen Hippicus. Die neuere Forschung hat jedoch erwiesen, daß dies ein herodianischer Bau, daß David und auch Salomo mit ihren Bauten gar nicht bis dahin gelangt sind, sie vielmehr weiter südlich, resp. südöstlich angelegt haben.

Wem gebührt aber das Verdienst dieser Entdeckung? Diese Frage bringt mir wieder das Schiller'sche Wort in Erinnerung, das ich einer früheren Betrachtung in diesem Blatte an die Spitze stellte:

„Neu Regiment bringt neue Menschen auf,
„Und früheres Verdienst veraltet schnell."

Wenn ich nun jetzt an die Beantwortung von jener Frage gehe, so erfülle ich nicht allein ein Gebot der Gerechtigkeit, sondern ich ziehe einen Punkt an's Tageslicht, der für unsern Orden von erfreulichem Interesse ist: denn ein Mitglied desselben war es, welcher den ersten Anstoß zu dieser Entdeckung gab, ja auf welchen sie eigentlich ganz zurückzuführen ist. Aber der freundliche Leser gestatte mir dazu bis zum Jahre 1866 zurückzugreifen.

Als die politischen Ereignisse jener Zeit das frühere Königreich Hannover mit der preußischen Monarchie vereinigten, war dasselbe am St. Petersburger Hofe durch den Geheimen Legationsrath v. Alten, Ehrenritter unseres Ordens, als Gesandten vertreten, welcher denselben Posten schon vorher am niederländischen und belgischen Hofe bekleidet hatte. Als jüngerer Bruder des vorigen Grafen Alten auf Haus Leipnitz hatte er Beziehungen zu unsern maßgebenden Kreisen und preußische Sympathieen: so war er der einzige unter den damaligen hannoverschen Diplomaten, welcher den neuen Stand der Dinge acceptirte und dem Norddeutschen Bunde seine Dienste anbot. Man gab ihm — das Consulat in Jerusalem. Bei der wirklichen Bedeutung der Consulate in der Türkei war das Mißverhältniß dieser Stellung zu seiner bisherigen thatsächlich bei Weiten geringer als es hier wohl scheinen dürfte. Ueberdies nahm gerade damals die Bedeutung des Jerusalemer Postens noch erheblich zu

durch die Niederlassung der Württemberger Tempelgemeinde in Palästina; um die letztere nicht unter mehrere Consulate zu zersplittern, wurde das Paschalik Akka, welches bis dahin zum Gebiete des Consulats zu Beyrut gehört hatte, von diesem abgezweigt und dem Jerusalemer Amtsbezirk zugetheilt [1]); der dortige Posten erhielt dadurch Umfang und Bedeutung eines General-Consulates und Herr v. Alten auch officiell diesen Charakter.

Doch war es weniger die thatsächliche Bedeutung des Postens, was Herr v. Alten zu dessen Annahme bewog, als ein specielles Interesse für Palästina-Forschung, das ihn schon früher zu eingehenden Studien veranlaßt hatte. Mit gründlichen Vorkenntnissen übernahm er das Amt, dessen Bibliothek die ausgiebigsten Mittel zur Erweiterung dieser Kenntnisse bot, während der persönliche Aufenthalt an Ort und Stelle das Interesse immer wach erhielt. Der neue General-Consul bildete nun aus den erfahrensten Kennern Jerusalem's, dem verstorbenen Bischof Gobat, Missionar Sandreczky, Baurath Schick u. A. einen Ortsverein, und hier wurde, und zwar von ihm selbst, zuerst die These von der wahren Lage Sion's aufgestellt.

In Deutschland bestand damals keine Gesellschaft zur wissenschaftlichen Erforschung Palästina's, wie sie England in seinem „Palästina Exploration Fund" schon lange besaß. Herr von Alten konnte daher nur mit einzelnen Gelehrten, deren Bekanntschaft ihm seine langjährige Beschäftigung mit diesem Gegenstande verschafft hatte, über seine Entdeckung correspondiren, und lange sollte er auch zur Verwerthung derselben von Jerusalem aus nicht mehr mitwirken. Denn nachdem er noch i. J. 1872 zum Rechts-Ritter unseres Ordens geschlagen worden war, nahm er i. J. 1874 seinen Abschied und lebte seitdem bis zu seinem vor wenig Jahren erfolgten Tode ganz zurückgezogen in Montreux.

Bald nachdem er den Jerusalemer Posten verlassen, erhob sich endlich die deutsche Palästina-Forschung zu einer wirklichen Organisation. Zwei hervorragende Gelehrte auf dem Gebiet semitischer Sprachforschung, die Professoren A. Socin und Kautzsch in Basel und Tübingen, traten mit dem damaligen Privatdocenten, jetziger Professor der Universität Leipzig, Lic. H. Guthe, zur Gründung des deutschen Palästina-Vereins zusammen, welcher sich die Alten'sche Theorie von der wahren Lage Sions zu eigen machte und gleich in seinen ersten Veröffentlichungen wissenschaftlich verfocht und erhärtete. Im Jahre 1881 schickte der Verein den Lic. Guthe persönlich nach Jerusalem, wo er die umfassendsten Nachgrabungen auf den südlichen Abhängen des Stadtberges vornahm und dann die Resultate seiner Forschungen in dem Text des im Verein mit dem bekannten Egyptologen Georg Ebers herausgegebenen Prachtwerkes „Palästina in Bild und Wort" niederlegte. Dieses Werk bringt den jetzigen Stand der Palästina-Forschung in populärer Darstellung, welche, durch künstlerisch werthvolle Illustrationen unterstützt, allen Freunden des heiligen Landes eine kostbare Gabe bietet.

Der zweite Punkt betrifft die Echtheit der Grabeskirche. Auch hierin hebt der Herr Verfasser treffend hervor, in wie bestechender Weise der Augenschein gegen diese Echtheit spricht. Wenn der Besucher Jerusalems z. B. den Hippeeus, den sogenannten Davidsthurm, besteigt, von da in dem durch die allgemeine Tradition bestätigten Glauben, er befinde sich wirklich auf der alten Sionsburg, den Blick über die Stadt nach dem am andern Ende belegnen, historisch unanfechtbaren Tempelplatz schweifen läßt, und in der Mitte dieser beiden Punkte die Kuppel der Grabeskirche aufragen sieht, so ruft er unwillkürlich aus: „Das ist ja unmöglich! Der Auferstehungsdom liegt ja mitten in der Stadt! Da kann doch nicht Golgatha, nicht der Garten Joseph's von Arithmathia gelegen haben!" Und wenn er dann seine Schritte zum Damaskusthor hinauslenkt und rechts den Hügel mit der Jeremias-Grotte liegen sieht, so kann er sich wiederum des Eindrucks nicht verwehren: Dies muß das historische Golgatha sein. Und doch trügt auch hier der Schein, so schön wie ihn auch der Maler Corrodi in Rom auf dem herrlichen Altargemälde verewigt hat, das im Auftrage der hochseligen Kaiserin Augusta von ihm gemalt, unsere Jubiläums-Ausstellung v. J. 1886 schmückte. Mehrere Gelehrte, z. B. Sepp, behaupten, daß Jerusalem sich schon vor seiner Zerstörung durch Nebukadnezar soweit nach Norden erstreckt hätte als jetzt, und daß es erst nach der Rückkehr der Juden aus der Babylon. Gefangenschaft in der halbmondförmigen Gestalt wieder aufgebaut worden sei, welche wir in dem Piglheinschen Panorama der Kreuzigung Christi so deutlich veranschaulicht sehen. Wirklich schließt auch die sogenannte zweite Mauer, welche Herodes dem Großen zugeschrieben wird und von der man verschiedene Reste zwischen dem früheren deutschen Consulat und der Grabeskirche entdeckt hat, den ganzen nördlichen Theil der jetzigen Stadt aus und giebt der damaligen diese halbmondförmige Gestalt. Natürlich erstreckte sie sich um so viel weiter nach Süden.

Die beiden für mich durchschlagendsten Momente für die Echtheit des heiligen Grabes sind jedoch folgende. Die neuere Geschichtsforschung hat erwiesen, daß Titus i. J. 70 nach Christi Geburt nicht ganz Jerusalem, sondern nur den Tempel Herodis zerstört, auch die Juden damals noch nicht aus Palästina vertrieben hat. Dies geschah erst nach dem Aufstand des Bar Kochba i. J. 132 unter Kaiser Hadrian, welcher dann die Stadt unter dem Namen Aelia Capitolina wieder aufbauen ließ. Ueber die Geschichte der ersten Christengemeinde in Jerusalem ist sehr wenig bekannt. Da aber die Juden nicht schon i. J. 70 von da vertrieben wurden, so ist dies auch

[1]) Bei meiner Abberufung aus Jerusalem i. J. 1881 wurde das frühere Verhältniß wiederhergestellt.

von den Christen nicht anzunehmen. Hadrian haßte die Juden, der Aufstand Bar Kochba's hatte ihn zu sehr erbittert; die Anfänge des Christenthums belächelte er mitleidig. Die Annahme, daß er einen Venustempel auf der Stelle des heiligen Grabes errichtet, ist daher weniger wahrscheinlich, als daß er den Tempelplatz dazu gewählt, wie auch Sepp aus verschiedenen Quellen nachweist; überhaupt liegt kein Zeugniß vor, daß er der Christengemeinde in Jerusalem besonders feindlich entgegengetreten sei. Daß die letztere aber je den Ort aus den Augen verloren haben könnte, wo unser Heiland am Kreuze geblutet und wo sein heiliger Leib zwei Nächte in der Erde geruht hatte, scheint mir absolut unmöglich. Ich glaube daher, daß die Kaiserin Helena bei ihrer Ankunft in Jerusalem durch die in der dortigen Christengemeinde bestehende Tradition an den richtigen Ort geleitet wurde und es zur Feststellung desselben der Wunder des aufgefundenen echten Kreuzes nicht bedurft hätte [1]).

Wenn nun auch dieser Beweis etwas subjektiver Art ist, so thut mein zweiter in desto objektiverer Weise dar, daß zu einer von der Entstehung des Christenthums nicht entfernten Zeit sich der Ort, auf welchem die Grabeskirche steht, außerhalb der Stadtmauern befunden haben muß. Die das Fundament der großen Grabrotunde bildenden Felsen enthalten nämlich alte Gräber von unzweifelhafter Echtheit und genau derselben Beschaffenheit, welche die jüdischen Gräber gerade jener Zeit alle zeigen. Nun steht es aber historisch fest, daß die Juden niemals einen Toden innerhalb der Stadtmauern beerdigten. Dies ist also ein unwiderlegbarer Beweis dafür, daß der Platz zur Zeit der Anlage jener Gräber sich außerhalb der Stadtmauern befunden haben muß; und daß diese Zeit von der des Evangeliums nicht entfernt sein kann, dafür bürgt wieder die Beschaffenheit der Gräber.

Auf Grund dieser beiden Umstände muß ich mich entschieden für die Echtheit der Grabeskirche aussprechen, und freue mich, auch hierin mit den Herrn Verfasser übereinzustimmen. Dies konnte ich ja überhaupt in den meisten Punkten, und kann daher diese Betrachtung nur mit dem doppelten Wunsche schließen, daß es dem heiligen Lande öfter vergönnt sein möge, Besucher da zu sehen, welche ihm ein so lebhaftes Interesse entgegenbringen, und den Lesern unseres Wochenblattes, öfter derartigen gründlichen und anschaulichen Schilderungen der heiligen Stätten der Christenheit zu begegnen.

Berlin im Mai 1891.

Thankmar Freiherr v. Münchhausen.

[1]) Nach der auf einem alten Gemälde in der St Helena Kapelle veranschaulichten Legende führte Makarius, damals Patriarch von Jerusalem, die Kaiserin an einen tiefen Schacht, an welchen man jetzt noch aus der gedachten Kapelle gelangen und hinabsehen kann. Aus diesem Schachte ließ Makarius eine große Anzahl alter Kreuze zu Tage fördern, welche zur Hinrichtung von Verbrechern gedient hatten, und vor der Kaiserin hinlegen. Dann wurden sämmtliche Kranke der Stadt herbeigeholt, und alle mußten die daliegenden Kreuze einzeln berühren. Bei der Berührung eines unter ihnen genasen sämmtliche Kranke und wurde daran das ächte Kreuz und die ächte Schädelstätte erkannt.

Zur Lebensgeschichte des Obristen Johann von Buch.

Zu den berühmten Kriegern Brandenburgs, welche im 16. Jahrhundert das Schwert zur Vertheidigung der Freiheit des Evangeliums ergriffen haben, gehört auch der Obrist Johann von Buch, welcher im Jahre 1578 den Niederländern zuzog. Es ist über das Leben dieses Kriegsmannes indessen noch so weniges bekannt, daß jeder Beitrag zu demselben mit Freuden begrüßt werden darf, auch wenn er nur ein trockener, ziffermäßiger ist.

Einen solchen enthält nun auch das sehr wichtige von Pfuel'sche „Inventarium“ von 1603, von welchem eine Handschrift sich auch zu Berlin, in der Bibliothek des grauen Klosters, befindet. Wir gedenken auf dies merkwürdige Akten-Konvolut, welches die schätzenswerthesten Nachrichten zur Kulturhistorie des norddeutschen Adels und hochwichtige Beiträge zur Geschichte des „Hugenottenzuges“ des Obristen Heino von Pfuel enthält, dereinst näher einzugehen, möchten aber heute schon veröffentlichen die

„Ufrechnung des gestrengen, edlen und ehrenvesten Johann von Buch, Obristen über 5 Fahnen Reuter, für den ersten Monat, vom 1. Juli bis uff den 30. vermeldts Monats Julii anno 1578.“ —

Dieselbe beginnt:

Erstlichen auf des Obersten und HE. Compter Staat	Gulden	1804,
dem Obersten Leuttenant .	=	300,
dem Wachtmeister . . .	=	50,
dem Quartiermeister . .	=	50,
dem Proviantmeister . .	=	50,
dem Rumormeister . . .	=	50,
dem obristen Wagenmeister .	=	50,
dem Profoßen	=	50,
dem Profoßen-Leuttenant .	=	24,
item 2 Trabanten, jeder 8 Gulden	=	16,
dem Stockmeister	=	8,
item 2 Stockknechten . . .	=	12,
dem Scharfrichter . . .	=	16,
dem Doktor und Apoteker	=	70,
dem Feldscheerer	=	30,
dem Kapellan	=	30,
dem obristen Musterschreiber	=	40,
dem Dolmetscher	=	24,
6 Trabanten, jedem 8 Gulden	=	48,
3 Trummeter, jedem 24 Gulden, macht	=	72,
dem Obersten zwei „Staatwagen“	=	48,
thut in einer Summa	=	2842.

Item, des Obristen Fahne
hat unter ihm 471 reisige
Pferde, auf's Pferd
12 Gulden, thut . . . = 5652,
Mehr, 162 Wagen= und
Troßpferd', jedes 6, macht = 972.

Diese Summen ergeben den Etat des Buch'schen Fähnlein oder den „Staat"; zu ihnen kamen noch die „Nachtgelder" für die Pferde — 6, bezüglich 3 Batzen, — kam endlich noch das „Mehr im Zahlblatt", welches durch eine Verstärkung der Truppe über den „Staat" hinaus bedingt war, sodaß Johann von Buch im Ganzen für jenen, übrigens zu 33 Tagen gerechneten Monat zu fordern hatte 18102 Gulden, 7 Batzen, 2 Kreuzer. —

Das war nur die eine Fahne, welche Hans von Buch selbst führte. Die zweite hatte Georg von Berdißdorf, „oberster Leuttenant und Rittmeister"; sie bestand aus 355 Reisigen. Die dritte führte Joachim von Bellin (330 Reisige), die vierte (322 Reisige) Heino Pfuel, die fünfte (326 Reisige) Moritz von Löben. Sie liquidirten für jenen Monat die Summe von 11524 Gld., 4 B., 2 Kr.,
10505 = 6 = —
10618 = 9 = —
10763 = 12 = —

Man sieht, das Kriegführen war für die vereinigten Provinzen eine recht kostspielige Sache. Selbst die reichen Niederländer vermochten daher die Zahlungstermine nicht prompt innezuhalten. Ueber die Art und Weise der Besoldung erfahren wir aus jenem Aktenstücke nämlich das Folgende:

„Auf diese Fahnen haben die „Staaden=General" verrechnet, was darauff an Löhngeld und Kommiß oder Proviant gelieffert worden, wie hiernach folget:

Den 23. Septembris anno 1578 hat der Obriste von dem Grafen von Baßowy (?) im Lager empfangen vermöge der Quittantz 1625 Gulden 20 Stüber, den 29. Oktobris hat er mehr empfangen im Lager von dem Treforier. Dietrich van der Becke laut der Quittantz 12000 Gulden, item den 25. Februarii anno 79 hat er vor der Stadt Antorff (Antwerpen) durch seinen Proviantmeister inhaltlich der Quittantzen erhalten 200 Viertel Haber, 1600 Brot, 160 Tonnen Bier u. s. w." — Alles in Allem hatte Hans von Buch im Juni 1579 nicht weniger zu fordern als die beträchtliche Summe von

264108 Gulden, 12 Batzen.

Das erkannte der Beauftragte auch an:

„Ich, Isaac Vincker, bekenne mit dieser meiner eigenen Handschrift, daß, nachdem ich auf Bevehlich der General=Staaden mit dem Commissarien Jacob Cörpel abgerechnet und diese Abrechnung laut dieser collationierten Copey bei meinen eignen Händen hab', ich und gemeldter Commissarius Cörpel das Originale unterschrieben.

Datum Antorff, den 5. Juni 1579.

Isaac Vincker."

Wir glauben nicht, daß Hans von Buch bei den General=Staaten irgend welche Einbuße erlitten hat; — wie es aber seinem Waffenbruder Heino von Pfuel in Frankreich ergangen, als er für die Hugenotten focht, — das wollen wir später einmal aus dem „Inventarium" darstellen. O. S.

Die Stiftung einer thüringischen Fürstin.

Von einem gütigen Geschicke ist es dem Thüringer Lande beschieden gewesen, daß fremde Fürstentöchter, die hier eine zweite Heimat fanden, wie gute Feen ihm reiche Segensgaben brachten. Sagenumwoben erscheint die Gestalt einer Elisabeth, der ungarischen Königstochter in ihrer mittelalterlichen Frömmigkeit vor uns, während Anna Amalia und das klassische Weimar und die große Zeit unserer Literatur repräsentirt. Neben ihr ragte Maria Paulowna, die Mutter des regirenden Großherzogs von Weimar, die „in unser stilles Thal niederstieg, uns zu beglücken, aus dem hohen Kaisersaal", um die Pflege von Kunst und Wissenschaft, um die Wiederherstellung der Wartburg eifrig bemüht, von unvergeßlichem Verdienst um die Hebung des Volkslebens, um die Linderung menschlicher Noth.

Ihr ist das „patriotische Institut der Frauenvereine" zu verdanken, das jetzt 169 Industrieschulen, 17 Kinderbewahranstalten und andere für Armen= und Krankenpflege zählt. In jedem besten Sinne ihre Nachfolgerin ist die jetzige Großherzogin Sophie, Prinzessin der Niederlande, vom alten Stamme der Oranier. Allbekannt und allgewürdigt ist die hohe Weise, in der sie das Vermächtniß der literarischen Schätze Goethe's und Schillers verwaltet. Weniger bekannt und doch vor Anderem werth, daß ihr auch an dieser Stelle ein dankbares Wort gewidmet werde, ist eine Stiftung christlicher Nächstenliebe, die ihren Namen trägt: Das Sophienhaus in Weimar, eine Krankenpflegerinnen=Anstalt, die, zu den Anstalten des Rothen Kreuzes gehörig, doch ihr eigenthümliches Gepräge von ihrer Protektorin erhalten nnd reichen Segen in das Thüringer, nicht blos in das Weimarer Land getragen hat.

Das Haus ist ein imposanter Bau, der zwei Etagen und ein Souterain enthält, abseits von dem Geräusche und Tagesgetriebe der belebteren Straßen gelegen, vornehmlich in seinem oberen Theile freundliche Aussicht bietend auf das freie Feld, umgeben von einem weiten Vor= und Hinterraum, durch Mauern umschlossen. Der Eintretende bekommt bald den Eindruck, daß hier ein Geist weiser Fürsorge und Voraussicht planvoll Alles geordnet hat. Einfach, traulich und anmuthend in ihrer Einrichtung sind die einzelnen Krankenzimmer. Besondere Theilnahme gewinnt uns das Kinderzimmer ab, das mit Allem ausgestattet ist, was geeignet erscheint, der Kleinen frohen und hoffnungsreichen Sinn anzuregen und zu erhalten, ein Gegenstand der beständigen Aufmerksamkeit und Hingabe der Protektorin. Ein Operationszimmer zeigt

uns die sorgfältigste Beobachtung der Vorschriften fortgeschrittener Wissenschaft, denen auch ein Isolirhaus für Leidende an ansteckenden Krankheiten entspricht. Im Souterrain findet sich die sauberste und solideste Wirthschaftseinrichtung. Im oberen Geschoß liegt der Versammlungssaal der Schwestern, schlicht, warm und geschmackvoll gehalten. Würdig ausgestattet ist die Hauskapelle, in der an Sonn- und Feiertagen sowie an den für die Anstalt wichtigen Tagen Gottesdienst gehalten wird. Seit einiger Zeit hat das Sophienhaus seinen eigenen Anstaltspfarrer, der zugleich Vorstand der Anstalt ist. Im Sophienhaus, beziehungsweise in seiner Pflege wirken jetzt eine Oberin, 48 Schwestern und 12 Lehrschwestern, es hat Stationen in Jena, wo an der Landesheilanstalt Schwestern thätig sind, in Eisenach im Stadt- und Landkrankenhause und zur Gemeindepflege in Apolda, in Neustadt a. O., im Eisenacher Oberlande, in Dernbach, Lengsfeld, Ostheim und Frankenheim, auch außerhalb des Großherzogthums, z. B. in Gotha. 3 Schwestern dienen dem Kinderheilbade in Stadt-Sulza, ebenfalls einer Schöpfung der Großherzogin, wo jährlich an 160 Kinder für einen mäßigen Preis Bad und Verpflegung erhalten, jetzt in einem neuen, vortrefflich eingerichteten Gebäude.

Will man eine klare Vorstellung bekommen von der hohen Auffassung des Berufes dieser Krankenpflegerinnen, so darf man nicht versäumen, einen Blick auf die Regeln für die Schwestern der Anstalt zu werfen, die denselben in dem Schwesterzimmer vor Augen gestellt sind. Sie sind ihnen gegeben von der Fürstin selbst. „Gottes Wege", heißt es darin, „sind wunderbar. Der Gedanke, daß das Leben die ernsteste, verantwortlichste Gabe Gottes ist, muß zu den täglichen Betrachtungen gehören. Dereinst wird vor Gott Rechenschaft abzulegen sein, wie diese anvertraute Gabe verwendet worden ist. Ueber seine Gefühle, sowie über die Beweggründe seiner Handlungen soll man stets wachen. Mühevolle Arbeit ist die Aufgabe des Menschen; jedes Gelingen aber, im Kleinen wie im Großen, ist eine Gabe Gottes. Die Herrschaft über sich selbst ist Vorbedingung für jegliche Tüchtigkeit und für ernste gewissenhafte Ausübung übernommener Pflichten. Die wahre aufopfernde, selbstlose Nächstenliebe ist eine der höchsten christlichen Pflichten. Im Dienste dieser erhabenen Pflicht steht die Schwester, die sich der Pflege der Leidenden widmet. Das Herz der Schwester muß in Gott ruhen, voll des tiefsten Glaubens, Gottvertrauens und voll Ergebung in Gottes Willen sein. Ein Leidender ist stets als ein auch moralisch Geprüfter anzusehen. Seine Kirche muß man im Herzen tragen; stets und überall soll man beten und sich sammeln können."

Religiöse Innerlichkeit, strengsittliche Selbstzucht, ächt christlich-humaner Sinn, frei von aller Aufdringlichkeit, und doch überall dem Höchsten zugewandt — sind die bestimmenden Grundzüge in dem Charakterbilde einer solchen Pflegerin, und wir dürfen hinzufügen, daß dies Ideal nicht selten eine schöne Verwirklichung findet. Und diese Weise, den Brüdern zu dienen, entspricht am besten dem religiösen Typus Thüringens. Wir verstehen es, daß der weimarische Kirchenrath in einem besonderen Erlaß dafür die Theilnahme und Mitwirkung der Geistlichen des Landes aufruft, daß er den Beruf sich in den Dienst der christlichen Liebe zu stellen, und die treffliche Auffassung der christlichen Diakonie, wie sie im Sophienhause unterhalten wird, preist und dafür neue und zahlreichere Kräfte angesichts der gesteigerten Anforderungen und der wachsenden Aufgaben zu gewinnen sucht. K.

(National-Zeitung.)

Das Diakonissen-Krankenhaus Bethesda zu Pest.

Seit 1866 arbeiten einige Kaiserswerther Diakonissen in der Hauptstadt Ungarns an der Aufgabe, ein Mutterhaus für die weibliche Diakonie in der evangelischen Kirche dieses Landes zu schaffen. Durch 25 Jahre hat Gott hindurchgeholfen, durch viel Nöthe und Sorgen, unter welchen das Werk klein blieb, aber dennoch im Segen getrieben wurde. Nun soll es, so hoffen wir, fröhlich voran gehen. Die österreichische Kirchenzeitung berichtet darüber: Am 1. Januar 1891 feierte das von der kleinen, aber rührigen deutschen reformirten Filialgemeinde in Budapest im Jahre 1866 gegründete Diakonissen-Krankenhaus „Bethesda" sein 25jähriges Jahresfest. Aus kleinen und bescheidenen Anfängen hervorgegangen, ist die Anstalt durch Gottes Güte zu einer Heil- und Segensstätte für viele geworden. Die Gesammtzahl der im Jahre 1889 verpflegten Kranken betrug 487 (gegen 455 im Vorjahre), worunter 52 auf Freibetten.

Die zunehmenden Bedürfnisse gaben zu dem Beschlusse Anlaß, das Krankenhaus durch Herstellung eines mit dem Hauptgebäude durch einen gedeckten Gang in Verbindung stehenden zweistöckigen Flügelanbaues zu erweitern. Die Anstalt bedarf nämlich vor allem Isolir-Krankenzimmer, ein entsprechendes Ordinationszimmer, zweckmäßige Baderäumlichkeiten, eine Desinfektionskammer, sowie eine von den Krankenzimmern entfernter gelege Küche, Waschküche und Wäschekammer. Nicht minder nothwendig ist aber auch die Einrichtung von Separatzimmern für Freibetten. Ferner sind zur Aufnahme und Ausbildung tüchtiger Krankenpflegerinnen neue Wohn- Schlaf- und Lehrzimmer erforderlich, da die Anstalt ihr Bestreben nicht nur darauf richtet, Kranke zu pflegen, sondern eine ihrer Hauptaufgaben auch darin sieht, in christlicher Liebe thätige und von echt christlichem Geist beseelte Krankenpflegerinnen (Diakonissen) auszubilden. Da aber in dem gedachten Anbau noch weitere Räumlichkeiten verfügbar werden, so ist auch die Begründung eines Asyls für ältere, allein dastehende Frauen in Aussicht genommen.

Am 2. November fand unter zahlreicher Theilnahme (auch der englische, italienische und der Schweizer Konsul, sowie der Vertreter des deutschen Konsuls, waren anwesend) die feierliche **Grundsteinlegung** des Erweiterungsbaues statt. Des feuchten Wetters wegen versammelte man sich im Anstaltssaale. Nach dem Liede: „Lobe den Herrn, den mächtigen" verlas der Pastor der deutschen reformirten Gemeinde Gladischefsky den 118. und 117. Psalm. Dann sprach der hochbetagte frühere Pastor der Gemeinde König als Anstaltspräses über die Geschichte der Anstalt. Er als Begründer freue sich besonders über das Gedeihen derselben und flehe Gottes Segen auf sie herab. Dr. Kecskeméty, ref. Prediger in Ofen, sprach an Stelle des verreisten Bischofs Szász und betonte die Nothwendigkeit dieser Anstalt, wo der Körper geheilt, die Seele zu Gott geführt wird, der Leib Linderung seiner Schmerzen, der Geist Trost und Erquickung findet. Zum Schlusse sprach noch Pastor Gladischefsky. Der evangelische Glaube könne und dürfe nicht ohne Liebesbethätigung sein; in der Bethätigung des Glaubens habe auch die deutsche ref. Gemeinde ihr Krankenhaus errichtet für alle ohne Unterschied der Confession oder Nation, allen lasse sie Liebe angedeihen und weise alle nur auf Christenthum hin, der unser aller Heiland und Erlöser ist. Nach Verlesung und Unterzeichnung der Denkschrift wurde diese dem Architekten übergeben, worauf die ganze Versammlung sich auf den Bauplatz begab, wo die Urkunde im Grundstein vermauert wurde. Während dies geschah, sangen die Diakonissen vom Balkon des Krankenhauses das schöne Lied: „Das Werk ist dein, Herr Jesu Christ".

Bis Ende November war der Bau bereits unter Dach gebracht; im Frühjahr hofft man ihn vollenden zu können. Die Baukosten sind, die Einrichtung mit inbegriffen, auf 45,000 fl. veranschlagt.

An der Krankenanstalt „Bethesda" bestehen auch mehrere **Freibetten-Stiftungen**; so eine für deutsche Reichsangehörige, für Schotten, für Schweizer. Für ein **österreichisches Freibett** sind leider erst fl. 281,20 ö. W. vorhanden. Und doch ist die Zahl der jährlich in der Anstalt verpflegten Oesterreicher keine geringe, und viele unter ihnen sind sehr hilfsbedürftig. Gerne möchte die Anstalt ihnen eine ganz unentgeltliche Verpflegung angedeihen lassen, wenn es ihre Mittel gestatten würden. Möchten sich doch christliche Menschenfreunde finden, welche durch liebevolle Spenden die Vervollständigung dieser Stiftung (auf 3000 fl.) ermöglichen! (Armen- und Krankenfreund).

Literatur.

Friedrich von Esmarch, Die erste Hilfe bei Unglücksfällen. Ein Leitfaden für Samariter-Schulen in sechs Vorträgen. Neunte, verbesserte, mit 119 Abbildungen versehene und durch einen Anhang über Krankenpflege vermehrte Auflage. Leipzig. F. C. W. Vogel. 1891. 8. VIII und 103 SS.

Wenn eine Schrift, wie es die vorliegende ist, dem Vorwort zur Folge, bis zur 8. Auflage bereits in 24000 Exemplaren verbreitet und außerdem 20 mal in andere lebende Sprachen (darunter 2 asiatische) übersetzt worden war, ist dadurch allein wohl der Beweis für ihre Nützlichkeit und Nothwendigkeit geliefert und bedarf dieselbe daher keiner weiteren Empfehlung. — Wenn wir die uns vorliegende erste, 1882 erschienene Auflage der Schrift mit der gegenwärtigen vergleichen, so finden wir, daß der Text im Großen und Ganzen, trotz mancher Verbesserungen und Zusätze, keine sehr durchgreifenden Veränderungen erfahren hat, dagegen ist in den zahlreichen, den neuen Auflagen beigegebenen Abbildungen eine außerordentliche Verbesserung zu erkennen, indem jene mit einem Blick veranschaulichen, was sonst nur durch viele Worte klar zu machen wäre. Die 1. bis 8. Auflage der Schrift theilte sich in 5 Vorträge; der vorliegenden 9. Auflage aber ist als 6. Vortrag ein Anhang über Krankenpflege, ebenfalls mit den erforderlichen Abbildungen versehen, beigefügt, eine recht wichtige Ergänzung des Inhaltes der Schrift darstellend, die auch in ihrem neuesten Gewande ihren Lauf durch die Welt machen wird. (Kriegertheil).

Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde. Organ des Vereins „Herold" in Berlin. XXII. Jahrgang. Nr. 5. Mai 1891.

Inhalt: Berichte über die Sitzungen vom 17. März und 7. April 1891. — Das Epitaph der Herzogin Helene von Mecklenburg, geb. Pfalzgräfin bei Rhein, im Dome zu Schwerin. (Mit einer Kunstbeilage und 7 Urkunden.) — Die seit 1880 in Bayern mit Standeserhöhungen versehenen und immatrikulirten Familien nebst ihren Wappen. — Zur Genealogie der Familie Windthorst. — Vermischtes. — Eingegangene Kataloge. — Anfragen. — Familien-Nachrichten. —

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XVII. Jahrgang. Nr. 31. 2. Mai 1891.

Inhalt: Ein neues Geschlecht, Roman von H. v. Dedenroth (Fortsetzung). — Das französische Gymnasium in Berlin, von R. George (mit Abbild.) [Schluß]. — Die Priegnitzer Löcknitz, von E. Handtmann (Fortsetzung). — Erinnerungen an Kaiser Wilhelm I. und Gastein, von Emil Frommel (Fortsetzung). — Charlotte Duncker, von E. Tafel. — Kleine Mittheilungen: Generalfeldmarschall Graf Moltke †. — Von unserem Kronprinzen (mit Abbildung). — Hundsfott bleibt Hundsfott. —

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.


Dies Blatt erscheint
jeden Mittwoch. — Das Abonnement
beträgt 3 Mark für das Vierteljahr
in allen Theilen des Deutschen Reichs.
Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt
der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und
Buchhandlungen des In- und Auslandes
nehmen Bestellungen an, für Berlin
auch das Büreau des Johanniter-Ordens,
Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 3. Juni 1891. **Nr. 22.**

Die Schwestern des Johanniter-Ordens ehemals und heute.

Von A. Gräfin Pappenheim.
(Unter theilweiser Benutzung der „Geschichte des ritterlichen Ordens St. Johannis" von A. v. Winterfeld.)

Wer heutigen Tages durch die Säle unserer Hospitäler schreitet, der wird in den Reihen der dort unter den Kranken geschäftig waltenden Pflegerinnen und Diakonissen auch je und dann die dienenden Schwestern des Johanniter-Ordens antreffen. Diese Johanniterschwestern, wie sie schlechtweg genannt werden, sind für viele eine Erscheinung der Neuzeit, stammt doch ihre Gründung durch den Durchlauchtigsten Herrenmeister der Johanniterordens-Balley Brandenburg aus der Mitte der achtziger Jahre. Daß aber die eigentliche Wiege ihres Daseins weit in vergangenen Jahrhunderten zu suchen ist, das wissen wohl auch die wenigsten der Johanniterinnen selbst. Und doch liegt auf ihrem Ursprung ein Strahl der jungen Morgenröthe des wiedergeborenen Christenthums im fernen Osten, im gelobten Lande.

Nicht ein Neues ist also mit der Institution der dienenden Schwestern geschaffen: es ist vielmehr ein Altes neu belebt worden — und zwar, seltsam genug: aus den Trümmern katholischen Glaubenseifers und freudiger Werkthätigkeit ist eine evangelische Schwesternschaar erstanden, die, will's Gott, ebenso bereit sein wird, wenn die Forderung an sie herantritt, ihr Leben einzusetzen für die Mitmenschen, in Ausübung der barmherzigen Nächstenliebe an Verwundeten und Kranken, also als dienende Schwestern im schönsten Sinn des Wortes.

Spärlich sind die Nachrichten, die uns von den ehemaligen Schwestern des heiligen Johannes zu Theil geworden sind, nur eines steht fest, daß ihre Gründung mit der der Hospitaliter oder Ritter des Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem, um 1113, zusammenhängt und wohl auch gleichzeitig erfolgte. Ihr gemeinsamer Schutzpatron war also Johannes der Täufer, der nach einigen Chronisten aber dies Vorrecht erst von Johannes dem Barmherzigen Bischof von Alexandrien ererbt haben soll. Man sagt, eine edle Römerin, die später den Namen der heiligen Agnes führte, sei zuerst an der Spitze der Johanniternonnen gestanden.

Diese Möglichkeit liegt sehr nahe: war es doch in der damaligen Zeit keine Seltenheit, daß auch begeisterte Frauen im Gefolge der Kreuzritter hinauszogen in das ferne gelobte Land, um dem Herrn zu dienen an seinen Kranken und Ruhebedürftigen, und haben auch die Kreuzzüge in der Folge nicht alles gehalten, was sie versprochen haben, so kann man die Zeiten eines Peter von Amiens, eines Gottfried von Bouillon und eines Tancred doch Zeiten der ersten Liebe nennen, wo nur ein Gedanke die Gemüther beseelte: den christenfeindlichen Eindringlingen die Stätten zu entreißen, die da Zeugen des Lebens, Leidens und Sterbens unseres Heilandes und Erlösers waren.

Und wie von jeher der Zug der Gottesliebe oder Gottesminne, wie die Kreuzfahrer sich in ihrer ritterlichen Sprache ausdrückten — parallel mit dem der Nächstenliebe gelaufen ist, so fand auch diese religiöse Begeisterung des Mittelalters einen bleibenden Ausdruck in der Gründung von Genossenschaften, die den Zweck hatten, ihr Leben den Mitmenschen zu weihen und gegebenen Falles zu opfern. Wir sehen die Johanniter, die Tempelherren, die Ritter des deutschen Ordens erstehen, an Gestalt und Bedeutung gewinnen, mit todesmuthigen Herzen und scharfen Schwertern sich den kampfesfundigen Saracenen entgegenwerfen — aber wir sehen sie auch, im schlichten Gewande, das ernste Kreuz als einzige Zierde, dahineilen durch die weiten Säle ihrer Xenodochien (wie die Kranken- und Heimatshäuser damaliger Zeit genannt wurden), hier die Todesqual der Sterbenden lindern, dort die an ihren Wunden schwer Darniederliegenden stützen und trösten, den Wegmüden die gastlichen Thore zu erquickender Kraft öffnen. Unter diesen Genossenschaften nehmen die Ordensritter des heiligen Johannes eine hervorragende Stellung ein, obgleich sie an äußerem Glanz und Ansehen von den Tempel-

herren beinah übertroffen werden — und ihnen zur Seite stehen St. Johannisschwestern, durch gleiche Regeln mit ihnen verbunden, gleich ihnen Kranke pflegend, Betrübte tröstend: wahrlich ein herrliches Bild, das uns aus dem Rahmen der Vergangenheit entgegentritt. Wenn wir uns zur Vervollkommnung dieses Gemäldes noch die äußere Umgebung dazu denken: Jerusalem, „die hochgebaute Stadt“, von welcher der Psalmist einst sang: „Der Herr liebt die Thore Zion's“ — umgeben von den heiligen Bergen, die noch heute für jeden Christen unaussprechliche Schätze der Erinnerung bewahren, so ergreifen uns Schauer der Ehrfurcht.

Wir sehen im Osten der Stadt den Oelberg unter dem heißen Kuß der Morgensonne erglühen, die ihre Strahlen auch nach den Wellen des zu seinen Füßen sanft dahinrieselnden Baches Kidron spielen läßt — dicht dabei Gethsemane! Wir sehen den Berg Morijah, wo auf den Ruinen ehemaliger salomonischer Herrlichkeit die Tempelritter ihre Heimat gegründet haben, deren Lage sie auch ihren Namen verdanken. Dann Zion und Golgatha, auf dessen geheiligten Höhen die Kuppel der Grabeskirche gen Himmel ragt — einerseits durch die via dolorosa begrenzt, andererseits mit den Hospitälern der Johanniter verbunden. Schier unerschöpflich sind die Namen der Stätten tausendjähriger Erinnerungen, die wir nennen konnten — so beschränken wir uns, unsere Blicke auf die Thore Jerusalems zu heften, deren zwei uns ganz besonders fesseln: dort im Westen das Hebronsthor, durch welches sich die Straße nach Bethlehem hinzieht, während durch das östlich gelegene Thor des Stephanus der Herr mit seinen Jüngern den Weg nach dem traulichen Bethanien einschlug.

Wahrlich, eine seltsame Stadt: denn dort drüben sehen wir die Kuppeln der Minaretts und Moscheen emporragen, aber der Halbmond ist von ihren Zinnen gestürzt und hat dem siegreichen Kreuz weichen müssen. Und nun dazwischen die schimmernden Paläste, davor die glühend rothen Granatbäume im Verein mit Oel- und Feigenbäumen blühen — im Hintergrunde die wellenförmigen Berge Juda's mit ihren steilen Felswänden — dort drüben in weichen Duft gehüllt in der Ferne der Berg Nebo, von dessen Spitze Moses einst sehnsuchtsvoll herüber geschaut hatte in das Land seines Erbes, das er nicht erreichen durfte: wer möchte da nicht begreifen, daß diejenigen, welche dies Land nun ihre Heimat nannten, nicht ihr eigen Leben und Gut gering achteten, wenn es galt, es einzusetzen zur Vertheidigung dieser Heiligthümer?

Doch kehren wir zurück zu dem stillen Kloster St. Magdalena am Fuße des Berges Zion, wo wir die Heimath unserer Johanniterinnen gefunden haben. Dieses Haus lag in nächster Nähe des Hospitales St. Johannis, in welchem die Ritter und dienenden Brüder ihrer Thätigkeit oblagen. Daß dieselbe eine sehr ausgedehnte war, entnehmen wir dem Berichte eines deutschen Mönches, Johann von Wizburg (Weißenburg), der um die Mitte des XII. Jahrhunderts eine Pilgerreise nach Palästina machte, und uns eine Schilderung des Johamiterspitales hinterlassen hat. Demnach soll dasselbe gegen 2000 Kranke beherbergt haben, die von den Ordensangehörigen sorgsam verpflegt wurden. Die letzteren verschmähten nicht, selber die unansehnlichste Nahrung zu sich zu nehmen, nur um den „Herren Kranken“, wie die Patienten in den alten Ordensstatuten des Raymond du Puy genannt werden, desto bessere Kost vorsetzen zu können. Den Pflegern und Pflegerinnen standen mehrere Aerzte zur Seite, von denen einige Wundärzte insbesondere waren, und ihre Sache auch ohne die Hilfe der Antiseptik gut gemacht zu haben scheinen, da viele der Verwundeten das Hospital genesen verließen, um sich auf's neue den Gefahren des Krieges entgegen zu werfen. Ueber die damals gebräuchliche Therapie ist nicht viel bekannt — die Bereitung der Medicinen scheint jedoch vorzugsweise unter der Anwendung von Syrup geschehen zu sein, wenigstens wurden im Hospital dazu stets vier Zentner Zucker nach arabischer Weise vorräthig gehalten. Es herrschte dazumal auch die schöne Sitte, daß die neu aufgenommenen Kranken nach abgelegter Beichte das heilige Abendmahl empfingen, das ihnen von den Ordenskaplänen feierlich gereicht wurde.

Diesen ernst religiösen Charakter des Ordenshospitals, wie des damaligen Ordens überhaupt, verdankte er in hervorragender Weise dem zweiten „Meister“ desselben, dem edlen Raymond du Puy (1120—1160). Bekanntlich ist er der eigentliche Begründer desselben, indem er ihm die eigenthümliche Gestaltung gab, kraft welcher die Johanniter nicht nur ihrem himmlischen König an den Kranken und Armen, sondern auch den irdischen Herrschern im Kampf gegen die Ungläubigen Handlangerdienste thaten. So erhielten auch die Statuten der Johanniterschwestern ihr eigentliches Gepräge. Die Johanniterinnen legten gleich den männlichen Ordensmitgliedern das Gelübde von Armuth, Keuschheit und Gehorsam ab — sie trugen gleich jenen das Gewand mit dem schlichten Ordenskreuz, das seinen Trägern ein Sinnbild der acht Seligpreisungen sein sollte. Ihre Kleidung bestand dazumal in einem scharlachrothen Unterkleid (nachdem sie die anfänglich eingeführte gelbe Tunika abgelegt hatten) darüber ein schwarzer Mantel, der sogenannte manteau à bec, oder Spitzenmantel, auf welchem die Leidenswerkzeuge Christi eingestickt waren. Welche heilige Begeisterung mag wohl durch die Seelen der edlen Frauen und Jungfrauen gezogen sein, wenn sie, wie uns ein alter Chronist vermeldet, dem Ordensceremoniell gemäß mit brennenden Kerzen in den Händen vor dem Altar des Höchsten standen, und, nachdem sie das weltliche Kleid von sich geworfen, in die Worte ausbrachen: Vanitas, vanitatum, vanitas! während die Oberin sie mit dem Gewande

der Entsagung bekleidete und an ihre Brust das weiße Kreuz heftete, das nun zum Symbol ihres Lebens werden sollte. Da leuteten die hellen Glocken von santa Maria de Latina, in die sich diejenigen der heiligen Grabkirche mischten — dann legten sie bebend das ernste Gelübde ab und hatten ihre Heimat gefunden in dem Lande ihrer Sehnsucht. — Doch nicht lange sollten sich die Schwestern des heiligen Johannes der sichern Ruhe erfreuen. Schon hundert Jahre fast nach ihrer Gründung sehen wir sie den Wanderstab ergreifen und mit blutendem Herzen Abschied nehmen von der Stätte einstmaliger christlicher Herrlichkeit. Der Fall von Jerusalem besiegelte auch ihr Geschick, und in dem langen Trauerzuge, der sich im Oktober 1187 nach der Uebergabe der heiligen Stadt an Saladin vor den Augen des muhamedanischen Siegers durch das Thor David's hinausbewegte, sind jedenfalls auch die Ordensschwestern gewesen. Denn wenn auch der menschenfreundliche Sultan den Ordensbrüdern, gerührt über die von ihnen geübten Werke der Barmherzigkeit, noch den Aufenthalt im heiligen Land um ein Jahr verlängerte, damit sie ihre Kranken gesund pflegen konnten, so giebt uns dies nicht das Recht, den Johanniterinnen das Gleiche nachzusagen, zumal die Nachrichten über dieselben mit dem Fall von Jerusalem erlöschen.

Da lag nun das Kloster St. Magdalena verweist — das Kreuz war dem Halbmond gewichen, durch die öden Hallen, die noch kurz zuvor eine Heimstätte für christliche Kranke und Sterbende gewesen, schlürften jetzt die turbanbedeckten Muselmänner, mit den von Christenblut gerötheten Schwertern an der Seite. Wohl mögen die armen Heimatlosen diejenigen ihrer Schwestern beneidet haben, deren stille, bleiche Gesichter unter der schützenden Hülle ihres rothen Grabtuches mit den weißen Kreuzen ruhten, und deren irdische Hülle nun hinuntergebettet war in die kühle Gruft: ihre Lebensaufgabe war ja gelöst, aber die armen Nonnen, die sie überlebten, suchten nun unter heißen Thränen auch verstehen zu lernen, was ihnen das Johanniterkreuz in diesem besonderen Falle predigte, „selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.“

Erst nach Jahresfrist tauchen ihre Gestalten wieder aus dem Strom der Geschichte auf, wir finden sie aber im fernen Spanien, in dem Tiefland des Ebro, nicht weit von der alten Stadt Saragossa, im Kloster zu Sixena. Dasselbe wurde durch die Gemahlin Alfons II von Aragonien, Königin Sancha, im Jahre 1188 gegründet — die hohe Patronin selbst nahm nach dem Tode ihres Gatten mit ihrer Tochter, Prinzessin Douce, den Schleier. Die Ordensstatuten dieses neuen Asyls unterschieden sich einigermaßen von den Regeln der ehemaligen Johanniterinnen, wie denn überhaupt das Wesen der Klöster im Allgemeinen sich veränderte. Statt der früheren Einfachheit fing man an, dieselben herrlich auszustatten, auch die Krankenpflege trat allmählich mehr in den Hintergrund, um den Gebetsübungen und Almosengeben den Vorrang zu lassen. So konnte es allmählich soweit kommen, daß, als, allerdings einige Jahrhunderte später, die Schwestern des Klosters zu Toulouse in Frankreich um die Erlaubniß baten, ein Hospital zu erbauen, sie den Bescheid erhielten, „sich mit den Werken des Betens und Almosengebens als ihren Hauptpflichten zu begnügen“. Das Kloster zu Sixena war ein durchweg adliges Stift, während von Raymond du Puy's Zeiten der Adel keine Bedingung für Aufnahme von Johanniterschwestern im Kloster St. Magdalena bildete. Das ganze Haus soll prunkvoll eingerichtet gewesen sein, auch pflegten die Nonnen an hohen Feiertagen sich in herrliche Gewänder zu hüllen, und mit silbernen Szeptern in der Hand, zum Gottesdienst zu schreiten. In der Folge entstanden in Spanien noch viele Klöster des Johanniterordens, auch in Italien, Frankreich, ja selbst in England. Sogar in Malta soll ein Damenkloster dieser Art gewesen sein, in welchem jedoch der Adel nicht Aufnahmebedingung war. Als bei der Belagerung von Malta durch die Türken im Jahre 1565 das Fort St. Elmo, dieses Bollwerk der Insel, gefallen war, und der Großmeister La Valette mit tiefem Schmerz, aber klaglos, die Reihen seiner Kämpfer musterte, sie jedoch nicht stark genug fand, um dem Anprall der Truppen Soliman's zu widerstehen, da meldeten sich begeistert die Frauen zur Theilnahme am Kampf. Sie warfen sich die scharlachrothen Mäntel der gefallenen Ritter über und vertheidigten muthig das Castell St. Angelo. Wir werden nicht fehl greifen, wenn wir in ihren Reihen auch die Ordensschwestern vermuthen, die, erglüht für die Sache des Glaubens, ihrem heißgeliebten Orden auch in dieser Weise zu dienen sich bestrebten, damit Malta, „die Blume der Welt“ nicht in die Hände der Ungläubigen fiele. So kämpften sie Schulter an Schulter mit den verwundeten Kriegern, die von ihrem Kranken- und Sterbelager sich wieder erhoben hatten, als der tiefgebeugte Großmeister, — über dessen goldene Rüstung auch langsam ein dunkler Blutstrom quoll, der durch eine eben erhaltene Wunde verursacht war — in die Hallen ihres Hospitales trat, um ihnen mitzutheilen, daß alle Kräfte des Ordens fast erschöpft seien. An den felsigen Klippen der Festungsinsel brachen sich die Wellen des blauen, mittelländischen Meeres, in dessen Fluthen die Helden von St. Elmo ihr Grab gefunden hatten — und oben auf den Mauern des Castells flatterte die durchschossene St. Johannisflagge, vertheidigt durch die Ritter und ihre Ordensschwestern, die lieber sterben wollten, als die Insel übergeben. —

Doch wir sind von der eigentlichen Erzählung abgeschweift und knüpfen wieder an, indem wir zunächst einen Blick auf die französischen Klöster der „Dames des St. Jean“ werfen. Hier fallen unsere Augen

zunächst auf das Kloster Beaulieu-en-Quercy, in der Diözese Cahors, da dieses Haus nebst seiner Filiale in Fieuse jedenfalls an Bedeutung die andern überragt. Es war anfänglich ein Hospiz, von Guibert de Themines gegründet, dessen Sohn es den Johannitern übermachte. Diese wiederum verliehen es ihren Ordensschwestern und so entstand unter Angeline de Barras, der ersten Oberin, das späterhin so berühmte Haus. Eine hervorragende Erscheinung unter der späteren Schwesterschaft ist die Tochter des Grafen von Naillac, Galliotte de Gourdon, deren Gottseligkeit einen weitgehenden Ruf erlangte, was wir namentlich aus ihrer Lebensbeschreibung durch den Dominikaner Thomas von Aquino, entnehmen. Sie lebte im sechzehnten Jahrhundert und zeigte schon als Kind außergewöhnlichen Glaubenseifer. Als erwachsene Jungfrau wurde sie zur eigentlichen Erneuerin ihres Stiftes, in welchem nach und nach Gleichgültigkeit gegen die Ordensregeln und ein allzu ungebundenes Leben eingerissen waren. Ob der Stern der Reformation, der damals über den Landen strahlte, auch seinen Kuß in das Herz dieser treuen Christin geworfen hat, können wir nicht sagen. Jedenfalls aber kann man von der Schwester Galliotte rühmen, daß sie in aller Demuth dem Herrn ihr Kreuz nachgetragen hat und in seiner Nachfolge ihr höchstes Glück fand. Nach ihrem Tode, der am Tage Johannes des Täufers, ihres Ordenspatrons, erfolgte (sie starb nach kaum erreichtem dreißigsten Lebensjahr), geriethen diejenigen ihrer Mitschwestern, die sich ihren Reformbestrebungen angeschlossen hatten, in bittere Bedrängniß. Es kam sogar so weit, daß sie, um dem Haß ihrer Oberen zu entfliehen, das Kloster heimlich verließen, und sich um Hilfe an den damaligen Großmeister, Antonio de Paula, wandten. Dieser versicherte sie seines gnädigen Schutzes und gestattete ihnen, sich in Toulouse eine neue Heimat zu gründen. Hier wählten sie sich in der trefflichen mère de Mirandol eine Oberin, die die Zügel der Regierung in gütigen und strengen Händen hielt. Nunmehr wurde ihnen auch der Wunsch nach einer festeren Verfassung gewährt, und der ihnen wohlgesinnte Großmeister theilte sie in drei Klassen ein: 1. in soeurs de justice oder Rechtsschwestern, die allein stimmfähig waren, den Chordienst versahen, und von altem Adel sein mußten. II. in soeurs servantes d'office, oder dienende Schwestern, die sich auch aus andern Kreisen recrutirten und etwa den dienenden Brüdern der Johanniterritter entsprachen. III. in soeurs conserves, die die niedrigeren Dienstleistungen zu verrichten hatten. — Ihre Gewandung bestand aus schwarzem, rauhem Wollstoff, auch hatten sie schwarze Unterkleider, wie sie von den Johanniterdamen nach dem Verlust von Rhodos als Zeichen der Trauer allgemein getragen wurden. Die Revolution, welche auf geistlichem Gebiet in Frankreich so Vieles zerstörte, hat auch den Klöstern der Johanniterinnen den Todesstoß gegeben.

In England sehen wir sie schon nach der Reformation erlöschen — sei es, daß die alten Klöster nicht mehr lebensfähig genug waren, um sich von dieser mächtigen Glaubensflamme zu neuem Leben anfachen zu lassen, oder weil vielleicht der Geist evangelischer Freiheit, der die Pforten so mancher Klöster aufgethan, auch hier sich nicht mit einer halben That begnügte und so den Trägerinnen des Kreuzes St. Johannis die Zellen zu eng und die Ordensregeln zu hemmenden Ketten wurden, die sie abstreiften, um in der Freiheit ihrem Heiland zu dienen — wer sagt es an. Doch ob ihre äußeren Spuren auch verweht sind, so haben sie dennoch ein Erbe zurückgelassen, das unvergänglich bleibt. Die barmherzige Liebe, die diesen edlen Frauen zur Triebfeder ihres Daseins wurde, sie lebt noch heute fort. In der Heimat der Reformation, wo der Johanniter-Orden seine Auferstehung feierte, steht heute auch eine neue Schaar von Schwestern St. Johannis vor uns, die freilich an Ruhm und Glanz vor der Welt wenig genug Aehnlichkeit mit ihren katholischen Genossinnen haben. Ihre Aufgaben aber sind dieselben hohen und edlen, auch ihnen soll das achtspitzige Kreuz eine ernste Mahnung sein, in heiliger Christenliebe Trauernde zu trösten, Barmherzigkeit zu üben, zu hungern und zu dürsten nach der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Nur dann werden die Schwestern des Johanniter-Ordens ihrem Beruf voll und ganz gerecht werden, wenn sie eingedenk bleiben, daß es ihre höchste Ehre ist, dienen zu dürfen, in Treue und Gehorsam, ohne Ehrsucht und Eitelkeit. Der Kampf gegen die Ungläubigen, den die Johanniterritter auszufechten hatten, gehört der Vergangenheit an — aber den Kampf gegen den Unglauben unserer Tage können die Ordensschwestern gemeinsam mit den Johannitern aufnehmen. So werden sie zu Kreuzfahrern im echten Sinne, gewappnet mit dem „Schild des Glaubens". Und in diesem Zeichen werden sie siegen!

Du schlichtes Kreuz von St. Johannis Orden,
Du längst erstrebtes, bist mir nun geworden!
Es will dein ernster Anblick mir besagen,
Daß ich dich soll in Treu und Demuth tragen,
Daß ich als Dienerin des höchsten Herrn
Der Menschheit dienen wolle, froh und gern,
Daß ich der Krankheit Schmerzen liebend lindre,
Die Thränen trockne und den Kummer mindre!
So wirst du mir, mein Kreuz, zu dem Magnet,
Der mächtig durch mein ganzes Leben geht.
So willst du mir ein deutlich Zeichen sein,
Daß unterm Kreuz ich finde Heil allein,
Und daß des Lebens höchster Vollgewinn
Ist, daß ich sei des Kreuzes Trägerin!

Das evangelische Krankenhaus „Johannis-Stift" zu Münster in Westfalen,

welches vor kurzem seinen Jahresbericht für 1890 veröffentlicht hat, blickt nunmehr auf eine 27 jährige segensreiche Thätigkeit zurück. Aus den kleinen An-

fängen des seit 1850 bestehenden Diakonissen-Vereins der dortigen evangelischen Gemeinde, welcher sich zuerst darauf beschränkte, Kranke in den Häusern durch eine Diakonissin besuchen zu lassen, ist allmählich ein immer größeres und stattlicheres Werk entstanden. Durch treues unermüdliches Wirken hatte es der Verein im Jahre 1863 dahin gebracht, daß die Kranken in einem dazu erworbenen Hause mit 15—20 Betten gepflegt werden konnten. Diese Einrichtung war für die erst seit Anfang dieses Jahrhunderts in der katholischen Stadt Münster bestehende, aber rasch aufblühende evangelische Gemeinde allmählich ein geradezu unabweisliches Bedürfniß geworden, wollte sie nicht die zudringliche Proselytenmacherei, wie sie in den katholischen Krankenhäusern leider nur zu häufig versucht wird, ruhig gewähren lassen. Von nun hatten die evangelischen Glaubensgenossen ein eigenes Heim, wo sie in Zeiten der Krankheit und in der Todesstunde unangefochten von jenen Einwirkungen sich wohl geborgen und gebargen wußten. Gar viele, ohne Unterschied der Confession, für die keine andere Hilfe vorhanden war, haben seitdem leibliche sorgfältige Pflege, geistlichen Zuspruch und Trost in den Tagen des Leidens und Sterbens im Johannes-Stift gefunden, die sonst vielleicht elend und verlassen geblieben oder nur kümmerliche Pflege genossen hätten. So wuchs denn mit jedem Jahre die Theilnahme für die Arbeit der Anstalt und damit auch der Zudrang der Kranken, das Vertrauen zur Pflege. Von jährlich 70—75 Patienten mit 3—4000 Pflegetagen während der ersten Jahre, steigerte sich die Zahl im Jahre 1879 auf 95 Kranke mit 7294 Tagen. Bei solcher vermehrten Inanspruchnahme erwies sich eine Vergrößerung des Hauses bezw. ein Neubau als eine immer dringender werdende Nothwendigkeit, um so mehr als das 1863 angekaufte Haus ursprünglich nicht als Krankenhaus erbaut war. Man entschloß sich daher im Jahre 1879 einen größeren Anbau herzustellen, der 17 Jahre nach der Einweihung des alten Krankenhauses am 23. November 1880 bezogen werden konnte.

Auf's Neue unterstützte Seine Majestät der Kaiser, welcher bereits 1863 der Gemeinde ein Fundationscapital von 15 000 Mark, dessen Zinsen der Krankenpflege zu Gute kommen, zugewendet hatte, das Unternehmen mit einer Gabe von 1000 Mark, während der Johanniter-Orden, welcher bei der Begründung der Anstalt gleichfalls die Zinsen von 15 000 Mark zur Verwendung für die laufenden Bedürfnisse des Hauses bestimmt hatte, eine außerordentliche Beihilfe von 2000 Mark zu den Kosten des Vergrößerungsbaues bewilligte. Den übrigen Theil der Mittel verdankt die Anstalt der opferbereiten Liebe der Gemeindeglieder. Auch die eingehenden Pflegegelder mehrten sich nach und nach über Erwarten, so daß das Haus trotz großer Anforderungen bisher nicht gezwungen war, in dringenden Fällen arme evangelische Gemeindemitglieder, für die eine Beihilfe auf keine Weise zu finden war, abzuweisen. Das „Johannes-Stift", wie das Krankenhaus seit seiner Vergrößerung im Jahre 1879 heißt, hatte nunmehr Raum für circa 50 Kranke. Seit Eröffnung des Neubaues wuchs die Zahl der Kranken rasch von 126 im Jahre 1880 auf 181 im Jahre 1883, die Zahl der Pflegetage von 7389 auf 9340. Vom Beginne der Arbeit 1863 bis 1883, also in reichlich 20 Jahren, wurden im Johannes-Stift 2012 Kranke verpflegt, darunter etwa 10 pCt. Andersgläubige, an 102 860 Pflegetagen. Endlich ist nun seit einigen Jahren die letzte bedeutende Vergrößerung erfolgt, sodaß nun im Johannes-Stift, abgesehen von den Zimmern für Privatkranke, etwa 60—70 Leidende täglich gepflegt werden können. 5 Schwestern aus Kaiserswerth sind im Hause stationirt.

Im vergangenen Jahre war nach dem Berichte die Thätigkeit des Hausarztes und der Schwestern überreichlich in Anspruch genommen. Wenn auch die Zahl der Pflegetage gegen das Vorjahr geringer war, so hat doch die der Kranken zugenommen, ein Beweis, daß das Haus öfter für acute Krankheiten in Anspruch genommen wurde. Es wurden 1890 282 Kranke in 16 340 Pflegetagen verpflegt und zwar 203 Männer und 79 Frauen, darunter 19 Katholiken und ein Israelit. Auf Kosten der evangelischen Gemeinde wurden 28 Personen in 730 Pflegetagen aufgenommen. Der höchste Krankenbestand betrug am 29. Dezember 1890 61 Kranke, welcher bis zum Schlusse des Jahres verblieb, nämlich 44 Männer und 17 Frauen. Es starben im Laufe des Jahres 7 Männer und 7 Frauen.

Der Bericht beklagt es, daß die Erträge der Sammlungen für das Haus im letzten Jahre erheblich nachgelassen haben und richtet an alle Freunde des Hauses die dringende Bitte um Unterstützung, damit es nicht in die Lage zu kommen brauche, diejenigen Kranken der evangelischen Gemeinde in Münster, für die Niemand die Kosten zahlen kann, fernerhin zurückweisen zu müssen.

Die Kassenverhältnisse gestalteten sich am Schlusse des vorigen Jahres derartig, daß den Einnahmen von 18 453 Mk. 57 Pf., Ausgaben in Höhe von 18 100 Mk. 39 Pf. gegenüberstanden.

Literatur.

Dr. Wilhelm Haase, Oberstabsarzt 1. Cl. und Reg.-Arzt des Eisenbahn-Regiments Nr. 1. **Die Unterbringung der Verwundeten und Kranken auf dem Kriegsschauplatze.** Gekrönte Preisschrift. Herausgegeben vom Central-Comité des Preußischen Vereins zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger. Mit 20 Abbildungen in Holzschnitt und in Steindruck. Berlin 1891. E. S. Mittler & Sohn. 8. IX und 150 SS.

Nachdem nunmehr die obige gekrönte Preisschrift (vgl. Kriegerheil 1890, S. 89), welche durch die bei Gelegenheit des 25 jährigen Stiftungsfestes des Preußischen Vereins am 6. Februar 1889 ausgeschriebene Preisausgabe (Kriegerheil 1889, S. 9, 19) veranlaßt worden war, im Druck erschienen ist und zur öffentlichen Beurtheilung vorliegt, sei es gestattet, einige Bemerkungen über dieselbe zu machen. Um zunächst ihren Inhalt zu skizziren, so zerfällt sie in drei Theile: I. Bedeutung, Art und Umfang der Krankenunterbringung auf dem Kriegsschauplatze, Nothwendigkeit der Bereitstellung von Unterkunftsräumen. — II. Herstellung von Unterkunftsräumen für nicht transportable Kranke und Verwundete in der Nähe des Kriegsschauplatzes. — III. Organisatorische Vorschläge zur Sicherung der Unterbringung nicht transportabler Verwundeter und Kranker in gesunden Räumen in der Nähe des Kriegsschauplatzes.

Zu I werden auf Grund authentischer Berichte über die großen Kriege der neuesten Zeit (1866, 1870/71, russisch-türkischer Krieg) die kolossalen Ansprüche, welche die modernen Kriege an die Krankenpflege machen, zahlenmäßig nachgewiesen, dadurch der Bedarf an Unkunftsräumen auf dem Kriegsschauplatze oder in dessen Nähe festgestellt und zugleich gezeigt, mit welchen Mitteln man bisher denselben gerecht zu werden versucht hat.

In II. findet sich die technische Herstellung der Unterkunftsräume näher erörtert, also die erste Bergung Schwerverwundeter in vorhandenen Gebäuden, mitgeführten Krankenzelten, Nothzelten, Nothbaracken, Hütten, ferner die Anpassung vorhandener Gebäude zu Lazarethzwecken, die Errichtung immobiler und die Aufstellung mobiler Baracken.

Auf den I. und II. Theil, die sich an bereits Vorhandenes anschließen, über Solches berichten und ein Urtheil abgeben, daher mehr einer historischen Darstellung entsprechen, folgt der III., wichtigste und umfangreichste Theil, welcher die neu zu errichtende Organisationen trifft. Zu denselben gehört die Beschaffung von Zelten für die Sanitätsformationen der ersten Linie (Sanitäts-Detachements und Feldlazareth), die Bildung von militärischen Zeltzügen und Baracken-Compagnien und von Baracken-Detachements der freiwilligen Krankenpflege, die Fortschaffung der transportablen Baracken (auf Lazarethzügen, Feldeisenbahnwagen, Fuhrparkswagen), die Bereitstellung des Ausstattungs-Materials derselben und seine Fortschaffung. Zum Schluß folgt eine ausführliche Begründung der gemachten Vorschläge und als Anlage der Entwurf einer Organisation von mobilen Lazarethtruppen und entsprechenden Formationen der freiwilligen Krankenpflege, mit bis in's Einzelne gehenden Bestimmungen, Stärke- und Ausrüstungs-Nachweisungen und sogar einer Kostenberechnung für das geforderte neue Sanitäts-Material.

Wenn bezüglich des I. und II. Theiles der Schrift anerkannt werden muß, daß Verfasser mit größter Sorgfalt alles für seinen Zweck irgendwie Benutzbare aufgesucht und, bei steter Rücksichtnahme auf die deutschen Heereseinrichtungen, dessen in früheren Kriegen erfolgte oder anderweitig mögliche Verwendung nach allen Seiten hin erörtert hat, finden sich im dritten Theile ganz neue, von ihm gemachte Vorschläge, die sich aber nicht auf hingeworfene Ideen beschränken, sondern, wie wir gesehen haben, in ganz materieller Weise für die von ihm für nothwendig erachteten Neuformationen, wie bei militärischen Reglements, bis in's Kleinste die Zusammensetzung und Ausrüstung derselben fest setzen. Durch die über dieselben gemachten eingehenden Erörterungen und zahlenmäßigen Nachweisungen ist die Möglichkeit gegeben, daß Berufene sich alsbald über ihre Ausführbarkeit aussprechen, und es würde Aufgabe der Militär-Behörde einer- und der freiwilligen Krankenpflege andererseits sein, dieser Frage, die von unstreitbarer Wichtigkeit ist, demnächst näher zu treten.

Die 20 theils auf zwei lithographischen Tafeln enthaltenen, theils in den Text gedruckten Abbildungen, dienen dazu, die technischen Details für die beschriebenen Constructionen näher zu erläutern.

Wir glauben im Obigen den Nachweis geliefert zu haben, daß die vorliegende, in jeder Beziehung gediegene Schrift einen nicht unbedeutenden Fortschritt auf dem Gebiete der Kriegskrankenpflege darstellt, und können nur wünschen, daß den in derselben gemachten und eingehend begründeten Vorschlägen von den maßgebenden Stellen eine entsprechende Berücksichtigung zu Theil werden möge. (Kriegerheil.)

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XVII. Jahrgang. Nr. 33. 16. Mai 1891.

Inhalt: Huldigung an Moltke, Gedicht von O. v. Redwitz. — Ein neues Geschlecht. Roman von H. v. Dedenroth (Forts.). — Erinnerungen an Kaiser Wilhelm I. und Gastein, von E. Frommel (Forts.). — Die Prignitzer Löcknitz, von E. Handtmann (Schluß). — Die internationale Kunstausstellung zu Berlin II. — Berliner „lustiges Gesindel" in Tempelhof 1800, von F. Meyer. — Moltke †, Gedicht von F. Dahn. — Kleine Mittheilungen; Zum Tode Moltkes (mit 2 Abbild.). — Lage des alten Oderberg. — Spirituosen. — Seltsame Sitten im Mittelalter. —

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dieß Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 10. Juni 1891. **Nr. 23.**

1. Benno von Polenz, Königlich Sächsischer Premier-Lieutenant a. D. und Landesältester, auf Klein-Neuendorf bei Lauban, Ehrenritter seit 1863, † zu Klein-Neuendorf 27. Mai 1891.
2. Carl Adolf Georg von Brocken, Rittergutsbesitzer, auf Dobbin in Mecklenburg, Ehrenritter seit 1881, † zu Dobbin 1. Juni 1891.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister des Johanniter-Ordens, Prinz Albrecht von Preußen, Königliche Hoheit, wird am **Mittwoch**, den 24. d. Mts., **Vormittags 11 Uhr** in Höchstseinem Palais hierselbst ein Capitel des Johanniter-Ordens abhalten.

Brandenburgische Genossenschaft.

Die Herren Mitglieder der Brandenburgischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens lade ich hierdurch zu einem Rittertage auf

Donnerstag, den 18. dieses Monats, Mittags 12 Uhr, im Ständehause, Matthäikirchstraße 20/21 hierselbst,

ganz ergebenst ein.

Berlin, den 4. Juni 1891.

von Levetzow,
Commendator.

Pommersche Genossenschaft.

Carlsburg bei Züssow, Mai 1891.

Ich erlaube mir zu einem Rittertage der Pommerschen Herren Johanniter

am 18. Juni, Mittags 12 Uhr,

im Johanniter-Krankenhause zu Züllchow bei Stettin ganz ergebenst einzuladen.

Um 11 Uhr findet daselbst ein Gottesdienst in dem Betsaale statt.

Tagesordnung.

1. Geschäftliche Mittheilungen des Commendators.
2. Bericht der Ordensbeamten und Antrag auf Decharge.
3. Desgleichen der Curatoren der Ordensanstalten zu Züllchow und Lauenburg.
4. Beschluß über Aufbringung des Geldes, das vom vorjährigen Rittertage für Reparaturen rc. des Krankenhauses in Züllchow bewilligt worden ist, das aber wegen zwingender Umstände nicht ausreichte. Beschluß über neue Anforderungen in sanitairer Beziehung und Berathung über die allgemeine Finanzlage der Genossenschaft.
5. Wahl eines Convents-Mitgliedes.

Der Commendator
Graf Bismarck-Bohlen.

Rheinische Genossenschaft.

Der Rittertag hat für das ausgeschiedene Convents-Mitglied: Rechtsritter Staats- und Handelsminister Freiherrn von Berlepsch, den Rechtsritter Major a. D. von Fischer-Treuenfeld, zu Wiesbaden, in den Convent gewählt.

Königswinter, den 23. Mai 1891.

Der Commendator
Freiherr von Plettenberg-Mehrum.

Der evangelisch-kirchliche Hilfsverein

hielt am 28. v. Mts., als am 3. Jahrestage seiner Begründung seine Generalversammlung, die Jahresversammlung seines Weiteren Ausschusses ab. Zur feierlichen Eröffnung derselben hatten sich Vormittags 9 Uhr ein stattliche Zahl von Männern aus Berlin und allen Provinzen im Elisabethsaal des Königlichen Schlosses versammelt. Bald nach 9 Uhr erschien Ihre Majestät die Kaiserin und Königin, die hohe Protectorin des Vereins, welche der Versammlung beizuwohnen die Gnade hatte. Im Gefolge derselben befanden sich die Oberhofmeisterin Gräfin von Brockdorff, die Hofdamen Gräfin v. Keller und Fräulein von Gersdorff, der Oberhofmeister Freiherr von Mirbach und die Kammerherren von dem Knesebeck und Freiherr von der Reck. Ihre Majestät begrüßten beim Eintritt

in den Saal die Delegirten huldvoll. Darnach sprach der Vorsitzende des Engeren Ausschusses, Landesdirektor von Levetzow, Ihrer Majestät den allerunterthänigsten Dank aus für das Interesse, welches Allerhöchstdieselbe dem Vereine fortdauernd zuwende, und begrüßte die Versammlung. Nach einem Eingangsgebet des Ober-Consistorialraths Dr. Freiherrn v. d. Goltz erstattete Ober-Consistorialrath Professor D. Weiß den folgenden Jahresbericht:

Eure Majestät, hochgeehrte Versammlung!

Heute sind gerade drei Jahre verflossen, seit in dem Sitzungssaal des deutschen Reichstages über 300 Männer aller Stände und Kreise aus Berlin und den Provinzen sich versammelten, um unter dem Protectorat unserer Allergnädigsten Kaiserin und Königin den Evangelisch-kirchlichen Hilfsverein zu begründen. Es war wie ein Nothbau, in dem wir damals uns einrichten mußten; aber wir wollten das Feuer der Liebe, das durch den Aufruf vom 30. Januar 1888 entzündet war, nicht erlöschen lassen. Auch der bestgemeinte Eifer für die Bekämpfung der religiös sittlichen Nothstände, wie er damals erwacht war, bedarf seiner Formen, in denen er wirken, seiner Organe, durch die er immer neu geschürt und zu den rechten Zielen gelenkt werden kann. In diesem Sinne wurden damals in schlichtester Form die Grundlinien für die Wirksamkeit des Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins festgestellt, jede weitere Ausführung derselben der Entwickelung unserer Arbeit vorbehalten.

Heute legen wir der dritten Jahresversammlung des Weiteren Ausschusses einen ausgeführten Statutenentwurf vor, der es ermöglichen soll, unserm Verein die Rechte einer juristischen Person zu erbitten und ihm damit eine feste Stellung inmitten unseres Staatslebens zu sichern. Es hat sich bereits gezeigt, daß inmitten der vielverzweigten Organisationen für die Arbeiten der innern Mission und der mannigfachen Bestrebungen zur Hebung socialer Nothstände der Evangelisch-kirchliche Hilfsverein seine eigenartige Bedeutung und ein segensreiches Arbeitsfeld findet, daß er keine derselben stört, aber helfend und fördernd in sie eingreift. Das soeben ausgegebene Verzeichniß der Mitglieder des Weiteren Ausschusses, das wir der unermüdlichen Arbeit unseres Schriftführers verdanken, giebt eine lichtvolle Uebersicht über die Organisation unsers Vereins und seiner Zweigvereine. Voran steht der große Berliner Localverein, welcher mit dem Engeren Ausschuß organisch verbunden, bereits eine reiche und selbständige Wirksamkeit in unsrer Hauptstadt zu entfalten begonnen hat. Es folgen die neun alten Provinzen, deren Vereine, theils nach Bezirks- und Kreisvereinen, theils nach Synodalbezirken organisirt, die Vorsitzenden, resp. Vertrauensmänner derselben nebst ihren Vorständen oder Engeren Ausschüssen und eine große Zahl anderer Mitglieder in den Weiteren Ausschuß des Gesammtvereins entsandt haben. Ihnen schließt sich zunächst die Provinz Schleswig-Holstein an. In Hannover hat sich neben dem großen Provinzialverein ein eigener Zweigverein für's Ostfriesland gebildet, in Hessen-Nassau haben sich die Consistorialbezirke Kassel und Wiesbaden selbständig organisirt, Frankfurt a. M. ist über eine provisorische Organisation noch nicht hinausgekommen. Dazu treten noch elf Mitglieder des Weiteren Ausschusses außerhalb Preußens. Hiernach besteht also der Weitere Ausschuß aus 177 Mitgliedern der Vorstände der größeren Provinzialvereine, aus 322 Vorsitzenden oder Vertrauensmännern der Zweigvereine und aus 651 gewählten Mitgliedern. Es hat sich also bewährt, was in der constituirenden Versammlung geltend gemacht wurde, daß die Entwicklung unserer Arbeit eher zu einer planmäßigen Vergrößerung des Weiteren Ausschusses führen werde, als zur Verminderung seiner Mitgliederzahl. Es ist unser Stolz und unsere Hoffnung, daß 1150 Männer aus allen Gegenden des preußischen Vaterlandes sich haben bereit finden lassen, in denselben einzutreten und sich damit verpflichtet haben, das Interesse für die Arbeit unsers Vereins hinauszutragen bis in die weitesten Kreise.

Eine erste Probe hat unsere Organisation abgelegt bei Gelegenheit der Hauscollecte, welche uns von dem Ministerium des Innern in zuvorkommendster Weise bewilligt wurde. Wir können nur unsern wärmsten Dank aussprechen für den Eifer und die Treue, mit welcher sich unsere Provinzialvereine der Einsammlung der Collecte, deren Modus wir natürlich ganz ihnen überlassen mußten, gewidmet haben. Obwohl Schleswig-Holstein und Westfalen, die bereits im vorigen Jahre eine Hauscollecte erbeten und eingesammelt hatten, ausfielen, und vor allem Berlin, das eben erst seine großen grundlegenden Sammlungen veranstaltet hatte, so kamen doch im Ganzen gegen 158 000 Mk. zusammen, von denen die Hälfte dem Engeren Ausschuß zufällt. Insbesondere wünschen wir den Provinzen Brandenburg und Pommern von Herzen Glück, die jede über 20 000 Mk. erzielt haben, und hinter denen Sachsen doch nur wenig zurückblieb, während Hannover zusammen mit Ostfriesland sogar 22 000 Mk. aufgebracht hat. Es handelt sich bei dieser Collecte nicht nur um die Geldbeiträge, so dringend wir dieselben brauchen; denn diese können ja garnicht erzielt werden, wenn nicht die Kunde von unserer Arbeit in die weitesten Kreise hinausgetragen und das Interesse dafür angeregt wird. Wie der Engere Ausschuß seiner Zeit für diesen Zweck allen Zweigvereinen ein Flugblatt zur Verfügung gestellt hat, das die Herzen für die Betheiligung an der Collecte erwärmen sollte, so hat er soeben sich ein eigenes Organ geschaffen, durch das die Mittheilungen aus unserer Arbeit wie der uns verbündeten Vereine hinausgetragen werden soll bis in alle Gemeinden unsers Vaterlandes hinein und der Ruf zur Mithilfe an jede Thür klopfen. Die zwanglosen Blätter, deren erste

Nummer soeben erschienen ist, sagen es klar genug, was sie wollen und was wir wollen. Es wird von dem Material, das unsere Zweigvereine uns zuführen, und von dem Erfolge, den sie mit ihrer Verbreitung dieser Blätter erzielen, abhängen, wie oft dieselben wiederkehren. Aber jede Wiederkehr wird an sich schon ein Zeichen sein, daß Gott mit uns und unserer Arbeit ist. Gern hätten wir dem schriftlichen Wort sofort die soviel wirksamere Agitation durch das mündliche zur Seite gestellt. Auch hat unser Herr Schriftführer bereits damit begonnen, in Wanderversammlungen die Sache unsers Vereins zu vertreten; aber wir müssen noch viel zahlreichere Kräfte für unsere Arbeit gewinnen, wenn wir auch nur die Mittel, welche der Engere Ausschuß dafür bereits zur Verfügung gestellt hat, nutzbar machen wollen.

Wenn einst die Jünger des Herrn auf die Frage ihres Meisters, ob sie je Mangel gehabt, antworten mußten: Herr, nie keinen, so können auch wir nur mit heißestem Danke gegen Gott bekennen, daß es uns in diesen drei Jahren noch nie an Mitteln gefehlt hat, um helfen zu können, wo und wie es unsrer Herzen brennender Wunsch war. Auch in diesem Jahre ist eine Summe von 250 000 Mk., die für die Zwecke unsers Hilfsvereins aufgebracht ist, durch unsere Hände gegangen, und wenn wir davon auch 124 000 Mk. den Provinzialvereinen für ihre Sonderzwecke überlassen mußten, so hat doch der Engere Ausschuß, dem die hochherzige Gabe Ihrer Majestäten nebst anderen Zuwendungen im Betrage von 16 000 Mk. besonders zugeflossen ist, über die reichliche Hälfte derselben zu verfügen gehabt.

Wir haben in diesem Jahre 73 000 Mk., d. h. etwa 18 000 mehr als im vorigen Jahre, für die Zwecke unsers Vereins verwenden dürfen und schließen demnach mit einem Kassenbestande von gegen 41 000 Mk., der mit dem Kassenbestande des vorigen Jahres von 46 000 Mk. immerhin einen stattlichen Reservefonds ergiebt. Freilich dürfen wir nicht verschweigen, daß bei der sich mehrenden Zahl dringender Hilfsgesuche über einen erheblichen Theil desselben bereits nach dem Kassenabschluß verfügt ist, und daß wir für das kommende Jahr eines solchen Reservefonds um so dringender bedürfen, als die aus den Provinzen aufkommenden Beträge weitaus nicht die Summe erhoffen lassen, welche uns dieses Jahr die Landescollecte gebracht hat. Was hier und da unter Gottes Beistand von Segen durch diese Summe geschafft ist, davon zu erzählen ist hier nicht der Ort. Eigens dazu haben wir uns unsere „Mittheilungen" geschaffen; und so bleibt uns nur übrig, Rechenschaft davon abzulegen, nach welcher Richtung hin unsere Mittel verwandt sind.

Es entspricht einfach der Entstehungsgeschichte unseres Vereins, wenn der Engere Ausschuß auch in diesem Jahre weitaus den größten Theil seiner Mittel für die **Berliner Stadtmission** verwandt hat. Nach der genauesten Einsichtnahme in die Haushaltung derselben, die wir für unsere Pflicht hielten, haben wir der Stadtmission in diesem Jahre gegen 52 000 Mk., d. h. 16 000 Mk. mehr als im vorigen Jahre zuwenden können. Dabei sind nun freilich nicht mitgerechnet die Summen, welche von unseren Zweigvereinen vorweg der Berliner Stadtmission zugeflossen sind und welche schon an sich über 19 000 Mk. betragen. Aber gottlob mehrt sich ja die Zahl der Stadtmissionen in unsern großen Städten, deren Erhaltung und Erweiterung wir haben dienen können. Während die Stettiner und die Magdeburger Stadtmission diesmal ganz von ihren Provinzen aus versorgt ist, haben wir die Stadtmissionen in **Breslau**, **Danzig** und **Königsberg** mit je 2—3000 Mk. unterstützen können, die in **Frankfurt** a. O. und **Altona** mit 12—1600 Mk., die in **Kassel** und **Liegnitz** mit je 500 Mk. Es liegt aber noch ganz im engsten Rahmen unserer Vereinsthätigkeit, wenn wir für eine Vorstadtgemeinde Berlin (Rixdorf) 2000 Mk. behufs Anstellung eines Stadtmissionars und einer Gemeindediakonissin bewilligt haben, wenn für die kirchlichen Nothstände in einem von der Socialdemokratie bedrohten Industrieflecken Luckenwalde 3 000 Mk., für Hilfsgeistliche in Forst und Dortmund je 1500, für die Zionskapelle und für geistliche Hilfe in der riesenhaften Elisabethgemeinde je 500 Mk. aufwenden konnten. Aber auch in diesem Jahre hat der Engere Ausschuß ohne ängstliche Abgrenzung seines Arbeitsgebietes, auch solche Arbeiten der inneren Mission unterstützt, die nur im weiteren Sinne den kirchlichen Nothständen abhelfen, so den Verein „**Dienst an Arbeitslose** in Berlin mit 500 Mk., das Diakonissenhaus **Lehmgrube** in Breslau, bei dem es sich um Anstellung eines Hausgeistlichen handelt, mit 700 Mk., und vor allem, um den westfälischen Brüdern zu zeigen, wie gern wir nach dem Maaß unsrer Mittel ihren Wünschen entgegen kommen, auch wo sie bereits nach unsrer Interpretation in etwas über den Rahmen unser Vereinszwecke hinausgehen, das neubegründete Diakonissenhaus in **Witten** mit 2000 Mk. Mit voller Freudigkeit dagegen konnten wir dem neu zu begründenden Seemannsheim in Stettin 6000 Mk. in Aussicht stellen, weil es sich hier um die religiös sittliche Pflege unsrer von den schwersten Versuchungen bedrohten Seeleute handelt, die unmöglich den Kirchgemeinden, in deren Bezirk sie gerade weilen, auferlegt werden kann. Nur daran müssen wir nach wie vor festhalten, daß die Gründung neuer Gemeinden und der **Bau neuer Kirchen** weit über das Maaß der uns verfügbaren Mittel hinausliegt. Nachdem nunmehr zu den drei Kirchen, die in Berlin auf Anregung Ihrer Majestät, unsrer allergnädigsten Protectorin gebaut werden sollen, der Grundstein gelegt ist, haben wir die einst uns provisorisch übertragene Bauleitung theilweise in die Hand der berufenen Gemeindeorgane legen konnen, von denen sie unter dem

Beistand eines Vertreters des Engeren Ausschusses mit größtem Eifer gefördert wird; und die Fürsorge für weitere Kirchbauten hat der neu begründete Kirchbauverein übernommen, der ja bereits mit der Grundsteinlegung zur Kaiser Wilhelm Gedächtnißkirche vorangegangen ist. Der Evangelisch-kirchliche Hilfsverein kann, ohne seine Mittel zu zersplittern, nur da eintreten, wo unter den vorhandenen kirchlichen Nothständen Aushilfe geschafft werden kann und muß.

Wie weit das auch in dem neuen Vereinsjahre möglich sein wird, das wir heute beginnen, das hängt ganz von der treuen Arbeit unsrer Zweigvereine ab, von denen wir hoffen, daß sie auf's neue unsre Hände füllen werden. Wir können dieselben nur herzlich und dringend bitten, daß sie mit voller Freudigkeit die mit uns vereinbarten Quoten der durch sie aufkommenden Sammlungen in unsere Hände legen. Auch in diesem Jahre ist weit über ein Drittel der uns anvertrauten Mittel in die Provinzen zurückgeflossen, um an Stellen zu helfen, wo die Mittel der Provinzialvereine nicht ausreichten. Es ist das ja gerade die Bestimmung des Engeren Ausschusses, überall da aushelfend und vermittelnd einzutreten, wo die Noth am größten ist. Immer wieder und wieder müssen wir betonen, daß die zwei Drittel, die wir für Berlin verwenden, doch keineswegs nur localen Zwecken dienen, sondern der Abhülfe der religiös sittlichen Nothstände, welche durch das Zusammenströmen aus allen Provinzen herbeigeführt sind. Lassen Sie uns auch in diesem Jahre brüderlich verbunden arbeiten an dem großen Werke, dem wir alle dienen, in dem ja jedem auch für seine Eigenart freier Spielraum bleiben soll, wenn nur jedes dereinst dem Ganzen zu gute kommt.

Nur in dem Wahlspruche lassen Sie uns eins bleiben, mit dem wir in das neue Arbeitsjahr hineingehen. Er heißt: in die Weite! Die Zukunft unseres Werks ruht darauf, daß wir unsere Netze weiter auswerfen. Wir dürfen nicht bei dem Kreise derer stehen bleiben, die ohnehin für alle kirchlichen Zwecke geben und opfern, weil sie nicht anders können, weil das Erbarmen mit denen sie treibt, die das Heil in Christo nicht kennen und nicht haben. Die Zeichen der Zeit reden laut genug davon, wie unseres Volkes Wohl davon abhängt, ob ein neuer Geist der Frömmigkeit und der Zucht, der Genügsamkeit und des Friedens über dasselbe kommt, wie ihn nur die Kirche wirken kann durch Wort und Sakrament. Das erhabene Vorbild unserer Protectorin, die sich an unsere Spitze gestellt hat, bürgt dafür, daß es sich um ein wahrhaft nationales Werk handelt, dem sich keiner entziehen darf, der noch Liebe zu König und Vaterland hat. Mit diesem Wahlspruche laßt uns nicht müde werden, bis wir die Tausende für unser Werk gewonnen haben, auch die, welche Gott vorzugsweise mit Gütern gesegnet hat und die noch müßig am Wege stehen.

In die Weite! heißt unser Loosungswort, und doch zugleich in die Tiefe! Wir freilich, denen Gott zunächst dies Werk auf Herz und Gewissen gelegt hat, wir sollen wissen, daß es nur Eine Kraft des Wirkens nach außen giebt, die aus der Tiefe der Erfahrung im eigenen inneren Leben stammt. Alle Begeisterung verfliegt, auch der glänzendste Aufschwung ermattet. Es giebt nur eine Quelle unversieglicher Kraft und einer Liebe, die nie ermüdet. Das ist das Wort des lebendigen Gottes, weil es eine Liebe verkündet, die des eingeborenen Sohnes nicht verschont hat, und eine Kraft ist, welche Sünder selig machen kann. Weil dieses Wort uns lehrt, die eigene Noth erkennen und die gottgesandte Hilfe erfahren, darum schöpfen wir aus dieser unerschöpflichen Quelle stets neue Kraft zu neuer Liebesarbeit.

In die Tiefe! heißt unser Losungswort für's neue Jahr, und eben darum auch in die Höhe! Wir heben unsere Augen auf zu den Bergen, von denen uns Hilfe kommt. Unsere Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Und der Herr, unser Gott sei uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände bei uns. Ja, das Werk unserer Hände wolle er fördern. Amen.

An den Jahresbericht schlossen sich Ansprachen und Berichte aus einigen Provinzialvereinen. Als Vorsitzender des Sächsischen Zweigvereins berichtete Graf Hohenthal-Dölkau, namens des Rheinischen Zweigvereins der Schriftführer desselben Pfarrer Lic. Weber-M.-Gladbach. Zugleich wurde seitens des Vorstandes dieses Vereins Ihrer Majestät ein Geschenk desselben, eine prachtvolle Altarbibel für die Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche überreicht. In gleicher Weise hatte der Fabrikbesitzer Julius Aßmann-Lüdenscheid die Ehre, ein zum Altarschmuck für die Kaiserin-Augusta-Gedächtnißkirche (Gnadenkirche im Invalidenpark) bestimmtes Kreuz der erlauchten Protectorin darbringen zu dürfen. Auch eine von dem Vorstande des Westfälischen Zweigvereins für denselben Kirchbau gesammelte außerordentliche patriotische Spende im Betrage von 10 000 Mk., welche Pastor D. von Bodelschwingh überreichte, wurde von Ihrer Majestät huldreich entgegen genommen. Hierauf ließ sich Allerhöchstdieselbe die Vorstände und eine Reihe angesehener Mitglieder des Vereins vorstellen und unterhielt sich eingehend mit denselben, besonders über die religiösen und kirchlichen Zustände in den Heimatprovinzen. Nach Ablauf einer Stunde verabschiedete sich die Kaiserin, nach allen Seiten freundlich grüßend.

Der zweite Theil der Jahres-Versammlung, in welchem Verwaltungsbericht, Jahresrechnung, Neuwahlen, Organisationsfragen und sonstige Anträge zur geschäftlichen Verhandlung kamen, wurde von 11 Uhr ab im Landeshause der Provinz Brandenburg, Matthäikirchstraße 20/21, unter Vorsitz des Herrn von Levetzow abgehalten.

Das evangelische Diakonissen-Krankenhaus in Posen.

Am 18. Februar d. J. waren 25 Jahre verflossen, seit die Posener Diakonissen-Anstalt aus bescheidenem Anfange, in einem alten Hause und mit nur wenigen Betten ausgestattet, in's Leben trat. Gleichzeitig mit der Anstalt beging an diesem Tage die derzeitige verdiente Oberin derselben, Schwester Johanna Bade, ihr 25jähriges Diakonissen-Jubiläum. Seit 1866 hat sich das Diakonissenhaus nunmehr in überaus erfreulicher Weise entwickelt und reichen Segen für die Stadt und Provinz Posen gestiftet.

Die Schwesternschaft des Hauses hat nach dem Jahresbericht für 1890 im vergangenen Jahre einen Zuwachs erfahren, wie bisher noch in keinem der 25 Anstaltsjahre. Am Schlusse desselben betrug die Zahl der Schwestern 125 gegen 112 Ende 1889. Von diesen 125 waren 58 eingesegnete Diakonissen, 43 Beischwestern und 24 Probeschwestern. Im Laufe des vorigen Jahres traten 22 Probeschwestern ein, 9 Schwestern schieden aus verschiedenen Gründen wieder aus. 10 Beischwestern wurden am 21. October v. J. zum Diakonissenamte eingesegnet. Eine Probeschwester, welche sich besonderer Liebe und Werthschätzung unter ihren Mitschwestern erfreute, wurde am 26. November v. J. durch den Tod abberufen.

In großer Sorge war das Diakonissenhaus im vorigen Jahre längere Zeit um das theure Leben der Oberin, welche in Karlsbad, wo sie sich zur Stärkung ihrer angegriffenen Gesundheit aufhielt, an einer Lungenentzündung schwer erkrankte, jedoch wieder genas. Im Uebrigen war der Gesundheitszustand der Schwestern im vergangenen Jahre im allgemeinen ein recht befriedigender. Mehrere erholungsbedürftige Schwestern fanden in dem Hause einer Freundin der Anstalt in der Nähe der Stadt Posen freundliche Aufnahme und sorgfältige Pflege, andere besuchten ein Seebad und kehrten ausnahmslos neu gestärkt und erquickt zu ihrer Arbeit zurück.

Trotz des erfreulichen Wachsthums der Schwesternschaft ist der Mangel an Kräften namentlich infolge des Erweiterungsbaues, der die Indienststellung einer größeren Anzahl von Schwestern erforderte, fast noch in keinem Jahre so groß gewesen, wie in dem verflossenen.

„Dieser beständige Mangel", heißt es in dem Berichte, „dieser schreiende Nothstand hat uns mehr bedrückt, als wir sagen können. Helfen mögen und nicht helfen können, weil es an Kräften gebricht, das ist schwer, und wir können allen Freunden der Kirche und ihrer Inneren Mission nicht warm und eindringlich genug die Bitte an's Herz legen: Helfen sie uns, jeder an seinem Theile und nach seinem Vermögen, daß sich mehr christliche Jungfrauen in den großen, seligen, verheißungsreichen Dienst an den armen Gliedern des im Himmel thronenden Christus hier auf Erden stellen."

Zur Ausbildung finden in dem Posener Hause Mädchen im Alter von 14—18 Jahren als Diakonissen-Schülerinnen Aufnahme. Die Zahl derselben betrug gegen Ende des vorigen Jahres 8. Im Laufe desselben traten 8 ein, 5 schieden wieder aus, eine wurde Probeschwester.

Eine dienende Schwester des Johanniter-Ordens war längere Zeit im Hause thätig, zwei Lehrpflegerinnen wurden neu aufgenommen.

Die Zahl der in das Hospital des Mutterhauses im Jahre 1890 aufgenommenen Kranken betrug 1371 gegen 1432 im Vorjahre; die der Verpflegungstage 48001 gegen 45428 1889. Die Zahl der Verflegungstage ist also auch im Berichtsjahre wiederum erheblich gestiegen. Den höchsten Krankenbestand hatte das Haus im Dezember v. J. mit 167 Kranken. Von den 1371 Verpflegten waren 777 männlichen, 594 weiblichen Geschlechts. 846 davon wurden als geheilt, 167 als gebessert, 111 als ungeheilt entlassen, 102 starben, sodaß am 1. Januar 1891 ein Bestand von 145 Kranken vorhanden war.

Wie groß das Bedürfniß des Erweiterungsbaues war, läßt sich am besten daraus erkennen, daß auch die neu hinzugekommenen Krankensäle und Krankenzimmer im ganzen vorigen Winter hindurch fast beständig bis auf den letzten Platz besetzt waren, sodaß mehrere Male Kranke, welche Aufnahme begehrten, wegen Mangel an Raum abgewiesen werden mußten.

Das Diakonissenhaus verfügt gegenwärtig erst über zwei ganze Freistellen für arme Kranke. Die eine davon mit der dazu erforderlichen Summe von 12 000 Mark wurde der Oberin zu ihrem 25 jährigen Diakonissen-Jubiläum von den Schwestern überreicht, die viele Jahre hindurch in der größten Verschwiegenheit gesammelt und Beiträge von ihrem Taschengelde zugesteuert hatten, um der Jubilarin an ihrem Freudentage mit einem „Eben-Ezer-Freibett" einen Lieblingswunsch zu erfüllen. Zu einem dritten Freibett sind bereits 9400 Mark von wohlwollenden Freunden und treuen Sammlerinnen zusammengebracht worden. Drei Freibetten sind nun zwar für eine Kranken-Anstalt von der Größe der Posener, an deren Pforte schon manchen Tag mehr als drei Kranke um unentgeltliche Aufnahme gebeten haben, freilich noch kein großer Besitz, aber immerhin ein schätzenswerther, der um so werthvoller ist, als vor 2 Jahren noch nicht ein einziges Freibett vorhanden war.

Die Leistungen des Hauses bezüglich der Privatpflege sind seit einer Reihe von Jahren in beständigem Rückgange begriffen. Im vergangenen Jahre haben 29 Schwestern in 95 Familien während 1084 Pflegetagen Privatpflegedienste geleistet. Von den 95 Familien wohnten 61 in der Stadt, 34 in der Provinz. Dieser Rückgang der Privatpflege ist theils auf das mit jedem Jahre sich erweiternde Netz der Stationen, deren Schwestern auch Privatpflegedienste leisten, theils auf den Mangel an Kräften im Mutterhause zurückzuführen, sodaß namentlich in fol-

chen Fällen, in welchen sich die Gesuche um Privatpflegerinnen häuften, auch dringende Bitten unberücksichtigt bleiben mußten.

Dem Dienstboten-Abonnement des Hauses haben im Jahre 1890 448 Dienstboten angehört.

Die Zahl der auswärtigen Stationen, welche der Bericht der Reihe nach mit einer kurzen statistischen Uebersicht ihrer Thätigkeit während des vorigen Jahres aufführt, beträgt gegenwärtig 39, darunter die Johanniter-Krankenhäuser zu Fraustadt, Pinne und Tirschtiegel. An neuen Arbeitsfeldern wurden im Jahre 1890 übernommen am 2. Mai eine Kleinkinder-Bewahranstalt, Kinderheim genannt, in Krotoschin und am 15. August eine Kleinkinderschule in Inowrazlaw und mit je einer für diese besondere Arbeit ausgebildeten Schwester besetzt. Ferner wurde am 1. Juli in dem Diakonissenhause zu Bromberg dauernd eine fünfte Schwester stationirt.

Der unter der Leitung einer Schwester des Hauses stehende Jungfrauen-Verein in der Stadt Posen hielt im Berichtsjahre wie bisher in den Wintermonaten sonntäglich von 4—6 Uhr Nachmittag im Diakonissenhause seine Versammlungen ab und betheiligte sich an der Verbreitung christlicher Blätter.

Auch im vergangenen Jahre ist zum Besten der Anstalt ein Cyklus von Vorträgen veranstaltet worden, welche von reichem Erfolge für dieselbe begleitet waren.

Im eigenen Verlage des Diakonissenhauses erscheint unter anderem der von dem Anstaltsgeistlichen, Pastor Klar, auch für das Jahr 1891 herausgegebene evangelische Volkskalender, welcher Dank der treuen und thatkräftigen Mitarbeit der Geistlichen in der Provinz immer mehr Boden gewinnt und am Schlusse des vergangenen Jahres in der Anstalt vergriffen war.

Im letzten Jahre hatte das Diakonissenhaus nach Abzug aller Unkosten aus dem Kalender-Verlage einen Reingewinn von 1420 Mark.

Außerdem erscheinen nach wie vor im Anstaltsverlage die „Blätter aus dem Posener Diakonissenhause", die in einer Auflage von 4600 Exemplaren gedruckt und an die Freunde der Anstalt unentgeltlich versandt werden. Diese Blätter dienen dazu, über die Arbeit des Diakonissenwerks in der Provinz Posen Bericht zu erstatten, die Kenntniß der Diakonissensache in weitere Kreise zu tragen, die Liebe zu ihr zu wecken und zu beleben und neue Kräfte dafür zu gewinnen. In zweiter Linie sollen die Blätter dazu beitragen, allerlei Gaben zur Begründung oder Unterhaltung von Freibetten für arme Kranke sowie zum Besten des Hauses zu sammeln.

Die Vermögenslage der Anstalt hat sich in den letzten Jahren infolge der nothwendig gewordenen Neubauten leider erheblich ungünstiger gestaltet und die Schuldenlast würde noch größer sein, wenn nicht im vergangenen Jahre anläßlich der Jubelfeier besonders reiche Unterstützungen von den verschiedensten Seiten dem Hause zu Theil geworden wären. Aus der Uebersicht der Einnahmen und Ausgaben für 1890 ergiebt sich, daß erstere 168 608 Mk. 73 Pf., letztere 148 740 Mk. 40 Pf. betrugen.

Zur Tilgung der Bauschulden waren bis zum vorigen Jahre geliehen und zu verzinsen 41 000 Mk.
dazu kommen Hypothekenschulden . . 39 750 „
was eine Gesammtschuld von 80 750 Mk.
ergiebt.

Literatur.

Das christliche Genossenschaftswesen und der sociale Friede. (1891. 34 Seiten, Preis 20 Pf.) Magdeburg-Sudenburg, Büreau des Sächsischen Provinzial-Ausschusses für Innere Mission.

Dieser Vortrag des Consistorialraths Dr. jur. Duncker zu Dessau wurde auf der letzten Jahresversammlung des genannten Provinzial-Ausschusses zu Halle am 25. November 1890 gehalten und giebt auf Grund eingehender Studien und reicher praktischer Erfahrung eine übersichtliche Darstellung sowohl des früheren Zunftwesens, als auch der englischen und der deutschen zeitgeschichtlichen Bestrebungen für christliches Genossenschaftswesen, unter letzteren besonders derjenigen des Begründers der deutschen Centralgenossenschaft, Freiherrn von Broich-Berlin. Bei Veröffentlichung dieses Vortrags ist auf das Interesse aller derer gerechnet, welche die Beseitigung der Massennoth als Vorbedingung für die Heilung der Volksseele ansehen und in der Förderung der materiellen Wohlfahrt eines Standes eine Voraussetzung für die Hebung seines religiös-sittlichen Lebens erblicken.

Zunächst sei die Schrift auch wegen ihrer weiteren Ausführungen Allen empfohlen, welche sich über die Bedeutung der christlichen Genossenschaften (sowohl der für ländliche Bezirke berechneten Raiffeisenschen Darlehns-Kassen-Vereine, als auch der städtischen Gewerbtreibenden zu dienen suchen, von Broich'schen Centralgenossenschaft) für den socialen Frieden genauer unterrichten wollen.

Oberstlieutenant a. D. Curt von Knobelsdorff macht in der zweiten Hälfte des Juli und in der ersten des August eine Reise durch Ostpreußen, um Versammlungen im Interesse des Kampfes gegen die Trunksucht abzuhalten. Sollten Mitglieder des Johanniter-Ordens ihn an bestimmte Orte wünschen, so bittet Herr von Knobelsdorff, Berlin W. Potsdamerstraße 50, um Benachrichtigung bis zum 20. Juni, um seinen Reiseplan dementsprechend einrichten zu können. Bedingung ist nur: Abholen von der nächsten Bahnstation, Geldsammlungen finden nicht statt.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der




Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 17. Juni 1891. **Nr. 24.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Juni 1891 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

Nr	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Juni 1891 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Mai 1891	Zahl der dort vorhandenen Krankenbetten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	47			
	Zugang pro " "	20			
		67			
	Abgang " " "	21			
	Bleibt Bestand	46	46	1 440	70
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	57			
	Zugang pro " "	50			
		107			
	Abgang " " "	22			
	Bleibt Bestand	85	85	2 174	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus):				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	81			
	Zugang pro " "	68			
		149			
	Abgang " " "	3			
	Bleibt Bestand	146	146	3 523	130
4.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	26			
	Zugang pro " "	19			
		45			
	Abgang " " "	23			
	Bleibt Bestand	22	22	842	58
5.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	34			
	Zugang pro " "	16			
		50			
	Abgang " " "	16			
	Bleibt Bestand	34	34	980	54
6.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	25			
	Zugang pro " "	22			
		47			
	Abgang " " "	22			
	Bleibt Bestand	25	25	787	50
7.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	25			
	Zugang pro " "	24			
		49			
	Abgang " " "	21			
	Bleibt Bestand	28	28	685	43
	zu übertragen		386	10 431	495
	Uebertrag		386	10 431	495
8.	**Landsburg:**				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	18			
	Zugang pro " "	10			
		28			
	Abgang " " "	13			
	Bleibt Bestand	15	15	495	30
9.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	54			
	Zugang pro " "	20			
		74			
	Abgang " " "	21			
	Bleibt Bestand	53	53	1 616	74
10.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	21			
	Zugang pro " "	12			
		33			
	Abgang " " "	10			
	Bleibt Bestand	23	23	631	32
11.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	42			
	Zugang pro " "	27			
		69			
	Abgang " " "	33			
	Bleibt Bestand	36	36	1 219	40
12.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	54			
	Zugang pro " "	48			
		102			
	Abgang " " "	58			
	Bleibt Bestand	44	44	1 535	60
13.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	24			
	Zugang pro " "	22			
		46			
	Abgang " " "	23			
	Bleibt Bestand	23	23	780	65
14.	**Züllichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	20			
	Zugang pro " "	14			
		34			
	Abgang " " "	16			
	Bleibt Bestand	18	18	535	40
	zu übertragen		598	17 292	836

Nr	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Juni 1891 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Krankenpflegetage pro Mai 1891.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		598	17 292	836
15.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	67			
	Zugang pro	46			
		113			
	Abgang	41			
	Bleibt Bestand	72	72	2 055	96
16.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	35			
	Zugang pro	16			
		51			
	Abgang	23			
	Bleibt Bestand	28	28	982	40
17.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	37			
	Zugang pro	10			
		47			
	Abgang	16			
	Bleibt Bestand	31	31	1 117	80
18.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	20			
	Zugang pro	14			
		34			
	Abgang	11			
	Bleibt Bestand	23	23	616	46
19.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	33			
	Zugang pro	12			
		45			
	Abgang	20			
	Bleibt Bestand	25	25	931	42
20.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	15			
	Zugang pro	7			
		22			
	Abgang	5			
	Bleibt Bestand	17	17	457	41
21.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	20			
	Zugang pro	33			
		53			
	Abgang	31			
	Bleibt Bestand	22	22	624	42
22.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	10			
	Zugang pro	19			
		29			
	Abgang	18			
	Bleibt Bestand	11	11	325	36
23.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	7			
	Zugang pro	—			
		7			
	Abgang	—			
	Bleibt Bestand	7	7	217	13
24.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	6			
	Zugang pro	9			
		15			
	Abgang	5			
	Bleibt Bestand	10	10	278	20
	zu übertragen		844	24 894	1 292
	Uebertrag		844	24 894	1 292
25.	**Plaue:**				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	16			
	Zugang pro	9			
		25			
	Abgang	13			
	Bleibt Bestand	12	12	443	20
26.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	12			
	Zugang pro	16			
		28			
	Abgang	13			
	Bleibt Bestand	15	15	388	20
27.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	4			
	Zugang pro	1			
		5			
	Abgang	2			
	Bleibt Bestand	3	3	115	10
28.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	9			
	Zugang pro	7			
		16			
	Abgang	6			
	Bleibt Bestand	10	10	268	15
29.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	31			
	Zugang pro	1			
		32			
	Abgang	—			
	Bleibt Bestand	32	32	987	32
30.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	24			
	Zugang pro	17			
		41			
	Abgang	21			
	Bleibt Bestand	20	20	710	30
31.	**Plön:**				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	8			
	Zugang pro	7			
		15			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	12	12	325	29
32.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	18			
	Zugang pro	24			
		42			
	Abgang	22			
	Bleibt Bestand	20	20	717	48
33.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	46			
	Zugang pro	22			
		68			
	Abgang	24			
	Bleibt Bestand	44	44	1 490	50
34.	**Oeynhausen:**				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	—			
	Zugang pro	84			
		84			
	Abgang	2			
	Bleibt Bestand	82	82	1 245	86
	zu übertragen		1 094	31 582	1 632

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Juni 1891 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Mai 1891.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		1 094	81 582	1 632
35	**Lippspringe:**				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	—			
	Zugang pro • •	12			
		12			
	Abgang • • •	—			
	Bleibt Bestand	12	12	116	41
36.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	16			
	Zugang pro • •	13			
		29			
	Abgang • • •	9			
	Bleibt Bestand	20	20	623	20
37.	**Plochingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	5			
	Zugang pro • •	4			
		9			
	Abgang • • •	4			
	Bleibt Bestand	5	5	114	38
38	**Schwäbisch-Hall:**				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	5			
	Zugang pro • •	8			
		13			
	Abgang • • •	5			
	Bleibt Bestand	8	8	222	21
39.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	50			
	Zugang pro • •	33			
		83			
	Abgang • • •	35			
	Bleibt Bestand	48	48	1 458	36
40	**Riesa:**				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	11			
	Zugang pro • •	13			
		24			
	Abgang • •	15			
	Bleibt Bestand	9	9	345	24
41.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. Mai 1891 .	21			
	Zugang pro • •	11			
		32			
	Abgang • • •	12			
	Bleibt Bestand	20	20	526	20
	Zusammen		1 216	34 986	1 832

Der gesammte Abgang an Kranken pro Mai 1891 beträgt 659, davon sind gestorben 55
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 63
geheilt 541
wie vor 659.

42. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:
Bestand am 1. April 1891 . . . . 57 Kranke.
Zugang pro **April 1891** . . . . 48 •
105 Kranke

Davon sind:
gestorben 3
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 26
geheilt 30
59 •

Bleibt Bestand am 1. Mai 1891: . . . . 46 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 4 Europäer, 80 orientalische Christen, 8 Muhamedaner, 3 Drusen und 3 Juden.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro April 1891 beträgt 1666.

Poliklinisch wurden 1272 Personen behandelt

1. Justinian Maximilian Freiherr von Günderrode, Königlich Bayerischer Kämmerer, Ehrenritter seit 1842, † zu Frankfurt am Main 27. Mai 1891.
2. Hippolyt Graf von Bothmer, Consul a. D., Ehrenritter seit 1870, † zu Nürnberg 7. Juni 1891.

Das westfälische Bruderhaus Nazareth

reicht in seinen ersten Anfängen auf das Jahr 1872 zurück. Es bestand damals bereits seit 5 Jahren die erste kleine Anstalt für epileptische Kranke hierselbst, an welcher Diakonen des Brüderhauses zu Reinstadt ihre Dienste verrichteten. Dies Brüderhaus aber hatte erklärt, keine weiteren Brüder mehr stellen zu können und gab den Rath, für diese wichtige Sache **eigene** Brüder zu erziehen. Da stellte sich ein 17 jähriger Bäckergeselle aus Bielefeld ein mit dem Verlangen, zu den Heiden geschickt zu werden, **Diedrich Baumhöfener** hieß dieser Jüngling. Da ihm klar gemacht wurde, daß er noch zu jung für den Dienst unter den Heiden sei, entschloß er sich, Pfleger unserer armen Epileptischen zu werden. Und wahrlich er hat diesen Dienst an unsern Elenden eine Reihe von Jahren hindurch mit wahrhaft vorbildlicher Treue und Hingebung geübt, als Erstling unserer Westfälischen Brüderschaft. Wir dürfen dies getrost niederschreiben, denn er schläft nun schon längst zugleich als der Erstling der aus unserer Brüderschaft hervorgegangenen Heidenboten in Afrikanischer Erde. — Im Dienste der Berliner Missionsgesellschaft, in die er von uns aus übergetreten war, hat er auf dem äußersten Vorposten des Berliner Arbeitsfeldes zu Georgenholz im nördlichsten Transvaal sein Leben früh gelassen. Unsere Kranken, die ihn allezeit als **ihren** Missionar ansahen und denen sein Herz bis an's Ende in innigster Liebe angehörte, haben ihm ein eisernes Kreuz mit der Inschrift: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben" — für sein Grab hinausgeschickt.

Dieser erste Anfang unseres Bruderhauses hat demselben gleich seinen Charakter aufgeprägt, daß es zu gleicher Zeit als Missionshilfshaus dienen wollte, um auch Jünglinge für den Eintritt in die Mission oder für die Aufnahme in ein Missionsseminar vorzubereiten. Eine ganze Anzahl unserer Brüder sind diesem ersten Vorgänger theils nach Berlin, theils nach Barmen gefolgt. — Gerade der entsagungsvolle Dienst bei Tag und bei Nacht unter den epileptischen

Kranken hat sich als eine treffliche Prüfung und Vorschule für den Dienst unter den Heiden erwiesen, um so mehr, da unsere Brüder nicht nur Pfleger ihrer Kranken, sondern auch deren Vorarbeiter in Feld, Garten und Werkstatt sein müssen. —

Dieser erste Anfang hatte nur einen langsamen, stillen und gleichmäßigen Fortgang mit dem langsamen Wachsen der Anstalten für Epileptische, deren Pflege zunächst die Aufgabe unserer Brüder blieb. — Erst am 30. April 1877, als die Zahl der nicht aus andern Brüderhäusern stammenden Pfleger unserer Kranken auf 11 gestiegen war, constituirten sich dieselben unter einem besonderen Vorstande als „Westfälische Brüderanstalt", doch hatte dieselbe vor der Hand noch keine andere Heimat, als die verschiedenen Anstaltshäuser von Bethel selbst. — Indessen zeigte es sich bald, daß es unmöglich sei zur allseitigen Ausbildung der jungen Brüder, bei der Pflege der Epileptischen stehen zu bleiben. Man faßte alsbald die gesammte Krankenpflege als Arbeitsgebiet der Diakonen ins Auge. — Namentlich bedurfte man derselben auch als Gehilfen des inzwischen zu gleichem Dienst berufenen Westfälischen Schwesternhauses „Sarepta" in dessen sich schnell ausbreitenden Arbeitsgebieten. — So wurde schon im Jahre 1877 ein Bruder im Diakonissenhause „Sarepta", im Jahre 1878 je einer in den Krankenhäusern Gelsenkirchen, Siegen und Lippspringe stationirt. Auch die Irrenpflege wurde mit in den Kreis der Arbeit gezogen; im Jahre 1881 die männliche Abtheilung des Irrenhauses zu Bremen mit 10 Diakonen, im Jahre 1883 die Irren- und Deliranten-abtheilung der Königlichen Charité in Berlin mit 16 Diakonen besetzt.

Von außerordentlicher Wichtigkeit war das Jahr 1882. Dieses brachte der jungen Gemeinschaft endlich ein eigenes Heim. Unverhofft und ungebeten schenkte der in Gott ruhende Herrenmeister des Johanniterordens, Prinz Karl von Preußen, zum Bau eines eigenen Hauses 6 000 Mark, welchem Angelde bald die vierfache Summe durch freiwillige Zuschüsse der einzelnen Ordensritter folgte. So konnte man fröhlich an die Aufrichtung eines stattlichen Baues gehen, der am 17. September 1882 eingeweiht wurde. Die Festpredigt hielt der vor Kurzem zur seligen Ruhe eingegangene Pfarrer Kuhlo zu Gohfeld, der für die Sache der Ravensberger Jünglingsvereine und Posaunenchöre so Großes geleistet hat und für unsere ganze evangelische Kirche ein Segen geworden ist. — Der Bau, der nur durch einen kleinen Garten vom Diakonissenhause getrennt ist, trägt an seinem Giebel zur bleibenden Erinnerung an die grundlegende Liebesthat des Ordens ein großes weißes Johanniterkreuz von gebranntem Thon. Ueber seiner Eingangsthür steht die Inschrift: „Was kann aus Nazareth Gutes kommen? Komm und siehe es!" — Das Haus enthält außer der Wohnung des Hausvaters, den Lehr- und Versammlungsräumen, den Krankenzimmern, den Herbergsstuben für die Brüder noch 100 Krankenbetten und die entsprechenden Wohnräume für 100 Kranke. — Es werden in dem Bruderhause vornehmlich kranke Knaben gepflegt, sowohl Epileptische als wie Krüppel aller Art, die keine Schule und keinen Confirmanden-Unterricht besuchen können, und die hier gleichzeitig mit der leiblichen Pflege die Wohlthat des Unterrichts und die Vorbereitung auf einen zukünftigen, ihren Kräften angemessenen Beruf empfangen. — Die Schule der Brüderanstalt umfaßt in vier Klassen ca. 100 Knaben. — Der Gesammtbau kostete ungefähr 100 000 Mark ohne den Grund und Boden. —

Trug schon die Erlangung eines eigenen Heims viel zur Befestigung der Gemeinschaft bei, so war die um die gleiche Zeit, in das gleiche Jahr fallende Eröffnung der Arbeitercolonie Wilhelmsdorf für die äußere Ausdehnung unserer Arbeit von großer Wichtigkeit. Nicht nur in den verschiedenen Arbeitercolonien Deutschlands selbst fanden unsere Brüder die gewünschte Gelegenheit, die Liebe zu ihrem Berufe zu erproben, sondern es erstanden auch alsbald eine sehr bedeutende Anzahl neuer Herbergen zur Heimat, und wurden dieselben theils innerhalb, theils außerhalb unserer heimatlichen Provinz vielfach von unsern Diakonen besetzt. — Da nun auch unser Haus Corporationsrechte erhielt, so war es uns möglich, wo das Bedürfniß es erforderte, auch an verschiedenen Orten Herbergen auf eigene Rechnung zu übernehmen, welche Eigenthum des Bruderhauses wurden.

Eine Erholungsstätte für ermüdete und reconvalescente Brüder, verbunden mit einer kleinen landwirthschaftlichen Station für männliche Geisteskranke, die aus Irrenanstalten entlassen waren, oder noch nicht in dieselben aufgenommen zu werden brauchten, — Stella geheißen, — auf einer herrlichen Höhe im Teutoburger Walde gelegen, im Jahre 1885 erbaut, vervollständigt den Besitz unserer Anstalt, freilich nicht ohne auch eine neue Schuldenlast auf dieselbe zu häufen. —

Es sind seit der Begründung unserer Anstalt 402 Jünglinge in unser Haus eingetreten, von denen jetzt noch 192 unserm Verbande angehören; 8 hat Gott durch den Tod von uns abgefordert, eine nicht kleine Zahl ist in andere Arbeitsgebiete der inneren und äußeren Mission übergetreten, aber die bei Weitem größte Mehrzahl mußten wir als für den Beruf untauglich nach kürzerer oder längerer Probezeit wieder entlassen. Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß eine wichtige Schranke für unlautere Elemente dadurch aufgerichtet ist, daß die Aspiranten ein ganzes Jahr ohne jede Entschädigung bei uns arbeiten müssen und sich in Kleidung dabei selbst zu unterhalten haben, ganz ebenso wie dies bei den Diakonissen der Fall ist. Erst danach werden sie durch Beschluß der sämmtlichen älteren Hausväter aufgenommen. Ueber

600 Gesuche um Aufnahme sind außerdem zurückgewiesen worden, weil eine genügende Garantie in den eingesandten Zeugnissen nicht vorhanden war. — Es wird also sehr scharf gesichtet. Die Einsegnung erfolgt gewöhnlich erst nach 4—5 jähriger Dienstzeit. —

Während früher die Mehrzahl der Diakonen bei den männlichen Epileptischen diente, steht jetzt das Verhältniß so, daß auf Außenstationen in 40 verschiedenen Anstalten gegen 100 unserer Brüder arbeiten und zwar in 20 Kranken- und Siechenhäusern, 2 Irrenanstalt, 4 Arbeitercolonien und 13 Herbergen zur Heimat, dagegen innerhalb unserer Anstalten selbst gegen 80 in 23 verschiedenen Häusern unserer männlichen Epileptischen, deren Zahl 600 überstiegen hat. 8 Diakonen stehen augenblicklich unter der Fahne, 4—5 sind meist in Privatpflegen thätig, die übrigen krank oder erholungsbedürftig.

Außerhalb des deutschen Vaterlandes haben wir in die deutsche Diaspora auch eine Anzahl unserer Brüder entsenden können, in die Anstalt für Epileptische zu Mitau, in die Arbeitswerkstätte und Herberge zur Heimat zu Kiew in Rußland, in die Seehäfen Amsterdam, Rotterdam, Antwerpen, Edinburgh (als Hafenmissionare) und in die Stadt Brüssel als Stadtdiakone. —

Seit vorigem Jahre ist nun auch die ernste Arbeit in Deutsch-Ostafrika, theils zum Dienst an den kranken Schwarzen und Weißen, theils als Gehilfen der Missionare mit großer Dringlichkeit von erfahrenen Freunden von uns gefordert und nach ernstlicher Prüfung schließlich auch auf die Schultern genommen worden. — Mit unserm Bruderhause ist, ähnlich wie im Rauhen Hause seit vier Jahren, auch ein Candidaten-Convict verbunden. — Diese Candidaten der Theologie treten zunächst in Reih und Glied in die Krankenpflege mit unsern Brüdern ein und unterwerfen sich — sofern sie in unserm Bruderbunde bleiben — sämmtlichen Bedingungen unserer Brüdergenossenschaft! — Sie verbinden mit der Pflege der Kranken und den Arbeiten in den Werkstätten auch den Unterricht bei den Brüdern und Kindern und haben in Biebelstunden und Nebengottesdiensten die Geistlichen der Anstalt zu unterstützen. — Der Dienst in der Schürze ist auf mindestens 3 Monate normirt. Es erweist sich diese Arbeit der dienenden Liebe als sehr werthvolle Vorbereitung auch für das geistliche Amt und namentlich für den Dienst in der äußeren und inneren Mission. — Wie unsere andern Diakonen für jeden Dienst im Reiche Gottes diesseits und jenseits des Meeres bereit sein müssen, an Schwarzen wie an Weißen, so verlangen wir von unsern Kandidaten, den Oberhelfern, die gleiche Gesinnung. — Sie müssen innerlich willig sein, zu gehen, wohin ihr himmlischer Kriegsherr sie sendet. — Wie in der Heimat eine Anzahl tüchtiger Kandidaten der Theologie in Reih und Glied mit unsern Brüdern die Kranken pflegen, auch als leitende Brüder in auswärtigen Krankenhäusern, so befinden sich unter den von uns nach Ostafrika ausgezogenen Brüdern unserer Genossenschaft auch 3 bereits ordinirte Missionare mit akademischer Bildung, die ihre Examina rite bestanden, aber auch sich in der Krankenpflege und verschiedenen Handwerken tapfer umgesehen haben. Mit ihnen zusammen arbeiten bereits einige Handwerkerbrüder, andere werden ihnen bald folgen müssen. — Auf diese Weise, da Beide: Diener am Wort und Diener der dienenden Liebe, derselben Genossenschaft angehören, wird es möglich, unsere Missionsarbeiter in gleicher Weise, wie es die katholische Mission kann, kräftig mit Handwerkern und Arbeitern der dienenden Liebe zu unterstützen. —

Für Kriegszeiten haben wir unser Bruderhaus sowie unsere ganze Brüderschaft dem „Verein für die Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger" zur Verfügung gestellt.

Das laufende Jahr bringt für unser Bruderhaus einen neuen wichtigen Fortschritt. Seit dem Jahre 1882 besitzen wir, wie oben gesagt, zwar durch die tapfere Handreichung des Johanniterordens ein eigenes Heim, aber wir besitzen noch keinen eigenen Heerd. Sämmtliche Bewohner Nazareths müssen seit dieser Zeit noch vorliebnehmen mit der Gastfreundschaft Bethels, wo der Tisch für sie zugleich mit einer größeren Anzahl Familien epileptischer Handwerker, die auch noch keinen eigenen Heerd hatten, in einem großen Saal täglich gedeckt wird. Ein selbstständiges Familienleben im eigenen Haushalt, wie es doch besonders wohlthätig ist, war also Nazareth bisher noch nicht zu theil geworden, und war dadurch die Erziehung und namentlich eine sorgfältige Pflege einer größeren Schaar kranker oder verkrüppelter Knaben in mancher Hinsicht erschwert. — Nun soll dem Hause endlich ein Elternpaar gegeben und neben einem Hausvater also auch eine Hausmutter geschenkt werden. Dazu bedarf es freilich eines nicht unbedeutenden Neubaues. Eine Küche und Waschküche, ein Speisesaal für 120 Hausgenossen, eine ausreichende Wohnung für die Hauseltern müssen besonders daneben angebaut werden. Es wird für denselben eine Summe von immerhin 15—20 000 Mark erforderlich sein. Der Bau ist bereits bis zur 2. Etage fertig gestellt und wir hoffen, ihn im Winter zu beziehen. — Die Gesammtschulden, die auf dem Hause Nazareth lasten, betragen jetzt noch 192 377 Mark.

Dem Gesagten braucht kaum etwas hinzugefügt zu werden. Jedermann wird einsehen, wie sehr unser Brüderhaus in dieser Lage der Handreichungen bedarf, damit wir mit Freuden und nicht mit Seufzen unsere Arbeit weiter führen können. — Der barmherzige Gott fördere dazu das Werk unserer Hände!

Bielefeld, im Juni 1891.

Der Vorsteher des westfälischen Bruderhauses Nazareth.
Fr. v. Bodelschwingh, Pastor.

Der Verein für Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten,

der in Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich seine Protectorin verehrt, hielt am 23. v. Mts. im Herrenhause hierselbst unter dem Vorsitz des Vize-Admirals Freiherrn von Reibnitz seine elfte Generalversammlung ab, der auch Delegirte aus Danzig und anderen Orten beiwohnten.

Der Vorsitzende erstattete persönlich den Jahresbericht, demzufolge der Verein im letzten Jahre 1068 Kindern (gegen 885 im Vorjahre) 51 910 Tage lang heilenden und stärkenden Aufenthalt an der Seeküste hat gewähren können, und zwar befanden sich im Kaiserin Friedrich-Hospiz zu Norderney 655 Kinder, darunter 118 aus Berlin und 82 in Winterkur; im Hospiz auf Wyk 141, darunter 41 aus Berlin; im Friedrich Franz-Hospiz zu Groß-Müritz 190 Kinder, darunter 55 aus Berlin, und im Hospiz zu Zoppot 82 Kinder.

Von den 1028 Kindern zahlten nur 370 oder 35% den erhöhten Satz von 15 Mk. für die Woche. Vom Dresdener Zweigverein wurden 48, auf Kosten des Frauen-Hilfsvereins, der unter der Fr. Geheimrath Leyden Vorsitz steht, 155 Kinder den Hospizen überwiesen. Der letztgenannte Verein gewährte außerdem 5000 Mk. zum Bau einer gedeckten Veranda in Norderney.

Seit dem Bestehen des Gesammtvereins sind bisher 5169 Kinder in den Hospizen untergebracht worden, und zwar 3044 in Norderney, 990 in Wyk, 824 in Groß-Müritz und 311 in Zoppot. Auf die zehn Jahre der Vereinsthätigkeit vertheilt sich die Kinderzahl wie folgt: 64, 134, 220, 300, 337, 565, 693, 903, 885 und 1068. In den ersten fünf Jahren konnte somit 1055, in den zweiten fünf Jahren 4114 Kindern die Wohlthat des Aufenthalts an der See gewährt werden.

Die Gesammteinnahme betrug in diesen zehn Jahren 1 642 549 Mk.; 250 000 Mk. verdankt der Verein der Huld des hochseligen Kaisers Wilhelm, 100000 Mk. einem ungenannten Deutschen, 41 500 Mk. den mecklenburgischen Landständen, 215 000 Mk. brachte eine Lotterie. Verausgabt sind in den zehn Jahren 795 810 Mk. für Errichtung und Ausstattung der Hospize und 776930 Mk. für Unterhaltungskosten, sodaß also dem Verein jedes Kind 150.30 Mk. oder für den Tag 2,89 Mk. gekostet hat.

Der Vorsitzende gedachte zum Schluß seines Berichts noch des günstigen Erfolges, welchen ein neuerdings erlassener Aufruf gehabt hat. Seine Majestät der König von Sachsen, Ihre Königlichen Hoheiten der Großherzog von Hessen, der Prinz-Regent von Braunschweig und der Prinz Heinrich, der Herzog von Ratibor u. A. haben einmalige Gaben in Gesammthöhe von 12 185 Mk. überwiesen, die Stadt Bremen hat 1000 Mk. gespendet, Berlin hat gegen die Verpflichtung des Vereins zur Aufnahme von 50 armen Berlinern einen Jahresbeitrag von 8000 Mk., Leipzig zur Ueberweisung von 10 Kindern einen Jahresbeitrag von 1600 Mk. bewilligt, Dresden für 13 Pfleglinge einen Beitrag von 2000 Mk. in Aussicht gestellt. Die Zahl der Freibetten ist dadurch von 37 auf 131 gestiegen.

Dem von Dr. Salomon erstatteten ärztlichen Bericht sei noch entnommen, daß von den 3763 Kindern der letzten Jahre 2356 oder 62,8 % geheilt oder wesentlich gebessert, 1218 oder 32,4 gebessert und nur 179 oder 4,8 % ungeheilt entlassen worden sind.

Der Kassenbericht des Hrn. Oppenheim stellte für das letzte Jahr eine Einnahme von 149 408 Mk. einschließlich 16 015 Mk. Bestand fest. Die Pflegegelder brachten 94 493 Mk., verausgabt wurden dagegen 139 932 Mk., und zwar kosteten die vier Hospize 105 384 Mk., 22 173 Mk. wurden in Effekten angelegt, von denen der Verein jetzt 60 322 Mk. besitzt. 9486 Mk. verblieben baar.

(Reichs- u. Staatsanz.)

Literatur.

Erinnerungen aus dem Leben und Wirken der Diakonisse Harriet Monsell, von Rew. T. T. Carter. Deutsche vom Verfasser autorisirte Bearbeitung von M. v. K. Berlin 1891. Verlag von Wiegandt und Grieben. 86 Seiten. Preis 1 Mark.

Mr. Carter hat durch seine Aufzeichnungen über Harriet Monsell viel mehr als einen Einblick in das Leben einer barmherzigen Schwester gegeben, nämlich, die Macht des lebendigen Glaubenslebens gezeigt, die wahres Christenthum innerhalb unserer evangelischen Kirche auszuüben vermag. — Getrieben von dem Wunsche einen größeren Leserkreis im eigenen Vaterlande mit einem der edelsten Frauenherzen bekannt zu machen, bat die Uebersetzerin Mr. Carter, ihr die Uebertragung dieses Lebensbildes zu erlauben, die in freundlicher Weise gewährt worden ist.

Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde, Organ des Vereins „Herold" in Berlin. XXII. Jahrgang. Nr. 6. — Juni 1891.

Inhalt: Berichte über die Sitzungen vom 21. April und 5. Mai 1891. — Sphragistische Seltenheiten. — Noch etwas über die Familie v. Spittael. — Genealogisches und Biographisches in den Neuen preußischen Provinzial-Blättern. — Bericht des Vereins für Geschichte und geschichtliche Hilfswissenschaften an der Universität Leipzig „Rother Löwe" über das Vereinsjahr von Ostern 1890 bis dahin 1891. — Bücherschau. — Zur Kunstbeilage. — Eingegangene Kataloge. — Berichtigung. — Familien-Nachrichten.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.


Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.



Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Bureau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 24. Juni 1891. **Nr. 25.**

Auf der Habsburg.

Tiefes Dunkel bedeckt den Ursprung auch des erlauchten Hauses Habsburg. Nur Sage, freilich aber uralte Sage ist, was uns das „Buch von den Anfängen der Stadt Zürich“ in seinem harten schweizerischen Deutsch erzählt:

„Die Grausen von Habsburg waurend von Rom in diz Land kommen und waurend von guetem und altem Geschlecht zue Rom und waurend dennoch nit so reich und mächtig wie sie aber adenlich mit ihr' Thaten waurend. Es fuogt sich, daz ihr' Einer von diesem Geschlecht geistlich was und kam in diz Land und ward Bischof zuo Strazburg, da diz Bisthums in altem Zeiten in hohen Ehren stund. Bracht also sinen Bruoder mit ihm. Die Euwend die Veste Habsburg.“

Zur Erläuterung dieser Worte des alten Chronisten sei darauf hingewiesen, daß die höfische Genealogie dies allemannische Adelsgeschlecht von der römischen Grafenfamilie der Pierleoni ableitete. Zwei Pierleoni's sollten durch die Vendetta eines ihnen feindlich gesinnten Geschlechtes aus Rom vertrieben worden sein; sie sollten im Aargau sich eine neue Heimat bereitet haben. Und selbst dieser „Fernflug“ genügte den Fabulisten des 15. und 16. Jahrhunderts noch nicht. Man leitete die Pierleoni's, „die Grafen von Aventin“, wiederum auf die Anicier oder gar auf die Scipionen zurück, übersah dabei jedoch, daß die genannte Familie — jüdischen Ursprungs war.

Längst ist die wissenschaftliche Forschung davon zurückgekommen, jene genealogischen Märchen der Vorzeit zu beachten, welche deutschen Fürstengeschlechtern eine römische Abkunft zuzuschreiben beliebten. Die Hohenzollern sind keine Colonna's, die Habsburger keine Pierleoni's oder Anicier, sondern echt germanische Herrengeschlechter. Das beweist unwiderleglich bereits die echt germanische, nur mythologisch zu deutende Helmzier sowohl der Hohenzollern wie der Habsburger. Jene führen den Brackenkopf, das Symbol der Erdgöttin aller deutschen Stämme; — diese die ringtragenden Schwänenhälse der Schlachtenjungfrauen, deren Dienst den Allemannen vorzugsweise eigenthümlich war.

„Wir sind von deutschem Blut!“, sprach d'rum schon Kaiser Max der Erste. Er erblickte seinen frühesten Ahn in jenem sagenberühmten Herzoge Eticho vom Elsasse, dessen Tochter St. Odilia war.

Wie dem aber auch sein mag: das steht fest, daß der erste Habsburger, der geschichtlich gesicherte Stammvater dieses ruhmreichen, einst eine Weltenherrschaft führenden Geschlechtes in einem allemannischen Edlen Namens Guntram auftaucht, welcher um die Mitte des 10. Jahrhunderts in den Urkunden erscheint und Graf im Elsaß und im Breisgau war. Von Guntram stammten wiederum drei Brüder ab, welche als Habsburger bereits zu geschichtlicher Bedeutsamkeit gelangten: Werner, Rapoto oder Radbot und Lanzelin.

Werner war in der That Bischof zu Straßburg, wie jenes Züricher Jahrbuch erzählt; er ward in jungen Jahren gemeinschaftlich mit seinem Bruder Werner Gründer der Veste Habsburg, — in reiferem Alter Stifter des Klosters Muri. Die gedachte Handschrift berichtet von ihm und Werner das Folgende:

„Der Herre Radbot war ein hübsch, adenlich, weltlich Mann, daz ihn manniglich in dem Lande lieb hätt', Edel und Geburen (Bauern). Also fuogt sich's auch eins mauls, daz derselbe jung' Herre reit jagen und baizen im Lande überall und reit mit anderen Edlen in daz Ergöw (Aargau). Also warf der jung' Herre sein Federspiel nauch einem andern Vogel und wollt' also sin Federspiel hatzen. Daz Federspiel ging auch in die Luft, also hoch, daz ihr' keiner wußte, war (wohin) dazselbig kommen was. Also suchten sie den ganzen Tag und konnten ihm nicht nachkommen. Der Herre aber liez nit ab; er wollt' sin Federspiel suochen, unde morgens funden sie den Habich uff einem hibschen Bühel, der was geheizen, „Wülpelsberg“. Der Herre wad froh und gefiel ihm der Bühel vast wohl und hätt' ihn wohl gelust, da ein' Veste zu machen, und sprach zuo den Edlen und sinen Dienern:

„Is es hie nit ein' ganzer Lust? — Möcht' ich ez von minem Bruder und Herrn ha'n, dem Bischofe und Herrn zuo Strazburg ha'n: ich wollt' ein Hus hie machen!"

Also mornde̅s bracht er ez an den Bischof zuo Strazburg und sai't ihm von der hibschen Gelegenheit und bat ihn, daz er ihm hülfe; so wollt' er ein hibsch Schloz machen. Der Bischof was bereit, sinem Bruoder zuo helfen, und was ihm liep, daz sin Bruoder Lust zu dem Lande hatte. Also huob der jung' Herre an, ein Hus zuo machen, und nannt' das Habichesburk und gewann er den Namen danach, wann er hält' zuvor einen wälschen Namen, und ward geheizen „von Habsburk", wann er den Habich anf demselben Bühel 'funden hatte. Also half der Bischof sinem Bruoder vast und gaz ihm groz Guot, wann er was mächtig, und also theill der von Habsburk daz Guot unter alle Ritter, Herren und Knechte die im Land da umb gesessen waurend, daz sie alle sin' Diener und Friunde waerint und gehorsamb zuo dinen suochent, und bait also den mind'sten Theil an die Veste, so er buwet, und an se selbes Nutz. Nun fuogt ez sich eins mauls, daz der Bischof, von Strazburg wollt' sehen, waz sin Bruoder, gebuwen hätt', und kam also mit viel Herrschaft zuo sine Bruoder gen Habsburk. Do aber der Bischof die Vesti sach, do sprach er zuo sine Bruoder:

„Bruoder, mich dunkt, Du habest noch gar wenig gebuwen, — der Hilf', die ich Dir gethan".

Der aber von Habsburg antwort' sinem Bruoder: „Herre und Bruoder mein, — mor'n sollt Ihr erst recht sehen den Baw, den ich gethaun haz!",

wann (da) er hatte haimblich zuo allen sinen Dienern und Friunden geschicket. Morndes aber, do die Herren uffstuonden, do lag daz Feld voll Volkes und hatten ihr Gezelt uffgeschlagen, Herren, Ritter und Knechte. Der Bischof wönde (wähnte), er wär' belegen (belagert). Do aber sprach der von Habsburg:

„Min Herre; daz sind min Muren, die ich gebuwen hab'! „wie guot min Hus wär': daz hulf' mich nit, hätt' ich kein Friunt in deme Lande. Die aber sind mir behulfen zuo allen minen Nöthen.

Soweit die alte Chronik. Etwas ganz Gleiches wird auch von der Wartburg berichtet. Wir haben daher auch hier nur eine der zahlreichen typischen „Burgensagen" des alten deutschen Landes vor uns, zu welchen u. a. auch die von der „Weibertreue" und von dem letzten, dem Feind zum Hohne ausgehängten Schlachtthiere zu rechnen sind. Jedenfalls aber ist auch **diese** Sage ein Kleinod deutscher Volkspoesie: in der Mannentreue der gewappneten Gefolgsschaft hat das germanische Gemüth zu allen Zeiten eine zuverlässigere Wehr erblickt als in Mauern und Wällen.

Doch fahren wir in der Geschichte der Burg selbst und ihrer Herren fort! Werner, Radbot und Lanzelin besaßen sie aller Wahrscheinlichkeit nach gemeinschaftlich. Die Sage vom Habicht ist nichts denn eine jener oft sich vorfindenden Mären von einem „weisenden, einem orakelspendenden Thiere." Ohne Zweifel haben unsere Vorfahren **in der That** auf dergleichen Zeichen und Hinweise mit Gewissenhaftigkeit und kindlich gläubigem Sinne geachtet; was indeß die Habsburg anbetrifft, so meinen wir, daß Bischof Werner und Graf Radbot auf dem Wülpelsberge wohl bereits eine ältere Veste, — sei es römischen, sei es germanischen Ursprungs, — vorgefunden haben werden. Sie werden die Trümmer nur ausgebaut, — sie werden den alten Burgstall auf der Höhe des Wülpelsberges nur von Neuem wehrhaft gemacht haben. Der Name „Wülpelsberg" selbst aber klingt volltönend wiederum an deutsche Helden-, an deutsche Göttersage an. „Wülpel" sind „Welfen", — sind „junge Hunde." Eine derartige Geschlechtsbezeichnung konnte nur in grauester Vorzeit entstehen, da der Hund noch als Symbol der überreich zeugenden mütterlichen Erdkraft galt. Auch dieser Bergesname bestätigt demnach unsere Auffassung, daß die Grafen von Habsburg ein kerndeutsches Adelsgeschlecht gewesen sind; die Welfensage, die auf germanischem Boden schier unzählige Male sich vorfindet, ist also aller Wahrscheinlichkeit nach auch einst am Wülpelsberge heimisch gewesen. Als „Söhne der Erdgöttin, der magna mater" germanischer Nation, haben sich einst in heidnischer Zeit wohl auch die Vorfahren des edlen Guntram angesehen.

Und nun zu den Schicksalen der drei Brüder Werner, Radbot, Lanzelin! Radbot war in gar unruhiger Edelherr und starb, nachdem er unzählbare Fehden durchgekämpft hatte, im Jahre 1027, — als erster von den Dreien. Noch hatte er seinen Frieden mit seinem Herrn und Kaiser Konrad **nicht** gemacht; auch Bischof Werner stand dem stolzen, harten Salier damals noch feindlich gegenüber. Plötzlich aber näherte sich der gewaltige, hochstrebende König der Deutschen dem einsichtsvollen und thatkräftigen Bischofe von Straßburg. Er wußte ihn für sich zu gewinnen und übertrug ihm die Führung einer Gesandtschaft, welche er nach Constantinopel zum griechischen Kaiser abzuordnen im Begriff war. Weener ließ sich bereit finden, den ehrenvollen Auftrag anzunehmen. Er regelte seine Verhältnisse daheim. Noch waren Radbot's Kinder nicht an Jahren reif genug, um ihres Vaters Erbschaft anzutreten; der Bischof übertrug daher die Sorge für das gesammte Gut der Ahnen, für die Habsburg, für das inzwischen von ihm gestiftete Kloster Muri und für die Kleine, allem Erwarten gemäß sich bald erledigende und dann den Habsburgern heimfallende Grafschaft Windisch seinen zweiten Bruder Lanzelin. Dann bestieg er selbst gerüstet das Roß und begab sich auf die weite, weite Fahrt. Er sollte nimmer seiner Heimath Berge wieder schauen. **Was** mit ihm geschehen ist und **wie** er geendet hat, ist dunkel und geschichtlich nimmer aufzuhellen; die Sage nur erzählt, daß es ein „Urias-

brief" gewesen, welchen er dem Herrscher von Byzanz in König Konrads Namen überbrachte. „Dieser ist ein Aufrührer und Verräther und muß unschädlich gemacht werden. Ich bitte Eure kaiserliche Liebe und Würde, dies zu thun, so werde ich ihr ewig danken." So ungefähr soll König Konrad der Rheinfranke an den Byzantiner geschrieben haben. In der That ließ der griechische Kaiser — es muß der Zeit nach Konstantin VIII. aus der macedonischen Dynastie gewesen sein — den edlen Bischof Werner von Straßburg auf eine einsame Insel bringen, auf welcher er nach zweien Jahren härtester Haft elend verstarb. Anno 1036 folgte ihm daheim auch Graf Lanzelin, sein Bruder. Herren der Habsburg wurden jetzt die drei Söhne Radbots: Otto, Albrecht I. und Werner II.

Auch ihre Geschichte liegt noch arg im Dunklen und ist gar bald erzählt. Otto und Albrecht I. starben ohne männliche Nachkommenschaft; Werner II. pflanzte das Geschlecht allein fort; er verschied im Jahre 1096. Der Geschlechtsname „comes de Habsburg" findet sich bei ihm zuerst. Sein Sohn Otto II. fand seinen Tod durch die Hand eines meuternden Kriegsgesellen Erlinger oder Erlinirius im Jahre 1140 oder 1141. Ihm folgten im Besitze des Bergschlosses sein Bruder, Graf Albrecht II. und dann sein Sohn Werner III., gest. 1163. Das Alles sind nur trockene Namen und Daten, die flüchtig am Ohre des Hörers verhallen. Jetzt aber erhält die Geschichte des Hauses Habsburg Licht und Leben! —

Im Dienste der Staufer erwarb das edle Haus der Hohenzollern die ersten seiner unvergänglichen Ehren; — so auch die Grafen von der Habsburg. Werner III. besaß einen Sohn Albrecht III., der sich dem Kaiser Friedrich Rothbart auf das engste anschloß. Man kann nicht sagen, daß es der erlauchte Herr an Lohn je hätte fehlen lassen, wo Treue ihm bewiesen worden war. Er hatte eine milde Hand; aus ihr erhielten die Hohenzollern die Grafschaft auf des Reiches vester Burg zu Nürnberg; — aus ihr die Habsburger die Landvogtei im Elsaß, Lehen im Zürichgau und in der Grafschaft Baden, sowie dergleichen mehr. Es entspricht der geschichtlichen Wahrheit daher keineswegs, wenn man die Habsburger als „arme Herren" bezeichnet; sie hatten im Gegentheil vollauf zu leben! — Albrecht III., Landvogt im Elsaß, hatte einen Sohn, Rudolf; — der ward Reichsvogt über die Schweizer, — anno 1209. Schon damals aber lebte in dem „Volke der Berge" jener Recke, durch nichts zu zügelnde Sinn für Selbstständigkeit, ja Ungebundenheit, welcher nachmals so mächtig, aber auch so unheilvoll für das deutsche Volk hervortrat und eine poetische Glorifizierung, wie sie ihm geworden ist, durchaus nicht verdient, weil er eben nichts weiter war als Lossagung von der Autorität des alten Reiches. Schon Graf Rudolf, geb. 1232, hatte mit den Aargauern und mit manchen anderen seiner Schutzbefohlenen gar oft zu streiten und zu theidigen; allein er war ein Mann, der Achtung sich erzwang. (Schluß folgt.)

Schloß Vianden.

Das mittelalterliche Schloß Vianden auf einem steilen Berge an der Sauer ist die Wiege der nunmehr im Mannesstamme erloschenen Fürstenfamilie Oranien-Nassau. Der kürzlich verstorbene König der Niederlande, Wilhelm III., war der vierzehnte Abkömmling von dem Grafen Otto von Nassau, welcher die Wittwe des mächtigen Dynasten Grafen von Vianden, des letzten seines Stammes, heirathete. Das Haus Oranien-Nassau legte einen hohen Werth auf dieses mittelalterliche Dynastenschloß auf hoher Bergeshöhe, pflegte dasselbe sorgfältig und bewohnte es zeitweise, im Sommer bis zu den Zeiten der französischen Revolution. Allein diese bereitete ihm, wie so vielem Altehrwürdigen und Schönen, den Untergang. Napoleon hatte es einfach als Domäne eingezogen und schenkte es im Jahre 1810 dem Grafen Marboeuf, der indessen auf dem Feldzuge in Rußland ohne Erben starb. Das Schloß Vianden fiel also als Domäne an den Staat wieder zurück. Im Jahre 1815 ging es aus dem Besitze Frankreichs wieder in den Besitz der Niederlande und zwar des Hauses Oranien-Nassau über. König Wilhelm I. der Niederlande beabsichtigte zwar, das Schloß wieder herzustellen und es von Neuem bewohnbar zu machen, gab aber diese Idee auf, als ihm seine Architekten erklärten, daß diese Restauration mindestens eine Summe von 50 000 bis 60 000 Fr. erfordern würde. Der König kam nun, unbegreiflicher Weise, zu dem Entschluß, dieses altehrwürdige Bergschloß, die Wiege seiner Ahnen, zu verkaufen und trat es einem holländischen Spekulanten Namens Coster für 3 200 holländische Gulden käuflich ab. Dieser Coster ging sogleich an das Werk der Verwerthung, d. h. der Zerstörung, ließ alle Dächer abtragen, alles Gebälk und sogar alles Holzgetäfel der Säle und Zimmer abnehmen und verkaufte alles Eisenwerk, selbst das kunstreiche mittelalterliche Schmiedeeisen, nach dem Gewicht. Bloß für die Nägel bezog er die Summe von ungefähr 1 800 holländischen Gulden. Dieser finanzielle Vandalismus jammerte zuletzt doch den König Wilhelm I., leider zu spät, und er erkaufte von Coster fast nur das bloße Mauerwerk für 1 100 holländische Gulden. Durch diesen Rückkauf ist zwar Berg und Schloß Vianden wieder in Königlich niederländischen Besitz gelangt, letzteres aber nur als Ruine!

Das Diakonissenhaus Bethanien in Berlin, die größte und älteste Anstalt dieser Art in Berlin, hat im vorigen Monat seinen Bericht für das verflossene Jahr 1890 zur Kenntniß der Freunde und Förderer des Diakonissenwerks gebracht, dem wir nachstehende Einzelheiten entnehmen.

Die Schwesternschaft Bethaniens hat sich in ihrer Gesammtzahl während des Berichtsjahres von 252 auf 259 vermehrt. 25 Probepflegerinnen traten ein, dagegen schieden aus eine Diakonissin, um zu heirathen, und drei Novizen, eine, weil sie von den Eltern verlangt wurde, die beiden anderen, weil sie zum Diakonissenberufe ungeeignet waren. Von den Probeschwestern verließen 12 die Anstalt aus verschiedenen Gründen, eine davon wurde dienende Schwester des Johanniter-Ordens. In die Ewigkeit abgerufen wurden 2 Diakonissen des Hauses und zwar die an Jahren ältesten, beide im 74. Lebensjahre stehend. Die eine davon trat im September 1852 als Schwester in Bethanien ein und hat dem Mutterhause mit geringen Unterbrechungen bis 1880 angehört, wo körperliche Schwachheit sie nöthigte, sich in das Feierabendhaus zurückzuziehen. Die andere Heimgegangene stand seit 1860 bis zu ihrem Ende dem Kinder-Krankenhause in Frankfurt an der Oder vor. Im Monat Januar d. J. hat, wie der Bericht nicht unterläßt, bereits hier hervorzuheben, das Haus den Verlust von 3 Pflegekräften zu beklagen gehabt, unter denen besonders der Heimgang der Schwester Anna von Larisch, der leitenden Schwester der äußeren Frauenstation eine fast unersetzliche Lücke gerissen hat.

Einen Festtag erlebte das Mutterhaus am 2. Juni v. J., wo das 25jährige Jubiläum der Schwester Anna Wehrlein gefeiert wurde, die dazu aus Pritzwalk, wo sie dem Johanniter-Krankenhause vorsteht, hierher gekommen war. Zweimal fanden Einsegnungen von Schwestern statt am 14. März v. J., wo in Gegenwart der Erlauchten Protectorin des Hauses, Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin, 6 Schwestern, und am 10. October v. J., wo 9 Schwestern eingesegnet wurden.

Neben den Probeschwestern hatte Bethanien 1890 wiederum 8 Lehrpflegerinnen des Johanniter-Ordens zur Ausbildung; 10 bereits ausgebildete dienende Schwestern des Ordens halfen den Schwestern des Hauses in Bethanien selbst, 7 auf Außenstationen, wodurch besonders die Beurlaubungen einiger der Erholung dringend bedürftiger Diakonissen sehr erleichtert wurde. Eine Lehrpflegerin und eine dienende Schwester des Ordens entschlossen sich, gänzlich dem entsagungsvollen, schweren Diakonissenberufe sich zu widmen. Die bereits zurückgelegte Lehrzeit wird in solchem Falle auf die Probezeit angerechnet, welche sich dadurch entsprechend verkürzt.

Für die Gemeinde Fehrbellin, der die erbetene Gemeindeschwester nicht gesendet werden konnte, wurde in Bethanien ein von dort zugeschicktes junges Mädchen in der Krankenpflege ausgebildet, ein Ausweg, zu dem die Anstalt bei dem beständigen Mangel an Pflegekräften sich gern bereit erklärt.

In dem Hospitale des Mutterhauses wurden im vorigen Jahre im Ganzen 2 864 Kranke an 100 728 Verpflegungstagen, von denen 12 180 freie waren, verpflegt; der tägliche Durchschnitt betrug an Kranken 275, an Freikranken 33. Die Befürchtung, daß mit der im Sommer v. J. erfolgten Eröffnung des städtischen Krankenhauses am Urban die Frequenz Bethaniens nachlassen würde, hat sich demnach als grundlos erwiesen.

Die Sterbeziffer betrug 422, blieb also auf dem niedrigen Stande des Vorjahres. Von den 386 evangelischen Verstorbenen wurden 176 vor der Beerdigung abgeholt und zum Theil durch auswärtige Geistliche bestattet; 210 Begräbnißfeiern fanden in der üblichen, stets dankbar von den Leidtragenden angenommenen Weise durch den zweiten Anstaltsgeistlichen statt. Unter den Verstorbenen befanden sich allein 159 Kinder der Diphteritisstation. Zumeist auf dieser Station empfingen 27, zum Theil schon herangewachsene Kinder die bisher versäumte Taufe. Zweimal fanden in der Kirche in besonderem Nachmittagsgottesdienst Confirmationen statt und zwar eines Mädchens und dann eines Knaben, nachdem bei beiden längerer Unterricht vorangegangen war. 89 mal wurde auf den Krankensälen das heilige Abendmahl ausgetheilt, und zwar an 271 männliche und 368 weibliche Communicanten.

Die Zahl der Außenstationen Bethaniens ist von 38 im Vorjahre auf 42 gestiegen; eine ganze Reihe von alten Stationen hat Verstärkungen durch Schwestern erfahren. So erhielt das Krankenhaus in Spandau die 7. Schwester, die Gemeindepflege daselbst für die Kinderbewahranstalt die 4. Nach Magdeburg-Neustadt wurde die 5. Schwester entsendet, in der hiesigen Thomasgemeinde im April v. J. die 4. Schwester eingeführt. Im Johanniter-Krankenhause zu Sonnenburg war eine 5. Schwester zur Pflege der Siechen nöthig geworden. Die hiesige Emmaus-Gemeinde erhielt Anfang October v. J. die längst erbetene 6. Schwester für die mit der Gemeindepflege verbundene Kinderbewahranstalt. Endlich erfuhr die Gemeindepflege in Magdeburg eine Verstärkung von 2 Schwestern.

Als neue Station übernahm Bethanien im April v. J. die unter dem Protectorate Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin stehende Krippe zu Potsdam. Es war der ausdrücklichste Wunsch Allerhöchstderselben gewesen, daß die bisherige Hausmutter durch eine Diakonissin Bethaniens ersetzt werde. Ein zweites neues Arbeitsfeld eröffnete sich dem Hause im April v. J. in Magdeburg-Sudenburg, wo einer Bethanien-Schwester die Leitung der dortigen Kinderbewahranstalt übertragen wurde. Anfang Mai v. J. erhielten 2 dienende Schwestern des Johanniter-Ordens aus Bethanien die Leitung der auf Anregung und mit Hilfe des Grafen von Witzleben in Altdöbern bei Calau erbauten Krankenhauses. Am 15. Mai v. J. übernahm ferner Bethanien das von der Stadt Potsdam mit Hilfe freiwilliger Gaben

erbaute Haus für Privatkranke, welchem Ihre Majestät die Kaiserin und Königin, in deren Gegenwart die Eröffnung stattfand, den Namen „Auguste-Victoria-Krankenhaus“ verliehen hatte.

Der Bericht erwähnt ferner, daß Bethanien, einer mehrfachen Aufforderung Folge leistend, dem Diakonissenmutterhause in Bremen die Schwester Anna von Sack für die durch Amtsniederlegung der Vorgängerin erledigte Oberinstelle zugesandt hat. Es ist der dritte Fall, wo Bethanien in einem befreundeten Mutterhause diesen Dienst leisten konnte.

Die finanziellen Verhältnisse der Anstalt sind augenblicklich nicht durchaus befriedigende. Unvorhergesehene große Ausgaben und allgemeine Preissteigerung haben die Geldwirthschaft des Hauses ungünstig beeinflußt, außerdem haben die milden Beiträge keine Zunahme, eher gegen früher eine geringe Abnahme erfahren. Das Curatorium hofft, daß die Steigerung der Verpflegungssätze — bei den Erwachsenen auf 2 Mark, bei den Kindern unter 12 Jahren auf 1,50 Mark täglich —, welche Bethanien dem Beispiele der Charité folgend, vom 1. April d. J. ab eingeführt hat, allmählich das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben wiederherstellen, und daß es nicht nöthig sein wird, außerordentliche Maßregeln hierzu in's Auge zu fassen.

Der Jahresbericht schließt, in Folge des Mangels an Pflegekräften, auch diesmal wieder mit der dringenden Bitte, daß mehr tüchtige Jungfrauen der evangelischen Kirche sich bereit finden möchten zum Eintritt in das Diakonissenhaus. Die Frage nach der Gewinnung persönlicher Kräfte für den Dienst im Reiche Gottes steht auf dem ganzen Gebiete der evangelischen Kirche und ihrer inneren Mission im Vordergrunde. Zu den Versuchen, die bisher schon von Bethanien für Anwerbung von Probeschwestern gemacht worden, will es einen neuen hinzufügen durch die Errichtung einer Diakonissenvorschule, die für junge Mädchen unter 18 Jahren zur inneren und äußeren Vorbildung und Anregung für den etwaigen späteren Eintritt in's Diakonissenhaus dienen soll. Die Erfahrungen anderer Mutterhäuser berechtigen zu der Erwartung, daß das Werk dadurch eine kräftige Förderung erfahren dürfte. Freilich bedarf es dazu vieler offener, mildthätiger Herzen und Hände, da die Kosten des Baues sich auf 60—70 000 Mk. beziffern.

Der Berliner Lokal-Verein des Evangelisch-Kirchlichen Hilfs-Vereins.

Aus dem Jahresbericht des Berliner Lokal-Vereins des Evangelisch-Kirchlichen Hilfs-Vereins für das Jahr 1890 möge das Nachstehende hervorgehoben werden: Der Verein hat die Erfahrung gemacht, daß er in der Einrichtung häuslicher Krankenpflege unter den Unbemittelten und in der Darbietung pastoraler Hilfskräfte für größere Gemeinden zwei empfindliche Lücken in dem großen Netz christlicher Liebesthätigkeit unserer Stadt auszufüllen unternommen hat. Die Errichtung von Diakonissenstationen für häusliche Krankenpflege hat einen überraschend günstigen Verlauf genommen, während mit der Bestellung geistlicher Hilfskräfte in größeren Gemeinden erst ein bescheidener Anfang gemacht worden ist. Durch die Opferwilligkeit der vielen Freunde des Vereins flossen ihm die Mittel so reichlich zu, daß er bereits im vorigen Frühjahre im Stande war, mit der Begründung von Pflegestationen zu beginnen. Die größte Sorge des Vereins war es nun, die Besetzung dieser Stationen mit geeigneten Kräften zu ermöglichen.

Der warmen Theilnahme und kräftigen Initiative Ihrer Majestät der Kaiserin ist es zu verdanken, daß vier Diakonissenhäuser in Berlin und drei auswärtige Häuser sich bereit fanden, je eine Station schon im vergangenen Jahre zu besetzen, sodaß bis zum Ende des Jahres folgende sieben Stationen mit im Ganzen 35 Schwestern eröffnet werden konnten: 1) Gerichtsstr. 32 mit Diakonissen des Paul-Gerhardt-Stiftes; 2) Klosterstraße 29 mit Diakonissen des Krankenhauses der Barmherzigkeit zu Königsberg i. Pr.; 3) Neue Grünstraße 20 mit Diakonissen des Oberlinhauses zu Nowawes; 4) Wilhelmstraße 21 mit Diakonissen der Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth; 5) Bernauerstraße 126 mit Diakonissen aus dem Lazarus-Krankenhause; 6) Calvinstraße 11 mit Diakonissen aus dem Westfälischen Diakonissenhause Sarepta zu Bielefeld; 7) Kulmstraße 4 mit Diakonissen aus dem hiesigen Elisabeth-Krankenhause.

Wenn auch die Thätigkeit dieser sieben Stationen jetzt schon die ganze Stadt umfaßt, so hat sich doch eine Vermehrung der Arbeitskräfte als unerläßlich herausgestellt. Es wird beabsichtigt, diese durch stärkere Besetzung der vorhandenen Stationen und durch Neuerrichtung von zwei Stationen in der Thomas- und Emmaus-Gemeinde, wenn irgend möglich, noch in diesem Jahre eintreten zu lassen. Später soll dann die Zions-Gemeinde eine Station bekommen und auch für den Osten der Stadt reichlicher gesorgt werden.

Die fünf bis sechs Schwestern einer Station übernehmen unter der Leitung einer Schwester die unentgeltlich gewährte Pflege von schwer Kranken ihres Bezirks bei Tage und bei Nacht. Sie sind mit den zur Krankenpflege gehörigen Geräthen und Hilfsmitteln ausgestattet fast ohne Inanspruchnahme der Vereinskasse, theils weil Ihre Majestät die Kaiserin durch Zuwendung von Stärkungsmitteln und besonderen Gaben das hierfür Erforderliche zur Verfügung gestellt, theils weil Familien ihrer Dankbarkeit für die genossene Pflege durch reichliche Geschenke Ausdruck gegeben haben. Zur Verminderung der durch die weiten Entfernungen hervorgerufenen Zeitverluste haben sowohl die Pferdeeisenbahn- wie die Omnibusgesellschaften auf Anregung Ihrer Majestät der Kaiserin mit dankenswerthem Entgegenkommen eine Anzahl von Freikarten zur Verfügung gestellt.

Die Diakonissen arbeiten mit wachsender Freudigkeit in ihrem schweren Beruf; für schwierige Fälle steht der leitenden Schwester einer jeden Station ein in der Gemeindepflege erfahrener Geistlicher rathend und helfend zur Seite. Von Zeit zu Zeit kommen die leitenden Schwestern auf Veranlassung des Vorstandes zu Konferenzen zusammen, um über die gemachten Erfahrungen sich auszusprechen und für schwierige Fälle eine Regel zu finden. Eine Uebersicht über die Zahl der verpflegten Kranken und der übernommenen Tag- und Nachtwachen soll veröffentlicht werden, sobald es möglich sein wird, Bilder von der Arbeit eines ganzen Jahres zu geben.

Die wohnliche Einrichtung einer Pflegestation von fünf Schwestern erfordert etwa 2000 Mk., die laufenden Ausgaben für das an das Mutterhaus zu zahlende Honorar, für Wohnungsmiethe, Beköstigung, Heizung, Beleuchtung u. A. betragen für jede Schwester annähernd 1000 Mk. jährlich. Danach wird bei dem jetzigen Bestande von 35 Schwestern der Bedarf für ein Jahr auf 40000 Mk., bei Vermehrung und Verstärkung der Stationen bis zu 100 Schwestern auf 100000 Mk. zu veranschlagen sein, ein Betrag, der im Vergleich zu dem Aufwand anderer Wohlthätigkeitsvereine für die Krankenpflege und im Verhältniß zu den Leistungen dieses Vereins als gering bezeichnet werden darf.

Durch das Hinscheiden des Reichsbank-Präsidenten von Dechend, des Schatzmeisters des Vereins, der seine Erfahrung und sein Ansehen für die Gewinnung und Verwaltung der Geldmittel des Vereins zur Verfügung gestellt, und der an der Feststellung der Ziele und an der Organisation der Arbeit einen hervorragenden Antheil gehabt hatte, hat der Verein am 30. April v. J. einen schweren Verlust erlitten. Die aus diesem Verlust entstandenen Sorgen sind jedoch dadurch erleichtert worden, daß der jetzige Reichsbank-Präsident Dr. Koch, der bereits als Schriftführer Mitglied des Vorstandes war, die Geschäfte des Schatzmeisters übernommen hat, und der Geheime Finanz-Rath Müller als Schriftführer eingetreten ist.

Der Rechenschaftsbericht über die finanziellen Ergebnisse des vergangenen Jahres enthält folgende Angaben. Für den Berliner Lokal-Verein sind vom 10. April 1889 bis 31. Dezember 1890 eingegangen: in baar 63936 Mk. 40 Pf., in Effekten 450 Mk. Hiervon ist statutenmäßig die Hälfte mit baar 31968 Mk. 20 Pf. und in Effekten 225 Mk. an den Ausschuß des Evangelisch-Kirchlichen Hilfs-Vereins gezahlt worden, sodaß ein ebenso hoher Betrag zur Verfügung des Lokal-Vereins geblieben ist. Außerdem erhielt der Lokal-Verein Spenden in Höhe von baar 24247 Mk. 30 Pf. und in Effekten 900 Mk., mit der Bestimmung, sie ausschließlich für Krankenpflege zu verwenden. Zur Einrichtung und Verwaltung der Krankenpflegestationen sind bis zum 31. Dezember 1890 gezahlt 17729 Mk. 75 Pf. Am Schlusse des Jahres 1890 verblieb ein Bestand von baar 653 Mk. 36 Pf. und in Werthpapieren 66950 Mk. nominal mit einem Courswerthe von 67122 Mk. 36 Pf. Im ersten Vierteljahr 1891 sind an Gaben eingegangen 1750 Mk., aus der Kasse gezahlt 16103 Mk. 89 Pf. Darunter befinden sich 1000 Mk. an Prediger Basche für Miethung einer Kapelle in der Zions-Gemeinde und 500 Mk. für einen Hilfsprediger in der St. Elisabeth-Gemeinde. Daß bisher für die bessere pastorale Versorgung größerer Gemeinden nicht mehr geschehen ist, als es in diesen beiden Ausgaben zum Ausdruck kommt, hat nicht seinen Grund in einem geringeren Interesse des Vereins für diesen Zweig seiner Thätigkeit, sondern darin, daß der Verein hier nicht die Freiheit des Handelns hat, sondern den Wunsch der betreffenden Geistlichen nach Hilfe, den Antrag der kirchlichen Gemeindeorgane und die Anordnung des Königlichen Konsistoriums abwarten muß. Der Verein verkennt nicht, wie nothwendig es ist, die persönliche Seelsorge zu verstärken und zwar in bestimmtem, auch nach außen hervortretendem Anschluß an die Landeskirche, damit nicht die gewecktesten und empfänglichsten Glieder der Gemeinden eine Beute der Sekten werden und viele tausend Andere aus Mangel an persönlicher Fühlung mit der Kirche verkümmern.

Für die Fortsetzung und Erweiterung seiner Arbeit hofft der Verein auf die nachhaltige Hilfe der evangelischen Mitbürger, auf die Erhaltung der bisherigen Zuwendungen und auf die Zuführung neuer Freunde. Mit der diesjährigen Sammlung soll alsbald begonnen werden.

Der Vorstand des Berliner Lokal-Vereins des Evangelisch-Kirchlichen Hilfs-Vereins besteht aus folgenden Mitgliedern: Vorsitzender: General-Superintendent Dr. Brückner, Stellvertreter: General Superintendent Dr. Braun, Schatzmeister: Reichsbank-Präsident Dr. Koch, Schriftführer: Geheimer Finanz-Rath Müller.

Literatur.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XVII. Jahrgang. Nr. 36. 6. Juni 1891.

Inhalt: Ein neues Geschlecht, Roman von H. v. Dedenroth (Fortsetzung). — Die Nuntius-Frage und ein Klostersturm in Berlin, von Dr. H. Nobolsky. — Dr. Flittner und der Gesundbrunnen im Jahre 1809, von J. Liesegang. — Kleine Mittheilungen: Das Treptower Thor in Neubrandenburg (mit Abbild.). — Am Sande in Lüneburg (mit Abbild.). — Minona Frieb-Blumauer (mit Abbild.). — Fasch-Denkmal. — Friedrich II. und der Kammerhusar Dreesen. —

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt
der




Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 1. Juli 1891. **Nr. 26.**

Friedrich Alexander von Herford, Landes-Oekonomie-Rath, Rechtsritter seit 1867, † zu Fürstenwalde an der Spree 19. Juni 1891.

Zur Vervollständigung der Ordensliste.

Die durch Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 16. Februar c. neu ernannten 51 Ehrenritter des Johanniter-Ordens sind wie folgt beigetreten:

I. Direct der Balley Brandenburg:

1. Walther von Brochem, Major im 1. See-Bataillon,
2. Erich von Drigalski, Hauptmann à la suite des Grenadier-Regiments König Friedrich II. (3. Ostpreußischen) Nr. 4 und Inspicient bei der Ober-Militair-Examinations-Commission,
3. Alexander Ujfalussy von Ujfalu, K. und K. Oesterreichischer Kämmerer, Obergespann, zu Szolnok in Ungarn,
4. Alexander von Pistohlkors, Gutsbesitzer, auf Schloß Koltzen, bei Riga in Livland,
5. Eric von Pistohlkors, Kaiserlich Russischer Stabs-Rittmeister bei der Garde zu Pferde.

II. Den Genossenschaften der Balley Brandenburg:

a) Der Preußischen Provinzial-Genossenschaft:

Rudolf Burggraf und Graf zu Dohna, Rittmeister a. D., auf Carwinden, bei Schlobitten a. d. Ostbahn.

b) Der Brandenburgischen Provinzial-Genossenschaft:

1. Albert von Ruville, Premier-Lieutenant a. D., zu Charlottenburg,
2. Friedrich von Stülpnagel, Rittergutsbesitzer, auf Lindhorst, bei Straßburg in der Uckermark,
3. Walther von Kutzschenbach, Hauptmann und Compagnie-Chef im 3. Garde-Regiment z. F.,
4. Achatz von Waldow, Rittmeister der Landwehr-Cavallerie, auf Fürstenau, bei Neuwedel i. d. Neumark,
5. Ernst von Arnim, Hauptmann und Compagnie-Chef im 3. Garde-Regiment z. F.,
6. Bernhard Graf von der Schulenburg, Rittmeister und Escadron-Chef im 2. Garde-Dragoner-Regiment,
7. Arnold Freiherr von Eckardstein, Premier-Lieutenant der Reserve des 2. Garde-Ulanen-Regiments und Rittergutsbesitzer, auf Klosterdorf bei Strausberg, Kreis Nieder-Barnim,
8. Hans von Arnim, Oberstlieutenant a. D., zu Berlin.

c) Der Pommerschen Provinzial-Genossenschaft:

1. Fritz von Petersdorff, Rittmeister und Escadron-Chef im Dragoner-Regiment Prinz Albrecht von Preußen (Litthauischen) Nr. 1,
2. Ernst von Dewitz genannt von Krebs, Hauptmann und Compagnie-Chef im Garde-Füsilier-Regiment,
3. Eduard von Bonin, Rittmeister a. D., auf Dresow bei Groß-Justin,
4. Edmund von Saldern, Oberst a. D., auf Brallentin, Kreis Pyritz.

d) Der Posenschen Provinzial-Genossenschaft:

1. Richard von Seeckt, General der Infanterie und kommandirender General des V. Armee-Corps,
2. Werner von der Schulenburg, Generalmajor und Kommandeur der 19. Infanterie-Brigade,
3. Walter von Etzel, Major im Infanterie-Regiment Prinz Friedrich der Niederlande (2. Westfälischen) Nr. 15,
4. Curt von Willich, Landrath, zu Birnbaum.

e) Der Schlesischen Provinzial-Genossenschaft:

1. Bolko Graf von Roedern, Rittmeister und Escadron-Chef im Garde-Cürassier-Regiment,

2. Bruno von Britzke, Rittmeister und Escadron-Chef im Dragoner-Regiment von Bredow (1. Schlesischen) Nr. 4,
3. Traugott Graf von Schweinitz und Krain, Freiherr von Kauder, Rittmeister und Escadron-Chef im Dragoner-Regiment von Bredow (1. Schlesischen) Nr. 4,
4. Friedrich von Moltke, Regierungs-Rath, zu Berlin,
5. Richard Graf von Pfeil, Major im Grenadier-Regiment Kronprinz Friedrich Wilhelm (2. Schlesischen) Nr. 11, commandirt zum großen Generalstabe,
6. Arthur von Walther-Croneck, Premier-Lieutenant der Reserve des Dragoner-Regiments von Bredow (1. Schlesischen) Nr. 4 und Majoratsbesitzer, auf Kapatschütz bei Prausnitz.

f) Der Sächsischen Provinzial-Genossenschaft:
1. Joachim von Alvensleben, Premier-Lieutenant der Landwehr-Cavallerie und Rittergutsbesitzer, auf Kannenberg, bei Giesenslage i. d. Altmark,
2. Georg von Bülow, Herzoglich Braunschweigischer Kammerjunker, zu Groß-Brunsrode, bei Lehre in Braunschweig,
3. Friedrich Graf von der Schulenburg-Angern, Landrath, zu Kölleda,
4. Adolf von Krosigk, Premier-Lieutenant der Reserve, auch Herzoglich Anhaltischer Kammerjunker, auf Hohenerxleben, bei Staßfurt in Anhalt.

g) Der Schleswig-Holsteinschen Provinzial-Genossenschaft:
1. Carl Freiherr von Plessen, Rittmeister a. D. und Kammerherr, auf Sierhagen, bei Neustadt in Holstein,
2. Ernst von Frantzius, Corvetten-Capitain.

h) Der Westfälischen Provinzial-Genossenschaft:
Ludwig von Blücher, Hauptmann und Compagnie-Chef im Westfäl. Jäger-Bataillon Nr. 7.

i) Der Rheinischen Provinzial-Genossenschaft:
1. Martin Wolff von Schutter, Rittmeister und Escadron-Chef im 3. Schlesischen Dragoner-Regiment Nr. 15,
2. Emil von Zakrzewski, Regierungs-Rath, zu Aachen.

k) Der Genossenschaft im Königreich Württemberg:
1. Vollrath von der Lühe, Rittmeister und Escadron-Chef im 2. Württembergischen Dragoner-Regiment Nr. 26,
2. Friedrich Freiherr von Gaisberg-Schöckingen, Gutsbesitzer, auf Schöckingen, Oberamt Leonberg,
3. Norwin Freiherr Leutrum von Ertingen, Königlich Württembergischer Premier-Lieutenant und Kammerjunker, zu Nippenburg bei Schwieberdingen.

l) Der Genossenschaft in den Großherzogthümern Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz:
Axel von Engeström und von Dahlstjerna, Hauptmann a. D., zu Schwerin.

m) Der Hessischen Genossenschaft:
1. Paul von Windheim, Rittmeister und Escadron-Chef im 1. Hannoverschen-Dragoner-Regiment Nr. 9,
2. Wilhelm Freiherr von Müffling sonst Weiß genannt, Polizei-Präsident, zu Frankfurt a. M.,
3. Bernhard von Schenck, Landrath, zu Witzenhausen.

n) Der Genossenschaft im Königreich Sachsen:
1. Gottfried von Herder, Rittergutsbesitzer, auf Nieder-Forchheim bei Forchheim,
2. Curt von Stieglitz, Königlich Sächsischer Rittmeister z. D., auch Herzoglich Sachsen-Altenburgischer Kammerherr, auf Mannichswalde in Sachsen-Altenburg.

o) Dem Vereine von Johanniter-Rittern im Königreiche Bayern:
1. Friedrich Freiherr Tucher von Simmelsdorf, Königlich Bayerischer Forstmeister a. D., auf Simmelsdorf bei Hüttenbach,
2. Hans Freiherr von und zu Egloffstein, Königlich Bayerischer Premier-Lieutenant a. D., auf Egloffstein in Oberfranken,
3. Felix Freiherr von Bursian, Königlich Bayerischer Rittmeister a. D., zu München,
4. Edmund Freiherr von Schaezler, Königlich Bayerischer Kämmerer und Rittmeister a. D., auf Schloß Sulzemoos, bei Maisach in Oberbayern,
5. Dr. jur. Walther von Pannwitz, Königlich Bayerischer Gerichts-Assessor, Bürgermeister a. D., zu Berlin.

Auf der Habsburg.

(Schluß.)

Nach 1232 theilte sich in den Grafen Albrecht IV. und Rudolf II. Haus Habsburg in zwei Linien. Den jüngeren, von Rudolf II. begründeten Stamm, die Grafen von Habsburg-Lauffenburg, dürfen wir hier übergehen; er ist niemals zu höherer Bedeutsamkeit gelangt. Anders die Grafen von Habsburg-Habsburg, die auf der alten Veste seßhaft blieben, bis Graf Albrecht IV., der „trutzende Ritter“, gleich seinem Vater zum Landvogt im Elsaß ernannt ward. Von nun an begann eine Zeit der Wanderungen und der Fehden für die Mitglieder auch dieser Linie, — eine

Zeit der Unruhe, welche erst im Jahre 1273 ihren Abschluß fand.

Es war unmöglich, in solchen Tagen sich von schweren Thaten rein zu erhalten. Auch Graf Albrecht IV. von Habsburg vermochte dies nicht; er starb im Jahre 1240 auf einer Wallfahrt, auf welcher er die Sünden seines kriegerischen Lebens abbüßen wollte. Noch weniger sein Sohn, Graf Rudolf III., der ihm am 1. Mai des Jahres 1218 auf der Limburg im Breisgau geboren worden war. Rudolf, — es ist der spätere König der Deutschen, — war in seinen jungen Jahren bekanntlich ein überaus unruhiger Herr, der selbst mit den Verwandten keinen Frieden hielt. Sein Oheim Rudolf II., der Graf von Lauffenburg, sein Vetter Gottfried, dessen Sohn, Graf Hartmann von Kyburg, der letzte seines Geschlechtes, Rudolfs III. Oheim von Mutterseite her: sie alle standen dem kecken Grafen feindselig gegenüber; ja, der Kyburger enterbte ihn sogar. Auch die Kirche war des Grafen Rudolf Freundin nicht; — sie hat ihn zwei Mal gebannt; — das erste Mal, weil er getreu an Kaiser Friedrich II. festhielt, — das zweite Mal weil er ein Stift vor Basel's Mauern eingeäschert hatte. Um sich vom Banne zu lösen, unternahm der streitbare Graf 1255 einen Kreuzzug gegen die heidnischen Preußen. Er that's im Gefolge König Ottokar Przemysl's von Böhmen; — er wohnte daher auch der Zerstörung der geheimnißvollen Heiligthümer von Romowe und der Gründung von Königsberg bei.

Doch nach und nach verlor der Graf den allzu kecken, thatendurst'gen Sinn. Er versöhnte sich mit Hartmann von Kyburg, nach dessen Tode, 1264, ihm die Untersassen des nun erloschenen, ruhmvollen Grafenhauses bereitwillig huldigten. Er schloß Frieden auch mit Gottfried von Lauffenburg, der nun nach England zog, um nach Schweizer Art dort in der Ferne sich ein Glück zu gründen. Nur mit dem Baseler Bischofe wollte der Zwist nicht enden. Auch im Jahre 1273 lag Rudolf wieder vor der Bischofsstadt und ängstigte sie hart. Der Septemberabend war auf die Felder herabgesunken; — als letzten Gruß sendete der Ballist noch eine Steinkugel gegen die bethürmte Stadtmauer ab; dann gebot Graf Rudolf Waffenruhe. Die Sterne gingen hell und glänzend am Herbsteshimmel auf; — nachdenklich schaute der Graf zu ihnen auf, nachdem er, seiner Gewohnheit gemäß, mitten unter den Kriegern sich gelagert hatte, — den Helm zum Pfühl, den Mantel zur Decke.

Da erklingen rasche, frohe Trompetenstöße; — ein Trupp Reiter sprengt in's Lager. Ihr Anführer begrüßt den Grafen mit den Worten: „Heil unserm König Rudolf"! — Es war ein alter Waffenbruder des Habsburgers, der Hohenzoller Friedrich III., Burggraf zu Nürnberg, der unablässig für die Wahl des Freundes gewirkt hatte und ihm jetzt die Kunde von seiner Erhebung überbrachte; — es war jener Hohenzoller, welchem der vom deutschen Boden scheidende Konradin einst sein Erbe anempfohlen hatte. Er löste jetzt sein Wort: er gab Deutschland einen König. Am nächsten Morgen vermittelte er den Frieden mit dem Baseler Bischofe; er führte den Freund auf das Wahlfeld bei Frankfurt und dann nach Aachen in den Dom zur Kaiserkrönung.

Damit waren die Habsburger auf den weiten Plan der Weltgeschichte hinausgetreten. Die Habsburg aber vereinsamte. Selbst Rudolf hat nur noch eine Urkunde am 15. December 1256 auf ihr ausgestellt.

Die Burg Stein zu Baden, — die Kyburg und andere Schlösser erhielten jetzt den Vorzug vor dem alten Habichtsneste, welches nunmehr an die Truchsesse von Wildegg und die von Wohlen zu Lehen ausgegeben wurde. Bald danach begann die blutige Auseinandersetzung der Eidgenossen mit dem Hause Habsburg. Sie gehört der Weltgeschichte an.

Die von Wohlen aber waren tüchtige und ehrliche Kriegsleute. Sie hielten die Stammveste ihrer Lehnsherren noch bis zum Jahre 1413. In diesem aber rief König Sigismund das Reich auf, den Herrn der Habsburg aus seinem angestammten Lande zu vertreiben. Es war Herr Friedrich „mit der leeren Tasche", Herzog zu Oestreich, — jener wunderliche Mann, der um seinen Spottnamen zu verhöhnen, das „goldene Dach'l zu Innsbrück für 30 000 Dukaten erbauen ließ, — welcher diesen „Zug der Rache" gegen die Habsburgischen Besitzungen in der Schweiz dadurch veranlaßt hatte, daß er den Papst Johann XXIII., den ehemaligen Corsaren Balthasar Cossa, aus seinem Kerker zu Constanz befreit hatte.

Die Habsburg ward von den Bernern „berannt". Die Berner Chronik aber verkündigt:

„Anno dom. 1413. — Also zug man für Brugg und ward die Vesti Habsburg auch genötiget mit Büchsen und mit Fü'r. Do reitent die ab, so auf dem Stoß waren, und faßten die, so in der Stadt Brugg waren, ein' Theiding an und ergab sich ouch die Vest' an das Reich und die Stadt Bern."

Und fast gleichlautend berichtet Dietbold Justinger: „Als man vor Brugg lag, do ward die Vesti Habsburg auch berannt, und ergab sich Heinrich von Wohlen an die von Bern mit der vorgenannten Vesti."

Die Berner müssen anfangs daran gedacht haben, den Stammsitz des ihnen so feindlich gesinnten Fürstenhauses gänzlich zu brechen; denn es ward ein beträchtlicher Theil des alten Schlosses zerstört; dann aber mocht' es auch ihnen scheinen, daß der alte, finstere Geselle, der Radbotthurm, von welchem wir weiter unten sprechen werden, doch noch manch' guten Dienst in Kriegesläuften leisten könnte; kurz sie bauten das verwüstete Habichtsnest von Neuem wieder aus. Herr Rudolf Hofmeister, Schultheiß zu Bern, gab seiner Stadt zum Besten das „Burggesetz", die Habsburg, anno 1421 den beiden ursprünglich österreichischen Ministerialen Peter von Greifensee und Hermann von Wohlen aus.

Anno 1461, Mittwochs nach Valentin, verkaufte

die nunmehrige Lehnsherrschaft, d. h. der Schultheiß, der Rath und die 200 der Stadt Bern, Haus und Schloß Habsburg, „in unteren Landen und hohen Herlicheiten im Ergöw (Aargau) gelegen, mit allen, desselben Hauses Zubehörden, Herlicheiten, Wirden, Eren, Manschaften und Gewaltsamen“, um 1000 rheinische Gulden dem frommen Arnold Segeeser.

Schon nach sieben Jahren jedoch wechselte die Habsburg von Neuem ihre Herrschaft. Der fromme Arnold Segeeser oder Segenser nahm 100 Gulden mehr, als er dereinst gezahlt hatte, und überließ Schloß Habsburg den Nonnen des Klosters Königsfelden. Die letzteren hatten gewiß hinreichende Ursach', ihrer weit ausgedehnten Besitzungen halber die alte Veste zu erwerben. Allein obwohl dieselben sich ausdrücklich dazu verpflichtet hatten, die Burg in Ehren, unter Dach und bewohnbar zu erhalten, so verfiel unter der Herrschaft der frommen Frauen der düstere Grafensitz doch immer mehr und mehr. So ermahnt z. B. im Jahre 1490 der Stadtschreiber von Bern „die Frauen ze Kungsfelden, sie möchten den Thurm zur Hapspurk in Hoch und Eren halten, denn sin' Herren mugen nit getiden, daß er zu Schaden komme, so er doch ein Schutz des Landes ist, als sie selbst wohl wüßten.“

Kloster Königsfelden, auf dessen Stätte König Albrecht I., Rudolfs von Habsburg finsterer Sohn, einst von Verwandten Hand getödtet worden war, blieb indessen gleichfalls nur ganz kurze Zeit in dem Besitz der Burg. Im Jahre 1528 wurde aus den liegenden Gründen des Klosters eine Landvogtei gebildet, welcher ein Hofmeister vorstand. Er gebot auch auf der Habsburg. Immer mehr aber zerfiel die Veste.

Wie wir aus einer Urkunde von 1614 wissen, hauste schon um diese Zeit nur noch ein Feuerwächter auf der Stammburg eines Geschlechtes, in dessen Landen einst die Sonne nicht zur Rüste ging. Sie war nun im Besitze des Cantones Aargau; — der aber kümmerte sich um die düstere, drohend zu Thal blickende Burg erst, als Kaiser Franz, im Jahre 1814 aus Frankreich zurückkehrend, den Stammsitz seiner mütterlichen Ahnen besuchte und wehmüthig-scherzend auf die Trümmerreste hinwies, welche im Schatten des alten Belfrieds sich bargen. Es ist dann wohl ein wenig aufgeräumt worden; man hat ferner eine Terrasse vor ihr aufgeworfen und dieselbe mit Platanen bepflanzt, unter welchen die Tische einer Gastwirthschaft den Besucher der Burg zu erquickender Rast einladen; in baulichen Würden aber steht die Habsburg auch heute noch nicht, wie wir weiter unten sehen werden.

Es war daher nur eine That löblicher Pietät, wenn im Jahre 1888 eine Anzahl von Wiener Bürgern sich vereinigte und dem regierenden Rathe des Cantons Aargau die Bitte vortrug, ihm die Habsburg käuflich zu überlassen, damit dieselbe dem Kaiser Franz Josef anläßlich seines Regierungs-Jubiläums als Angebinde seiner treuen Unterthanen dargebracht werde. Die schweizerische Behörde hat dem Gesuche keine Folge geben zu können geglaubt; sie hat auf die historischen und idealen Beziehungen der Ruine zu dem Volksleben der Schweiz hingewiesen und den Verkauf der Habsburg als einen Verrath an den nationalen Traditionen bezeichnet. Gewiß, das wäre er auch gewesen! Es gab indessen doch wohl noch einen **andern, edleren Weg**, um dem Hause Habsburg-Lothringen das Heimathsrecht im Aargau wieder einzuräumen. Es ist bedauerlich, daß man den hochherzigen Entschluß, **ihn** einzuschlagen, nicht zu fassen vermocht hat.

So thront denn heute nur eine düstere Ruine auf den Kalkfelsen des Wülpelsberges. Man erblickt sie schon aus ziemlicher Entfernung; denn, fast 170 Meter über der Aarbrücke zu Brugg gelegen, schaut die Habsburg weit in das herrliche Land hinaus. Dort die Reuß, die Aar und die Limmat, — glitzernde Flüsse in schimmernden Thälern! Dort Kloster Königsfelden, jetzt nur ein Bau im Jesuitenstyle mit eintönigen Fensterreihen! Die Tragödie Johann's von Schwaben und Schillers großartige Dichtung, die Parricida-Scene des „Tell“, steigen ergreifend vor uns auf! Dort Brunegg, des sagenhaften Landvogts Geßler hochgelegener Sitz, von welchem Schiller den Namen für seine frei erfundene Heldin Bertha entlehnt hat. Und dort über den schön bewaldeten Höhen die sonnenbeleuchteten Firnen der Berge Gottes! Man begreift, daß von **hier** aus ein Geschlecht auszugehen vermochte, welches die stolze Devise sich erkor:

„A. E. I. O. V.“,

„Alles Erdreich ist Oesterreich Unterthan!“, und welches diesen Sinnspruch zu verwirklichen — zu Zeiten wenigstens, — sehr nahe war. —

Je herrlicher die Aussicht, um so unscheinbarer die Ruine selbst. Nur im Osten, auf jener Terrasse, welche man zur Rechten des Weges nach dem Dorfe Habsburg in neuerer Zeit aufgeworfen hat, erhält der Besucher einen erfreulicheren Anblick. Dort zur Linken ein Bau mit spitzem Dach, auf welchem ein Blitzableiter aufragt, und hier ein Langhaus mit breitem spitzbogigem Portale; — dazwischen herrlicher Epheu, der bis zum Dache sich emporrankt; — hier wie dort aber nackte Fensterhöhlen, in welchen, wenn auch nicht das Grauen, so doch die Oede wohnt. Den unfreundlichsten Eindruck macht die Burg im Norden, „wo sie mit dem Felsen verwachsen scheint“;*) aber auch im Westen bietet nur ein düsterer Zinnenthurm mit alten, engen Lichtschlitzen und einer neu ersetzten Krönung uns seine trotzige Stirn dar. Im Süden lehnt sich an diesen ingrimmigen steinernen Gesellen, den sogenannten Raddotsthurm, das oben erwähnte Langhaus mit dem Blitzableiter an. Unregelmäßige, bald gekoppelte, bald dreifach gestellte Fenster: es ist auch hier nichts von poesievoller Schönheit anzutreffen!

*) Schulte vom Brühl, die Habsburg. Leipzig 1888.

Allein dort, rechts, klimmt und klettert der Epheu über, — und hier, links, neben dem grämlichen Radbotsthurme, steigt das Dach in einem Stufengiebel auf. —

Auch im Innern der Habsburg findest Du nichts von Schönheit, nichts von altem Schmuck. Der Hof ist wüst; hier und da liegt ein Geräth, wie es der Wächter dieser Kaiserburg zu seiner ländlichen Hantirung braucht. In einem Zimmer mit getäfelten Wänden, der sogenannten Wohn- oder Wirthsstube, befindet sich eine Holzdecke mit roher Schnitzerei; — aus alten oder gar uralten Tagen aber stammt sie nicht. Auch der Ausdruck „Rittersaal" für die über ihr liegende Räumlichkeit hat keine Berechtigung; der ganze Bau des betreffenden Flügels scheint erst dann aufgeführt worden zu sein, als es mit echter ritterlicher Herrlichkeit schon längst vorbei war, d. h. am Anfange des 15. Jahrhunderts, als die Vasallen der Stadt Bern hier in dem Habichtsnest Gebieter waren.

Auch die Nönnlein von Königsfelden haben an und bei der Habsburg gebaut; sie errichteten z. B. im Osten des Bergschlosses eine schlichte Kapelle mit einem Glockenstuhle auf der dem Schlosse selbst zugekehrten Seite. Dieselbe ist jetzt völlig verschwunden, war aber im Jahre 1620 noch vorhanden. Aus dem letzteren hat sich nämlich ein altes Bild, eine „Contrafactur des fürstlichen Hauses Habspurg, wie es noch diser Zeitt in wäsen" bis auf unsere Tage erhalten. Viel lieblicher denn heute blickte damals das erinnerungsreiche Schloß ins Thal der Aar hinab, deren umbuschte Ränder uns im Vordergrund entgegentreten. Dann Berge und Wälder; — die Abhänge des Wülpelshügels stellen sich uns gar malerisch dar. Im dichten Grün erscheinen hier und dort Häuschen, — wohl Winzerlauben. Darüber der östliche Ausläufer des Wülpelsberges mit dem schon beschriebenen schlichten Kirchlein der Königsfelder Nonnen. Nach Westen zu aber führt neben dem Gotteshause ein breiter Weg zum Burgportale hin. Wir erblicken darin eine gigantische Mauer, welche den nördlichen Abhang des Berges abschließt, und von der Burg selbst noch die östliche und nördliche Seite. Eine Vergleichung mit dem heutigen Zustande des Gebäudes zeigt, daß der Künstler die Habsburg treu geschildert hat. Dort im Hintergrunde thront Schloß Brunnegg mit seiner hohen Warte; — dort grünt das Burggärtlein; — dort liegt die Regentraufe des Schlosses; — dort über dem Portale ragen die Balken zum Einhängen der Gatter hervor! Dort der jähe Abhang des Wülpelsberges im Norden und dort endlich der viereckige Belfried an der Nordwest-Ecke, der damals noch ein spitzes Dach trug! Das war die Habsburg 1620.

Eine spätere Abbildung von 1733 zeigt, daß in diesem Jahre die Kapelle der Burg bereits verschwunden war. Und so ist es mit dem Stammsitze der Welt beherrschenden Habsburger dann gar schnell abwärts gegangen. Freilich, — die Größesten des Hauses, der edle, wohlmeinende Kaiser Max und sein hochsinniger, deutscher Art leider nur allzusehr entfremdeter Enkel Karl, haben hier nicht geweilt. Und doch! Wer kann hier stehen, ohne ihrer zu gedenken? — Und dann steigen auch sie auf, die Bilder des „glorwürdigen Leopolds" und all' der habsburgisch-schweizerischen, elsassischen und eidgenössischen Helden von Moorgarten, von Sempach und Näfels, und mit den Edlen der alten Zeit einen sich die verehrungswürdigen Gestalten der verehrungswürdigen Feindin Friedrichs des Großen, der letzten Habsburgerin, und ihrer lothringischen Abkömmlinge, des zweiten Josef und jenes leidverklärten, hochsinnigen Herrn und Mannes, der unsern Kaiser so getreu zur Seite steht! Uns Deutschen bleibt für immer hochgeweiht die Burg im Aargau, die solches Stammes Wiege ist! —

O. Schwebel.

Die oranische Gruft zu Delft.

Unter den historischen Denkmälern der Niederlande steht die oranische Gruft in der „Neuen Kirche" zu Delft unbestritten oben an, und ohne sie würde es wohl kaum einem fremden Touristen einfallen, die verödete Stadt zu betreten; genügt doch ein zweistündiger Aufenthalt, um dieses Denkmal, sowie die frühere, jetzt in eine Artillerie-Kaserne verwandelte Wohnung des großen Schweigers zu betrachten, in deren Mauer jetzt noch die Stelle sichtbar ist, in welche eine der Kugeln einschlug, die Balthasar Gerard, der von Philipp II. gedungene Mörder, auf Wilhelm von Oranien abgefeuert hat. Im Chor der Kirche erhebt sich über der Gruft ein kleiner Tempel, bestehend aus vier über etwas erhöhtem Grunde errichteten Pfeilern, mit gekuppelten Säulenstellungen und einem gewölbten Baldachin mit hohen Obelisken-aufsätzen. Da das Ganze aus sehr verschiedenartigem Material — weißer und farbiger Marmor, Tuffstein und Bronze — hergestellt ist, so macht das Denkmal einen sehr eigenthümlichen Eindruck und erst nach längerer Betrachtung wird man sich mit dem bizarren Charakter desselben versöhnen. Im Innern des Tempels zwischen den vier Säulen liegt die in ein langes Sterbegewand gehüllte Gestalt des Schweigers auf einem Sarkophage, aber dieses Bild verschwindet beinahe vollständig durch die zwischen den zwei vordersten Säulen sitzende Statue des Oraniers, welcher den Feldherrnstab in der Hand hält und den großen Helden des Unabhängigkeitskampfes gerade so erscheinen läßt, wie er im Andenken und im Munde des Volkes noch fortlebt. Hinter dem Sarkophage, also den beiden letzten Säulen, erhebt sich die Fama, in eine Trompete stoßend, in die Lüfte, eine schöne, ideal vollendete Figur, welche vom künstlerischen Standpunkte aus die Perle des Denkmals genannt werden darf; in den vier Nischen der Eckpfeiler, also an den äußeren Seiten des Tempels stehen vier jugendliche Frauengestalten, welche die Haupttugenden des Schweigers in sinnbildlicher Weise darstellen.

Unter diesem Denkmal befindet sich die oranische Gruft, in welcher der König Wilhelm III. am Donnerstag, den 4. December vorigen Jahres beigesetzt worden ist. Sie ist stets geschlossen und nur bei einem Sterbefall in der königlichen Familie wird sie geöffnet und wird der sie verschließende Stein ausgehoben. Auf einer schmalen schwarzen Treppe steigt man hinab, während eine dumpfe schwere Luft dem Eintretenden entgegenströmt, was aber keineswegs den in dichten Bleisärgen verschlossenen Leichen, sondern den vielen Kränzen zuzuschreiben ist, die im Laufe der letzten fünfzehn Jahre hier niedergelegt worden sind; Prinz Alexander pilgerte nach dem Tode der Königin Sophie, sehr häufig nach Delft, ließ sich dann die Gruft öffnen und legte am Sarge der Mutter, wo er stets längere Zeit zu verweilen pflegte, frische Blumen nieder. Man sieht nach unten gekommen nichts, was an eine königliche Gruft erinnert, die Wände sind weiß und mit gewöhnlichen Mauerfliesen bedeckt, und die Nischen, in welchen die einzelnen Särge stehen, entbehren jedweden Schmucks, nicht einmal ein Emblem des Todes oder der Vergänglichkeit ist zu sehen. Die Gruft selbst besteht aus zwei von einander gesonderten Abtheilungen, einer älteren und kleinern und einer neuern, bedeutend umfangreicheren. In der ersteren sind nur fünf Särge und zwar liegt hier Wilhelm von Oranien selbst, seine Wittwe, Louise de Coligny, die Tochter des in der Bartholomäusnacht ermordeten Admirals, die vierte Frau des Schweigers und die Urgroßmutter des ersten preußischen Königs, ferner Oraniens Tochter, Katharina Belgica, seine beiden Söhne, der Statthalter Moritz, der große Feldherr, und Friedrich Heinrich, ebenfalls Statthalter, mit seiner Gemahlin Amalie von Solms, und endlich Friedrich Heinrichs Sohn, Wilhelm II., der Vater des großen Königs von England, dessen frühzeitiger Tod die Parteikämpfe in der Republik wieder in der gehässigsten Weise aufleben ließen. Ein inhaltschweres, an den tiefeingreifendsten Ereignissen reiches Jahrhundert geht hier am Geiste des Beschauers vorüber. In der neueren, größeren Abtheilung liegt der Statthalter Wilhelm IV. mit seiner Wittwe, Anna von England. Sein Sohn Wilhelm V. starb in der Verbannung fern vom Vaterlande und ruht in der Gruft von Braunschweig, dagegen liegt hier seine Gemahlin, Wilhelmine von Preußen (Schwester Friedrich Wilhelm's II.) im Volksmunde Willemyntje genannt, deren Verhaftung und Gefangennahme den preußischen Feldzug von 1787 gegen Holland zur Folge hatte. Außerdem sind hier beigesetzt: König Wilhelm I. mit seiner Gattin, Wilhelmine von Preußen, Wilhelm II. mit der Großfürstin Anna Pawlowna, deren drei Söhne Casimir, Alexander und Moritz, ferner zwei Söhne vom Prinzen Friedrich der Niederlande, dieser selbst und Prinzessin Louise von Preußen, die Schwester Kaiser Wilhelm's I. Aus der neuesten Zeit Prinzessin Amalie v. Sachsen-Weimar, Gemahlin des Bruders des letzten Königs, Prinzen Heinrich, dieser allgemein beliebte Prinz selbst, der von tückischer Krankheit hinweggerafft wurde, nachdem er kurze Zeit an der Seite seiner zweiten jugendlichen Gattin, der Tochter des Prinzen Friedrich Carl v. Preußen, gelebt hatte, endlich die beiden Söhne Wilhelm's III. Wilhelm und Alexander. Neben letzterem ruht König Wilhelm III., mit dem der oranische Stamm, wenigstens was die männlichen Nachkommen betrifft, ausgestorben ist. Dem bestehenden Gebrauch gemäß wird jeder Sarg, der der Gruft übergeben wird, vom Justizminister mit dem großen Reichssiegel persönlich versiegelt. In der älteren Abtheilung sind noch drei Kindersärge, deren Inhalt jedoch unbekannt ist; in einem derselben soll sich das Hündchen befinden, mit welchem der Schweiger häufig dargestellt ist und dessen Wachsamkeit ihm bei einem Ueberfall durch die Truppen Alba's das Leben gerettet hat.

Literatur.

Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins, redigirt von Prof. Lic. Hermann Guthe. Band XIII, Heft 4 (mit einer Abbildung im Text). Leipzig 1891, in Commission bei K. Baedeker.

Inhalt: Rechenschaftsbericht über das Vereinsjahr 1889. — Auszug aus der Rechnung über Einnahme und Ausgabe der Kasse des DPV. im Jahre 1889. — Verzeichniß der vom 1. October 1889 bis zum 31. Dezember 1890 für die Palästinabibliothek eingegangenen Bücher, Zeitschriften u. s. w. — Verzeichniß sämmtlicher Mitglieder des deutschen Vereins zur Erforschung Palästinas. — Bemerkungen über einige alte Ortschaften im Ostjordanlande. Von J. P. van Kasteren. — Mittheilungen über starke Bäume in Syrien. Von Dr. Leo Anderlind. — Mittheilungen aus Jerusalem. Von C. Schick. — Griechische Inschriften in Jerusalem. Von H. Guthe. — Das jetzige Nazareth. Von G. Schumacher. — Bericht über neue Erscheinungen auf dem Gebiete der Palästina-Literatur 1888. Von J. Benzinger. — Zur Lage von Taricheä. Von H. Guthe. — Zur Lage von Gesur. Von H. Guthe. — Das Schicksal der Siloah-Inschrift. Von H. Guthe.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XVII. Jahrgang. Nr. 37. 13. Juni 1891.

Inhalt: Ein neues Geschlecht, Roman von H. v. Dedenroth (Forts.). — Die Nuntius-Frage und ein Klostersturm in Berlin, von Dr. H. Robolsky (Schluß). — Erinnerungen an Buch, von R. Grothe (mit Abbild.). — Zur Geschichte der Versorgung der Mark Brandenburg mit Salz. I., von F. Schröter. — Die kurfürstlich-brandenburgische Hofkapelle im 16. Jahrhundert, von Ernst Kreowski. — Kleine Mittheilungen: Ansicht des Molkenmarktes ums Jahr 1780 (mit Abbild.). — Der Ehrenbürgerbrief für Kaiser Nicolaus von Rußland. — König Friedrich Wilhelm I. von Preußen. — Schiller auf der Karlsschule. — Schill in der Maikuhle. — Kirchthurmspitzen. — 25jähriges Jubiläum Ferd. Meyers.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.





Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 8. Juli 1891. Nr. 27.

1. Friedrich Wilhelm Graf von der Recke-Volmerstein, auf Neugut-Heinzenburg bei Polkwitz in Schlesien, Rechtsritter seit 1867, † zu Neugut-Heinzenburg 27. Juni 1891.
2. Fritz Georg von Gerstein-Hohenstein, Generallieutenant a. D., Rechtsritter seit 1876, † zu Wiesbaden 28. Juni 1891.
3. Johann Ernst von Kunheim, Majoratsbesitzer auf Stollen bei Liebstadt in Ostpreußen, Ehrenritter seit 1856, † zu Stollen 25. Juni 1891.
4. Carl Freiherr von Esebeck, Kammerherr, auch Fürstlich Hohenzollern-Sigmaringischer Major a. D., Ehrenritter seit 1837, † zu Zweibrücken 23. Juni 1891.

Die Kirche zum heiligen Kreuz in Breslau und ihr Stifter Herzog Heinrich IV.

Das Gotteshaus zum heiligen Kreuz ist eins der erinnerungsreichsten Bauwerke und eine hohe künstlerische Zierde der alterthümlichen, nun sich so prächtig neugestaltenden Hauptstadt Schlesiens. Neben der nicht geringen Bedeutung, welche dasselbe als Denkmal deutschen Kunstsinnes für sich in Anspruch nehmen darf, zumal da sechs Jahrhunderte fast nichts oder doch nur Unwesentliches an ihm geändert haben, besitzt dies Heiligthum auch überaus anziehende historische Erinnerungen; denn eng, sehr eng ist es verflochten mit der Lebensgeschichte eines der edelsten Fürsten vom Piastenstamme, dessen Asche es auch birgt.

Die Kreuzkirche, im Jahr 1288, also zu einer Zeit erbaut, in welcher der gothische Styl bei uns im Norden in der vollen Blüthe seiner mittelalterlichen Backstein-Ausbildung stand, zeigt eine hohe, in fast überraschende Eleganz der Formen. Weit vorstehende, mehrfach gegliederte und mit Fialen gekrönte Pfeiler, — dazwischen zierlich schlanke Fenster, bald mit reicherem, bald mit schlichterem Maßwerk versehen, über welchen prächtige Giebelfenster auftreben, — hohe Thürme, deren Stockwerke nach oben zu immer blühendere Ornamente tragen und von welchen malerisch der eine eine graziöse Pyramide, der andere ein stumpfes Satteldach trägt, — ein fünfeckig abgeschlossener Chor und ein Paar breit ausladende Kreuzesarme: sie bilden das Aeußere der Kirche. Das merkwürdigste im innern Bau des Gotteshauses aber ist seine Theilung in eine Unter- und eine Oberkirche. Eine Krypta in voller Ausdehnung der oberen Schiffe, dieses Moment des Entwurfes wiederholt sich in der gesammten Architektur des Mittelalters nur noch einmal und zwar in einem Baue, welchen ein Deutscher auf fremdem Boden aufgeführt hat: in der Kirche Meister Jakobs des Deutschen zu Assisi.

Die Gruftkirche, welche der Landesheiligen Schlesiens, der Herzogin Hedwig und dem Apostel Bartholomäus, geweiht ist, wird von zwei Reihen gedrungener Säulen getragen, über welchen Kreuzgewölbe aufsteigen. In langen Reihen bedeckten die Grabsteine schlesischer Edelleute, Breslauer Rathsherren oder geistlicher Personen einst den Boden, auf welchen durch die kleinen Fenster das Licht nur spärlich und in schmalen Streifen fällt. In der Oberkirche lassen dagegen die 40 Fuß hohen schlanken Kathedralfenster eine Fülle von hellem, freundlichem Schein in die geweihten Räume dringen. Hier, vor dem Hauptaltar zum heiligen Kreuz, das edle Antlitz nach Osten gerichtet, ruht auf einer Tumba von gebranntem Thon die Statue Herzog Heinrichs IV. von Breslau, des Minnesängers.

Dies Grabmal ist ohne Zweifel das anziehendste von all' den Piastenmonumenten, welche man in schlesischen Kirchen oder Klöstern noch antrifft. Der Verstorbene ist auf ihm in voller Waffenrüstung dargestellt, als ob er zum Turnier oder zu hartem Streit ausreiten wollte. Sein Haupt ist mit einer edelsteinbesetzten Fürstenkrone bedeckt, unter welcher das volle Haar sich lockig hervorringelt. Die Linke faßt den goldenen Schild mit dem schwarzen Adler Schlesiens; die Rechte hält das breite Schwert des 13. Jahr-

hunderts. Ueber dem Panzerhemd trägt Heinrich den „Lendner", den mit den Adlern seines Herzogthums bestickten Waffenrock; die ganze, edle Gestalt aber wird von einem mit Hermelin ausgeschlagenen Fürstenmantel umhüllt.

Und was das Wichtigste ist: hier hat sich die alte Bemalung der liegenden Statue noch vollkommen erhalten, was bekanntlich nur bei sehr wenigen Grabdenkmälern alter Zeit der Fall ist; das Hochgrab giebt uns also ein durchaus getreues Denkmal alterthümlich-fürstlicher Pracht. Die Inschrift lautet:

„Hen. quartus. mill. tria. c. minus. X. obiit. ille. Egregiis. annis. Slc. Cra. Sand. Dux. noete. Johannis," d. h.

„In der Johannisnacht 1290 starb in der Blüthe der Jahre Heinrich IV., Herzog von Schlesien, Krakau und Sandomir.

An den Wandungen der Tumba sind Personen beiderlei Geschlechts sowie jedes Standes und Alters in tiefer Trauer dargestellt; wir erhalten somit das lebenswahre Bild einer mittelalterlichen Klage.

Der buntbemalte Sarkophag deckt ein reiches, edles Fürstenleben. Herzog Heinrich IV. von Breslau war der Sohn Heinrichs III. und der Herzogin Jutta von Masowien. Früh schon verlor er den Vater; unter der Vormundschaft seines Oheims, des Erzbischofs Wladislaw von Salzburg, und einiger angesehener Bürger von Breslau wuchs er auf. Allein er gedieh an Seele und Leib. Im Jahre 1270 verstarb Erzbischof Wladislav; Heinrich übernahm nun selbst die Regierung seiner Lande.

Bald erwies er sich als ein in den Künsten des Kriegs wie des Friedens gleich hervorragender Herrscher. Der Hof des großen Przemysliden Ottokar zu Prag war damals die glanzvolle Heimstätte ritterlicher Sitte und hochgemuthen Sinnes; ihm hatten sich mehrere der Brandenburgischen Ballenstädter angeschlossen; ihm stand noch näher Herzog Heinrich IV. von Breslau. So war der Letztere denn auch des Böhmenkönigs Begleiter 1271 auf dem lecken Zuge gegen König Stephan von Ungarn; so folgte er ihm 1276 in den Kampf gegen Rudolf von Habsburg und 1278 in die Schlacht auf dem Marchfelde.

Darum steht er auch hier lebendig uns vor Augen, der 26. August des Jahres 1278! Die Schaaren König Ottokars und Rudolfs von Habsburg rücken in Schlachtordnung; der licht heraufgestiegene Tag, er soll entscheiden! — Plötzlich sehen wir einen greisen Ritter den tapferen Kärnthnern und Steyrern das Zeichen geben, den Angriff zu beginnen; — Friedrich III. ist's, Burggraf zu Nürnberg! Er selbst trägt die Sturmfahne des deutschen Reiches mit dem schwarzen Adler.

„Maria, Mutter unde Magd,
All' unser Leid sei Dir geklagt!"

so schallt der Kriegsleich der Deutschen vielhundertstimmig zum Himmel auf.

„Gospodi pemilui!" —
„Herr, erbarme Dich!— —

antwortet es von böhmischer Seite. Noch aber stehen beide Schlachtreihen in eiserner Ruhe: — hüben wie drüben starrt ein Wald von Lanzen. Da legt der Burggraf Friedrich das bewimpelte Fähnlein ein; — er giebt dem Renner die Sporen, — hinfliegt er über die Ebene, und seine Reiter folgen. Er und der Edle von Schlüsselberg sind zuerst am Feinde!

Und nun der wirre, wüthende Kampf, bis Ottokar durch die Feigheit der Mähren die Schlacht verliert, bis er ungekannt den Streichen schwäbischer Reiter erliegt! Auch die leuchtende Heldengestalt Herzog Heinrichs verschwindet in Schlachtgewühl und Staub.

Allein auch in anderen Kämpfen erblicken wir ihn, den lieb- und schwertfrohen Piasten! Ein alter Groll trennte ihn und seine schlesischen Vettern aus den anderen Linien des sprossenreichen Fürstenhauses. So hatte ihn im Februar 1277 der Herzog Bogislaw von Liegnitz auf seinem Schlosse Jeltsch überfallen, und trotz des getreuen Beistandes seiner Breslauer, welche für ihn die unglückliche Schlacht von Frankenberg schlugen, hatte sich der Herzog nur durch die Opferung einer beträchtlichen Anzahl von Schlössern und Städten aus der Gefangenschaft zu lösen vermocht. Im Jahre 1281 nahm Heinrich, Treulosigkeit mit Treulosigkeit vergeltend, zum Ersatze dafür seine Vettern Przemysl von Groß-Polen, Heinrich von Liegnitz und Konrad von Groß-Glogau im Schlosse von Baricz gefangen. Wohl zog er sich dadurch einen Krieg von Seiten Polens und Pommerns zu; allein die unerschütterliche Treue und Standhaftigkeit seiner Breslauer errang ihm einen günstigen Frieden, welcher seinen Besitz vergrößerte und für künftige Kriege ihm sogar den Beistand seiner ihm ehedem so feindlich gesinnten Vettern sicherte.

Diese Treue der Breslauer war indessen nur die Bekundung gerechter Dankbarkeit; denn der Herzog war seit seinem Regierungsantritte für die Entwickelung seiner Hauptstadt unermüdlich thätig. Durch wahrhaft fürstlichen Hochsinn, durch Spendung sehr wichtiger Gerechtsame machte er Breslau zu einem der bedeutendsten Handelsplätze des Mittelalters. Im Jahre 1271 schon schenkte er den Breslauern die ihm gehörigen 16 Brotbänke und befahl, deren Zins auf Besserung der Wege zu verwenden. Nach dem großen Brande, welcher die Stadt im Jahre 1272 betroffen, begabte er sie mit dem Meilenrechte, welches sie zur Herrin über jeden Handel, jeden Kauf und Verkauf innerhalb der Bannmeile machte. Er ordnete ferner steinerne Bauten an, gab allen Zuzüglern gleiche Rechte wie den Bürgern und überwies der Stadt auch die Gerichte. Fast alle Jahre Heinrichs sind durch Spendungen von ähnlicher Bedeutung ausgezeichnet; die wichtigste von allen aber war wohl die Verleihung des Hauptniederlagsrechtes, welche im Jahre 1274 erfolgte; denn durch sie wurde Breslau

der Hauptort einer Handelsstraße, welche von Regensburg einerseits nach Nowgorod, andrerseits nach dem Kaspischen Meere hinführte.

Herzog Heinrich IV. war ein frommer Fürst und hatte eine fromme Gemahlin, Mechthild von Brandenburg, die Tochter Otto's des Langen und der Gräfin Judith von Henneberg. Dennoch gerieth er, vermuthlich wegen der Einforderung der Kriegssteuer, in Zwist mit dem Breslauer Bischof Thomas II. aus dem Geschlechte Zaremba. Vermittelungen von dieser oder jener Seite waren vergeblich; die Versammlung der polnischen Bischöfe zu Lenczig*) sprach den Bann über den Herzog und seine getreue Stadt Breslau aus; Bischof Thomas aber floh von dem Sitze seines Hochstifts nach Ratibor zum Herzog Wladislaw. Heinrich folgte ihm dorthin mit Heeresmacht. Ein Mittel, aus dem Ratiborer Schlosse zu entkommen, gab es nicht; Bischof Thomas entschloß sich daher, dem Feinde entgegenzugehen, wie es einst Leo der Große Attila gegenüber gethan. Sei es nun, daß die ruhige Hoheit des Kirchenfürsten den Herzog rührte, — sei es, daß die politischen Verhältnisse diesem eine Versöhnung mit Thomas als geboten erscheinen ließen: er demüthigte sich vor dem Bischofe. Er sank auf's Knie nieder, gelobte Sühne und gründete zum äußeren Zeichen derselben eine Kirche. Es ist unser Gotteshaus, das Kollegiatstift zum heiligen Kreuz. In einer Urkunde vom 11. Januar 1288 bestimmte er, daß sein und seiner Gemahlin Mechthild Anniversar alljährlich in ihr abgehalten werde.

Ein Fürst, der sich so rührig-thätig, so heilsam schaffend für sein Land erwies, mußte sich auch in der Fremde Anerkennung erringen. Das war bei Heinrich IV. in der That auch der Fall. Eine polnische Gesandtschaft rief ihn im Jahre 1289 auf den durch das Absterben des Herzogs Lesko des Schwarzen erledigten Thron von Groß-Polen. Heinrich nahm den Ruf an; er legte sich, wie der Grabstein bezeugt, die Titel eines Herzogs von Krakau und Sandomir bei, fand auch sofort an der Stadt Krakau eine mächtige Verbündete, an dem Herzog Wladislaw Lokiek von Masovien aber einen entschlossenen, thatkräftigen Gegner. Nach manchen Wechselfällen des Kriegsgeschickes blieb Heinrich, welchen eine Krankheit zu Breslau zurückhielt, doch insofern der Sieger, als sein oben erwähnter Vetter, der Herzog Heinrich von Liegnitz, Krakau für ihn eroberte. Wladislaw Lokiek war in der Burg zu Krakau anwesend; er flüchtete in einem Mönchsgewande. Und jetzt erkannten auch die Magnaten den Breslauer Fürsten als ihren Herrn und Herzog an. Doch wehe! Plötzlich, nur wenige Stunden, erzählt die Ueberlieferung, nachdem ihm diese frohe Kunde geworden war, verstarb Heinrich IV. Es war am 23. Juni 1290.

Ein erschütterndes Geschick! Es war leicht erklärlich, daß man von einer Vergiftung sprach. Vielleicht geschah es auch nicht ohne Grund. Später hat sich eine ausführliche Ueberlieferung über Heinrichs letzte Stunden gebildet. Sie erzählt, daß des Herzogs Gesandter Gelder, welche derselbe dem Papste überbringen sollte, damit dieser den Herzog Heinrich mit dem polnischen Königstitel schmücke, unterschlagen habe. Die Folgen seiner That fürchtend, habe der Gesandte dann seinen Bruder, den Leibarzt des Herzogs, bewogen, den edlen Fürsten durch Mandelmilch zu vergiften. Man erkannte zwar bald die wahre Ursache der tödtlichen Krankheit; Heinrich aber verzieh dem Mörder seine That und verschied mit den ergebungsvollen Worten:

„Du bist aus Asche und zur Asche sollst Du wieder werden."

Der Mann, der eben noch so leidenschaftlich an den Hoffnungen dieser Welt gehangen hatte, — er hatte entsagen gelernt: aus einem Henricus Probus war ein Henricus Pius geworden!

Der edle Piast „Hinrich von Pressela" ist vielfach von Zeitgenossen gefeiert worden. So sagt „der Tannhäuser", daß durch ihn „Recht und Friede auf die Straßen ausgesendet worden seien," und Herr Ottokar von Horneck ruft hochbegeistert aus:

„Was ich von Tugenden je gelas,
Die ein Fürste haben soll:
Derer war Herr Heinrich voll!
Der Bücher war er wohl gelehrt;
Auch hatt' ihn Gott damit geehrt,
Daß er zu aller Ritterschaft
Hatt' beides, Kunst und Kraft.
Auch hört' ich, daß er wär'
Ein gut' und treuer Richter.
Männlich, wahrhaft, mild
Mit des Friedens Schild
Beschirmet er vor Freisen (Unbill)
Die Wittwen und die Waisen."

Besser aber noch als aus dem nicht allzu kritischen Lobe deutsch-mittelalterlicher Sänger lernen wir den idealen Sinn des Herzogs aus den beiden, uns durch die Heidelberger Liederhandschrift überlieferten Gedichten von ihm selber kennen. Die beiden Lieder, welche zwischen denen seiner Standesgenossen Wenzel von Böhmen und Otto von Brandenburg mitten inne stehen, ragen weit über die gewöhnliche Mittelmäßigkeit des Minnegesangs hervor und zeigen echtes, tiefes Gefühl. Ob sie an seine Gemahlin Mechthild von Brandenburg, — wir kommen sogleich auf sie zu sprechen — gerichtet sind, steht zwar dahin, doch ist es kaum wahrscheinlich. Das erste derselben:

„Mir ist das Herze worden froh
Um ein viel reines, sel'ges Weib!"

schildert der Liebe Glück und schließt mit einem wunderschönen Bilde: „Wenn ich zu ihr aufblicke, so ist mir, als ob Alles, Alles Rosen trage!" — Wie der Herzog hier himmelaufjauchzend der Liebe Lust gesungen hat, so klagt er wahr und schlicht in dem zweiten Gedichte der Liebe Leid.

*) Nach Anderen zu Lowicz, wo der Erzbischof von Gnesen Heinrich bannte.

Die Heidelberger Liederhandschrift hat dem Herzoge „Heinrich von Pressela" denn auch ein wunderschönes Bild gewidmet. In glänzendem ritterlicher Schmucke reitet er vor einer Minneburg dahin. Der junge Fürst mit dem edelschönen, gelockten Haupte trägt den Kettenpanzer und auf der Linken den Schild mit dem schlesischen Adler. Sein rechter Arm ist in die Höhe gestreckt; eine der vier Holden, die aus den Fenstern der Minneburg auf ihn herabsehen, reicht ihm einen Rosenkranz; und die andern klatschen beifällig in die Hände. Von großer Pracht ist die pelzgefütterte Rossesdecke Heinrichs; sie ist außen rautenförmig getheilt; mit schlesischen Adlern wechseln in einzelnen Feldern die Buchstaben des Wortes „**A. M. O. R.**" Hinter dem Herzoge reitet ein schlesischer Bergknappe mit Hut, Hammer und Zopf in ganz schlichtem Gewande einher; etwas vor ihm aber erblicken wir auf kleineren, apfelgrauen Rößlein zwei Knappen. Der eine derselben trägt des Herzogs Tournierlanze mit dem „Krönlein" statt der Spitze, der andere den prachtvollen Stechhelm, auf dessen mit Pfauenfedern besteckten Schirmbrette wiederum der schlesische Adler prangt. Die ganze, überaus reichbewegte Gruppe ist von jubelnden und musizirenden Knaben umgeben.

Dies das zweite Denkmal Herzog Heinrichs! Er hat die Huldigungen der Mit- und Nachwelt wohl verdient; denn er hat seine hohen Gaben vor Allem zu seines Landes Heil genutzt. Vorzüglich viel verdankt ihm seine Hauptstadt Breslau; gar stattlich blühte sie unter ihm auf. Mit der zahlreichen Geistlichkeit um die Wette bauten die Bürger sich ihre schönen Kirchen. Hoch erhob sich die zinnengekrönte Ringmauer, zu deren Baukosten auch der Klerus und die in der Stadt ansäßige Ritterschaft beizutragen hatten. Schlesien bot damals das Bild einer überaus gesegneten Entwickelung dar. Fürst, Klerus, Adel und Städte waren bis auf wenige Ausnahmefälle einig; das Land erblühte; seine Klöster, Trebnitz voran, waren Hochschulen der Landwirthschaft. In Heinrichs IV. glänzender Persönlichkeit verkörperte sich diese glänzende Epoche der Landesgeschichte. Diese Thatsache vorzüglich verleiht der h. Kreuzkirche zu Breslau ihren eigenthümlichen Reiz.

Wenden wir uns jetzt zu Heinrichs Gemahlin Mechthild! Sie kann nach Klödens durchaus zutreffender Berechnung erst neun Jahre alt gewesen sein, als sie im Jahre 1278 dem Herzoge vermählt ward; — erst 1268 hatte Otto der Lange von Brandenburg die Gräfin Jutta von Henneberg heimgeführt. Nach dem Tode ihres Gemahls ging die 21jährige Wittwe, das Herzogthum Breslau den Vettern ihres verstorbenen Gemahls überlassend, nach ihrer märkischen Heimat zurück. Es war ja nichts mehr, was sie an Schlesien band! Ihre Ehe war kinderlos geblieben. Cureus in seinen „Breßlauischen General-Chronicis" erzählt:

„Als Henricus Probus ohne Kinder abgangen, soll er Cunraden, Hertzogen zu Glogaw, seinen Vettern, in seinem Testament zum Erben verordnet haben. Aber die Breßlauer berufften Henricum, Hertzogen zu Liegnitz, deme sie günstiger waren. Als er zur Statt einzog in voller Rüstung, zog'Kunradus in vollem Zorn zu Haus. Das Hertzogthumb Cracaw hatt' Henricus Probus Primislao, Hertzogen zu Posen, verordnet."

Für die Verbreitung deutscher Gesittung im Polenlande schloß sich die Gruft in Heilig-Kreuz zu Breslau leider zu früh. Gern mochte Mechthild dem Streite der Verwandten aus dem Wege gehen. Mit ihrem hochsinnigen, geliebten Gemahl hatte sie ihr Alles verloren.

In der Mark aber widmete sie sich, wie die Chronisten berichten, ausschließlich religiösen Uebungen. Das Menschenherz war damals überschwänglicher in Freud' sowohl, wie Leid; noch dasselbe Jahr 1290 nahm auch Mechthild hinweg. Nach Angelus und Dlugossus wurde sie in den kühlen Hallen des Klosters Lehnin bestattet.

Wir haben nur ein kurzes Wort zu widmen noch dem Sagenschatze der Kirche zum heiligen Kreuze. Er ist überaus reich.

Noch heute erinnert sich das Volk daran, daß jener Fürst, der in der Kirche unter jener farbenprächtigen Tumba ruht, einst ein Gebannter gewesen und reumüthig eine St. Bartholomäuskirche habe stiften wollen. Beim Ausgraben des Grundes aber habe man eine gar seltsame Wurzel gefunden, geformt wie ein Kreuz, in welchem der Heiland sich befindet; zu den Seiten aber waren zwei Bilder angewachsen, welche zweien Menschen glichen, die ihre Köpfe seitwärts hingen und die Hände betend erhoben." Das Obertheil dieser Wurzel ist im dreißigjährigen Kriege verloren gegangen; das Untertheil wird noch heute gezeigt. Auf Rath seines Beichtvaters heißt es dann weiter, habe der Herzog nun nicht nur eine St. Bartholemäus-Kirche, sondern über ihr noch eine Heil. Kreuzkirche erbaut.

„Man siehet ferner hier," so berichten alte Schriften aus dem Kindesalter der Naturwissenschaft, „ein sogenanntes Skeleton oder Bein von einem mächtigen Riesen, der hier gehaust haben soll." Selbstverständlich ist ein Mammuthknochen gemeint. Ein zweites oder drittes Wahrzeichen der Kirche ist jene steinerne Dohle, die draußen am Gesimse eines Giebels sich befindet. Der Vogel ist auch hier, wie so oft, nur ein willkürlich angebrachtes Ornament, welches der Laune eines Baumeisters seine Entstehung verdankt; — vielleicht, daß er den schlesischen Adler dort im Giebelfelde verhöhnen sollte! Aber das Volk hat sich seine eigene Meinung von diesem Wahrzeichen gebildet. Die Chorknaben von Heilig-Kreuz, so meint es, haben einst die Dohlennester auf dem Thurme ausnehmen wollen. Da ist der eine Knabe hinabgestürzt: allein seine weite Schalaune (scholana, der

Schülermantel) hat ihn glücklich bis zur Erde hinabgetragen. Eine Sage, die sich oftmals wiederholt! Zum Andenken dieser wunderbaren Rettung haben dann die Domherren des Collegiatstiftes zum h. Kreuze das Dohlenbild dort anbringen lassen.

Drinnen das Monument eines Fürsten, der so schaffensfroh begonnen und so düster geendet, — hier draußen fröhlicher, unbefangener Volkshumor! Wie nichtig, wie flüchtig ist doch all' das Sinnen und Trachten, das Wirken und Walten der Menschen im Lichte der Ewigkeit! — O. E.

Das Diakonissenhaus und Hospital in Tottenham (London).

(Aus dem Englischen.)

Diejenigen, welche Tottenham früher gekannt haben, würden überrascht sein, wenn sie den Platz jetzt wieder besuchten, wo an Stelle des baufälligen Hauses, das Dr. Laserons Diakonissen bewohnten, ein großes schönes Gebäude im Stil der Königin Elisabeth errichtet ist. Wir freuen uns, daß der Herr auf das schöne Werk der Schwestern und ihres Direktors seinen Segen gelegt und sie in den Stand gesetzt hat, ihr Arbeitsfeld zu erweitern. Ihr Werk ist nur wenig bekannt außerhalb des Kreises der Armen in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft, denen ihre Wohlthaten zu gute kommen; so möchten wir es mehr bekannt machen durch die Veröffentlichung eines kurzen Artikels in unsrer Zeitschrift. Die Anstalt ist deutschen Ursprungs, ein Zweig des großen Mutterstammes von Kaiserswerth, wo Pastor Flidner das protestantische Diakonissenamt vor 50 Jahren erneuert hat. In einem kleinen Gartenhause daselbst arbeitete seine erste Diakonissin mit liebender Sorgfalt an einer entlassenen Gefangenen. Von diesem kleinen Anfang hat sich ein Werk von ungemeinem Nutzen und großer Bedeutung entwickelt durch die Errichtung von mehr als 60 Diakonissenhäusern mit über 7000 Diakonissen, die sich zu Werken thätiger Christenliebe verpflichtet haben bis über Europa hinaus. Der Direktor des Hauses in Tottenham, ein Deutscher von Geburt, gründete das Werk im Jahre 1868 nach dem Muster jener Anstalten in Deutschland; mit Hilfe einer deutschen Diakonissin begann und erweiterte er die Arbeit nach dem Grundsatz willigen Dienens um Jesu willen. Seine Diakonissen gehören verschiedenen kirchlichen Richtungen an und haben vollständige Gewissensfreiheit, sie wollen aber eins sein in Christo und in ihrem Wunsch, ihm Seelen zu gewinnen. Sie sind freiwillige unbezahlte Arbeiterinnen, welche von der Anstalt nur ihren Unterhalt und nach dem ersten Jahr auch die Kleidung erhalten. Es sind keine Rangunterschiede unter ihnen, sie leben in großer Einfachheit; sie tragen ein einfaches Kattunkleid, weiße Mütze und Schürze und thun mit Freudigkeit die ihnen zugewiesene Arbeit. Nur wenige Dienstmägde sind in der sehr einfachen eingerichteten Anstalt erforderlich, da die Schwestern die meiste Hausarbeit selber thun; sie wissen, daß selbst die niedrigsten Arbeiten gethan werden können zur Ehre Gottes.

Die hauptsächlichste Arbeit der Diakonissen besteht in der Krankenpflege, die sie mit der bestimmten Absicht üben, die theuer erkauften Seelen für Christum zu gewinnen. Sie werden in ihrem eignen Hospital ausgebildet, das sich neben ihrem Wohnhause befindet. Die Wände der großen und luftigen Krankensäle sind mit Bibelsprüchen in farbigen Buchstaben verziert, welche sehr zu dem freundlichen Eindruck beitragen, den diese Räume machen, und welche manchem müden Herzen Trost gewähren. Tägliches Bibellesen mit Gesang und Gebet findet in jedem Saale durch die Schwestern statt, ebenso persönlicher Zuspruch, wie die Gelegenheit es bietet. Am Sonntag nachmittag werden von Dr. Laseron in den Sälen kurze Gottesdienste gehalten, denen die Besucher der Kranken beiwohnen können; auch werden Evangelienbücher und Tractate vertheilt. Jeder Kranke hat, ehe er entlassen wird, eine Privatunterredung mit der Vorsteherin, Schwester Christiane, die zu ihm je nach seinem geistlichen Bedürfniß spricht. Jede neuere Art der ärztlichen Behandlung und Mittel findet Anwendung zum Wohle der Kranken. Da die Schwestern die Arbeit selber thun, die in den größeren Hospitälern von den Studenten und Wärtern gethan wird, so werden sie sehr geübt sowohl in der chirurgischen als auch medicinischen Krankenpflege.

Die Medicin wird von den Schwestern selbst gemacht und die Apotheke könnte in Bezug auf Ordnung und Sauberkeit den Vergleich mit jeder anderen aushalten.

Dreimal in jeder Woche versammelt sich eine große Anzahl Patienten von außerhalb, um den Doctor zu sprechen und um Arznei zu empfangen. Während sie warten, hält ihnen eine Schwester eine biblische Ansprache mit Gesang und Gebet. Zu Mittag wird ihnen Cacao und Zwieback verabreicht, (wofür bezahlt wird) damit sie nicht in Versuchung kommen, in ein Wirthshaus zu gehen, um sich zu erfrischen.

Zwei Schwestern sind in dem Unfallzimmer beschäftigt, die Wunden zu verbinden bei den kleinen Körperverletzungen, die beständig vorkommen. Das Gedränge in dieser Abtheilung (und in der That, in allen Abtheilungen) wird immer größer, sowie die Nachbarschaft immer dichter bevölkert wird. Neben dem Hauptgebäude des Hospitals, in dessen Sälen Männer und Frauen umsonst verpflegt werden, ist vor kurzem der „Samuel Morley"-Flügel hinzugefügt, der Kindersäle umfaßt, gleichfalls für unentgeltliche Pflege bestimmt; (leider mußte einer derselben wegen Geldmangel im vorigen Jahre geschlossen werden). Ueber diesen befinden sich zwei weitere Säle und mehrere einzelne Zimmer für Privatkranke, Damen und Herren.

Mehrere Schwestern sind ausgesandt und haben die Verantwortung für andere Hospitäler und Ver-

sorgungshäuser übernommen, nämlich das Versorgungshaus zu Sunderland, wo zehn Schwestern stationirt sind; das protestantische Versorgungshaus von South Dublin Union mit drei Schwestern; und das protestantische Versorgungshaus von Cork Union mit zwei Schwestern; das King's Cliff Hospital Scarborough mit zwei Schwestern; das englische Hospital für Juden in Jerusalem, mit zwei Schwestern; in jedem Hause ist Hauptzweck der Wunsch, die Pfleglinge des Heils in Christo theilhaftig zu machen. Eine Schwester ist in Gemeindepflege in St. Albans thätig.

Viele Schwestern werden zur Privatpflege in Familien verlangt, aber da die Bitte darum bei weitem ihre Anzahl übersteigt, so ist es ihnen leider unmöglich, in dieser Hinsicht so viel zu thun, als sie thun möchten.

Eine Schwester führt die Rechnungsbücher und ist als Secretärin von Dr. Laseron thätig; eine andere hat die Sorge für die Haushaltungssachen, während mehrere andre mit Nähen und Kleidermachen für die Schwestern im Mutterhause und für die auf den auswärtigen Stationen beschäftigt sind.

Einige Schwestern sind beständig in Anspruch genommen mit den Besuchen bei den Armen in ihren eigenen Wohnungen, wo sie die Kranken und Leidenden derselben pflegen, und ihre Sorgen zu erleichtern suchen durch freundliches christliches Mitgefühl und trostreichen Zuspruch. Von denselben Schwestern wird eine Versammlung von Müttern geleitet, welche sehr besucht und nicht ohne erfreuliche Resultate ist. Die Bibelklasse für Mädchen am Sonntagnachmittag, mit welcher ein Zweig der christlichen Vereinigung von Frauen verbunden, ist gewachsen und von Segen begleitet; manche Bekehrungen haben die Schwestern in dieser Arbeit ermutigt. Die Bibelklasse, welche hauptsächlich aus Jünglingen besteht, die vor kurzem durch den Einfluß der Schwestern in der Abendschule bekehrt sind, ist auch eine interessante und viel versprechende Arbeit; und ein Besuch in der Sonntagsschule in der kleinen Missionshalle würde jedem Kinderfreunde viel Freude bereiten. Darin sind zusammen nicht weniger als fünfzehn größere und kleinere Klassen, in denen zu derselben Zeit am Sonntag Nachmittag begonnen wird.

Am Sonntag Abend wird ein Gottesdienst von Dr. Laseron geleitet, der das Heil in Christo einer dicht gedrängten Zuhörerschaft verkündigt. Zu derselben Zeit findet ein Kinder-Gottesdienst statt, der von zwei Schwestern, die ein besonderes Herz für die Kleinen haben, gehalten wird. Diese Kinder-Gottesdienste und die Versammlungen der Kinder-Bibel-Vereinigung, welche von denselben bei den Schwestern am Mittwoch Abend veranstaltet werden, sind von großem Segen bisher begleitet gewesen.

Eine gesellige Versammlung der Glieder des christlichen Frauen-Vereins findet am Mittwoch Abend statt, in welcher für wohlthätige Zwecke genäht wird, wobei eine Schwester vorliest. Manchmal wird für das Hospital genäht, manchmal beschäftigen sie sich mit dem Anfertigen von Kleidungsstücken für junge Mädchen, welche zum ersten mal in Dienst gehen und welche sich verpflichten müssen, die Kosten des Materials ihrer Ausrüstung später von ihrem Lohn zurückzuzahlen. Dieses System, die Frauen anzuregen, daß sie jüngere und ärmere Mädchen, die ihren ersten selbstständigen Schritt in's Leben thun, beschützen, hat sich sehr vortheilhaft für die Entwickelung ihres eigenen Christen-Charakters erwiesen. Da diese Versammlung einen freieren und geselligen Charakter hat, hat sie sehr dazu beigetragen, die Schranken der Schüchternheit und Zurückhaltung zu brechen, welche oft ein so großes Hinderniß im Verkehr mit jungen Leuten sind.

Selbst eine Versammlung für Polizisten am Freitag Abend giebt es; sie wurde auf ihr eigenes Gesuch angefangen. Obgleich dieselbe nicht sehr besucht wird, ist sie doch sehr geschätzt von den wenigen Treuen, welche kommen, so oft es ihre Pflicht erlaubt.

Am Montag Abend findet eine Gebetsversammlung statt, die allen Christen geöffnet ist, und die immer eine Stunde des Segens und der Kraft für empfängliche Herzen ist.

Die Abendschule in Union Row wird den Winter hindurch an zwei Abenden der Woche von Burschen und Männern fleißig besucht; dieselbe wird an einem dritten Abend (Sonnabend) als ein Vereinszimmer geöffnet, wo sie zusammen eine angenehme und nützliche Stunde verleben; Hymnen werden gesungen und die Bibel wird gelesen und erklärt.

Die Mädchen einer Gummifabrik werden zweimal in der Woche während ihrer Mittagszeit von Schwestern besucht und angesprochen; es besteht für sie auch eine Abendschulklasse am Freitag Abend im Hospital; eine solche ist gleichfalls am Dienstag Abend für die vorkommendsten Mädchen in Union Row geöffnet, wo zwei Schwestern unterrichten.

Während der kalten Wintermonate sind auch zwei Schwestern an vier Tagen der Woche beschäftigt, Suppe zu kochen, welche für 8 Pf. das Liter den Armen gegeben wird mit einem Traktat und einem guten Wort.

Das Werk der Barmherzigkeit wird jenseits des Kanals in vielfach anderer Weise getrieben, als es im Deutschen Vaterlande geschehen muß und kann.

Aber es ist dieselbe Liebeskraft, welche treibt, hier und dort; der Herr, dem wir dienen, ist derselbe; er kröne die Arbeit hier und dort mit seinem Segen, an dem alles gelegen ist!

(Armen- und Krankenfreund.)

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der




Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 a.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 15. Juli 1891. Nr. 28.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Juli 1891 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Juli 1891 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Juni 1891	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Juni 1891 .	47			
	Zugang pro " "	45			
		92			
	Abgang " " "	34			
	Bleibt Bestand	58	58	1 560	70
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Juni 1891 .	85			
	Zugang pro " "	51			
		136			
	Abgang " " "	59			
	Bleibt Bestand	77	77	2 627	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus):				
	Bestand am 1. Juni 1891 .	146			
	Zugang pro " "	19			
		165			
	Abgang " " "	74			
	Bleibt Bestand	91	91	4 828	130
4.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Juni 1891 .	22			
	Zugang pro " "	28			
		50			
	Abgang " " "	21			
	Bleibt Bestand	29	29	855	58
5.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Juni 1891 .	32			
	Zugang pro " "	10			
		42			
	Abgang " " "	12			
	Bleibt Bestand	30	30	987	54
6.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. Juni 1891 .	25			
	Zugang pro " "	13			
		38			
	Abgang " " "	22			
	Bleibt Bestand	16	16	584	50
7.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. Juni 1891 .	29			
	Zugang pro " "	24			
		53			
	Abgang " " "	34			
	Bleibt Bestand	19	19	595	43
	zu übertragen		320	12 036	495
	Uebertrag		320	12 036	495
8.	**Landsburg:**				
	Bestand am 1. Juni 1891 .	15			
	Zugang pro " "	16			
		31			
	Abgang " " "	11			
	Bleibt Bestand	20	20	543	30
9.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. Juni 1891 .	53			
	Zugang pro " "	22			
		75			
	Abgang " " "	21			
	Bleibt Bestand	54	54	1 550	66
10.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. Juni 1891 .	23			
	Zugang pro " "	12			
		35			
	Abgang " " "	11			
	Bleibt Bestand	24	24	670	32
11.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Juni 1891 .	36			
	Zugang pro " "	17			
		53			
	Abgang " " "	26			
	Bleibt Bestand	27	27	950	40
12.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Juni 1891 .	43			
	Zugang pro " "	39			
		82			
	Abgang " " "	44			
	Bleibt Bestand	38	38	1 168	60
13	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. Juni 1891 .	23			
	Zugang pro " "	28			
		51			
	Abgang " " "	23			
	Bleibt Bestand	28	28	792	65
14.	**Züllichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. Juni 1891 .	18			
	Zugang pro " "	28			
		46			
	Abgang " " "	25			
	Bleibt Bestand	21	21	754	40
	zu übertragen		532	18 458	828

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Juli 1891 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Juni 1891.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		532	18 458	828
15.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Juni 1891 .	72			
	Zugang pro " "	45			
		117			
	Abgang " " "	48			
	Bleibt Bestand	69	69	2 331	96
16.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. Juni 1891 .	28			
	Zugang pro " "	16			
		44			
	Abgang " " "	21			
	Bleibt Bestand	23	23	782	40
17.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Juni 1891 .	31			
	Zugang pro " "	10			
		41			
	Abgang " " "	12			
	Bleibt Bestand	29	29	807	80
18.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Juni 1891 .	23			
	Zugang pro " "	14			
		37			
	Abgang " " "	14			
	Bleibt Bestand	23	23	629	46
19.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Juni 1891 .	25			
	Zugang pro " "	23			
		48			
	Abgang " " "	22			
	Bleibt Bestand	26	26	773	42
20.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. Juni 1891 .	17			
	Zugang pro " "	11			
		28			
	Abgang " " "	15			
	Bleibt Bestand	13	13	533	41
21.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. Juni 1891 .	22			
	Zugang pro " "	17			
		39			
	Abgang " " "	19			
	Bleibt Bestand	20	20	628	42
22.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. Juni 1891 .	11			
	Zugang pro " "	20			
		31			
	Abgang " " "	17			
	Bleibt Bestand	14	14	368	36
23.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Juni 1891 .	7			
	Zugang pro " "	—			
		7			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	7	7	210	13
24.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Juni 1891 .	10			
	Zugang pro " "	6			
		16			
	Abgang " " "	7			
	Bleibt Bestand	9	9	249	20
	zu übertragen		765	25 768	1 284
	Uebertrag		765	25 768	1 284
25.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Juni 1891 .	12			
	Zugang pro " "	15			
		27			
	Abgang " " "	7			
	Bleibt Bestand	20	20	436	20
26.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Juni 1891 .	15			
	Zugang pro " "	22			
		37			
	Abgang " " "	19			
	Bleibt Bestand	18	18	395	20
27.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. Juni 1891 .	3			
	Zugang pro " "	1			
		4			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	4	4	92	10
28.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. Juni 1891 .	10			
	Zugang pro " "	4			
		14			
	Abgang " " "	7			
	Bleibt Bestand	7	7	155	15
29.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Juni 1891 .	32			
	Zugang pro " "	—			
		32			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	32	32	960	32
30.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. Juni 1891 .	20			
	Zugang pro " "	19			
		39			
	Abgang " " "	20			
	Bleibt Bestand	19	19	748	30
31.	**Plön:**				
	Bestand am 1. Juni 1891 .	12			
	Zugang pro " "	8			
		20			
	Abgang " " "	10			
	Bleibt Bestand	10	10	345	29
32.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. Juni 1891 .	20			
	Zugang pro " "	13			
		33			
	Abgang " " "	14			
	Bleibt Bestand	19	19	551	48
33.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Juni 1891 .	44			
	Zugang pro " "	15			
		59			
	Abgang " " "	19			
	Bleibt Bestand	40	40	1 283	50
34.	**Oeynhausen:**				
	Bestand am 1. Juni 1891 .	82			
	Zugang pro " "	79			
		161			
	Abgang " " "	78			
	Bleibt Bestand	83	83	2 489	86
	zu übertragen		1 017	33 222	1 624

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Juni 1891 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Juni 1891.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		1 017	33 222	1 624
35.	**Lippspringe:**				
	Bestand am 1. Juni 1891	34			
	Zugang pro "	31			
		65			
	Abgang "	25			
	Bleibt Bestand	40	40	1 305	41
36.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. Juni 1891	20			
	Zugang pro "	11			
		31			
	Abgang "	7			
	Bleibt Bestand	24	24	717	20
37.	**Plochingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. Juni 1891	5			
	Zugang pro "	10			
		15			
	Abgang "	11			
	Bleibt Bestand	4	4	130	38
38.	**Schwäbisch-Hall:**				
	Bestand am 1. Juni 1891	8			
	Zugang pro "	9			
		17			
	Abgang "	6			
	Bleibt Bestand	11	11	221	21
39.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. Juni 1891	48			
	Zugang pro "	27			
		75			
	Abgang "	37			
	Bleibt Bestand	38	38	1 740	36
40.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. Juni 1891	9			
	Zugang pro "	20			
		29			
	Abgang "	12			
	Bleibt Bestand	17	17	441	24
41.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. Juni 1891	20			
	Zugang pro "	11			
		31			
	Abgang "	10			
	Bleibt Bestand	21	21	620	20
	Zusammen		1 172	38 396	1 824

Der gesammte Abgang an Kranken pro Juni 1891 beträgt 874, davon sind gestorben 61
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 95
geheilt 718
wie vor 874.

42. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 68 Betten:
Bestand am **1. Mai 1891** . . . . . 46 Kranke.
Zugang pro **Mai 1891** . . . . . 36 "
82 Kranke

Davon sind:
gestorben 2
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 12
geheilt 24
38 "

Bleibt Bestand am **1. Juni 1891:** . . . . . 44 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 4 Europäer, 17 orientalische Christen, 13 Muhamedaner und 2 Juden.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro Mai 1891 beträgt 1303.

Poliklinisch wurden 1214 Personen behandelt

Vom Hochmeisterschlosse Marienburg an der Nogat.

Als ein erfreuliches Zeichen wachsenden nationalen Selbstgefühls und der Kraft unseres Wollens, darf das Interesse angesehen werden, welches überall im Vaterlande gegenwärtig den großen Baudenkmälern des Mittelalters entgegengetragen wird.

Es ist wahr, daß der sittliche Standpunkt eines Volkes sich zum großen Theil in seinen Kunstwerken abspiegelt, insbesondere in den Bauten, welche es vollführt, und als ein Maßstab für die Thatkraft desselben, darf nicht in letzter Linie der Eifer angesehen werden, mit dem sich dieses Volk um die großen Bauwerke der Vorfahren bemüht. Richtet es dieselben auf, nachdem sie in trüben Zeiten in Verfall gerathen waren, dann ist dies ein Zeichen, daß die traurige Zeit mit ihrer Gefolgschaft überwunden ist.

Zum zweiten Male in diesem Jahrhundert, hat sich ein solcher Aufschwung im deutschen Vaterlande bemerkbar gemacht; zum ersten Male nach den Befreiungskriegen, sodann nach dem großen Jahre, in welchem dasselbe seine Wiedergeburt erlebte!

Das Interesse zwar, welches nach den Befreiungskriegen für die herrlichen Baudenkmäler des Mittelalters rege geworden war, schwand bald wieder dahin, denn nur zu bald fiel die Nation in die frühere Gleichgültigkeit zurück, ja es trat eine Periode ein, in welcher eine an Stumpfsinn grenzende Philisterei die noch vorhandenen Kunstdenkmäler einem völligen Untergange entgegenzuführen drohte, und viel Unersetzliches ist in dieser Zeit verloren gegangen.

Doch waren einzelne bevorzugte Geister unter ihnen, an hervorragender Stelle, der schon als Kronprinz für alles Große und Schöne begeisterte Friedrich Wilhelm IV., bemüht, inmitten der allgemeinen Erschlaffung, den Sinn für Kunst und insbesondere für vaterländische Baukunst wach zu erhalten, und als ein äußeres Zeichen dieses Strebens steht nun schon seit etwa zwei Jahrzehnten eine der erhabensten deutschen Schöpfungen auf dem Gebiete der Baukunst, in voller herrlicher Vollendung da, nachdem das begonnene Werk Jahrhunderte lang hingelegen, und man sich bereits gewöhnt hatte, dasselbe als unvollendete Arbeit für immer ansehen zu sollen — der Kölner Dom! Er fand seine Vollendung kurz vor dem großen Jahre, das die deutsche Nation aus Ohnmacht und Zerrissenheit sich erheben sehen sollte und und nicht lange nachher richteten sich aller Augen auf ein zweites Baudenkmal, das, nicht minder groß, mehr als dreihundert Jahre als eine Ruine dagestanden hatte, auf die Marienburg, das Hoch-

meisterschloß des deutschen Ritterordens, der herrlichste deutsche Bau, den das Mittelalter hervorgebracht hat, eine wunderbar glückliche Vereinigung weltlicher und kirchlicher Baukunst, in nirgends erreichter, geschweige übertroffener Vollendung.

Ein Theil desselben, der Ostflügel des eigentlichen Hochmeistergelasses, das sogenannte Mittelschloß, ist nach den Befreiungskriegen wiederhergestellt worden, und seit nunmehr acht Jahren ist man mit der Wiederaufrichtung des ersten und ältesten Gebäudes der Burg, des Haupthauses oder Hochschlosses beschäftigt und jedes Jahr hat bemerkenswerthe, zum Theil überraschende Erfolge aufzuweisen. Noch fernere sechs bis acht Jahre und auch dieser gewaltige Bau wird in seiner ganzen, ursprünglichen Herrlichkeit auferstanden sein, ein Denkmal unübertroffener Kraftfülle, welche es vermocht hat, die kühnsten architektonischen Ideen in vollendeter Schönheit zur Ausführung zu bringen, ein erhabenes Vorbild für die Bauleute der Gegenwart und hoffentlich noch vieler künftiger Jahrhunderte.

Die Schicksale der Marienburg sind gewissermaßen ein Spiegelbild der Schicksale des Ordens, dem sie ihre Entstehung verdankt. Aus kleinen Anfängen war letzterer zu bedeutender Macht und Herrlichkeit emporgewachsen, eine Zeit lang auf dieser Höhe sich haltend, dann in Verfall gerathend, bis er in tiefer Erniedrigung in sich selbst zusammenbrach. Aehnlich die Burg! Der verhältnißmäßig einfache, den Anforderungen eines Landmeistersitzes entsprechende Bau, gedieh in der Blüthezeit des Ordens zu imponirender Größe und Schönheit und hatte etwa ein Jahrhundert hindurch in seinen Räumen die ganze Machtfülle und Herrlichkeit der Hochmeister sich entfalten gesehen, dann fiel er gleich dem Orden dem Verderben anheim, und mehr als drei Jahrhunderte haben an der Zerbröckelung des stolzen Bauwerkes gearbeitet, bis es endlich in eine Trümmerstätte verwandelt war, über welcher fast nur noch die felsenfest gefügten Mauern und einige Gewölbe emporragten, beide vielfach verunstattet und verdeckt, durch Neu- und Umbauten, welche man, um mehr oder weniger geringfügiger Zwecke willen, in und neben denselben angebracht hatte.

Doch, was so fest gefügt gewesen, ganz konnte es nicht untergehen, weder der Staat, den der Orden an der Ostgrenze des deutschen Reiches aufgerichtet hatte, noch die Burg, welche für das Oberhaupt dieses Staates erbaut worden war. Wohl ist ein Theil dieses letzteren, nachdem der Orden machtlos geworden war, einem fremden Volke, den benachbarten Polen, zum Raube geworden, und mehr als dreihundert Jahre hat dasselbe dort sein Wesen getrieben, aber die Ostmark, die jetzige Provinz Ostpreußen, war doch Deutschland verblieben, und seit 1772 ist die im Jahre 1466 verlorene Provinz Westpreußen wiedergewonnen worden, freilich mit überwiegend polnischer, zur Zeit der Ordensherrschaft dort nicht angesessener Bevölkerung, verarmt und verkommen, ein Trümmerhaufen, gleich der Marienburg! Aus seiner Verkommenheit ist nun das Land zwar, nach der Besitznahme durch Friedrich den Großen, allmählich emporgehoben worden, aber der Raum, welcher daselbst für deutsche Bevölkerung und deutsche Sitte wiedergewonnen worden ist, blieb bis jetzt noch ein verhältnißmäßig beschränkter. Zwar ist man seit einigen Jahren ernstlich bemüht, das früher Versäumte nachzuholen, aber was in der ersten Periode nach der Uebernahme des Landes und selbst noch in der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts, ohne zu große Schwierigkeiten hätte erreicht werden können, begegnet jetzt schwer zu besiegenden Hindernissen. Leider ist das Interesse, welches der Wiedereroberung des verlorenen Gebietes entgegengebracht wird, nicht bei allen Deutschen so lebendig, wie dies mit Recht erwartet werden dürfte, aber bis jetzt schreitet noch die Regierung unbeirrt auf dem durch die Gesetzgebung geebneten und klar vorgezeichneten Wege fort, und zwar mit einem Erfolge, welcher ein endliches Gelingen zu gewährleisten scheint, und der von allen denjenigen freudig begrüßt wird, welche in der Vermehrung der deutschen Bevölkerung und in der weiteren Verbreitung deutscher Sitte und deutscher Cultur, das beste und einzige Mittel erblicken, das Land der Monarchie dauernd zu sichern.

Interessant wie das Hochmeisterschloß selbst, sind auch die geschichtlichen Ereignisse, welche sich an dasselbe anknüpfen. Kaum ein einziger Abschnitt der deutschen Geschichte predigt die Lehre so vornehmlich wie dieser, daß ein Volk nur dann im Stande ist errungene Erfolge festzuhalten, wenn der Einzelne bereit ist, sich der Verfolgung selbstsüchtiger Zwecke im Interesse der Gesammtheit zu begeben, und damit der Zersplitterung der materiellen und moralischen Kräfte und der Untergrabung des sittlichen Werthes der eigenen Nation, einen Damm entgegenzusetzen.

Es wird für den heute vorliegenden Zweck, bei dem es sich hauptsächlich um die Marienburg handelt, nicht nöthig sein, auf die früheste Geschichte des Ordens ausführlich einzugehen, wir führen deshalb hier nur kurz an, daß der Deutsche Orden, oder wie er mit seinem vollen Titel heißt: Der Orden der Brüder vom Deutschen Hause St. Maria zu Jerusalem, nach seinem Entstehen, das in der Gründung eines Hospitals in Jerusalem zur Aufnahme deutscher Pilger zur Zeit Balduin I. († 1118) zu suchen ist, als eine Dependenz des Johanniter-Ordens angesehen wurde, seitdem Papst Coelestin II. (1143 bis 1144) das deutsche Hospital diesem Orden unterstellt hatte. — Der Großmeister der Johanniter ernannte den Prior desselben, unter dessen Leitung dienende Brüder deutscher Abkunft ihre kranken Landsleute pflegten. Noch Papst Hadrian IV. (1154—59) hat dies Verhältniß bestätigt. Das Wirken der Ge-

nossenschaft fand aber in weiteren Kreisen Anerkennung und auch von den Königen von Jerusalem wurden ihr Schenkungen an Geld, Ländereien und Renten zugewendet. Sie gewann allmählich ein Vermögen, das sie in ähnlicher Weise wie die Johanniter und Tempelherren zu vermehren strebte. Auch nach Deutschland drang der Ruf der verdienstlichen Stiftung, besonders da seit dem 2. Kreuzzuge die Deutschen an der Völkerbewegung nach dem Osten lebhafteren Antheil nahmen. Deutsche Fürsten und Große begannen dieselbe nun durch Zuwendungen verschiedener Art zu fördern; namentlich Kaiser Friedrich I. scheint ihr reiche Gunst erwiesen zu haben, an der Abhängigkeit von dem Hospitaliterorden wurde damals wohl noch nichts geändert.

Schwerer noch als andere Stiftungen ähnlicher Art ward unter diesen Umständen das deutsche Hospital durch die Katastrophe von 1187, die Eroberung Jerusalems durch Saladin, getroffen. — Aus Jerusalem vertrieben und der Besitzungen beraubt, deren Ertrag ihnen die Erfüllung ihrer Pflichten ermöglicht hatte, nahmen die übrig gebliebenen Glieder der Genossenschaft ihre Wirksamkeit im Lager von Accon wieder auf, wo namentlich auch deutsche Kreuzfahrerschaaren zusammenströmten. Unter den ausgespannten Segeln der Koggen, welche Lübecker und Bremer Kaufleute nach der Küste Palästinas geführt hatten, lagen die dienenden Brüder vom deutschen Hospital der frommen Pflicht der Krankenpflege ob. Aber gerade unter den dort gegebenen schwierigen Verhältnissen, fanden sie damit reiche Anerkennung. Die Anwesenheit deutscher Fürsten und Großen, das gesteigerte Ansehen dessen die Deutschen sich damals erfreuten, obgleich die auf ihre Theilnahme an dem Kreuzzuge gesetzten Erwartungen nicht erfüllt worden waren, und die gebietende Stellung, welche der junge Kaiser Heinrich VI. in der ganzen christlichen Welt einnahm, kamen dem eben vom Untergange bedroht gewesenen Hospitale zu gute. König Guido von Lusignan eilte, demselben in Accon, der künftigen Hauptstadt, ein neues Heim anzuweisen. Andererseits nahm sich Herzog Friedrich von Schwaben desselben mit Eifer an. Er empfahl es der Gunst seines kaiserlichen Bruders, der eine Bestätigungs- und Schutzurkunde bei Papst Clemens III. auswirkte. Sein Caplan Conrad und sein Kämmerer Burkhard übernahmen die Leitung des Hospitals, in dessen Kirche der Herzog selbst sich nachmals beisetzen ließ. Auch Herzog Leopold von Oesterreich förderte die Stiftung durch manche Zuwendung. Es ist begreiflich, daß unter den damals gegebenen Umständen, wo die Deutschen im Morgenlande eine große Rolle zu spielen berufen schienen, und bald danach die kühnen Entwürfe Heinrich's VI. auch den Osten in den Kreis der staufischen Kaiserpolitik zogen, das deutsche Hospital damit in Verbindung gesetzt und dafür nutzbar gemacht wurde. Das geschah durch die deutschen Fürsten, welche unter Conrad von Mainz 1197 nach dem Osten kamen, um dem Kaiser selbst die Wege zu bereiten.

Nach dem Vorbilde der Tempelherren und der Hospitaliten, beide Richtungen vereinend und dabei doch in einem unverkennbaren Gegensatze dazu, wurde damals das deutsche Hospital zu einem geistlichen Ritterorden erweitert, mit der Bestimmung, sich der Krankenpflege zu widmen wie die Johanniter und dem Kampfe gegen die Ungläubigen wie die Templer. In diesem Sinne wurde die Regel des neuen Ordens durch Papst Innocenz III. 1199 bestätigt. Dieselbe stellt sich bei näherer Betrachtung denn auch dar, als eine Zusammensetzung der Regeln der beiden älteren Orden; was sich auf die allgemeinen Verpflichtungen und auf die Krankenpflege bezieht, ist aus der Regel der Hospitäler entlehnt, während die Bestimmungen über das Kriegswesen des Ordens fast wörtlich den Statuten des Tempelherrenordens entnommen sind.

Damit mußte auch die bisherige Abhängigkeit von dem Johanniter-Orden aufhören; doch ist dieselbe, soweit die Kenntniß reicht, nicht ausdrücklich aufgehoben worden. Vermuthlich hielt man die Lösung dieses Verbandes für selbstverständlich, nachdem aus dem deutschen Hospitale ein Ritterorden geworden war. Wenig einverstanden waren damit die Johanniter, besonders seit der neue Orden reichen Besitz erwarb und seine Anfangs sehr bescheidenen Mittel schnell beträchtlich vermerthen.*)

Nachdem die Macht der Christen im Morgenlande später völlig gebrochen und ihr letzter Besitz Accon im Jahre 1291 von ihnen für immer geräumt worden war, nahm das dort übrig gebliebene Häuflein des deutschen Ordens seinen Sitz in Venedig und erst später im Anfang des 14. Jahrhunderts, als die Verhältnisse des dem Orden zum Zwecke der Christianisirung bereits im 3. Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts überwiesenen Preußenlandes sich allmählich consolidirten, siedelte er völlig dorthin über.

Schon im Jahre 1226 war, auf den Hilferuf des Herzogs Conrad von Masovien, eine kleine Schaar geweihter Ritter, die sogenannten Dobriner Ritter, in's Culmer Land gezogen, um dort gegen die Preußen zu streiten, hatten aber um der Treulosigkeit des Herzogs willen, dessen Heer wieder verlassen. In neuer Bedrängniß wandte sich der letztere dann an Herrmann von Salza, welcher zwar bereitwillig die Ritter vom deutschen Orden zu dessen Hilfe entsandte, jedoch nicht bevor sich der Herzog vertragsmäßig verpflichtet hatte, auf die den Preußen etwa abgenommenen Länder keinen Anspruch zu erheben. Mit der Führung wurde der Ritter Herrmann Balke betraut und im Jahre 1230 begann dieser den Kampf, indem er zunächst in's Culmer Land einrückte,

*) Dr. Hans Prutz: Culturgeschichte der Kreuzzüge, Seite 255 u. f.

dasselbe in Besitz nahm und damit den Krieg eröffnete, welcher, mit wenig Unterbrechungen, dreiundfünfzig Jahre dauern sollte! Er endete dann mit der vollständigen Unterwerfung und theilweisen Vernichtung des tapferen Volkes der Preußen, das wohl nimmer besiegt worden wäre, wenn es sich zum festen Zusammenschluß unter einem einzigen Führer hätte entschließen können, so aber kämpften die elf Gauen in welche das Land eingetheilt war, fast immer vereinzelt, bis jeder einzelne Stamm sich erschöpft den Eroberern unterwerfen mußte. Nur einmal im Laufe des langjährigen Kampfes hat sich das preußische Volk im Jahre 1261, wie ein Mann erhoben, und zwar mit durchschlagendem, freilich nur vorübergehendem Erfolge. Doch hat es eines zehnjährigen Ringens und des Eingreifens eines zahlreichen Kreuzheeres unter dem Markgrafen Dietrich von Meißen bedurft, beover der Orden das Verlorene wiedergewonnen hatte. (Fortsetzung folgt.)

Bekämpfung der Wanderbettelei.

Der Brandenburgische Provinzial-Verein zur Bekämpfung des Vagabundenthums hielt am 16. v. Mts. Nachmittag im Ständehause der Provinz zu Berlin in der Matthäikirchstraße seine IV. Generalversammlung ab, nachdem zuvor eine Geschäftssitzung des Vorstandes an derselben Stelle stattgefunden.

Der Vorsitzende Graf von Zieten-Schwerin, welcher die Versammlung leitete, begrüßte die anwesenden Vertreter der Königlichen Staatsregierung, Regierungs-Rath von Meusel als Vertreter des Ober-Präsidenten und den Regierungs-Präsidenten Grafen Hue de Grais, und erstattete darauf den Geschäftsbericht, welcher sich auf den Zeitraum vom 1. April 1889 bis zum 31. März 1891 erstreckte.

In beiden Berichtsjahren ist die Arbeit des Vereins von sichtbaren Erfolgen begleitet gewesen, wenn auch die Zahl der Mitglieder in der Abnahme begriffen ist; ein Umstand, der darin seinen Grund hat, daß in größerem Umfange die Kreise und Corporationen als solche selbst dem Verein beitreten und durch feste Beiträge den regelmäßigen Fortschritt der Arbeit sichern. Der Provinzial-Landtag und der Kurmärkische Communal-Landtag haben in beiden Jahren Beiträge in Höhe von je 6000 bezw. 7500 Mk. geleistet.

Die Bewirthschaftung der Arbeitercolonie Friedrichswille nimmt einen gedeihlichen Fortgang.

In seiner Sitzung vom Dezember v. J. beschäftigte sich der Vorstand mit der Frage, ob die Colonisten versicherungspflichtig seien. Während diese Frage damals mit überwiegender Mehrheit verneint wurde, hat der Vorstand, nachdem das Reichs-Versicherungsamt auf das Gesuch um Entscheidung dieser streitigen Angelegenheit das Vorhandensein der Versicherungspflicht für die Colonisten ausgesprochen, vorgestern beschlossen, die Colonisten zu versichern und von Vereinswegen die Kosten der Versicherung zu übernehmen. Innerhalb der Vereinsorgane sind nur unwesentliche Veränderungen vor sich gegangen.

Die Vermögenslage des Vereins ist eine befriedigende; das Gesammtvermögen des Vereins beträgt 303000 Mk.

Im Ganzen sind seit der am 23. November 1883 erfolgten Eröffnung der Colonie bis zum 31. März 1891 aufgenommen worden 4087 Mann; entlassen wurden während dieses Zeitraums 3951 Mann, sodaß am 1. April 1891 ein Bestand von 136 Mann verblieb. Seitdem fand ein Zugang von 461 Personen statt. Unter letzteren war besonders die Provinz Schlesien stark vertreten; 213 Mann waren ohne Domicil, 112 hatten ihrer Militärpflicht genügt, 258 waren nicht Soldat gewesen. Von einer eigentlichen Ueberfüllung der Colonie konnte während der Berichtszeit nicht die Rede sein, wiewohl vorübergehend auch Ställe und Scheunen zur Unterbringung der Wanderer benutzt werden mußten. Der durchschnittliche Verpflegungssatz stellte sich pro Kopf und Tag auf 51,81 Pf.

Ueber das Verhalten der Colonisten wurden besondere Klagen nicht laut. Eigentliche Strafen giebt es in der Colonie nicht; wo durch Zureden und Mahnen nicht zu helfen ist, da giebt es nur eine Strafe, — die Entlassung der Colonisten, und wenn in dem Zeitraum eines Jahres von 403 Mann wegen schlechter Führung nur acht entlassen werden mußten, so kann man das wohl als ein recht zufriedenstellendes Ergebniß bezeichnen. Der Gesundheitszustand der Colonisten war im Allgemeinen ein sehr günstiger.

Der geistliche Inspector der Anstalt sucht durch persönliche Rücksprache mit jedem neuen Colonisten auf diesen seelsorgerisch einzuwirken, und derselbe setzt sich auch nach der Entlassung der Colonisten mit den betreffenden Pastoren in Verbindung, in deren Gemeinden jene in Arbeit, bezw. in Stellung gebracht worden sind, damit es an einer persönlichen Seelsorge nicht fehle. Auch diese Bestrebungen sind von Erfolg begleitet gewesen.

Nach einer weiteren Besprechung der Thätigkeit der Verpflegungsstationen, welche sich zu einem gemeinsamen Provinzialverbande zusammengeschlossen haben, dankte der Vorsitzende für alle dem Verein zugewendete thatkräftige Unterstützung und schloß die Versammlung mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß Gott dem Liebeswerk der Bekämpfung der Wanderbettelei und der Vagabondage, wie bisher, auch in Zukunft seinen Segen leihen werde.

(Reichs- u. Staatsanz.)

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Für Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 22. Juli 1891. **Nr. 29.**

Carl Graf Gronsfeld-Diepenbroick zu Limburg-Sontheim, Königlich Württembergischer Kammerherr, Oberstlieutenant z. D., Flügeladjutant und erster Stallmeister, Ehrenritter seit 1877, † zu Stuttgart 13. Juli 1891.

Die Bayerische Genossenschaft der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens.

Die in Bayern wohnenden Ritter der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens, welche im Jahre 1888 vorerst, weil die Zahl derselben nur klein war, als ein Verein zusammentraten und ihre jährlichen Beiträge von 60 Mark an die Kasse desselben abführten, haben sich jetzt, nachdem inzwischen ihre Zahl 50 erreicht hat, als Genossenschaft constituirt und sind als solche in dem am 24. Juni cr. stattgehabten Ordens-Capitel anerkannt, auch die von ihnen zu München am 11. April d. J. entworfenen Statuten genehmigt und vom Durchlauchtigsten Herrenmeister bestätigt worden.

Diese Statuten, ebenso die Liste der Mitglieder dieser neuen Bayerischen Genossenschaft theilen wir nachstehend mit:

Wir Friedrich Wilhelm Nicolaus Albrecht, von Gottes Gnaden Prinz von Preußen, Herrenmeister der Balley Brandenburg des ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem thun kund und fügen hiermit zu wissen, daß Wir die Statuten der Genossenschaft der Ritter der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens in Bayern, wie selbige nachstehend wörtlich folgen:

„Statuten
der Genossenschaft der Ritter der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens in Bayern.

§ 1.

Der Zweck der Genossenschaft ist: die Aufgaben des Johanniter-Ordens im Sinne der Statuten der Balley Brandenburg desselben vom 24. Juni 1853und des Gelübdes der Rechtsritter dieser Balley im Königreiche Bayern zur Ausführung zu bringen. Als Sitz und Gerichtsstand der Genossenschaft gilt die Stadt München.

§ 2.

Als Mittel zur Erreichung des vorbemerkten Zweckes erkennt die Genossenschaft corporatives Zusammenwirken, um wahre ritterliche Gesinnung durch Werke der Barmherzigkeit, insbesondere durch Förderung der christlichen Krankenpflege zu beleben und zu verbreiten.

§ 3.

Der Eintritt in die Genossenschaft ist einem jeden Johanniter der Balley Brandenburg gestattet, welcher sich diesen Statuten unterwirft. Jeder Eintretende hat dieselben anzuerkennen.

Der Austritt aus der Genossenschaft ist jederzeit gestattet, doch ist derselbe vorher dem Commendator (§ 4) anzuzeigen, auch bleibt das ausscheidende Mitglied verpflichtet, den Beitrag für das laufende Jahr zu zahlen.

§ 4.

An der Spitze der Genossenschaft steht der nach § 12 der Statuten der Balley Brandenburg und dem Allerhöchsten Orts bestätigten Capitelsbeschlusse vom 28. Januar 1874 zu präsentirende und zu ernennende Commendator und unter ihm vier von den auf dem Rittertage (§ 10) anwesenden Mitgliedern der Genossenschaft zu wählende Ritter (§ 8), nämlich:

1. der Schatzmeister,
2. der Werkmeister und
3. zwei Beisitzer.

Der Commendator und diese vier Ritter bilden den Convent der Genossenschaft, der die inneren und äußeren Angelegenheiten derselben zu regeln und zu verwalten hat. Er faßt seine Beschlüsse nach Stimmenmehrheit, bei Stimmengleichheit giebt die Stimme des Commendators den Ausschlag.

Der Convent ist bei Anwesenheit des Commendators und zweier Mitglieder beschlußfähig.

§ 5.

Der Commendator vertritt die Genossenschaft nach Außen und vollzieht alle Schriften und Urkunden im Namen des Convents, sowie der Genossenschaft.

Er führt mit Hilfe der § 4 sub 1, 2 und 3 genannten Conventsmitglieder die Geschäfte der Genossenschaft, unterhält die Verbindung mit der Balley Brandenburg, beruft, so oft es nöthig ist, den Convent, sowie den Rittertag (§ 10) und führt bei beiden den Vorsitz.

Für den Fall einer Erledigung seines Amtes oder seiner vorübergehenden Verhinderung, wird im Voraus ein Stellvertreter aus der Mitte der übrigen Conventsmitglieder gewählt.

§ 6.

Der Schatzmeister sammelt und verwaltet die Geldmittel und das Vermögen der Genossenschaft unter Aufsicht des Commendators und hat alljährlich Rechnung darüber zu legen.

§ 7.

Dem Werkmeister liegt es ob, unter Aufsicht des Commendators die Werke der Wohlthätigkeit zu leiten, insbesondere auch die von der Genossenschaft etwa künftig zu begründenden Krankenanstalten zu überwachen.

§ 8.

Bei der Wahl der vier Conventsmitglieder werden dieselben zunächst auf fünf Jahre dergestalt gewählt, daß alljährlich eines derselben ausscheidet und durch Neuwahl ersetzt wird. Die Reihenfolge des Ausscheidens wird für die bei der ersten Wahl Gewählten durch das Loos, späterhin nach der Zeit des Eintritts bestimmt. Die Ausscheidenden sind sofort wieder wählbar. Diese Wahlen erfolgen auf den Rittertagen, und gilt dabei relative Stimmenmehrheit. Bei Gleichheit der Stimmen entscheidet das Loos.

§ 9.

Der Commendator führt ein Siegel, in dessen Mitte sich das Johanniter-Kreuz mit der Umschrift befindet: „Johanniter-Orden in Bayern."

§ 10.

Die Rittertage finden zunächst in München statt und wird alljährlich im April ein regelmäßiger Rittertag abgehalten.

Zu den Rittertagen wird jedes Mitglied der Genossenschaft durch den Commendator oder dessen Stellvertreter schriftlich eingeladen, was mindestens 14 Tage vor dem bestimmten Versammlungstage zu geschehen hat.

Die bei dem Rittertage anwesenden Mitglieder sind beschlußfähig; eine Vertretung oder Uebertragung der Stimmen findet nicht statt.

§ 11.

Die Gegenstände, welche lediglich auf den Rittertagen zur Erledigung kommen können, sind:

1. der jährliche Geschäftsbericht und die Decharqirung der Jahresrechnung,

2. die Wahl der Mitglieder des Convents, in Gemäßheit der Vorschriften des § 8,

3. Abänderungen der Statuten, welche in gleicher Weise wie diese selbst, der Bestätigung des Herrenmeisters der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens bedürfen,

4. Die etwaige Auflösung der Genossenschaft.

Anträge einzelner Mitglieder für den Rittertag sind rechtzeitig vorher bei dem Commendator schriftlich anzumelden.

§ 12.

Bei Abstimmungen auf den Rittertagen entscheidet die Stimmenmehrheit, bei Stimmengleichheit der Commendator oder dessen Stellvertreter, bei Wahlen aber relative Majorität und im Falle der Gleichheit der Stimmen das Loos.

Ueber die Verhandlungen ist ein Protokoll aufzunehmen und von dem Commendator, beziehungsweise seinem Stellvertreter, sowie von mindestens zwei anderen Rittern mitzuunterschreiben.

Die Auflösung der Genossenschaft kann aber nur dann giltig beschlossen werden, wenn dreiviertel der Stimmen sämmtlicher Mitglieder sich dafür aussprechen.

§ 13.

Die auf den Rittertagen gefaßten Beschlüsse sind für alle Ritter der Genossenschaft verbindlich.

§ 14.

Die für den Zweck der Genossenschaft zu verwendenden Geldmittel bestehen in dem jährlichen Beitrage eines jeden Mitgliedes derselben.

Dieser Jahresbeitrag ist auf sechszig Mark festgesetzt und alljährlich vor dem 1. Mai an den Schatzmeister abzuführen.

Freiwillige Beiträge, sowie Schenkungen und Vermächtnisse werden entsprechend den Aufgaben des Ordens verwendet, sofern an dieselben nicht besondere Bestimmungen geknüpft sind.

§ 15.

Im Falle einer Auflösung der Genossenschaft fällt das vorhandene Vermögen, soweit nicht etwa die Bestimmungen von Schenkungen und Vermächtnissen entgegenstehen, der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens zu."

Nach Anhörung und erfolgter Zustimmung des Ordens-Capitels in seiner Sitzung vom 24. Juni d. J., hiermit bestätigen; dessen zu Urkund Wir dieselben unter Unserer Höchsteigenhändigen Unterschrift ausfertigen und mit Unserem Ordens-Insiegel versehen lassen.

So geschehen Camenz, den 4. Juli 1891.

(L. S.) **Albrecht Prinz von Preußen.**

Liste
der Mitglieder der Genossenschaft der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens in Bayern.

Convent.

Vorsitzender:

Max Graf zu Pappenheim, Oberhofmeister weiland Ihrer Majestät der Königin-Mutter von Bayern und Generalmajor à la suite der Armee, zu München. — Leitender Ritter.

Mitglieder des Convents:

1. Hermann Freiherr von Rotenhan, König-

lich Bayerischer Kämmerer und Oberst z. D., zu München. — Schatzmeister.

2. Max Freiherr von Lerchenfeld, Königlich Bayerischer Kämmerer, auf Heinersreuth bei Stadtsteinach. — Werkmeister.
3. Friedrich Freiherr von Dungern, Königlich Bayerischer Kämmerer, auf Schloß Oberau bei Staffelstein.
4. Friedrich Edler von Braun, Königlich Bayerischer Regierungsrath, zu München.

I. Rechtsritter:

1864.

1. Wolfgang Graf und Herr zu Castell-Rüdenhausen, Standesherr und erblicher Reichsrath der Krone Bayern, zu Rüdenhausen bei Castell.

1872.

2. Ludwig Freiherr von Wöllwarth-Lauterburg, Königlich Preußischer Rittmeister a. D., zu Stuttgart.

1888.

3. Gottfried Freiherr von Rothenhan, Königlich Bayerischer Kämmerer, auf Rentweinsdorf in Unterfranken.
4. Albrecht von Thümen, Königlich Preußischer Hauptmann a. D., zu Meran.

1890.

5. Hermann Freiherr von Rotenhan, Königlich Bayerischer Kämmerer und Oberst z. D., zu München.

II. Ehrenritter:

1841.

1. Carl Graf zu Pappenheim, Königlich Bayerischer General der Cavallerie und General-Adjutant, zu München.
2. Ernst Freiherr von Pöllnitz, Herzoglich Sachsen-Coburg-Gothaischer Kammerherr, Major à la suite, auf Badenwohl bei Bregenz.

1847.

3. Krafft Freiherr von Crailsheim-Rügland, Königlich Bayerischer Kämmerer, Gutsbesitzer, zu Ansbach.

1858.

4. Friedrich Freiherr von Niethammer, Königlich Bayerischer Kämmerer, Staatsrath im außerordentlichen Dienste und Gesandter zu Dresden.
5. Friedrich Freiherr von Truchseß von und zu Wetzhausen, Königlich Bayerischer Kämmerer, Gesandter a. D. und Gutsbesitzer. zu München.

1859.

6. Max Graf zu Pappenheim, Oberfthofmeister weiland Ihrer Majestät der Königin-Mutter von Bayern und Generalmajor à la suite der Armee, zu München.

1866.

7. Carl Freiherr von Stein, Herzoglich Sachsen-Coburg-Gothaischer Geheimer Regierungsrath, auf Völkershausen bei Mellrichstadt in Unterfranken.

1871.

8. Clemens Graf zu Pappenheim, Königlich Bayerischer Regierungsrath a. D., zu München.
9. Ludwig Freiherr von Niethammer, Königlich Bayerischer Kämmerer und erblicher Reichsrath der Krone Bayern, zu Tunzenberg bei Menkofen in Niederbayern.

1873.

10. Adolar Breſſelau von Breſſensdorf, Königlich Bayerischer Kämmerer, Generalmajor und Commandeur der 6. Infanterie-Brigade.
11. Bernhard Freiherr von Stein, Gutsbesitzer, zu Würzburg.

1874.

12. Eduard Freiherr von Reitzenstein, Königlich Bayerischer Hauptmann a. D., zu München.

1875.

13. Otto Freiherr von und zu Aufseß, Königlich Bayerischer Kämmerer, Ober-Regierungsrath und Reichsbevollmächtigter für Zölle und Steuern, zu Berlin.
14. Georg Uno von Reutter, K. und K. Oesterreichischer Oberstlieutenant a. D., zu Wien.

1878.

15. Friedrich Freiherr von Dungern, Königlich Bayerischer Kämmerer, auf Oberau bei Staffelstein in Oberfranken.

1879.

16. Max Freiherr von Lerchenfeld, Königlich Bayerischer Kämmerer, auf Heinersreuth bei Stadtsteinach in Oberfranken.

1880.

17. Carl Freiherr von Reitzenstein, Königlich Bayerischer Kammerjunker und Hauptmann a. D., zu München.

1881.

18. Friedrich von Ausin, Königlich Bayerischer Oberst a. D., zu München.
19. Hugo Freiherr von und zu Aufseß, Königlich Bayerischer Kämmerer, auf Schloß Oberaufseß in Oberfranken.

1882.

20. Sigmund Freiherr von Rotenhan, Königlich Bayerischer Kämmerer, auf Eyrichshof bei Ebern in Unterfranken.

1884.

21. Friedrich Graf zu Ortenburg, Graf und Herr zu Tambach, Standesherr, erblicher Reichsrath der Krone Bayern, zu Schloß Tambach bei Seßlach in Oberfranken.
22. Heinrich Freiherr Tucher von Simmelsdorf, Königlich Bayerischer Kämmerer, Rittmeister à la suite der Armee, Geheimer Legationsrath a. D., zu Paris.

23. Eduard Graf von Pückler-Limpurg, Königlich Bayerischer Major a. D., zu München.
24. Sigmund von Hartlieb genannt Walsporn, Königlich Bayerischer Kämmerer und Bezirksamtmann, zu München.

1885.

25. Carl Freiherr von Seckendorff-Aberdar, Königlich Bayerischer Kämmerer, auf Strößendorf bei Burgkundstadt in Oberfranken.

1886.

26. Gustav Freiherr von Gienanth, Königlich Bayerischer Kämmerer, Rittmeister und Escadron-Chef im 4. Chevauxlegers-Regiment König.
27. Carl Freiherr von Feilitzsch, Major und Bataillons-Commandeur im Königlich Bayerischen 5. Infanterie-Regiment Großherzog von Hessen.

1887.

28. Carl Freiherr von Roman, Königlich Bayerischer Kämmerer, Hauptmann und Batterie-Chef im 2. Feld-Artillerie-Regiment Horn.
29. Christoph Freiherr Tucher von Simmelsdorf, Königlich Bayerischer Kämmerer und Regierungsrath, zu Nünberg.
30. Nicolaus Graf von Luxburg, Königlich Bayerischer Kämmerer und Polizeirath, zu München.
31. Friedrich Freiherr Waitz von Eschen, genannt von Hilchen, Königlich Bayerischer Kämmerer, auf Emmerichshofen bei Kahl a. Main.

1888.

32. Ludwig Freiherr von Rotenhan, Königlich Bayerischer Kammerjunker, Rittmeister und Escadron-Chef im Königlich Bayerischen 5. Chevauxlegers-Regiment.

1889.

33. Friedrich Graf zu Castell-Rüdenhausen, K. und K. Oesterreichischer Major im Ulanen-Regiment Erzherzog Karl Ludwig Nr. 7.
34. August Freiherr Tucher von Simmelsdorf, Gutsbesitzer, auf Feldmühl bei Eichstätt.
35. Alexander Freiherr von Siebold, zu Schloß Kolmberg bei Ansbach.
36. Gottlieb Freiherr von Süßkind, Königlich Bayerischer Rittmeister à la suite, auf Dennenlohe bei Wassertrüdingen in Mittelfranken.

1890.

37. Franz Prinz zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg, Königlich Bayerischer Major à la suite der Armee, zu Egern am Tegernsee.
38. Edmund Freiherr von Gienanth, Königlich Bayerischer Kämmerer, zu Brüssel.
39. Theodor Edler von Braun, Königlich Bayerischer Landgerichts-Präsident, zu München.
40. Friedrich Edler von Braun, Königlich Bayerischer Regierungsrath, zu München.

1891.

41. Friedrich Freiherr Tucher von Simmelsdorf, Königlich Bayerischer Forstmeister a. D., auf Simmelsdorf bei Hüttenbach.
42. Hans Freiherr von und zu Egloffstein, Königlich Bayerischer Premier-Lieutenant a. D., auf Egloffstein in Oberfranken.
43. Felix Freiherr von Burfian, Königlich Bayerischer Rittmeister a. D., zu München.
44. Edmund Freiherr von Schaezler, Königlich Bayerischer Kämmerer und Rittmeister a. D., auf Schloß Sulzemoos bei Maisach in Oberbayern.
45. Dr. jur. Walther von Pannwitz, zu Berlin.

Vom Hochmeisterschlosse Marienburg an der Nogat.

(Fortsetzung.)

Von Landschaft zu Landschaft war der Orden seit Eröffnung des Eroberungskrieges im Jahre 1230 vorgedrungen, wobei er dem Laufe der Weichsel und der Nogat bis zum frischen Haff folgte, überall wo er gesiegt, feste Burgen zur Sicherung seiner Herrschaft errichtend. Thorn und Culm waren die ersten Burgen, welche an der Weichsel erbaut wurden, dann reihten sich Graudenz, Marienwerder, Zanthier, Elbing, Balga, Braunsberg und Königsberg denselben an. Eine weitere Linie befestigter Plätze vervollständigte den Gürtel, der um das unterworfene Land gelegt wurde, indessen konnte der Kreis erst geschlossen werden, nachdem im Jahre 1283 auch der letzte Gau des Preußenlandes, Sudauen, — das heutige Masuren — dem Orden unterthänig geworden war, wobei es übrigens in eine Einöde verwandelt wurde, welche erst nach 200 Jahren wieder bevölkert werden konnte, und die man noch heute nicht selten die „Wildniß" benennen hört. Es war der Landmeister Conrad von Thierberg (der jüngere), welcher den tapferen Stamm der Sudauer unterwarf und fast gänzlich vernichtete.

Etwa zehn Jahre zuvor hatte ein Landmeister von Thierberg, gleichfalls mit Namen Conrad, und deshalb der ältere genannt, derselbe welcher mit Hilfe Dietrichs von Meißen, den soeben erwähnten Aufstand beendet hatte, die Marienburg an der Nogat erbaut. Ihm war die Linie zwischen Marienwerder und Elbing durch die an dem Trennungspunkte der Weichsel und Nogat belegene, schon früher dem Herzoge von Pommerellen abgenommene Burg Zanthier nicht hinreichend gesichert erschienen, und er begann daher im Jahre 1274 mit der Erbauung der genannten Burg an der Nogat, welche später in der Geschichte des Ordens eine so bedeutende Rolle spielen sollte. Sie wurde nach demselben Plane erbaut wie die übrigen Burgen des Ordens, doch gab man ihr von vornherein größere Dimensionen, weil sie zum Sitz des Landmeisters bestimmt war, des obersten Gebietigers der preußischen Lande, welcher den in Venedig residirenden Hochmeister vertrat und dem

also die auf den verschiedenen Burgen befehligenden übrigen Gebietiger oder Comthure untergeben waren.

Eine jede Ordensburg bestand aus dem sogenannten „Hohen“ oder „Rechten Hause“, welches die Wohnräume für den Comthur und den Convent nebst der Kapelle enthielt, ferner dem Capitelsaal, in welchem die Ordensangelegenheiten verhandelt wurden, dem Remter oder Speisesaal, dem gemeinschaftlichen Schlafsaal für die Ritter, der Firmarie für die Kranken und Schwachen, den Wohnungen der Priester, den Baderäumen, sowie endlich Küche und Keller.

Abgesondert vom Hohen Hause, jedoch in unmittelbarem Anschluß an dasselbe, lag die „Vorburg“ oder das „Vorburge“, wie man damals sagte, wo sich die Wohnungen und das Getaß für die Beamten und die Halbbrüder, für das Gesinde, die Pferde- und Viehknechte, ferner die Waffen- und Rüstkammern, die Handwerksräume, die Stallungen und die Lagerräume für Futter und Proviant befanden.

Auf einem Hügel bei dem preußischen Dorfe Alyen, welcher von der Nogat in scharfer Biegung bespült wird, lag das Hohe Haus der Marienburg, etwa zwanzig Fuß tiefer die Vorburg. Das erstere, gegenwärtig meistens das Hochschloß genannt, umschloß mit seinen vier Flügeln einen viereckigen Hof von 102 Fuß Länge und 85 Fuß Breite. Der Nordflügel enthielt die Capelle und den Capitelsaal, im Ostflügel lagen die gemeinschaftlichen Schlafsäle für die Ritter, der Westflügel barg im Erdgeschoß die Küche und darüber die Wohnräume für den Landmeister, der Südflügel eine Menge Räume, welche für verschiedene Zwecke bestimmt waren. Das Hohe Haus und die Vorburg waren von starken Mauern und Thürmen sowie von nassen Gräben umgeben, soweit letztere nicht durch die Nogat unnöthig wurden. Da die Burg ziemlich hoch über dem Flusse lag, so erhielten die Gräben ihr Wasser nicht aus diesem, sondern dasselbe wurde durch eine großartig angelegte Wasserleitung aus mehreren See'n, von denen der eine sechs Meilen entfernt lag, zugeführt. Da die Gefahr einer Störung in Fällen der Belagerung nicht ausgeschlossen war, so hatte man die Gräben noch durch besondere Befestigungsvorkehrungen geschützt, und einem etwaigen Wassermangel im Innern der Burg, war durch einen im Hofe belegenen, neunzig Fuß tiefen Brunnen vorgebeugt.

Die Erbauung der Burg fällt in die Jahre 1274 bis 1276, wenigstens war sie im letztgenannten Jahre soweit vollendet, daß der Ritterconvent unter dem Comthur Heinrich von Wilnove seinen Einzug dort halten konnte, wie eine Urkunde bezeugt, in welcher die Burg Castrum Sanctae Marienburgk genannt wird, doch scheint es als ob sie erst im Jahre 1280 fertig geworden ist. Die Burg Zanthier wurde dann abgebrochen und die Marienburg verblieb Landmeistersitz, bis im Jahre 1309 der Hochmeister seine Residenz dorthin verlegte.

Sehr bald nach Errichtung der Marienburg entstand, in unmittelbarem Anschluß an diese, die Stadt gleichen Namens; sie war wie die erstere theils durch die Nogat, theils durch Gräben und starke Mauern befestigt und letztere waren in der südwestlichen Front durch vier, in der südlichen durch fünf Thürme verstärkt, zu denen ein Vertheidigungsthurm am steilen Ufer der Nogat hinzukam. Gegen die Burg hin war die Stadt offen, und die Hauptstraße konnte von dem, zu der ersteren gehörigen, sogenannten Sperlingsthurme aus bestrichen werden, ein Umstand, welcher für die Stadt verhängnißvoll geworden ist, als die Burg bereits von den Polen besetzt war, die Stadt aber noch zwei Jahre lang tapferen Widerstand leistete.

Die wachsende Blüthe des Ordenslandes, die Bedeutung, welche die Herren dieses Landes nach außen gewonnen, die reichen Einkünfte, die bei der trefflichen Verwaltung immer reichlicher flossen, mochten wohl schon früher bei den in Venedig residirenden Hochmeistern den Wunsch rege gemacht haben, ihren Sitz nach der Marienburg, als dem Mittelpunkte des neu geschaffenen Staates, zu verlegen, und als zur Zeit des Hochmeisters Gottfried von Hohenlohe die Republik Venedig mit Kaiser und Papst in Fehde lag, trachtete der Meister diesen Plan zur Ausführung zu bringen. Er begab sich im Jahre 1302 nach der Marienburg, um dort mit den Landmeistern von Preußen und Livland in Verhandlung zu treten, fand indessen bei beiden, unerwartet, einen so ernsthaften Widerstand, daß er unverrichteter Sache und tief gekränkt nach Venedig zurückkehrte, und bald darauf starb.

Ob die Beweggründe der Landmeister auf die Befürchtung einer Schmälerung ihrer bisherigen Selbstständigkeit und ihres Einflusses, durch die Nähe des Hochmeisters, und dessen unmittelbaren Eingriff in die Verwaltung, zurückzuführen waren oder ob sie eine nachtheilige Wirkung von der nahen Berührung mit der Pracht einer fürstlichen Hofhaltung vorausgesehen haben, möge dahingestellt bleiben, gewiß ist, daß von der Zeit der Uebersiedelung der Hochmeister nach der Marienburg, die alten strengen Regeln nach und nach außer Acht gerathen sind, und daß dadurch der Orden seinem Verfall wohl rascher entgegengeführt worden ist, als dies sonst der Fall gewesen sein möchte.

Die Bedenken, welche gegen die Uebersiedelung des Hochmeisters erhoben worden waren, wurden nun bald nachher dadurch gebrochen, daß Papst Bonifacius VIII. die Republik Venedig, wegen angeblichen Länderraubs, in den Bann that und zugleich allen Priestern und Ordensleuten befahl, das Gebiet derselben zu verlassen und sich jeder Verbindung mit den Bewohnern der Republik zu enthalten, ein Gebot, dem sich auch der Hochmeister nicht entziehen konnte. Die Verlegung der Residenz desselben ergab sich nunmehr so zu sagen von selbst und ungesäumt traf der Nachfolger Hohenlohe's, der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen, im Jahre 1309, die nöthigen

Veranstaltungen, zu denen vor allen Dingen die Erweiterung des Hohen Hauses und die Erbauung eines besondern Hochmeisterschlosses gehörten. Tief eingreifend waren die Veränderungen, welche nunmehr auf der Marienburg getroffen wurden. Die Vorburg wurde verlegt und auf dem frei gewordenen Platze wurde das neue Schloß aufgerichtet; das Hohe Haus wurde um etwa zehn Meter erhöht, so daß es nun vier Stockwerke erhielt, welche 70 Fuß hoch aufragten; ein gedeckter Wehrgang wurde auf dem obersten Stockwerk angebracht und von diesem stieg in ziemlich steiler Schrägung das Dach auf. Der Capitelsaal, in welchem die Versammlungen des Convents abgehalten wurden, und wo bei wichtigen Anlässen die sämmtlichen Gebietiger des Ordenslandes, oft hundert an der Zahl, sich einzufinden hatten, wurde umgebaut und erweitert.

Die Vergrößerung der Kapelle durch einen nach Osten vorgeschobenen Erweiterungsbau, fällt in eine spätere Zeit und zwar in die Regierungszeit des Hochmeisters Dietrich von Aldenburg, zwischen 1335 und 1340, von dem auch die unter diesem Anbau belegene St. Annenkapelle herrührt und die er zur Ruhestätte für die verstorbenen Hochmeister bestimmte. Aus derselben Zeit stammt auch das Colossalbild der Jungfrau Maria mit dem Kinde, welches vom Ostgiebel der Kirche weit in's Land hinausschaut. Dasselbe macht, seiner Größenverhältnisse und der später ausgeführten Ueberkleidung mit venetianischer Glasmosaik halber, nur aus der Entfernung einen gefälligen Eindruck.

Einer der prächtigsten Räume des Hohen Hauses, welcher den Nordflügel mit der Kapelle theilte, indem er die westliche Hälfte derselben einnahm, war der bereits erwähnte Capitelsaal, welcher 24,37 Meter lang und 9,30 Meter breit, von herrlich construirten Spitzbogengewölben überdacht war; dieselben scheinen palmblätterartig emporgewachsen, aus drei, in der Längenachse des Saales stehenden Granitsäulen, während sie an den Wänden auf Kragsteinen ruhten. Reich an architektonischem Detail, waren u. a. die Kragsteine aus weißem, marmorähnlichen, gothländer Kalkstein gearbeitet, die auf denselben ruhenden Dienste dagegen, aus gebranntem Thon, beide in künstlerischer Ausführung und letztere besonders beachtenswerth dadurch, daß sie die reiche Ornamentirung der Hand des Bildhauers verdanken, nach einem Verfahren, welches nach den Erklärungen des Wiederherstellers des Capitelsaals, des Landbauinspectors Steinbrecht, den Bauleuten des Mittelalters geläufig gewesen ist, jetzt aber nicht mehr zur Anwendung kommt.

Die im „Centralblatt der Bauverwaltung" von 1885, S. 391 von Herrn Steinbrecht hierüber gemachten Mittheilungen, sind so interessant, daß sie hier wörtliche Aufnahme finden mögen.

Zunächst wird dort berichtet, daß in dem bis auf die Umfassungsmauern fast gänzlich zerstört vorgefundenen Capitelsaal des Hohen Hauses, noch acht Kragsteine an ihrem alten Platze vorgefunden worden seien, von den Diensten indessen nur zwei; deren zehn aber seien, ganz oder theilweise erhalten, in einer vermauerten Nische entdeckt worden.

Dann heißt es weiter: „Diese bildhauerischen Reste verdienen wegen ihrer kunstvollen Form die höchste Beachtung. Die Kragsteine sind aus dichtem marmorähnlichem gothländer Kalkstein gemeißelt. Es wechseln Architektur- und Figuren-Motive. — — Die Dienste, welche auf diesen Kragsteinen ruhn, bestehen aus Backsteinen. Es sind ansehnliche Blöcke von etwa 60 zu 30 cm Stärke, also Massen, welche Jahre erforderten, bevor sie lufttrocken und für den Ofen reif geworden. Unsre Technik, welche sich bei ähnlichen Abmessungen nur auf Hohlbrand einlassen kann, pflegt diese Leistungen der Alten mit Staunen zu betrachten. Die Lösung des Räthsels liegt aber darin, daß wir heutzutage den Thon in feuchtem Zustande formen, dann trocknen und brennen — während das Mittelalter den so langwierigen Trockenproceß bei großen Stücken abmachte, bevor denselben die Form gegeben worden war, d. h. die Alten fertigten und hielten in ihren Ziegeleien vorräthig, Kunstquadern aus getrocknetem Thon. Diese konnten von den Steinmetzen für die besondere Bauaufgabe bearbeitet werden wie feinkörniger Haustein. Aus dieser Herstellungsweise entstanden die Vortheile einer, gegen unsere Leistungen, wetterbeständigeren Massivtechnik, eines bedeutenden Zeitgewinns für den Baubetrieb — weil das Stück von der Werkstätte unmittelbar in den Ofen wandern konnte — und ferner die Möglichkeit, daß jedem Einzelstücke durch die Hand des Bildhauers die eigenartige Form zu Theil werden konnte.

So tritt uns auch in dem plastischen Schmuck des Capitelsaales eine wechselnde Fülle von Ornamenten entgegen, und zwar haben diese Arbeiten gegenüber den Skulpturen der Hausteinländer eine ungemein feine, zierliche Durchführung voraus. Der geschmeidigere, mit den feinsten Instrumenten zu bemeißelnde Thonstoff drängt von selbst zu dieser Art von Kleinkunst. Die Thonbildhauerkunst bedeutet für die Steintechnik, was die Goldschmiedekunst für die Metalltechnik. In diesem Bilde drückte der durch vielseitige kunstgewerbliche Leistungen bekannte Bildhauer Behrend seine Erfahrungen aus, welche er jüngst bei der, im Verein mit der Terracotten-Anstalt des Herrn March, vortrefflich durchgeführten Wiederherstellung der goldenen Pforte hierselbst gemacht hatte."

(Fortsetzung folgt.)

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. **Berlin, den 29. Juli 1891.** **Nr. 30.**

1. Friedrich Graf zu Castell-Rüdenhausen, K. und K. Oesterreichischer Major im Ulanen-Regiment Erzherzog Karl Ludwig Nr. 7, Ehrenritter seit 1889, † zu Wien 3. Juli 1891.
2. Ludwig Freiherr von Werthern, Hauptmann a. D., Ehrenritter seit 1887, † zu Cassel 19. Juli 1891.
3. Otto Adolf Freiherr Grote, Landschafts-Director, auf Schnega bei Uelzen, Ehrenritter seit 1868, † zu Celle 21. Juli 1891.

Vom Hochmeisterschlosse Marienburg an der Nogat.

(Fortsetzung.)

Man wird schon aus diesen gedrängten Mittheilungen entnehmen, mit welcher Sorgfalt und Sachkunde bei den Renovirungsarbeiten des Hohen Hauses zu Werke gegangen worden ist, und in der That ist es alleinig dem Geschick, der tiefen Sachkunde und dem Fleiße des Landbauinspectors Steinbrecht zu danken, daß der herrliche Gewölbebau des Capitelsaales, welcher Ende des vorigen Jahrhunderts bereits theilweise eingestürzt war, und dessen Ueberbleibsel in den ersten Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts, bei Umwandlung des Schlosses in eine Kaserne und endlich in einen Kornspeicher, abgerissen wurden, in ihrer früheren Gestalt hat wiederhergestellt werden können, wobei die mit unsäglicher Mühe aus Schutt und Trümmern, ja aus Aufmauerungen, hervorgesuchten und losgelösten Ueberreste der Gewölbetheile, theils wiederum verwendet wurden, theils als Vorbilder bei Ergänzung des Fehlenden dienten! Es ist dies eine Leistung, welche wohl einzig in ihrer Art dasteht und die höchste Anerkennung verdient.

Selbst über die ehemalige Bemalung des Innern haben diese Untersuchungen Licht verbreitet, aber von den Wandbildern, welche die Hochmeister darstellten, ist nur sehr wenig übrig geblieben.

Manches, die innere Ausstattung des Saales betreffende, bleibt noch zu thun übrig und dasselbe gilt von der Kirche, welche übrigens, gleich der St. Annenkapelle, den Hauptsachen nach in guten baulichen Zustand versetzt ist, wie denn auch die sogenannte goldene Pforte, durch welche man, vom Kreuzgange des Nordflügels aus, in die Kirche gelangt und die als ein Meisterstück mittelalterlicher Terracottaarbeit gerühmt wird, vollständig wiederhergestellt ist.

Es würde hier zu weit führen, sollten die Renovirungsarbeiten, mit denen unablässig, auch in den drei übrigen Gebäudeflügeln des Hochschlosses, fortgefahren wird, sämmtlich in den Bereich dieser Darstellung gezogen werden und es möge daher bei der Mittheilung bewenden, daß auch der Kreuzgang des Nordflügels fertig gestellt ist und daß an allen drei Flügeln bereits gearbeitet worden ist. Die Küche im Westflügel mit ihrem riesigen Kamin ist freigelegt und äußerlich sind die drei, aus dem vierzehnten Jahrhundert stammenden schönen Giebel, sowie der, die vierte Giebelfront vertretende Thurm in den vorigen Stand gesetzt worden.

Noch bedarf es übrigens recht bedeutender Geldmittel bis das Hohe Haus in seiner alten richtigen Größe und Schönheit wieder aufgerichtet sein wird. Nach einem Berichte über die im October v. J. zu Marienburg abgehaltene Generalversammlung des Vereins für die Herstellung und Ausschmückung der Marienburg, sind noch über vier Millionen Mark erforderlich, die man zum größten Theil durch fernere Lotterien zu beschaffen gedenkt. Ob in dieser Summe auch die Kosten für die Wiederherstellung des Mittelschlosses, des eigentlichen Hochmeisterpalastes, mit einbegriffen sind, ist aus dem Berichtsauszuge nicht ersichtlich, indessen ist es doch wahrscheinlich, denn einerseits haben die Zerstörungen hier bei weitem nicht den Umfang erreicht wie im Hohen Hause, sondern es sind auch bereits zu Anfang dieses Jahrhunderts nicht unbedeutende Arbeiten daselbst ausgeführt worden. Sowohl die eigentliche Hochmeisterwohnung, als auch die beiden berühmten Remter, die

Kapelle und der Vorflur, sowie auch der im anstoßenden Flügel belegene Capitelsaal oder Conventsremter, sind in guten Stand gesetzt und theilweise sehr hübsch ausgestattet worden, so daß bedeutendere Arbeiten nur noch in zwei Flügeln auszuführen bleiben.

Vom Hof des aus drei Gebäudeflügeln bestehenden Mittelschlosses gelangt man durch eine breite Treppe in das erste Stockwerk und auf den geräumigen Vorflur, dessen Gewölbe auf drei achteckigen Granitpfeilern ruhen, von dort durch einen gewölbten Gang zum großen Remter, einem imposanten Raum von 45 Fuß im Quadrat, dessen herrliche Gewölbe hier aus einem einzigen, in der Mitte des Saales stehenden, achteckigen, schlanken Granitpfeiler, wie die Krone einer Palme, sich ausbreiten, bis zu 30 Fuß Höhe emporsteigen, um sich dann zu den Seitenwänden herabzusenken, bis sie auf den Kragsteinen ihre Ruhepunkte finden. Der Saal hat drei Lichtseiten, deren Fenster mit Glasmalereien (neuen Ursprungs) geziert sind. Eine Thür führt in den kleinen Remter, dessen Gewölbebau ein Abbild des vorigen, im verkleinerten Maßstabe, ist, und von dort gelangt man in die Wohnräume des Hochmeisters und in dessen Kapelle. Sämmtliche Räume sind gewölbt und von außerordentlicher Schönheit. Aus einem Hinterzimmer der Hochmeisterwohnung führt eine Treppe zu dem bereits erwähnten, in einem einstöckigen Flügelbau belegenen, Conventsremter, einem mächtigen Saal von 96 Fuß Länge und 48 Fuß Breite, welcher nach dem Vorbilde des im Hohen Hause befindlichen Capitelsaales erbaut zu sein scheint, denn gleich diesem finden die hochaufstrebenden Spitzbogengewölbe in drei in der Mittellinie stehenden Granitpfeilern ihre Stütze und bis auf geringe Abweichungen ist die Construction beider Gewölbebauten dieselbe, nur daß die Maßverhältnisse im Conventsremter die größeren sind.

In verhältnißmäßig kurzer Zeit ist dieser Prachtbau vollendet worden und die beiden Schlösser zusammengenommen, geben ein Bild von den großartigen Hilfsmitteln, über welche der Orden in jener Zeit gebot. Gleich groß und geachtet nach innen und nach außen, stand er da, ein Muster trefflicher Verwaltung und unparteiischer Rechtspflege, von den benachbarten Völkern gefürchtet, von den Herrschern anderer Staaten als ebenbürtig angesehen, einzig in seiner Art, ohne einen erblichen Fürsten an der Spitze, beherrscht von einem kriegerischen Mönchsorden, der einem aus der eigenen Mitte gewählten Oberhaupt gehorchte. Man rühmte zu damaliger Zeit dem Ordenslande nach, daß nirgends so geringe Abgaben gezahlt würden, und in keinem andern Staate bessere Ordnung herrsche; man kannte keinen gewaltthätigen Adel, kein Faustrecht, weder Hexenverfolgung noch Inquisition!

So lange die aufreibenden Kämpfe mit dem tapferen Volke der Preußen währten, so lange große Summen zur Errichtung fester Burgen, zur Gründung von Niederlassungen und für Landesmeliorationen aufgewendet werden mußten, hatte bei den Rittern mönchische Einfachheit geherrscht. Die Bedürfnisse der Ordensleute beschränkten sich auf ein geringes Maß, aber das Land blühte ringsumher auf. Städte entstanden in der Umgebung der Burgen, Dörfer wurden gegründet, auf dem Lande war ein zahlreicher grundbesitzender Adel ansässig gemacht worden, Handel und Wandel blühten, der Ackerbau, besonders auf den eigenen Gütern des Ordens, war zu verhältnißmäßiger Höhe gediehen. Durch die in den Jahren 1288 und 1289 unter dem Landmeister Grafen von Querfurt vollführte Eindeichung der Weichsel und Nogat, waren ausgedehnte Sumpfgebiete in herrliche Weiden und fruchtbare Aecker verwandelt worden, die noch heute durch ihre Fruchtbarkeit berühmte Niederung, die Viehzucht stand in Blüthe und weit und breit waren die trefflichen Pferde des Ordens bekannt; eine Kriegsflotte schützte den Handel zur See und unbelästigt zogen die Kaufleute ihre Straße. Stets reichlicher flossen die Quellen, welche dem Orden Reichthümer zuführten, und es war eine natürliche Folge, daß man eine ausgedehntere Verwendung für dieselben suchte. Bei dem hohen Ansehen, in welchem der Orden nach außen hin stand, war es erklärlich, wenn das Streben erwachte, diesem Ansehen sichtbaren Ausdruck zu geben und als erste Aeußerung dieses Strebens können die Prachtbauten angesehen werden, welche nach der Uebersiedelung des Hochmeisters zur Marienburg, dort neu errichtet oder dem vorhandenen Schlosse hinzugefügt worden sind.

Die Kraft und Kühnheit, mit welcher der Orden, in dem Glauben ein gottgefälliges Werk zu verrichten, den Kampf gegen ein für die Freiheit und die Religion der Väter streitendes Volk zu Ende gekämpft, der tiefe Ernst mit welchem er dann bemüht gewesen, auf dem blutgetränkten Boden ein von wahrer Gesittung durchdrungenes neues Staatswesen zu schaffen, haben gewissermaßen in den Bauten der Marienburg ihren Ausdruck gefunden. Groß und gewaltig stellen sie das Bild einer zur höchsten Blüthe gediehenen weltlichen Macht dar, aber dabei ist eine nahe Verwandtschaft mit jenen herrlichen kirchlichen Bauten nicht zu verkennen, welche uns das Mittelalter als Frucht einer tiefinnerlichen, religiösen Begeisterung zum Erbtheil hinterlassen hat, dieselbe Begeisterung, deren überwältigender Macht auch der Orden selbst seine Entstehung verdankt.

Man kennt, wie so oft bei den Bauten des Mittelalters, die Namen der Baumeister nicht, welche die kühnen Pläne entworfen und an der Hand einer vollendeten Technik zur Ausführung gebracht haben, und es ist daher wahrscheinlich, daß auch hier, wie bei den Benedictinern und später bei den Cisterziensern die Baumeister Mönche oder doch Geistliche waren, Angehörige jener großen Schule, welche aus großer Zeit geboren, keinen Ruhm, weder für sich noch für den Einzelnen, in Anspruch nahm und

daher die Namen der Baumeister nicht weiter beachteten. Vielleicht waren die Baumeister Mönche aus den Reihen der soeben genannten Orden, möglicherweise aber auch Priester, welche dem Ritterorden angehörten und für die letztere Annahme sprechen in der That, die Hingebung sowohl als auch das Verständniß, mit welchem die Baumeister den Anforderungen eines vorherrschend kriegerisch und weltlich gewordenen Ordens Genüge geleistet haben, und die in gleichem Maße schwerlich bei Bauleuten zu finden gewesen sein dürfte, welche aus den Reihen rein mönchischer Institute hervorgegangen waren.

Auf der Marienburg entfalteten nun die Hochmeister mit ihrem zahlreichen Gefolge fürstliche Pracht. Auswärtige Fürsten und Gesandtschaften, zahlreiche Gäste aus dem Reich und aus den eigenen Gebieten, wurden dort zu üppigen Gelagen versammelt, deren Pracht unter der glanzvollen Regierung des Hochmeisters Winrich von Kniprode (1351—1362) ihren Höhepunkt erreichten. Es war dies derselbe Hochmeister, welcher die ersten Söldlinge in den Dienst des Ordens nahm und damit eine Institution in's Leben rief, welche, wie sich weiterhin ergeben wird, den Untergang des Ordens besiegelte.

Dem Beispiele der Hochmeister folgend, begannen allmählich auch die auf den Burgen befehligenden Comthure oder Gebietiger, einen bis dahin unbekannten Aufwand zu machen, und zum großen Theile war dies der Grund, warum selbst die bedeutenden Einkünfte des Ordens den Ansprüchen nicht mehr genügten. Man traf daher den Ausweg, von den Städten und von dem Landadel höhere Abgaben und Leistungen zu verlangen, die Einkünfte der Kaufmannschaft aber dadurch zu schmälern, daß der Orden die für eigene Rechnung betriebenen Handelsgeschäfte erweiterte. Die größeren Städte, und allen voran, die zur Hansa gehörigen Städte Thorn, Culm, Danzig, Elbing, Braunsberg und Königsberg, nahmen zwar gern die Vortheile in Anspruch, welche ihnen aus dem Schutze des Ordens erwuchsen, wie auch andererseits der letztere selbst das vermehrte Ansehen zu schätzen verstand, welches er als Oberhaupt und Beschützer wichtiger Glieder der Hansa genoß, aber beide Theile waren geneigt die Vortheile zu überschätzen, welche dem andern Theile aus der eigenen Bedeutung und Größe erwuchsen, und dieses Abwägen war es, das in erster Linie zu Unzuträglichkeiten führte, welche ihren Höhepunkt erreichten, als die zur Hansa gehörigen Städte zu der Auffassung gelangt waren, daß sie des Ordens nicht bedürften, sondern auch ohne die engere Verbindung mit demselben, die ihnen gebührende Stellung nach außen aufrecht zu halten im Stande seien, woraus sich dann das Bestreben ergab, sich der Abhängigkeit und der Abgabepflichtigkeit dem Orden gegenüber zu entziehen.

Der Geist der Unzufriedenheit und der Selbstsucht wuchs nun nicht allein innerhalb der Mauern der zur Hansa gehörigen großen Handelsplätze, sondern er ergriff auch die Bürger der kleinen Städte und endlich den angesessenen Landadel. Wenn die Abgaben erhöht oder neue Lasten auferlegt werden sollten, wurde von allen Seiten Widerspruch erhoben, oder es wurde zum Ersatz die Bewilligung größerer Freiheiten verlangt, wobei das Streben des Adels besonders dahin gerichtet war, den Bauern gegenüber größere Rechte zu erlangen, um sie nach dem Beispiele der Standesgenossen im Reich, welche den Bauer als einen Hörigen behandelten, nach Gefallen ausbeuten zu können. Wenn der Orden den gestellten Forderungen nicht nachgab, die Abgaben und Dienste erhöhte, anstatt sie zu vermindern, dann hielten sich Städte und Adel als in ihren Interessen beeinträchtigt, und ganz allmählich entwickelten sich die Keime einer, späterhin zur Riesenstärke anschwellenden Opposition, welche zuerst im Schooße des Landadels, in Gestalt eines Geheimbundes, zu einer festen Organisation gedieh. Zwar war diese Verbindung, welche sich nach dem von ihr gewählten Erkennungszeichen, die Eidechsengesellschaft nannte, zunächst von keiner besonderen Bedeutung, aber sie gab doch die Stätte ab, wo die Keime der Unzufriedenheit und des Aufruhrs fortwährend genährt wurden, bis sie endlich emporschossen und die Städte mit in ihren Bereich zogen.

Bevor es indessen von dieser Seite zur offenen Auflehnung kam, wurde der Orden in einen Kampf auf Leben und Tod mit einem äußeren Feinde verwickelt, mit dem Könige von Litthauen und Polen. Lüstern nach dem Besitz des in hoher Blüthe stehenden Ordenslandes und vielfach gereizt durch die Rache- und Raubzüge, welche seitens der Ritter auf litthauischem Gebiete ausgeführt wurden, fiel, nach mancherlei Wirrnissen, der König Jagiello in das Ordensgebiet ein. Seiner überlegenen Macht, die er durch Tartarenhorden verstärkt hatte, war das Ordensheer nicht gewachsen und als letzteres in der Todesschlacht bei Tannenberg, am 15. Juli 1410, auf's Haupt geschlagen worden war, über 600 Ritter, mit ihnen der Hochmeister Ulrich von Jungingen und tausende von Kriegern, auf der Wahlstatt geblieben waren, fiel eine große Anzahl von Burgen dem Könige in die Hände und siegesgewiß rückte er gegen die Marienburg vor, um durch deren Eroberung dem Orden den letzten tödtlichen Streich zu versetzen. Die Burg war schwach besetzt und der König zweifelte daher nicht, daß sie sich widerstandslos ergeben würde. Aber eilig war der Comthur von Schwetz, Heinrich von Plauen, nach der Marienburg gezogen, hatte die Stadt Marienburg niedergebrannt, um den Feind des Schutzes daselbst zu berauben, und hielt nun mit 2000 Mann das Hochschloß, mit 1000 Mann die Vorburg besetzt. Jagiello fand die Thore verschlossen und begann sogleich die Belagerung. Die Litthauer lagerten im SO., die Polen im S. und SW., die Tartaren im NO., und von allen Seiten wurde die Burg mit

Blieben beschossen; nur die Kirche und das große Marienstandbild wurden aus Scheu vor den Heiligthümern verschont. Die Besatzung aber vertheilt sich nicht nur vertheidigend, sondern machte Tag und Nacht Ausfälle und brachte dem Feinde so empfindliche Verluste bei, daß Jagiello eines Tages ausgerufen haben soll: „Wir wähnten sie wären von uns belagert, während wir von ihnen belagert sind!" — Krankheiten und Mangel an Lebensmitteln schwächten und entmuthigten das Heer, dem Könige begann es an Geld zu fehlen und als endlich sogar ein Theil seiner Lehnsleute eigenmächtig in die Heimath zurückkehrte, gab er die Belagerung auf und zog heim, eine große Anzahl Gefangener mit sich führend, für welche er ein hohes Lösegeld verlangte. Des Krieges überdrüssig, war er zum Frieden geneigt, der denn auch am 1. Februar 1411 zu Thorn abgeschlossen wurde.

(Schluß folgt.)

Berichtigung zur Beschreibung der Oranischen Gruft zu Delft.

In der Beschreibung der Oranischen Gruft zu Delft, Nr. 26 des Johanniter Wochenblattes, ist p. 156 erste Spalte 6. Zeile von unten der Name Moritz zu streichen, und muß es dagegen heißen: deren zwei Söhne Casimir und Alexander. Diese beiden mittleren Söhne König Wilhelm's II. starben beide unvermählt, außer ihnen hatte er einen älteren Sohn, der ihm als Wilhelm III. auf dem Thron folgte, und einen jüngeren Sohn, den Prinzen Heinrich, die beide zweimal vermählt waren. Prinz Moritz, der irrthümlich in der erwähnten Beschreibung als Sohn Wilhelm's II. figurirt, war der mittlere Sohn König Wilhelm's III., und es muß daher p. 156 in der zweiten Spalte, 5. Zeile von oben heißen: die drei Söhne Wilhelm's III.: Wilhelm, Moritz und Alexander. Da der Prinz Moritz bereits in dem Alter von sieben Jahren starb, so findet man ihn fast nirgends erwähnt, und dieser Umstand hat zu der obigen Verwechselung Anlaß gegeben. Ueber die Oranische Gruft zu Delft giebt es eine Beschreibung in holländischer Sprache (vermuthlich aus dem siebzehnten Jahrhundert), die äußerst selten geworden ist und folgenden Titel führt: Aafbeeldingen van de heerlyke Graftombe en van de oud en nieuwe grafkelder der princen van Orangie met alle de kisten, zoo als die in dat graf geplaant zyn etc. etc. Te Delft gedrukt by Caspar van Graawenhoon in 12°. Am Schluß des Werkes befindet sich in Kupferstich die Abbildung des Mausoleums Wilhelm's I. von Oranien, sowie auch der Gruft und der einzelnen darin beigesetzten Särge.

Noch sei erwähnt, daß Graf de la Borde im vergangenen Jahre eine Biographie der vierten Gemahlin Wilhelm's des Schweigsamen von Oranien, der Louise de Coligny in zwei Bänden veröffentlicht hat. Diese Tochter des großen Admirals Gaspard de Coligny und der Charlotte de Laval, war den 28. September 1555 geboren, und in erster Ehe 26. Mai 1571 mit Charles, Seigneur de Teligny, dem Waffengefährten ihres Vaters vermählt, mit dem er 1572 in der Bartholomäusnacht niedergestochen ward. Seine Wittwe heirathete elf Jahre später am 12. April 1583, Wilhelm von Oranien, dessen vierte Gemahlin sie war. Durch ihren einzigen Sohn aus dieser Ehe, Heinrich Friedrich (1584—1647), der 1625 seinem Bruder Moritz in der Statthalterschaft folgte, ward sie die Stammmutter des preußischen Königshauses, indem dessen älteste Tochter Louise Henriette die erste Gemahlin des großen Kurfürsten wurde. Das Leben der Louise von Coligny führt uns eine der edelsten und reinsten Gestalten des französischen Protestantismus vor, die sowohl in der Heimath als hernach auf fremdem Boden mit unverrückbarer Standhaftigkeit die großen Traditionen der Frömmigkeit, der Ehre und der Opferwilligkeit für die höchsten Interessen der Menschheit zu bewahren wußte, die sie einst in ihrer Kindheit am väterlichen Herde empfangen. Sie lebte und starb getreu ihrem Wahlspruche Ad tuum regnum veni.

Die Luisenstiftung zu Berlin.

Der Monat Juli bringt eine für die Localgeschichte Berlins wichtige Erinnerung, die Wiederkehr des Tages, da vor achtzig Jahren die Luisen-Stiftung eröffnet wurde.

Gleich nach dem Dahinscheiden der Königin Luise entstand der Plan zur Begründung von Bildungsanstalten für Erzieherinnen, Anstalten, die im Geiste der edlen Verblichenen geleitet werden sollten, und schon am 3. August erließ eine Anzahl angesehener Männer, an der Spitze Geheimrath Delbrück, der Erzieher der Prinzen Friedrich Wilhelm (IV.) und Wilhelm (I.), einen Aufruf „an die tief gebeugten Bewohner des preußischen Staates", in welchem die Ziele des Unternehmens in großen Zügen dargelegt wurden.

Der Plan, der sofort die Zustimmung des Königs fand, ging dahin, zunächst in Berlin, Königsberg und Breslau, sodann auch in den anderen Provinzialhauptstädten solche Erziehungsanstalten ins Leben zu rufen, aber unter den bedrängten Zeitumständen (das zerstückelte, verarmte Preußen seufzte noch unter der französischen Fremdherrschaft) gelang die Verwirklichung nur für Berlin.

Für das hiesige „Luisenthum" — der König änderte bald den Namen in „Luisen-Stiftung" um — wurden allerdings die Mittel durch freiwillige Beiträge schnell aufgebracht, doch welche Geldarmuth damals herrschte, erkennen wir daraus, daß unter den Spenden sich auch silberne Löffel und goldene Ringe befanden. In diesen Gaben haben wir also die Vorläufer jener großherzigen Opfer zu erblicken, die drei Jahre später auf dem Altar des Vaterlandes niedergelegt und mit dem unscheinbaren Ringlein „Gold gab ich für Eisen" belohnt wurden.

Zur Schirmherrin der Stiftung wurde „Luisens erstgeborene Tochter", Prinzessin Charlotte, später Gemahlin des Kaisers Nikolaus von Rußland, ernannt, und bezeichnend für den neuen Geist, der sich in Preußen zu regen begann, war es, daß die Anstalt zur Ausbildung deutscher Erzieherinnen dienen sollte. Bisher hatten der Adel und die begüterten Bürger zur Erziehung der Töchter fast ausschließlich französische Gouvernanten und Bonnen verwendet.

Am 19. Juli 1811 wurde die Anstalt in der vom Könige ihr angewiesenen „Neuen Münze vor dem Königsthor" eröffnet, und mit der Leitung wurde Fräulein Friederike Lehmann betraut, die dann 31 Jahre lang einsichtsvoll und unter segensreicher Wirkung der Anstalt vorstand.

Wir folgen mit diesen Angaben der trefflichen, von der Oberlehrerin Marie Friese verfaßten „Chronik der Luisenstiftung". Bei der Eröffnung zählte das Institut fünfzehn Zöglinge, vier Erzieherinnen und ebenso viele Wärterinnen. Seines Bleibens vor dem Königsthor war jedoch nicht lange, denn der Staat bedurfte der vormaligen Neuen Münze wieder für ihre ursprünglichen Zwecke, und so siedelte im Juni 1812 die Luisenstiftung nach dem „Anspach'schen Palais" in der Wilhelmstraße, das uns als Palais des Prinzen Albrecht bekannt ist, über. Der aus Frankreich eingewanderte Baron Vernezobre hatte diesen Bau errichtet, um so wieder beim König Friedrich Wilhelm I., dem eifrigen, aber auch etwas gewaltsamen Förderer des Hausbaues, zu Gnaden zu gelangen. Friedrich der Große miethete den in seiner ursprünglichen Gestalt festungsähnlichen Palast für den türkischen Gesandten, und 1772 erstand Prinzessin Amalie das Grundstück und ließ es in ein „Sommerpalais" umwandeln.

Hier hielt die geistreiche Prinzessin Hof und sah oftmals auch den königlichen Bruder zu Gaste, der bei den musikalischen Abendunterhaltungen selber mitwirkte. Nach dem Tode der Prinzessin diente das Palais verschiedenen fürstlichen Gästen als Wohnsitz, zuletzt und für längere Zeit einem Markgrafen von Anspach-Baireuth, der seine Besitzungen an Preußen abtrat. Nach ihm hieß das Haus Anspach'sches Palais und verlor diesen Namen erst in den dreißiger Jahren, nachdem es in den Besitz des Prinzen Albrecht übergegangen war und durch Schinkel seine herrliche Umgestaltung erfahren hatte.

Auf diesem weitgedehnten Grundstück mit seinem prächtigen Garten hätten die Insassen der Luisenstiftung sich sehr behaglich fühlen können, aber sie hatten die Räume zu theilen mit anderen, nicht durchweg angenehmen Bewohnern. Dazu waren die Einrichtungen arg vernachlässigt, und ehe noch allen berechtigten Klagen Abhilfe geschah, mußte 1830 das Palais für den Prinzen Albrecht, der sich im September mit der Prinzessin Marianne der Niederlande zu verheirathen gedachte, geräumt werden.

Die Luisen-Stiftung siedelte nach dem Hause Markgrafenstraße 10 über, das viel beschränktere Räume bot und sich bald als zu klein erwies; doch erst mehr als 30 Jahre später wurde durch einen Neubau Abhilfe geschafft. Während des Neubaues 1865 bis 1867, hatte die Stiftung eine Miethswohnung in der Lindenstraße inne, bis sie zu Ostern 1867 das neue, allen Ansprüchen genügende Haus bezog.

Eine eifrige, warmherzige Schirmherrin hatte die Stiftung an der Königin Elisabeth, die gleich nach ihrer Vermählung mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm (1823) an die Stelle der Prinzessin Charlotte, seit 1825 Kaiserin von Rußland, getreten war. Die Kronprinzessin und spätere Königin besuchte sehr häufig und meist unangemeldet die Luisen-Stiftung, und auch auf ihre Dienerschaft ging die Empfindung lebhafter Theilnahme für die Anstalt über. Als der alte Kutscher starb, welcher die hohe Frau so oft dorthin gefahren hatte, da fand sich, daß er sein theuerstes Andenken, einen ihm von der Königin zur Silberhochzeit geschenkten Becher, der Stiftung vermacht hatte.

Auf die Königin Elisabeth folgte als Schirmherrin 1874 die damalige Kronprinzessin Victoria, und es ist bekannt, welche rege Theilnahme sie allezeit auch als Kaiserin Friedrich, der Luisen-Stiftung bewiesen hat. (Voss. Ztg.)

Das Anschar-Schwestern- und Krankenhaus (vormals Mutterhaus) in Kiel

hat im Juni seinen 18. Rechenschaftsbericht, welcher das Jahr 1890 umfaßt, herausgegeben. Nach demselben belief sich zu Anfang vorigen Jahres die Zahl der Schwestern auf 34. Von diesen sind im Laufe des Jahres 6 ausgetreten, darunter eine, welche sich verheirathet hat, und eine, die wegen grober Versehen entlassen werden mußte. Wieder eingetreten sind 6 Schwestern, von welchen jedoch 2 alsbald wieder entlassen werden mußten, weil sie sich für den Dienst der Krankenpflege nicht eigneten. Am Schlusse des Jahres gehörten der Anstalt 32 Schwestern an, von welchen 4 ihre Lehrzeit noch nicht beendigt hatten.

Von den Schwestern waren 10 in den akademischen Heilanstalten in Kiel, 2 im Julien-Hospital in Eutin, 2 im Johanniter-Hospital in Ploen, 2 im städtischen Krankenhause in Kiel, 2 in der Gemeindepflege in Rendsburg und je eine Schwester in der Gemeindepflege in Ploen, Panker und Gaarden und bis zum 1. April in Wyk auf Föhr beschäftigt. Außerdem sind von den im Hause wohnenden Schwestern Privatpflege und Nachtwachen geleistet worden, darunter auch unentgeltliche Pflege bei Armen der Stadt Kiel. Freilich konnte auch im verflossenen Jahre in vielen Fällen wegen Mangels an Schwestern die erbetene Hilfe nicht beschafft werden.

Im Laufe des Jahres 1890 sind 8 auswärtige Pensionärinnen ausgebildet worden, 3 Schwestern aus Schwerin, 2 aus Altona und je eine Pensionärin aus

Soest in Westfalen, Lübeck und Langenhorn. Zwei frühere Pensionärinnen haben sich dadurch Anspruch auf den Dank der Schwestern erworben, daß sie zeitweilig Aushilfedienste leisteten.

Im Hospital sind im Ganzen 269 Kranke (gegen 304 im Vorjahre) behandelt worden. In den letzten Monaten des Jahres war das Hospital so stark belegt, wie es früher nie der Fall gewesen. Die Zahl der Kranken belief sich am 31. December 1890 auf 46 (gegen 20 im Vorjahr). Der Hospitalbericht enthält zugleich die näheren Mittheilungen über die behandelten Krankheiten und den Erfolg der Behandlung. Die Zahl der Todesfälle ist auch im verflossenen Jahre recht groß gewesen, aber doch nicht so groß, wie im Jahre 1889.

In der Poliklinik haben sich im Jahre 1890 2281 Personen (gegen 2407 im Vorjahre) vorgestellt.

Die Zahl der ausgeführten Operationen betrug 401 (gegen 443 im Vorjahre). Seit dem 1. August v. J. ist im Anscharhause auch eine Sprechstunde für Behandlung innerer Kinderkrankheiten gehalten worden.

Ein erfreuliches Ereigniß für das Anscharhaus war im vorigen Jahre die Vollendung und Einweihung des im Jahre 1889 begonnenen Neubaues, der an den ältesten Theil der Anstalt sich anschließt. Hierdurch ist ein den Anforderungen der Gegenwart entsprechendes Operationsloeal mit den dazu gehörigen Nebenräumen und ein geeignetes Local für die Poliklinik gewonnen, anderntheils dem Mangel an den erforderlichen Räumlichkeiten für die Schwestern und die zur Ausbildung überwiesenen Pflegerinnen abgeholfen worden. Außer den beträchtlichen Mitteln, welche für die Bestreitung der Kosten dieses Baues durch den Bazar des Jahres 1888 dem Hause zuflossen, erhielt dasselbe zu dem gleichen Zwecke ein bedeutendes Gnadengeschenk von Sr. Majestät dem Kaiser im Betrage von 5000 M. Die Kosten des Neubaues betrugen im ganzen die stattliche Summe von 43265 M. 74 Pf., wovon im Jahre 1889 13081 M. 77 Pf., im verflossenen Jahre 29283 M. 97 Pf. bezahlt worden sind.

Hiernach kann es kein Wunder nehmen, wenn die Finanzlage des Hauses am Schlusse des Berichtsjahres sich als keine besonders günstige herausstellte.

Die Gesammtausgabe belief sich auf 70381 M. 15 Pf., die Einnahme auf 65706 M. 80 Pf., sodaß sich ein Deficit von 4674 M. 35 Pf. ergab. Das Resultat würde aber, wie der Bericht betont, erheblicher günstiger gewesen sein, wenn nicht im verflossenen Jahre in Folge der Vertheuerung fast sämmtlicher Lebensmittel die Haushaltungskosten und in Folge des strengen Winters und der hohen Kohlenpreise die Kosten für die Heizung gegen das Vorjahr sich erhöht hätten.

Evangelischer Gottesdienst in Curorten.

Durch den Verein für Einrichtung deutsch-evangelischer Gottesdienste in Curorten (Vorsitzender: General der Cavallerie z. D. Graf von Bismarck-Bohlen) wird in diesem Sommer evangelischer Gottesdienst in den folgenden Curorten veranstaltet werden: in St. Blasien (Curhaus) vom 1. Juli bis Ende August; in Ostende (Capelle der Rue Longue), Blankenberghe (Saal der Rue Breydel) und Scheveningen (Badecapelle) vom 15. Juli bis 20. September; in Bellaggio (Grand Hotel Bellaggio) von Ende August bis Ende September. In Falkenstein im Taunus (Heilanstalt) wird das ganze Jahr hindurch zweimal im Monat evangelischer Gottesdienst gehalten. Daneben nimmt sich der gleichnamige schweizer Verein der geistlichen Versorgung vieler Curorte in den Hochalpen an.

Während des verflossenen Winters erstreckte sich die Thätigkeit des Vereins auf die Orte: Bordighera (Hotel Westend); Ospedaletti (Hotel de la Reine); Nervi (Hotel Eden) alle drei an der Riviera; Gardone (Villa Aurora) am Garda-See; Arco (Curhaus) und Gries-Bozen (Cursaal) in Süd-Tirol, denen im künftigen Jahre noch ein neuer Curort — Rapallo (Hotel Europa) an der Riviera sich anreihen soll. In Bellaggio ist auch während der Frühjahrssaison ein deutscher Curprediger stationirt. Fast an allen diesen Orten wird eine stetig wachsende Theilnahme an den Gottesdiensten beobachtet und damit die Thatsache bezeugt, daß diese Veranstaltung in ihrem Werthe für unsere Landsleute in der Fremde voll anerkannt wird. Anfragen und Wünsche, die das Unternehmen betreffen, sind an den stellvertretenden Vorsitzenden und Geschäftsführer — Herrn M. Bernus, 4 Taunus-Anlage, Frankfurt a. M. — Beiträge zur Bestreitung der jährlichen Ausgaben an den Schatzmeister — Herrn Carl de Neufville, 4 Barckhausstraße, ebendaselbst — zu richten.

Literatur.

Anzeiger des germanischen Nationalmuseums. 1891. — Nr. 3. — Mai und Juni. —

Inhalt: Chronik des germanischen Museums. — Stiftungen. — Neu angemeldete Jahresbeiträge. — Einmalige Geldgeschenke. — Zuwachs der Sammlungen. — Fundchronik. —

Beilagen: I. Mittheilungen aus dem germanischen Nationalmuseum. 1891. Bogen 6 und 7. — Ein rheinischer Stollenschrank des 16. Jahrhunderts. Von A. v. Essenwein. — Chiffrirte Briefe aus der Zeit des Regensburger Reichstags von 1641. Von Jul. Reinh. Dieterich. — Ein Stuhl des 12. Jahrhunderts. Von A. v. Essenwein. — Weinrecepte des 18. Jahrhunderts. Von Th. Volbehr. — II. Katalog der im germanischen Museum befindlichen Kunstdrechslerarbeiten des 16.—18. Jahrhunderts aus Elfenbein und Holz. Bogen 1 und 2. Von A. v. Essenwein.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrtich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Post-Anstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 5. August 1891. **Nr. 31.**

Wilhelm von Gizycki, Oberstlieutenant und etatsmäßiger Stabsoffizier im 2. Pommerschen Feld-Artillerie-Regiment Nr. 17, Ehrenritter seit 1884, † zu Bromberg 27. Juli 1891.

Vom Hochmeisterschlosse Marienburg an der Nogat.

(Schluß).

Der Orden war wieder Herr seines Gebiets, aber das Land und die Städte waren ausgeplündert, die Ortschaften zum großen Theil zerstört und für die Gefangenen mußten 100 000 Schock Groschen bezahlt werden. Der Ordensschatz war erschöpft, das Land konnte nur wenig aufbringen und Heinrich von Plauen war schließlich genöthigt, die Silbergeräthe des Convents und selbst der Kirche zu Marienburg zu verkaufen.

Von dieser Zeit an hat der Orden kein Gedeihen mehr gefunden. Nicht nur hatte er fast fortwährend mit Geldnoth zu kämpfen, sondern er verfiel auch in sich selbst. Zuchtlosigkeit und Hang zum Wohlleben nahmen überhand, die Disciplin lockerte sich, die Ordensritter verfielen in Unbotmäßigkeit, übten Gewaltthätigkeiten aller Art und sanken dementsprechend immer mehr in der Achtung der Bevölkerung herab. Der Geist des Aufruhrs griff bei den Städten und dem Landadel mehr und mehr um sich, und der Orden war genöthigt zum Schutz gegen die eigenen Unterthanen und gegen äußere Feinde, Söldner anzuwerben. Die Kosten für deren Unterhaltung sollten das Land und die Städte aufbringen, worüber sie in hohem Grade erbittert waren. Die allgemeine Unzufriedenheit wuchs, und nun begann die Eidechsengesellschaft ihre unheilvolle Arbeit auf's Neue; sie brachte es dahin, daß Adel und Städte 1450 zu dem sogenannten Preußischen Bunde zusammentraten, mit dem ausgesprochenen Ziele, sich der Oberherrschaft des Ordens zu entledigen.

Inzwischen war, am 1. Februar 1450, Ludwig von Erlichhausen zum Hochmeister erwählt worden und eine seiner ersten Handlung war, die Beschwerdeführung über den Bund bei dem Kaiser, der sich dann auch gegen denselben erklärte, die Acht über ihn aussprach wie der Papst den Bann, indessen ohne den geringsten Erfolg. Doch währte es bis 1454, bevor der Bund zu ernsteren Schritten überging, dann aber bot er dem Könige Casimir IV. von Polen die Oberherrschaft über das Ordensland an, und am 6. Januar des genannten Jahres schickte er dem Hochmeister einen Absagebrief und sprach gleichzeitig dem Könige, Namens des Bundes, das Land Preußen zu. Ritter Hans von Baisen, einer der vornehmsten Mitglieder der Eidechsengesellgesellschaft, war dabei die leitende Persönlichkeit.

Nun wurden auf beiden Seiten Söldner geworben. Die Städte und Burgen fielen größtentheils vom Orden ab. Marienburg, Stuhm und Konitz aber blieben treu und erstere wurden von dem Bunde belagert, dessen Heerhaufen durch Polen und Böhmen verstärkt wurden. Die Stadt Danzig stellte eine besondere Truppe, bei welcher sich ein Graf Hans von Hohenhausen als Söldnerhäuptling befand. Bald fiel er indessen ab und fügte nun im Verein mit den Belagerten den Danzigern so vielen Schaden zu, daß diese unter Zurücklassung ihrer Geschütze und Lebensmittel davonzogen. Doch bald kehrten sie mit verstärkten Kräften zurück und heftiger als zuvor wurde die Burg von den Belagerern beschossen. Es trat Mangel in derselben ein und mit äußerster Sorge wurde der erbetene Entsatz erwartet. Schon war der nahe Fall der Burg zu erwarten, da traf die Nachricht ein, der Herzog von Sagan, der im Dienste des Ordens ein Söldnerheer führte, habe bei Konitz eine weit überlegene Macht unter eigener Führung des Polenkönigs, am 17. September 1454 vollständig geschlagen. Zwar hatte der tapfere Herzog im Kampfe das Leben verloren, aber der König verließ eilends das Land, und die Belagerungsheere, welche die Marienburg und die Burg Stuhm bedrängt hatten, lösten sich auf. Ein erneuter Versuch des Königs

mißlang und er mußte einsehen, daß dem Orden mit den Waffen einstweilen nicht beizukommen war.

Auch der Bund sah sich für's Erste zur Unthätigkeit verurtheilt, aber von anderer Seite drohte dem Orden Gefahr! Er hatte zur Vertheidigung des Landes und zur Bekämpfung des Aufstandes zahlreiche Söldnerhaufen anwerben müssen, die unter der Führung von Häuptlingen standen. Aber durch den Krieg und durch das Vorgehen des Bundes, der ihm die Hilfsquellen abschnitt, waren die Mittel derartig erschöpft, daß er die Söldner nicht bezahlen konnte. Vergeblich bemühte sich Ludwig von Erlichhausen die nöthigen Gelder herbeizuschaffen; er wurde von allen Seiten im Stich gelassen, vom Kaiser, von allen Fürsten an die er sich gewandt, und selbst von dem Landmeister in Livland, wie von dem Deutschmeister, der die Besitzungen des Ordens in Deutschland verwaltete. Zwar zahlte der Markgraf Friedrich von Brandenburg 60000 Gulden für die Neumark zu den 40000, welche er bereits hergeliehen hatte, aber die Summe reichte nicht aus.

Die Söldnerhäuptlinge wurden immer dringender und zwangen endlich den Hochmeister ihnen die Marienburg, sammt allen Städten, Burgen, Landen und Leuten zu verpfänden. Bis Fastnacht 1456 sollten die rückständigen Summen bezahlt sein, widrigenfalls den Hauptleuten gestattet sein sollte, die Pfänder zu verkaufen. Die gestellte Frist lief ab, ohne daß der Hochmeister die nöthigen Gelder hatte beschaffen können, und nun legten sich einige der Söldnerhäuptlinge in die Hochmeisterburg, unter ihnen Bernhard von Zinnenberg, Ulrich Czirwenka von Ledetz, Nikolaus von Woltersdorf, Jürg von Sliewen, Graf Hans von Hohenhausen, Heinrich Reuß von Plauen und Graf Helfenstein. Sie hielten den Hochmeister in einer Art Gefangenschaft, übten allerlei Unfug auf der Burg, und die Söldner mißhandelten die Conventsritter und selbst die Priester. Endlich drohten sie mit dem Verkauf der Burgen und Städte an den König von Polen, zuvor aber forderten sie, nachdem die Städte und viele deutsche Fürsten ihnen Vorwürfe gemacht, die ersteren auf, das Geld zur Bezahlung der rückständigen Beträge aufzubringen. Sie schrieben ihnen als Antwort auf die gemachten Vorhaltungen: „Kehret Ihr aber zurück in des Ordens alte Herrschaft, denn wie anders kann der Jammer und das Elend des Landes beendigt werden!“ Aber die Städte fanden sich nicht bereit.

Endlich boten einige der Söldnerhäuptlinge wirklich dem Könige von Polen das Land zum Kauf an. Ulrich Czirwenka von Ledetz, ein Böhme, machte den Vermittler. Das aber hatte die Mehrzahl der deutschen Hauptleute doch nicht gewollt. Wohl hatten sie die Bezahlung zu erzwingen getrachtet und mit dem Unbedacht echter Landsknechte hatten sie ihr Ziel verfolgt, aber dem Feinde, den sie noch wenige Jahre zuvor bekämpft, das Land in die Hände zu liefern, war nicht ihre Absicht gewesen. Es war indessen zu spät; schon hatten am 20. August 1456 Ulrich Czirwenka von Ledetz mit einigen Genossen, dem Könige von Polen einen Vertrag vorgelegt, den dieser bereitwillig unterschrieben. Mit Czirwenka unterzeichneten auch Nickel von Woltersdorf, Andreas Gewaldl, Friedmann Panzer, Burghard Umswall, Jon Wysemansky, Reinhard Kastromsky, Ludwig Schönfeld, Friedrich Lange und Ulrich von Haselau. „Schalkhaftige Buben“ nennt sie in einem Schreiben der Hochmeister.

Vergebens hatte dieser, vergebens auch Heinrich Reuß von Plauen, welcher allein 190 379 ungarische Gulden zu fordern hatte, den Vertrag rückgängig zu machen versucht, da nun in der That Hilfe von dem Landmeister von Livland in Aussicht stand; der König bestand auf der Ausführung des Vertrages und der Orden war nicht in der Lage es auf einen Krieg ankommen zu lassen. Es nutzte nichts, daß die Uebergabe noch wiederum beinahe ein Jahr hinausgeschoben wurde. Am zweiten Pfingsttage, dem 6. Juni 1457, fand dieselbe statt! 600 polnische Reiter rückten in die Marienburg ein und der Hochmeister mußte dieselbe mit den Seinen verlassen. Am Tage darauf hielt der König seinen Einzug und nahm die Huldigung des Landes entgegen, während der Hochmeister nach Königsberg floh. An Versuchen die Burg zurückzuerobern hat es nicht gefehlt. Am Abend vor Pfingsten 1458 versuchte Ludwig von Erlichhausen die Burg zu erstürmen und zum zweiten Male, wiederum in den Pfingsttagen, 1460, aber immer vergebens. Auch von der Stadt Marienburg aus, welche sich nicht hatte ergeben wollen, wurden verschiedene Versuche gemacht, aber stets ohne Erfolg, und endlich, am 6. August 1460, mußte auch sie kapituliren. Ihr heldenmüthiger Bürgermeister Bartholomäus Blum wurde am Tage nach der Uebergabe auf dem Markte enthauptet.

Aber auch nach diesem neuen Erfolge der Polen sollten die Fehden noch kein Ende nehmen, sondern zogen sich noch sechs Jahre hin, bis endlich durch den Frieden von Thorn, am 19. October 1466, die Ruhe hergestellt wurde, aber freilich um den Preis Westpreußens, das dem Könige von Polen abgetreten werden mußte, während Ostpreußen dem Hochmeister verblieb, indessen als ein Lehn, welches er von der polnischen Krone nahm.

Der preußische Bund, dem die verlockendsten Versprechungen gemacht worden waren, erntete übrigens nicht die Vortheile, welche er sich von seiner verrätherischen Handlungsweise versprochen hatte, im geringsten Maße der Anstifter des ganzen erbärmlichen Handels, Ritter Hans von Baisen. Zunächst zum Commandanten der Marienburg eingesetzt, wurde er bald von dort entfernt, weil man ihm nicht traute und bald wurde er völlig bei Seite geschoben. Vorläufig wurden übrigens die Rechte des Landes

nicht erheblich verletzt, aber nach kaum hundert Jahren war von Rechten kaum noch die Rede. Der größte Theil der deutschen Landbevölkerung war verdrängt und durch hörige Polen ersetzt worden, und als die Vertreter des Landes auf dem Reichstage zu Warschau für die alten Rechte und für ihre Sprache eintreten wollten, wurde ihnen höhnend zugerufen: „Schweigt! ihr seid Polen!"

Die Marienburg war seit 1457 Sitz eines Starosten geworden und als Friedrich der Große 1772 Westpreußen zurückgewann, lag die Burg im Verfall und ganze Theile derselben waren in Trümmer gesunken, freilich nicht durch die Schuld der Polen allein, welche besonders dem Mittelschlosse als „dem Schlosse des Königs", immer noch einige Aufmerksamkeit gewidmet hatten, sondern auch durch das Hinzuthun der Schweden unter Gustav Adolph, welche sich hier in den Kriegen mit Polen wiederholt festgesetzt haben. Dazu kam eine im Jahre 1644 ausgebrochene Feuersbrunst, welche einen Theil des Daches des hohen Hauses zerstörte.

Noch bis zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts ist unter preußischer Herrschaft den Zerstörungen kein Einhalt geschehen, bis endlich König Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1804 denselben ein Ende machte. Aber erst nach den Befreiungskriegen sind die ersten Wiederherstellungsarbeiten ausgeführt worden, und wiederum war es auch hier der preußische Kronprinz, welcher sich für deren ernste Inangriffnahme interessirte und namentlich weitere Kreise, besonders aber den Adel und die Städte des ehemaligen Ordenslandes zur thätigen Theilnahme zu veranlassen verstand. Der edle junge Fürst hatte dafür im Jahre 1822 die Genugthuung, im Kreise einer glänzenden Versammlung den wiederhergestellten großen Remter im Mittelschlosse einweihen zu können.

Die Marienburg wird binnen nicht langer Zeit aus den Trümmern wieder aufgerichtet sein; hoffen wir, daß das in Westpreußen bis jetzt noch in Trümmern liegende Deutschthum gleichfalls wieder zur ehemaligen Blüthe gedeihen werde!

C. A. L. von Binzer.

Die evangelisch-lutherische Diakonissenanstalt Bethanien zu Breslau

hat im vorigen Monat zum 41. Male seit ihrem Bestehen allen Freunden und Wohlthätern in einem umfangreichen Jahresberichte Kunde von ihrem segensreichen Wirken gegeben. Demselben entnehmen wir nachstehende Mittheilungen, welche geeignet sein dürften auch in weiteren Kreisen Interesse für die Anstalt zu erwecken.

Das vergangene Jahr war für Bethanien recht bewegt und wechselvoll. Ernst wie es begann, so ist es auch verlaufen. Am 7. Januar v. J. ging die theure, Allerhöchste Protectorin des Hauses, Ihre Majestät die Kaiserin und Königin Augusta zur ewigen Ruhe ein. Den schmerzlichen und von tiefster Dankbarkeit gegen die hochselig Entschlafene durchdrungenen Empfindungen hat der vorjährige Bericht, welcher gerade unter dem frischen Eindrucke dieses Ereignisses abgefaßt wurde, bereits Ausdruck gegeben.

Nur das hatte damals noch nicht berichtet werden können, daß die hochselig Entschlafene, wie so viele andere Wohlthätigkeitsanstalten im Reiche, so auch Bethanien mit einem Vermächtnisse von 3000 Mark testamentarisch bedacht hat. Im vorigen Berichte war ferner bereits die erfreuliche Mittheilung gemacht worden, daß Ihre Majestät die regierende Kaiserin und Königin Auguste Victoria allergnädigst geruht haben, mit allerhöchster Genehmigung Sr. Majestät des Kaisers und Königs an Stelle der verewigten Protectorin Bethanien unter Allerhöchstihren Schutz zu nehmen. Indessen auch das konnte der vorige Bericht noch nicht mittheilen, daß Allerhöchstdieselbe bei Ihrer vorjährigen Anwesenheit in Breslau am 17. September die Gnade gehabt hat, sammt Ihrem hohen Gefolge, darunter auch Ihre Königliche Hoheiten die Prinzessinen Albrecht von Preußen und die Herzogin von Connaught, geborne Prinzessin von Preußen, die Anstalt mit ihrem Besuche zu beehren. Ueber 3/4 Stunden war es den Schwestern Bethaniens vergönnt, Ihre Majestät in ihrer Mitte zu haben und Zeugen davon zu sein, welch' ein liebewarmes Herz Sie den Armen und Kranken, besonders den kranken Kindern entgegen bringt.

Die Schwesternschaft des Hauses ist im vorigen Jahre in außergewöhnlicher Weise schwer heimgesucht worden. Nicht nur zahlreiche Erkrankungen, namentlich in der Influenza-Epidemie, haben sie betroffen, sodaß z. B. in einer Woche des Januar v. J. allein im Mutterhause zugleich 30 Schwestern krank darniederlagen, während alle Räume der Krankenhäuser mit Kranken gefüllt waren wie nie zuvor, sondern auch der Tod hat drei Schwestern in ihrer besten Kraft hinweggerafft, zwei davon im Januar, eine im Juli.

Am Schlusse des Berichtsjahres betrug die Zahl der Schwestern 163 eingesegnete, 64 Bei- und 22 Probeschwestern, im Ganzen also 249 Schwestern. Am Himmelfahrtstage, an welchem Bethanien im vorigen Jahre sein Stiftungsfest feierte, wurden 5 Probeschwestern zu Beischwestern ernannt, am 22. October, dem Geburtstage Ihrer Majestät der regierenden Kaiserin, 5 Beischwestern zum Diakonissenamte kirchlich eingesegnet und am Kirchweihfeste Bethaniens, am 13. November wieder 12 Probeschwestern zu Beischwestern ernannt. Das zuletzt erwähnte Fest erhielt dadurch noch seine besondere Weihe, daß die Schwestern Pauline Vogel, Emilie Heider, Rosine Wilde und Anna von Falkenhausen ihr 25jähriges Diakonissen-Jubiläum bei frischer Gesundheit begehen durften.

Trotzdem die Schwesternschaft Bethaniens seit Ende 1889 einen Zuwachs von 11 Schwestern

erfahren, so hat doch der Mangel an ausreichenden Pflegekräften die Anstalt mehr denn je bedrückt. Wie im Mutterhause so mehrte sich auch fast auf allen auswärtigen Stationen die Arbeit in solchem Maße, daß nirgends die Kräfte zureichen wollten. Die an das Haus ergangenen Bitten um Ueberlassung von Schwestern in Gemeinde- Anstalts- und Privatpflegen, sowie zur Uebernahme von Kleinkinderschulen konnten daher nur in sehr beschränktem Maße erfüllt werden. Der Bericht wendet sich in Folge dessen an alle Freunde der Diakonissensache, besonders an die Gemeinden der evangelischen Kirche in Schlesien mit der dringenden Bitte, dazu mitzuhelfen, daß möglichst viele berufslose Jungfrauen und kinderlose Wittwen sich für den Diakonissenberuf bereit finden lassen möchten.

Eine sehr erfreuliche, dankenswerthe Unterstützung haben den Schwestern Bethaniens auch im vergangenen Jahre die meisten der auf Veranlassung und auf Kosten des Johanniter-Ordens in Bethanien ausgebildeten „dienenden Schwestern" dieses Ordens geleistet. Bis jetzt zählt das Haus deren 26, während noch 3 im Lehrkursus stehen.

Außer den zur Ausbildung überwiesenen Johanniter-Lehrpflegerinnen hat das Mutterhaus auch noch drei Pensionärinnen und drei Schwestern aus dem Hospitale der evangelischen Gemeinde in Warschau zur Erlernung der christlichen Krankenpflege aufgenommen und auf diese Weise den Glaubensgenossen in Russisch-Polen einen Dienst erwiesen, welcher von diesen mit großer Dankbarkeit angenommen worden ist.

Trotz des so schmerzlich gefühlten Mangels an Schwestern wurde es doch zu ermöglichen gesucht, im Laufe des Jahres 1890 drei Stationen mit vier Schwestern neu zu übernehmen und 5 Stationen durch 5 Schwestern zu verstärken. Neu übernommen wurde das Confirmandenheim zu Landeck in Schlesien mit einer Schwester, das Diakonissen-Erholungshaus „Marienruh" zu Obernigk mit zwei Schwestern, die evangelische Kleinkinderschule zu Falkenberg O./S. und die Kinderheilstätte zu Königsdorf-Jastrzemb (von Mitte Mai bis Anfang October) mit je einer Schwester, während die Gemeindepflegen in der St. Elisabeth-Gemeinde zu Breslau, in der Stadt Reichenbach und in Ernsdorf-Reichenbach, sowie das evangelische Krankenhaus Bethanien zu Steinau a. d. Oder durch je eine Schwester Verstärkungen erhielten.

Das Arbeitsgebiet Bethaniens vertheilt sich einmal auf die Anstalten des Mutterhauses, andrerseits auf die auswärtigen Stationen.

Im Mutterhause arbeiteten die Schwestern a) in der Krankenheilanstalt. Mit einem aus dem Jahre 1889 verbliebenen Bestande von 127 Kranken wurden während des Berichtsjahres im Ganzen 1488 Kranke (gegen das Vorjahr 73 mehr) in 49 361 Verpflegungstagen (gegen das Vorjahr 1977 mehr) verpflegt, so daß je ein Kranker 33 Tage durchschnittlich in Anspruch genommen hat und täglich etwa 135 Kranke sich in der Anstalt befunden haben. Von diesen 1488 Kranken waren 287 männlichen und 1201 weiblichen Geschlechts, der Religion nach 1146 evangelisch, 3 altlutherisch, 337 römisch-katholisch, 1 altkatholisch und 1 baptistisch. — Nachtwachen wurden 1135 geleistet.

Die Arbeit der Schwestern b) im Siechenhause erstreckte sich im Berichtsjahre auf 60 Pfleglinge (11 männliche, 49 weibliche), von denen 45 aus dem Jahre 1889 vorhanden waren. Die Zahl der gesammten Verpilegungstage betrug 16 657, so daß durchschnittlich täglich 45 Pfleglinge waren und jeder derselben 277 Tage in Anspruch nahm. 54 waren evangelisch, 2 altlutherisch, 3 römisch-katholisch. 11 sind gestorben, 4 gingen in andere Pflege über und 45 (6 männliche, 39 weibliche) blieben für 1891 im Bestande.

Die Poliklinik des Mutterhauses hat im vorigen Jahre 3067 Kranken mancherlei Hilfe gewähren können. Gestorben sind davon 43 oder nur 1,4 %, fast sämmtlich Kinder in den ersten Lebensjahren, meist sogar in den ersten Lebensmonaten. Chirurgische Eingriffe mußten in 193 Fällen vorgenommen werden. Sämmtliche Dienste in der Poliklinik wurden unentgeltlich geleistet.

Außerdem arbeiteten die Schwestern im Mutterhause selbst noch im Büreau (Casse und Correspondenz), im Pforten- und Kirchendienst, in der Hausapotheke, in den Koch- und Waschküchen, in der Nähstube und Oekonomie, sodaß die verschiedensten Gaben geeignete Verwendung finden konnten.

Auf den auswärtigen Stationen standen in Arbeit vorübergehend für Privatpflege durchschnittlich nur 2 Schwestern, welche 27 Kranke in Pflege hatten und bei denselben 198 Nachtwachen leisteten, feststationirt waren 174 Schwestern, deren Vertheilung auf 65 Arbeitsfelder in 35 Orten der Provinz und deren Arbeit aus einer im Berichte enthaltenen Uebersicht zu erkennen ist.

Werden zu den von den Schwestern Bethaniens auf den auswärtigen Stationen gepflegten Personen noch die in den Anstalten des Mutterhauses gepflegten (Heilanstalt 1488, im Siechenhause 60, in der Poliklinik 3067, zusammen 5615, gegen das Vorjahr mehr 1327) hinzugerechnet, so hat sich die Gesammtthätigkeit der Schwestern auf 19 949 Personen, (d. i. 1927 mehr als im Vorjahre) erstreckt, während die Gesammtzahl der geleisteten Nachtwachen die Höhe von 10 085 (d. i. 133 mehr als im Vorjahre) erreicht hat.

Da im Verhältniß zu der gewachsenen Arbeit die Zahl der Arbeiterinnen allerdings nicht entsprechend gewachsen ist, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn auch die Kräfte der Schwestern vor der Zeit stark verbraucht werden und die Zahl der erholungsbedürftigen, wenn nicht gradezu kranken Schwestern sich in bedenklicher Weise gesteigert hat. Eine große,

gerade zu rechter Zeit dem Hause zu Theil gewordene Wohlthat ist daher das am 16. Mai v. J. eröffnete Diakonissen-Erholungshaus „Marienruh“ in Obernigk gewesen, indem in demselben 57 Schwestern in stiller, frischer Waldesluft ihre verbrauchten Kräfte Leibes und der Seele wieder kräftigen konnten.

Eine gesegnete Arbeit bot sich endlich den Schwestern Bethaniens in den „Sonntagsschulen“ oder Kindergottesdiensten nach dem Gruppensystem, wie dieselben z. B. auch im Mutterhause von den beiden Anstaltsgeistlichen für 600—700 Kinder gehalten werden, dar, ferner auch in den Strick- und Flickschulen, sowie den Dienstmädchen- und Fabrikmädchenvereinen. Auch mancher Hungrige konnte von den Schwestern, zumal während der Winterszeit, gespeist werden. Während auf mehreren auswärtigen Stationen im Winter ordentliche Suppenküchen eingerichtet waren, welche Hunderten eine kräftige Mittagsmahlzeit gewährten, wurden aus der Anstaltsküche Bethaniens an Hilfsbedürftige 126 Frühstückssuppen mit Brot, 585 Mittagssuppen und 3677 Portionen Gemüse kostenfrei verabfolgt.

Was den financiellen Stand der Anstalt am Schlusse des Berichtsjahres betrifft, so kann man bei näherer Betrachtung des rechnungsmäßigen Kassenbestandes, welcher am 31. December 1890 der Verwaltungskasse zur Bestreitung der laufenden Ausgaben des Jahres 1891 im Betrage von 1 Mk. 3 Pf. verblieb, das Ergebniß nicht gerade als ein sehr günstiges bezeichnen, zumal daneben sich die auf den Anstaltsgrundstücken haftende Schuldenlast noch auf 159 237 Mk. bezifferte. Die Gesammteinnahme pro 1890 betrug 177 844 Mk. 15 Pf., die Ausgabe 177 848 Mk. 48 Pf.; der Activ-Bestand aus dem Jahre 1889 war gleichfalls nur gering, er betrug 5 Mk. 36 Pf.

Immerhin kann die Anstalt mit diesem freilich nicht günstigen Stande ihrer Finanzen noch zufrieden sein, wenn man erwägt, daß die an der Mehrzahl der Anstaltsgebäude nöthig gewordenen, umfassenden Renovationen einen außerordentlichen Kostenaufwand von nahezu 15000 Mk. verursachten, die Kurkosten, die die des Vorjahres um 1592,95 Mk. überstiegen und die Ausgaben für Beköstigung um 954,78 Mk., die für Heizung um 963,37 Mk., die für Beleuchtung um 391,42 Mk., die für Ergänzung und Unterhaltung des Inventars um 2435,73 Mk., die für Waschmaterial und Wasserbedarf 70,85 Mk., die für Gehälter und Löhnung um 1209,46 Mk., kurz, die Ausgaben fast sämmtlicher Bedürfnisse um ein Beträchtliches höher waren als im Jahre 1889. Es ist deshalb allein den beträchtlichen Liebesgaben, die von den verschiedensten Seiten durch die Güte edler Wohlthäter aus Privatkreisen wie auch von Behörden zugeflossen sind, zu danken, daß die Anstalt am Schlusse des Berichtsjahres nicht noch einen ungünstigeren Kassenabschluß zu verzeichnen hatte. Trotz der schwierigen pekuniären Verhältnissen hat die Anstalt an ihrem seit nunmehr 41 Jahren befolgten Grundsatze, alle unbemittelten Kranken kostenfrei und die bemittelteren gegen eine von diesen freiwillig dargebotene Vergütigung zu verpflegen, festhalten können. Nur von den Mitgliedern der Krankenkassen wie von der Direction des städtischen Allerheiligen-Hospitals wird ein Pflegegeld von 1 Mk. pro Tag beansprucht.

Der gegenwärtige Stand des Diakonissenwerkes.*)

An Gottes Hand! — Zu Gottes Ehre! — Dieses Doppelwort hat ein Diakonissenhaus an der Ostmark unsres Vaterlandes zur Ueberschrift gewählt für die Jubelberichte, welche es nach 25jährigem Bestehen hat ausgehen lassen. An Gottes Hand! — Zu Gottes Ehre! — Das muß unser aller Bekenntniß sein, wenn wir wieder einmal unsern Blick auf den gegenwärtigen Stand des gesammten Diakonissenwerkes richten. Wahrlich nur unter Gottes Hand konnte das geringe Senfkorn innerhalb 55 Jahren zu einem so fröhlich grünenden Baum erwachsen, unter dessen Zweige so viele Elende Schutz finden und dessen Früchte allen Theilen der evangelischen Kirche zu Gute kommen. Am 16. und 17. September dieses Jahres wird, so Gott will, die 10. General-Conferenz von Diakonissen-Mutterhäusern in Kaiserswerth gehalten werden. Da haben wir dem Herkommen gemäß von den mit uns verbundenen Häusern Berichte über ihre Thätigkeit erbeten und erhalten, welche wir in den folgenden statistischen Mittheilungen zu einem Gesammtbild verschmolzen haben. Wer sich durch all die trocknen Zahlen und Ortsnamen hindurch arbeitet, oder auf die Tabelle einen Blick wirft, der wird ausrufen müssen: An Gottes Hand ist das Diakonissenwerk bisher geleitet; aber er wird auch beten und geloben: Zu Gottes Ehre allein soll es ferner dienen.

Wenn wir uns anschicken, das Ergebniß der folgenden Statistik mit einigen Worten zu beleuchten, so sind wir uns mit inniger Freude bewußt, daß hier nicht alle Bestrebungen aufgeführt sind, welche zu dem Gebiete der weiblichen Diakonie gehören. In der deutsch-evangelischen Kirche sowie in andern protestantischen Ländern giebt es noch eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Vereinen und Anstalten, welche die weibliche Diakonie pflegen und treiben, ohne zu der engeren Gemeinschaft derjenigen Diakonissenhäuser zu gehören, welche sich zu der in Kaiserswerth tagenden General-Conferenz zusammengeschlossen haben. Aber aus Mangel an Raum beschränken wir uns heute auf diesen engeren Kreis und behalten einem künftigen Artikel eine allgemeinere Uebersicht vor.

Von den 57 Mutterhäusern, welche bei der letzten Zusammenstellung im Jahre 1888 aufgezählt wurden, sind in der diesmaligen Uebersicht 2 weggelassen,

*) Aus dem April- und Juni-Heft 1891 des „Kaiserswerther Armen- und Krankenfreundes“.

nämlich das ältere Stettiner und das ältere Londoner Haus, da sich diese beide Anstalten an den gemeinsamen Interessen und Arbeiten in den letzten Jahren nicht betheiligt haben.*) Dagegen sind 7 neue Häuser aufgeführt, welche bei der letzten General-Conferenz der Vereinigung beigetreten oder doch gastweise hinzugezogen worden sind, und als achtes das märkische Diakonissenhaus zu Witten, welches in den letzten Jahren entstanden ist.

Ein Ueberblick über die Entwicklung der zur General-Conferenz vereinigten Mutterhäuser seit dem Jahre 1861, wo dieselbe auf Einladung des seligen Fliedner zum ersten Male zusammentrat, ergiebt folgendes Resultat:

	Anzahl der			
im Jahre:	Mutterhäuser.	Schwestern.	Arbeitsfelder.	Jährl. Einnahme.
1861	27	1 197	?	?
1864	30	1 592	386	813 273
1868	40	2 106	526	1 258 242
1872	48	2 657	648	2 103 729
1875	50	3 239	866	3 616 256
1878	51	3 901	1 093	4 110 147
1881	53	4 748	1 436	4 824 176
1884	54	5 653	1 742	5 607 886
1888**)	57	7 129	2 263	6 378 608
1891	63	8 478	2 774	7 649 097
Zunahme seit 1864:	110%	433%	619%	840%

Als wir bei der letzten Zusammenstellung im Jahre 1888 fanden, daß innerhalb vier Jahren unsre Häuser eine Zunahme von 1476 Schwestern erfahren hatten, da waren wir des Dankes voll; und diesmal sind es fast 1400 Schwestern mehr innerhalb drei Jahren, wodurch die Gesammtzahl auf 8478 gestiegen ist. Es bedeutet das eine Zunahme der Schwestern innerhalb dreier Jahre um 19,7%. Die Zahl der eingesegneten Diakonissen ist nur um 17,8% gewachsen, die der Probeschwestern dagegen um mehr als 21%, ein Zeichen, daß der Zuwachs neuer Kräfte in stetiger Zunahme begriffen ist, zugleich aber auch ein Beweis, daß die Mutterhäuser bei der Einsegnung der Probeschwestern zum Diakonissenamt mit großer Vorsicht und Gewissenhaftigkeit verfahren.

Eine verhältnißmäßig noch stärkere Zunahme findet sich auch diesmal wieder bei der Zählung der Arbeitsfelder, auf welchen die Diakonissen beschäftigt sind. Dieselben haben um 526 d. h. um 23,4% zugenommen. Auf diese Thatsache ist von uns wiederholt hingewiesen worden. Vor 30 Jahren kamen durchschnittlich auf jedes *Arbeitsfeld reichlich* 4 Schwestern, vor 15 Jahren nur 3,5, heute kaum 3 Schwestern. Während in den Mutterhäusern und manchen von ihnen bedienten Anstalten naturgemäß immer größere Schaaren von Schwestern angestellt sind, werden auf der andern Seite, wie die Statistik zeigt, diejenigen Arbeitsfelder immer zahlreicher, auf denen nur eine Diakonissin arbeitet. Da könnte sich wohl die ernste Frage aufdrängen: Werden nicht, um dem allseitigen dringenden Verlangen nach Schwestern möglichst gerecht zu werden, die Kräfte zersplittert und die Schwestern durch Vereinzelung innerlich gefährdet? Wir glauben, diese sorgende Frage verneinen zu können, wenigstens in den meisten Fällen. An überaus zahlreichen Orten, vielfach unter demselben Dache, werden von den Schwestern desselben Mutterhauses verschiedene Zweige der Liebesthätigkeit getrieben; z. B. Gemeindepflegerinnen und Kleinkinderschul-Lehrerinnen wohnen meist bei einander und stärken sich nicht nur gegenseitig im trauten Beisammenleben, sondern ergänzen und fördern sich auch in ihren amtlichen Verrichtungen.

Was endlich die Geldmittel betrifft, welche der weiblichen Diakonie zur Verfügung stehen, so ist hier die allergrößte Zunahme zu bemerken. Haben sich die Mutterhäuser seit 1864 verdoppelt, ist die Zahl der Schwestern 5 mal, die der Arbeitsfelder 7 mal so groß als damals, so sind die Geldmittel um mehr als das 9fache gestiegen. Und diese Summen beziehen sich nur auf die unmittelbare Einnahme der Mutterhäuser und ihrer Zweiganstalten. Könnte man berechnen, welche Mittel auf allen Arbeitsfeldern den Händen der Diakonissen anvertraut werden, um die Noth der Armen und Elenden zu lindern, so würde man zu überraschend hohen Zahlen gelangen.

Ja, Gottes Hand hat das Werk der weiblichen Diakonie über Bitten und Verstehen gesegnet und gestärkt; möchte es je länger je mehr lediglich dienen zu Gottes Ehre!

*) Daher kommt es, daß die nachfolgende Tabelle Seite 60 und 61 in den Spalten 3, 7 und 9 etwas geringere Summen aufweist, als die Tabelle im Jahre 1888 ergab.

**) Hier sind die Angaben aus dem Jahr 1888 unverändert geblieben (vergl. die vorstehende Bemerkung.)

Literatur.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XVII. Jahrgang. Nr. 41. 11. Juli 1891.

Inhalt: Rahel, eine Erzählung aus alter Zeit, von A. M. Witte (Forts.). — Das Leichenbegängniß König Friedrichs I., von F. Meyer (mit Abbildung). — Beiträge zur Geschichte des Berliner Elementar-Schulwesens, von H. Frank (Forts.). — Kurfürst Friedrich III. und die Piemontesen in Brandenburg, von G. Beyer (Schluß). — Die internationale Kunstausstellung zu Berlin, von H. Vollmar. V. — Kleine Mittheilungen: Franz Betz (mit Abbildung). — Melonenkirche. —

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.


Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 12. August 1891. **Nr. 32.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. August 1891 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

Nr	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. August 1891 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa: der Krankenverpflegungstage pro Juli 1891	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1 Juli 1891 .	56			
	Zugang pro " "	42			
		98			
	Abgang . . .	35			
	Bleibt Bestand	63	63	1 785	70
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Juli 1891 .	77			
	Zugang pro " "	70			
		147			
	Abgang . . .	52			
	Bleibt Bestand	95	95	3 118	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus)				
	Bestand am 1. Juli 1891 .	91			
	Zugang pro " "	89			
		180			
	Abgang . . .	11			
	Bleibt Bestand	169	169	5 057	130
4.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Juli 1891 .	29			
	Zugang pro " "	31			
		60			
	Abgang . . .	29			
	Bleibt Bestand	31	31	985	58
5.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Juli 1891	30			
	Zugang pro " "	21			
		51			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	32	32	1 056	54
6.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. Juli 1891 .	16			
	Zugang pro " "	23			
		39			
	Abgang . . .	23			
	Bleibt Bestand	16	16	622	50
7.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. Juli 1891 .	19			
	Zugang pro " "	14			
		33			
	Abgang . . .	17			
	Bleibt Bestand	16	16	438	43
	zu übertragen		422	13 061	495
	Uebertrag		422	13 061	495
8.	**Landsburg:**				
	Bestand am 1. Juli 1891 .	20			
	Zugang pro " "	10			
		30			
	Abgang . . .	15			
	Bleibt Bestand	15	15	375	30
9.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. Juli 1891 .	54			
	Zugang pro " "	20			
		74			
	Abgang . . .	20			
	Bleibt Bestand	54	54	1 705	66
10.	**Jüterbog.**				
	Bestand am 1. Juli 1891 .	24			
	Zugang pro " "	16			
		40			
	Abgang . . .	15			
	Bleibt Bestand	25	25	722	32
11.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Juli 1891 .	27			
	Zugang pro " "	22			
		49			
	Abgang . . .	22			
	Bleibt Bestand	27	27	857	40
12.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Juli 1891 .	38			
	Zugang pro " "	54			
		92			
	Abgang . . .	42			
	Bleibt Bestand	50	50	1 224	60
13.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. Juli 1891 .	28			
	Zugang pro " "	25			
		53			
	Abgang . . .	28			
	Bleibt Bestand	25	25	673	65
14	**Züllichau i. d. Neumark**				
	Bestand am 1. Juli 1891 .	21			
	Zugang pro " "	26			
		47			
	Abgang . . .	25			
	Bleibt Bestand	22	22	701	40
	zu übertragen		640	19 318	828

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. August 1891 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Juli 1891.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		640	19 318	828
15.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Juli 1891 .	69			
	Zugang pro . .	56			
		125			
	Abgang . . .	55			
	Bleibt Bestand	70	70	2 162	96
16.	**Lüneburg:**				
	Bestand am 1. Juli 1891 .	23			
	Zugang pro . .	18			
		41			
	Abgang . . .	21			
	Bleibt Bestand	20	20	689	40
17.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Juli 1891 .	29			
	Zugang pro . .	33			
		62			
	Abgang . . .	22			
	Bleibt Bestand	40	40	1 425	80
18.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Juli 1891 .	23			
	Zugang pro . .	21			
		44			
	Abgang . . .	23			
	Bleibt Bestand	21	21	774	46
19.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Juli 1891 .	26			
	Zugang pro . .	19			
		45			
	Abgang . . .	25			
	Bleibt Bestand	20	20	728	42
20	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. Juli 1891 .	13			
	Zugang pro . .	11			
		24			
	Abgang . . .	5			
	Bleibt Bestand	19	19	463	41
21.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. Juli 1891 .	20			
	Zugang pro . .	24			
		44			
	Abgang . . .	29			
	Bleibt Bestand	15	15	573	42
22.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. Juli 1891 .	14			
	Zugang pro . .	26			
		40			
	Abgang . . .	16			
	Bleibt Bestand	24	24	557	36
23.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Juli 1891 .	7			
	Zugang pro . .	1			
		8			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	8	8	248	13
24.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Juli 1891 .	9			
	Zugang pro . .	10			
		19			
	Abgang . . .	13			
	Bleibt Bestand	6	6	234	20
	zu übertragen		883	27 171	1 284
	Uebertrag		883	27 171	1 284
25.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Juli 1891 .	19			
	Zugang pro . .	14			
		33			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	14	14	520	20
26.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Juli 1891 .	18			
	Zugang pro . .	29			
		47			
	Abgang . . .	30			
	Bleibt Bestand	17	17	534	20
27.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1 Juli 1891 .	4			
	Zugang pro . .	3			
		7			
	Abgang . . .	3			
	Bleibt Bestand	4	4	100	10
28.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. Juli 1891 .	7			
	Zugang pro . .	1			
		8			
	Abgang . . .	7			
	Bleibt Bestand	1	1	146	15
29.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Juli 1891 .	32			
	Zugang pro . .	1			
		33			
	Abgang . . .	1			
	Bleibt Bestand	32	32	977	32
30.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. Juli 1891 .	19			
	Zugang pro . .	17			
		36			
	Abgang . . .	17			
	Bleibt Bestand	19	19	580	30
31.	**Plön:**				
	Bestand am 1. Juli 1891 .	10			
	Zugang pro . .	6			
		16			
	Abgang . . .	2			
	Bleibt Bestand	14	14	382	29
32.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. Juli 1891 .	19			
	Zugang pro . .	23			
		42			
	Abgang . . .	15			
	Bleibt Bestand	27	27	747	48
33.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Juli 1891 .	40			
	Zugang pro . .	19			
		59			
	Abgang . . .	22			
	Bleibt Bestand	37	37	1 135	50
34.	**Oeynhausen:**				
	Bestand am 1. Juli 1891 .	83			
	Zugang pro . .	88			
		171			
	Abgang . . .	79			
	Bleibt Bestand	92	92	2 721	86
	zu übertragen		1 140	35 013	1 624

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1 August 1891 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Juli 1891.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		1 140	35 013	1 624
35.	**Lippspringe:**				
	Bestand am 1. Juli 1891 .	42			
	Zugang pro " "	38			
		80			
	Abgang " "	37			
	Bleibt Bestand	43	43	1 054	41
36.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. Juli 1891 .	24			
	Zugang pro " "	8			
		32			
	Abgang " "	11			
	Bleibt Bestand	21	21	645	20
37.	**Plochingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. Juli 1891 .	4			
	Zugang pro " "	12			
		16			
	Abgang " "	12			
	Bleibt Bestand	4	4	191	38
38.	**Schwäbisch-Hall:**				
	Bestand am 1 Juli 1891 .	11			
	Zugang pro " "	7			
		18			
	Abgang " "	8			
	Bleibt Bestand	10	10	302	21
39.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. Juli 1891 .	38			
	Zugang pro " "	25			
		63			
	Abgang " "	22			
	Bleibt Bestand	41	41	1 373	36
40.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. Juli 1891 .	17			
	Zugang pro " "	10			
		27			
	Abgang " "	14			
	Bleibt Bestand	13	13	423	24
41.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. Juli 1891 .	21			
	Zugang pro " "	11			
		32			
	Abgang " "	14			
	Bleibt Bestand	18	18	609	20
	Zusammen		1 290	39 610	1 824

Der gesammte Abgang an Kranken pro Juli 1891 beträgt 875, davon sind gestorben 47
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 117
geheilt 711
wie vor 875.

42. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:
Bestand am **1. Juni 1891** . . . . 44 Kranke
Zugang pro **Juni 1891** . . . . 54 "
98 Kranke.
Davon sind:
gestorben 1
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 11
geheilt 36
48 "
Bleibt Bestand am **1. Juli 1891**: . . . . 50 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 2 Europäer, 31 orientalische Christen, 17 Muhamedaner, 2 Drusen und 2 Juden.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro Juni 1891 beträgt 1415.

Poliklinisch wurden 1655 Personen behandelt

Clemens Freiherr von Schauroth, Großherzoglich Hessischer Kammerherr, Ehrenritter seit 1857, † zu Frankfurt a. M. 3. Juli 1891.

Jean Baptiste Tavernier.

Ein Beitrag zur Geschichte der Colonisationsbestrebungen des Großen Kurfürsten.

Charles Joret, Professor an der Facultät der Wissenschaften zu Aix, hat auf Grund neuer noch ungedruckter Aktenstücke eine kritische Untersuchung über Leben und Reisen „eines der größten und unbekanntesten französischen Reisenden des 17. Jahrhunderts" geschrieben: „Jean Baptiste, ecuyer, baron d'Aubonne, chambellan du Grand Electeur (Paris bei Plon). Joret hatte ursprünglich nur im Plane „nach einem Manuskript der Bibliothek von Aix die bisher in Frankreich unbekannt gebliebene Episode der Reise Tavernier's zum Großen Kurfürsten im Jahre 1684 zu behandeln," fand aber bei eingehenderer Beschäftigung mit dem Leben und den sechs Reisen Tavernier's nach dem Morgenlande so viele dunkle Punkte, daß er sich entschloß, die ganze Wirksamkeit dieses energischen Franzosen zu schildern. Eine eingehendere Darstellung der Beobachtungen Tavernier's selbst lag nicht in der Absicht des Verfassers; dagegen hat er die Reise des berühmten Mannes nach Berlin und die Absichten, welche der Große Kurfürst mit ihm hatte, nach dem Manuskript in Aix ausführlicher bearbeitet und damit einen werthvollen Beitrag zur Geschichte der damaligen Colonisationsbestrebungen des Großen Kurfürsten gegeben.

Ermuthigt von seinen colonialen Erfolgen in Afrika und dem Aufblühen seiner durch Raules Bemühungen geschaffenen Marine faßte der große Kurfürst den großartigen Plan, eine indische Handelscompagnie zu gründen und Verbindungen mit der Levante anzuknüpfen. Er folgte hierin nur dem Beispiel Herzog Friedrichs III. von Holstein-Gottorp, der ein halbes Jahrhundert früher denselben Plan gehegt. Dieser Fürst war damals daran gescheitert, daß er einmal den Handelsweg nach Persien über Land nahm, wodurch er gezwungen war, die von den Tartaren occupirten Gebiete zu passiren, die damals noch nicht unter der Botmäßigkeit der Moscowiter standen, und so dann, weil er in der Wahl seiner Gesandten sich vergriffen hatte. Der Kurfürst dachte nicht, diesen anscheinend kürzeren, in der That aber längeren Weg zu nehmen sondern mit Hilfe seiner Flotte den Seeweg zu benutzen, auch war es nicht seine Absicht mit

dem Schah von Persien, sondern mit dem Groß-Mogul Aureng-Zeb anzuknüpfen, dessen ausgedehntere Staaten dem deutschen Handel ein größeres Feld zu eröffnen versprachen. Da es vor Allem auf einen guten Unterhändler ankam, so warf der große Kurfürst sein Augenmerk auf Tavernier, der sich gerade damals als Protestant in Frankreich Verfolgungen ausgesetzt sah und von dessen früheren Reisen nach Persien und Indien der Ruf auch zu ihm gedrungen war. Am 19. April 1684 hatte Tavernier Paris verlassen, um dem Rufe des großen Kurfürsten zu folgen, aber erst am 30. Juni langte er in Berlin an, da er nicht direkt sondern über die Schweiz, wo er Besitzungen hatte, und dann den Rhein hinunter über Holland und Hamburg gereist war. Unser Reisender blieb hier anderthalb Monate und wurde während dieser Zeit von dem Kurfürsten mit der größten Auszeichnung behandelt. Schon gleich bei der ersten Audienz ließ der Monarch Tavernier seines hohen Alters wegen einen Stuhl geben, täglich mußte er an der Tafel des Kurfürsten oder wenn dieser verhindert war, mit den Prinzen speisen; selbst die Dienerschaft des Reisenden wurde bei Hofe gespeist. Fast täglich hatte der Reisende Audienz bei dem Kurfürsten wegen der zu errichtenden Handelsgesellschaft, und bereits am 10. Juli waren die Statuten derselben fertig und gleichzeitig die Ernennung Taverniers zum Director derselben unterzeichnet. Um den Erfolg dieser neuen ostindischen Compagnie zu sichern, sollte vorher unter Tavernier's Präsidium eine Gesandtschaft an den Großmogul abgehen, wozu nicht weniger als drei Schiffe von 16, 24 und 50 Kanonen mit 160 Mann Besatzung verwandt werden sollten. Nach diesen Abmachungen schien Taverniers Mission in Berlin erfüllt, und man staunt, daß er noch mehr als einen Monat darüber am brandenburgischen Hofe verblieb. Eitel wie uns der Reisende nach seinem eigenen Journal erscheint, konnte er sich nicht den Wunsch versagen, eine Weile die Functionen seiner neuen Würde als Kammerherr auszuüben, obwohl er als der jüngst ernannte trotz seines hohen Alters als letzter rangirte; wie dem auch sei, jedenfalls erfreute er sich bis zuletzt der unveränderten Gunst des Kurfürsten und erhielt bei der Abreise dessen Orden de la Générosité und das fürstliche Bildniß in Brillanten-Fassung.

Die Rückreise geschah wieder über Hamburg, welche Stadt jetzt ein um so größeres Interesse für Tavernier hatte, als von dort aus die nach Indien bestimmte Flottille abgehen sollte. Es war wohl die Gastfreundschaft Herzogs Georg Wilhelms und die Aussicht in dessen Gemahlin Eléonore d'Olbreuse eine Landsmännin begrüßen zu dürfen, die Tavernier den weiten Umweg über Celle und Hannover nehmen ließen, um nach Emden zu gelangen, denn hierher hatte der Große Kurfürst seit 1684 den Angelpunkt seiner maritimen Bestrebungen hin verlegt, nachdem die Kaufleute von Königsberg so wenig Entgegenkommen und Interesse für die großartigen Pläne ihres Landesherrn gezeigt und der westphälische Friede ihn der besten Häfen — Stralsund und Stettin — in Pommern zu Gunsten der Schweden beraubt hatte. Auch der Umstand, daß die baltischen Häfen während der Wintermonate meistens unzugänglich sind sowie, daß der von Dänemark erhobene Sundzoll die Transportkosten nicht unwesentlich vertheuerte, hatten den großen Kurfürsten bestimmt, sich an der Nordsee eine Flottenstation zu suchen. Die Stadt Emden gehörte zwar damals noch nicht dem brandenburgischen Staatenverbande an, aber die in der Nachbarschaft gelegene Festung Gretsyl gehörte Friedrich Wilhelm seit 1682, wo er von den Staaten von Ostfriesland gegen die Regentin, Fürstin Christine Charlotte, zu Hülfe gerufen, sich dieses Platzes bemächtigt hatte. Emden, von der Regentin in seiner Unabhängigkeit bedroht, hatte mit dem Kurfürsten einen Vertrag zum Schutze seiner Rechte geschlossen; es bedurfte also auf diesem Punkte angelangt nur noch eines Schrittes, um sich dort festzusetzen. Raule entzückt von der Lage Emdens, damals einer der schönsten Häfen Europas, suchte seinen Herrn zu veranlassen, den Sitz der afrikanischen Handelscompagnie von Königsberg hierher zu verlegen. Die darüber gepflogenen Verhandlungen führten bald zum Abschluß eines Vertrages, demzufolge die Stadt Emden sich verbindlich machte, eine brandenburgische Garnison in ihre Mauern aufzunehmen. Eben bevor Tavernier in Emden anlangte, war dieser Vertrag unterzeichnet worden, und der Reisende kam nun hierher als ein Agent der kurfürstlichen Regierung, um sich durch den Augenschein von der Vortrefflichkeit des Hafens zu überzeugen. Derselbe war damals noch nicht versandet, besser als der Hamburger, und nur drei Meilen vom Meere entfernt, mangelte es ihm nie an Wasser, so daß er jederzeit die größten Schiffe aufnehmen konnte. Die weitere Rückreise geschah über Holland, — wo er acht Tage in Amsterdam verweilte — dann den Rhein hinunter bis nach Straßburg, von wo aus er im Laufe des November auf seinem Gute Aubonne am Genfer See anlangte. Anfang Januar 1685 finden wir ihn in Paris wieder.

Seine erste Sorge nach der Rückkehr war, sein Gut Aubonne zu verkaufen, und es gelang ihm auch in der Person des Marquis Henri du Quesne einen Abnehmer dafür zu finden. Diese Angelegenheit erledigt, war einer der Gründe geschwunden, die seinem Wunsche für eine Uebersiedlung nach Brandenburg im Wege standen, aber er mußte nun noch die 40 000 Thaler realisiren, welche er zufolge eines Paragraphen der Fundationsakte für die Ausrüstung der für die erste Expedition bestimmten vier Schiffe zu zahlen hatte. Stieß er auf unvorhergesehene Schwierigkeiten bei diesem Vorhaben? Machte der Druck, der sich schon einige Monate vor der Aufhebung des Ediktes von Nantes gegen die Reformirten

fühlbar machte, dasselbe unausführbar? Das ist nicht unwahrscheinlich, indessen doch nur eine Muthmaßung. Gewiß ist, daß die Handelscompagnie, die Tavernier in Berlin gründen sollte, und deren Organisation so reiflich zwischen ihm und dem großen Kurfürsten überlegt worden war, nicht zur Ausführung kam. Gleichgiltigkeit und Mangel an Verständniß bei den eigenen Unterthanen, Neid und Mißgunst von Seiten der Engländer und Holländer, vor Allem aber die Intriguen Raules, der bisher der einzige Berather des Kurfürsten in maritimen Angelegenheiten gewesen war und nun die Nebenbuhlerschaft Taverniers fürchtete, ließen das geplante Unternehmen scheitern. Es war also umsonst, daß Tavernier sich seines Besitzthums begeben; das Endziel der Berliner Reise war verfehlt! Ueber die letzten Jahre und das Ende des Reisenden fehlen alle bestimmten Nachrichten und die Berichte der Zeitgenossen widersprechen sich gegenseitig. Es scheint, daß er sich damals bleibender als sonst in Paris niederließ, aber der Moment hierzu war schlecht gewählt, befand man sich doch am Vorabend der Aufhebung des Ediktes von Nantes. Glaubte er sich unter dem Schutze des brandenburgischen Residenten gesichert, um der ausbrechenden Verfolgung zu entgehen? Dies wäre eine sehr trügerische Hoffnung gewesen, und es ist vielleicht nicht ohne Grund, wenn seine letzten Biographen meinen, daß er eine Zeit lang in der Bastille gefangen war, obwohl Bayle nichts davon erwähnt. In der That beruht diese Nachricht wohl auf einer Verwechselung mit dem Kaufherrn Tavernier de Villiers le Bel. Fest steht, daß er im Jahre 1687 noch in Paris war, denn vom 9. Juli dieses Jahres ist der Paß für ihn nach der Schweiz ausgestellt, woselbst er sich vielleicht bis Ende Sommer 1688 aufgehalten hat. Nach der dänischen Bibliothek machte Frederice Rostgaard in Gesellschaft des Dr. Masso im Herbst 1688 unserm Reisenden einen Besuch, der damals in Kopenhagen angelangt war und über Moskau eine siebente Reise nach Persien antreten wollte. Da er nun schon im Februar 1689 in Moskau anlangte, woran nicht zu zweifeln ist, so wäre der Aufenthalt in der dänischen Metropole Ende 1688 zu verlegen. Als er in Moskau eintraf, kam er von Stockholm, bald nachher ist er dort gestorben.

Die Vergleichung zwischen den Bestrebungen, die vor nun zweihundert Jahren in Berlin gemacht wurden, um Preußen zu einer See- und Colonialmacht zu erheben, die aber in Norddeutschland selbst auf Gleichgiltigkeit und Mangel an Verständniß und bei den Holländern und Engländern überall auf Neid und Eifersucht stießen, und zwischen der endlich großartigen Erfüllung in unsern Tagen giebt gerade diesen Schlußkapiteln des Joret'schen Werkes, die wir hier in der Kürze wiedergegeben haben, einen besonderen Reiz für deutsche Leser.

Paretz.

Seit dem 1. Juli vergangenen Jahres ist das Gut Paretz, welches König Friedrich Wilhelm III. als Kronprinz im Jahre 1794 angekauft hat und in welchem er mit der Königin Luise glückliche Tage verlebte, in den Besitz des Prinzen Heinrich, der dasselbe vom Kaiser Friedrich geerbt, übergegangen. Am Eingang zum Schloßpark ist nunmehr eine Tafel angebracht, laut welcher das Hofmarschallamt des Prinzen Heinrich verordnet, daß jedem Fremden, welcher Schloß und Park zu besichtigen wünscht, dieses Vorhaben unter Führung eines Dieners gestattet sei. Daß der Prinz selbst hier Aufenthalt nehmen wird, ist kaum zu erwarten, da der ganze Zustand von Schloß und Park nicht geeignet ist, um selbst bescheidenen modernen Ansprüchen zu genügen. Auch dürfte eine Ausbesserung des Gutshauses, in welchem Friedrich Wilhelm III. mit seiner Luise gewohnt, wenig helfen, denn dasselbe ist in seinen unteren Räumen so feucht und dumpf, daß man sogar oben an den Wänden Stockflecke sehen kann, während die Räume im oberen Stockwerk von geradezu bedrückender Niedrigkeit sind. In seiner weltabgeschlossenen Einsamkeit wird es nach wie vor mit seinen Erinnerungen daliegen, unbehelligt vom großen Strom der Touristen. Paretz liegt nämlich etwa 15 Kilometer entfernt von Potsdam, weit abseits von der großen, nach Nauen führenden Chaussee. Der Weg führt über Bornstädt, Borne, Marquardt bis Uetz und von hier über einen stundenlangen, sandigen Feldweg, der anfänglich mit Linden, später mit alten Kirschbäumen besetzt ist, nach dem kleinen Dorfe. Dieses hat nicht einmal einen einigermaßen benutzbaren Krug — alles ist urwüchsig im höchsten Grade. Wer nun die lange Fahrt gemacht hat, und glaubt, im Schloß Paretz besondere Kunstschätze zu finden, ist sehr im Irrthum. Das Gutshaus und seine Inneneinrichtung sind nur insofern interessant, als sie die Einfachheit und Genügsamkeit Friedrich Wilhelm's III. und seiner Gemahlin zu erkennen geben. Der einstmals von dem Hofgärtner David Garmather angelegte englische Park wird durch die Dorfstraße in zwei Theile zerlegt. In dem kleineren links gelegenen Theil streckt sich das vom Oberbaurath Gilly erbaute Landhaus in Länge von 16 Fenstern Front mit einem portalartigen Mittelbau hin, den Abschluß eines halbkreisförmigen Blumengartens bildend. Der Bau besteht aus Erdgeschoß und einem niedrigen Stockwerk. Schmucklos liegt die gelb gestrichene Putzfaçade mit röthlichem Sockel da. Ihre einzige Zierde bildet ein über der Glasthür eingefügtes kleines Eisenrelief, welches den Einzug der verbündeten Monarchen in Paris darstellt, also nach dem Ableben der Königin Luise eingesetzt worden ist. Im Innern des Hauses zieht sich ein langer, schmaler Korridor hin, an welchem rechts und links die kleinen, einfach tapezirten, ein-, zwei-, seltener dreifenstrigen Zimmerchen

liegen, welche das Königliche Paar mit seinen Kindern bewohnt hat. Wohin man sieht — einfache Mahagonimöbel, runde Tische, Stühle mit Rohrsesseln, Sophas mit Pferdehaar, Damast- oder geblümten Kattunbezügen, Spiegel mit mäßig hohen, aus zwei Stücken zusammengesetzten Gläsern und ein allerdings erstaunlicher Reichthum an trefflichen englischen Farbenkupfern. Das zweifenstrige Gemach der Königin unterscheidet sich in nichts von allen übrigen. Die Tapeten sind von himmelblauer Farbe und werden von Friesen mit aufgedruckten Fliederguirlanden umrahmt. Auf dem Spiegeltischchen stehen eine Krystallbowle mit zwölf Gläsern und einige englische Steinguttöpfe. Eine Gipsbüste der Königin nach Schadow und eine Thonbüste des Königs, welche in den beiden Fensterecken stehen, mögen erst in späterer Zeit aufgestellt worden sein. An besonderen Schmuckgegenständen wären höchstens die neben dem Kamin in einem Glaskasten aufgehängten, zierlich in Holz geschnitzten Gestalten der zwölf Apostel und eine über dem Ecksopha aufgehängte Plattstichstickerei mit den Emblemen der Lebensfreude und Vergänglichkeit und der Inschrift: „Ueber das Loos der Vergänglichkeit erheben Dich Königin Deine Tugenden. Ermrichen. Goldberg, 16. August 1800." zu erwähnen. Ob das auf dem runden Sophatisch stehende, große einfache Holztintenfaß, sowie ein besticktes Körbchen wirklich noch von der Königin benutzt worden und letzteres gar von derselben gearbeitet worden ist, mag dahin gestellt bleiben. Jedenfalls sind die meisten Gebrauchsgegenstände der Entschlafenen längst in's Hohenzollern-Museum überführt worden. Zu den im dortigen Schlosse aufbewahrten, durch die Erinnerung geweihten Gegenständen gehörte vor einigen Jahren noch die sogenannte Sterbetasse, aus welcher die Königin zuletzt getrunken. Daß manche Dinge diesen Räumen erst später einverleibt worden sind, geht unzweideutig daraus hervor, daß im Schlafzimmer des Königlichen Paares auf dem Schreibtisch eine Geschichte des Schwanenordens liegt, welche erst im Jahre 1828 herausgegeben wurde. Im Arbeitszimmer des Königs, welches neben dem seiner Gemahlin liegt, fesselt besonders der Inhalt eines Bücherschranks. Man findet in demselben: Lafontaine's „Szenen", Miltenberg's Gemälde „des menschlichen Herzens", Cramer's „Geniestreiche", „Wilhelm Meisters Lehrjahre", „Geschichte der polnischen Revolution", Lindenberg's „Siegfried", „Histoire de Gil Blas", „Leben und Thaten des Don Quixote" und der „Empfindsame". Auf dem Schreibtische ruhen zwei Prachtwerke: „Herbstmanöver im Jahre 1803 bei Borne" in Zeichnungen von Kolbe mit Aetzungen von Frick, sowie das im Jahre 1799 von Frick herausgegebene Werk über die Marienburg. In eben diesem Zimmer befindet sich auch das kleine, in Sepia ausgeführte Medaillonbildniß des jugendlichen Prinzen Wilhelm, unseres späteren Kaisers Wilhelm I. Der Königliche Vater hat auf der Rückseite des Bildes mit eigener Hand die Worte geschrieben: „Pr: Wilh: 9 Jahr alt 1806". Im oberen Geschoß des Hauses werden auch die Zimmer gezeigt, welche im Jahre 1848 Friedrich Wilhelm IV. und die Königin Elisabeth, sowie Alexander v. Humboldt bewohnt haben. Die Räume sind so niedrig, daß man mit der Hand fast die Decke berühren kann. Im Park sind die Erinnerungszeichen sehr spärlich; man findet nur noch ein mit Malereien geschmücktes Theehäuschen und unterhalb desselben eine Grotte, in deren Giebel eine Marmorplatte mit Inschrift: „Gedenke der Abgeschiedenen" eingelassen ist. Die Platte hat König Friedrich Wilhelm III. nach dem Ableben seiner Gemahlin einsetzen lassen. Er selbst soll oft an dieser Stätte gesessen und sich seinen Erinnerungen überlassen haben.

Auch die Kirche zu Paretz enthält einige Erinnerungen an die Königin Luise. Hier her stiftete der König Friedrich Wilhelm III. ein Jahr nach dem Ableben seiner Gemahlin, am Sterbetage der Verewigten, das blauseidene, silbergestickte Tuch, welches diese zuletzt getragen hatte und das er eigenhändig als Altardecke ausbreitete. Dort auch befindet sich in der Hofloge das schöne, ebenfalls im Jahre 1811 entstandene Relief von Schadow „Die Verklärung der Königin Luise". In einer Höhe von $5^1/_2$ und einer Breite von über 4 Fuß ist das, von einem nach Schinkel's Entwurf gefertigten Rahmen umgebene Bildwerk von Feilner in Thon gebrannt und polirt worden. Zu den Denkwürdigkeiten jener Kirche gehört noch das werthvolle Glasgemälde des Altarfensters aus dem Jahre 1539, den heiligen Mauritius darstellend. Ferner das prächtige, dem Jahre 1516 angehörige Misale des gelehrten Bischofs Hieronymus Scultetus von Brandenburg. Paretz wird urkundlich schon im Jahre 1197 genannt.

Literatur.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XVII. Jahrgang. Nr. 42. 18. Juli 1891. —

Inhalt: Rahel, eine Erzählung aus alter Zeit, von A. M. Witte (Forts.) — Berliner Philosophengräber, von Dr. R. Grothe. — Johann Heinrich Lambert, von R. F. — Beiträge zur Geschichte des Berliner Elementar-Schulwesens, von H. Frank (Forts.) — Kleine Mittheilungen: Das Ableben König Friedrichs I. (mit 2 Abbildungen). — Johann Georg von Arnim (mit Abbildung). — Der älteste brandenburgisch-preußische Orden. — Die Brandenburger Bauern vor zweihundert Jahren. — Vom alten Döbbelin. — Friedrich der Große und der Bischof von Ermeland. — Berliner Bürgersteige. — Wörtliche Auffassung. —

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.


Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.



Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 19. August 1891. **Nr. 33.**

Friedrich Gustav von Lindeiner genannt von Wildau, Generallieutenant a. D., Ehrenritter seit 1884, † zu Schweidnitz in Schlesien 10. August 1891.

Auf den Spuren der Normannen.

Man kann es nur im höchsten Grade loben, wenn die Schloßfrau von Battle-Abbey ihre literarische Geschicklichkeit, ihren unermüdlichen Fleiß und ihren vortrefflichen Geschmack der Verherrlichung dieses historischen Herrensitzes gewidmet hat, welcher die Stelle bezeichnet wo Harold fiel und Wilhelm von der Normandie zuerst das Banner der Eroberung aufpflanzte. Im Verlaufe von acht Jahrhunderten hat Battle-Abbey keine edlere und würdigere Besitzer und Bewohner gesehen, als den gegenwärtigen Herzog von Cleveland und seine Gemahlin, und keine die von gerechterm Stolz auf die Traditionen ihres Hauses und seine Annalen beseelt waren. Die Herzogin hat ihre Aufgabe, die eine Arbeit mehrerer Jahre erfordert haben muß, in keiner sentimentalen Anwandlung unternommen. Es ist dies, wie wir bald sehen werden, ein Werk außerordentlicher Forschung, und obgleich es seiner Natur nach eine Compilation der Aufzeichnungen entfernter Vergangenheit ist, umfaßt es nicht minder einen großen Theil selbstständiger englischer Familiengeschichte. Die Aufzeichnungen des „Domes day-Book“ und der Chronikenberichte der „Pipe Rolls“, die Geschichten der Grafschaften und Baronien von Dugdale bis Burke und alle Werke, die sich auf den Eroberer und seine Gefährten beziehen, sind erschöpfend zu Rathe gezogen, und es existirte unseres Wissens bisher kein so vollständiges und mannigfaltiges Bild der Familien des britischen Königreichs. Die Materialien sind dabei so angenehm gehandhabt und mit Anekdoten und Nebenumständen vermischt, daß es der Herzogin gelungen ist, der Heraldik einen malerischen und der Genealogie einen unterhaltenden Charakter zu geben.

Man muß sich von vornherein darüber klar sein, daß in diesen Bänden keinerlei Versuch gemacht ist, die Kunde von den tapfern Rittern, die mit Wilhelm bei Senlac fochten, zu wiederholen. Diese Materie ist von verschiedenen Autoren behandelt worden: von Sir F. Palgrave, Freeman und besonders von Planché in dem Buche: „The Conqueror and his companions.“ Diese Persönlichkeiten bilden nur den Ausgangspunkt des vorliegenden Werkes, dessen Zweck nicht darin gipfelt, die dunklen Anfänge der Normannengeschlechter zu ergründen, sondern ihre Nachkommen in Britanien von der Eroberung bis auf den heutigen Tag zu verfolgen. Dies ist der Umstand, der dem Buche so ein besonderes und nachhaltiges Interesse verleiht. Wir befinden uns auf den Boden der Gegenwart; wir werden durch zahlreiche verschlungene Wege dahin gebracht, hunderte von Familien und Personen wiederzuerkennen, die uns aus dem alltäglichen Leben bekannt sind. Diese sind keine sagenhafte Krieger und Abenteurer, die nur trübe aus dem Nebel des Alterthums hervorschauen, noch sind es ausschließlich Mitglieder des höchsten Adels, denn in der That, es sind keine Beispiele vorhanden von Titeln, die in männlicher Linie von der Eroberung bis auf das neunzehnte Jahrhundert vererbt wären, und von der großen Liste von historischen Namen werden nur noch sehr wenige von directen Nachkommen getragen. Diese sind eher in der alten Gentry als in der Pairie vorhanden. Die Bigods und die Bohuns sind erloschen; aber die Bastards, und die Burdetts und die Malets blühen noch! In einer großen Anzahl von Fällen sind die spätern Nachkommen berühmter Familien in Armuth und Niedrigkeit versunken und sich ihres Ursprungs nicht mehr bewußt; und dies war um so leichter der Fall mit den jüngern Zweigen, weil der Titel der Familie bei der ältern Linie blieb, welche die Güter erbte. Nun aber hat es in der Absicht der Herzogin gelegen, diese Abstammungen zu verfolgen, soweit als nur irgend eine Aufzeichnung über sie verblieb, und dies ist mit großem Fleiß und Scharfsinn ausgeführt, ungeachtet all des Wechsels

und der Veränderung der Namen, der Uebertragungen des Eigenthums der Wechselheirathen, immer vorausgesetzt, daß jedes Geschlecht aus einem narmannischen Stamm entsprassen ist.

In dem Verlauf von acht Jahrhunderten und durch mehr als zwanzig Generatianen ist die ganze britische Gesellschaft — und man kann wahl sagen die Bevälkerung des Königreichs — hach und niedrig —, van der Infusion des narmannischen Bluts durchdrungen warden, und dassetbe hat ein wichtiges Etement in der Bildung des natianalen Charakters gestellt. Narmannische Abstammung ist nicht nur eine aristakratische Auszeichnung. Wir bezweifeln nicht, daß sie dem englischen Volke einen Grad van Energie und Kühnheit verliehen hat, waelchen weder die Sachsen nach die Celten in gleichem Maaße besaßen, und es mag hinzugefügt waerden, daß diesetben Eigenschaften, aus derselben Quelle entsprungen, nicht allein den Canal, sandern auch den atlantischen Ocean kreuzten und van dem Volke der Vereinigten Staaten von Amerika getheilt waerden. In dem natürlichen Lauf der Geburten waürden die Nachkammen von fünfhundert Männern in zwanzig Generationen sich auf viele Millianen betaufen. Die Reihenfalge erblicher Abstammung kann nur durch Eigenthum und öffentliche Bedienstungen nachgewiesen werden; aber in der Geschichte der Menschheit ist nicht der Ueberlebende auch der Tüchtigste! Wenn der Psalmist gegen diejenigen loszieht, die auf ihren Reichthum bauen und sich ihrer Güter rühmen; fügt er hinzu:

„Ihr innerster Gedanke ist, daß ihre Häuser währen immerdar, und ihre Wahnungen bleiben für und für durch alle Geschlechter: sie benennen ihre Ländereien nach ihren eigenen Namen. Aber der Mensch, der in Würden ist, und hat keinen Verstand, ist gleich dem Vieh, das dahin fährt.“ Ps. XLIX.

Ein anonymer Autor hat var einigen Jahren ein interessantes Buch herausgegeben, welches „The Norman People“ betitelt ist, und in welchem eine beträchttiche Anzahl von diesen narmannischen Abkömmlingen kurz abgehandelt werden, aber das varliegende Werk behandelt sie nach einem weit größerm Maßstab mit reichlichen historischen und persönlichen Details, welche ihm ein Interesse oerleihen, das weit über das eines blaßen Namensaerzeichnisses geht. Die Zahl der Familien, die mehr ader weniger mit der Battle-Abbey roll zusammenhängen, wird den Leser überraschen. Die bloße Liste derselben in dem Inhaltverzeichniß umfaßt über hundert Seiten.

Es wird aus diesen Bemerkungen sich ergeben, daß der Titel des Buches in gewaissem Grade ein falscher ist; er verfehlt den Umfang der Untersuchung zu bezeichnen. Es ist nicht sa sehr eine „Ralle des Battle-Abbey und der Gefährten des Eroberers“; als ein Ver zeichniß ihrer zahlreichen Nachkommen; und anstatt uns zurückzuführen zu der narmannischen Eraberung, führt es uns zu unseren eigenen Zeitgenassen herab. Thatsächlich ist nämlich diese Rolle von Battle-Abbey nicht mehr vorhanden. Es gab allerdings eine solche Urkunde, die in der großen Halle des Gebäudes angebracht waar und die Namen van 645 Rittern enthielt; aber sie ist lange verschwunden, ebensa wie die übrigen Reliquien jener Schlacht, die nach Cowdray gebracht wurden und dort 1793 bei dem großen Brande untergingen. Wir sind daher gezwungen uns mit Capien und unvollkammenen Verzeichnissen zu begnügen, deren es verschiedene giebt. Die vier Listen, welche als die authentischsten erscheinen, sind: 1. Duchesne's Verzeichniß, das nach der Urkunde der Abtei angefertigt ward und 405 Namen aufweist; 2. Leland's Sammlung, die 498 Namen enthält; 3. Magny's Cutulay mit 425 Namen; 4. Delisle's Verzeichniß, genannt die „Dives hist“ mit 485 Namen. Diese sind sämmtlich viel späteren Datums, als die Eroberung, und es ist gar wahl bekannt, daß die Herolde des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts nicht sehr serupulös waren in Hinzufügung van Namen zu dem Libro d'oro der Schlacht. Die am wenigsten zweifelhafte Aufzeichnung ist die van Wace in dem „Raman de Rau“. Er macht 118 Ritter ader Barone namhaft und fügt hinzu, er hätte nach viele andere nennen können. Siebenundzwanzig van diesen sind Vorfahren englischer Adelsfamilien ader anderaeitig berühmt.

Die Schwierigkeit diese lapfern Recken nachzuweisen ader vielmehr mit ihren heutigen Nachkammen zu identificiren wird durch die Thatsache vermehrt, daß im elften und zwölften Jahrhundert die Familiennamen noch waenig in Gebrauch waren. Christliche Namen wurden in der Taufe gegeben und Territorialnamen von dem Wahnort oder von den Ländereien ader Lehen, die die Familie besaß, hinzugefügt. Zuweilen wurde der Name eines Amtes oder ein Spitzname, von einer persänlichen Eigenthümlichkeit herkammend, angenammen, wie z. B. Conestable, Le Brun, oder Le Fart, aus welchen mit der Zeit die Familiennamen Constable, Browne, Fartesene waurden. Das Königliche Haus aan Frankreich hat keinen Familiennamen. Wir zweifeln, ob die Nachkommen Rolla's des Narsmanns irgend einen Namen führten; sie nannten sich Robert ader Wilhelm van der Normandie. Durch das ganze Mittelalter wurden die Familien und ihre Abzweigungen nach ihrem territorialen Besitz gekenntzeichnet: die Stelle, von wa sie ihren Ursprung nahmen, ihr erster Wohnplatz wird daher der wesentliche Schlüssel zu ihren Genealogien. Nach der Eroberung fügten die narmannischen Herren aan britischen Lehen sehr häufig ihren fremden Namen zu dem ihrer britischen Güter hinzu. Die folgenden mögen als Beispiele dienen: Hurst-Maneeaux, Tarring-Neville, Draytan-Basset, Meltan-Mawbray, Ashby de la Zouch, Stanstead-Rioers, und viele andere. Die Umbildung von normannischen Namen in englische finden wir auf jeder Seite dieser Bände aerzeichnet.

Die Umbildung geschah auf zwei verschiedenen Wegen. In vielen Fällen wurde der normannische Name in englischer Form beibehalten.

Mesnil-Garin wurde Mainwaring,
De Gaste „ West,
Malsalaut „ Maitland,
De Bretignolles „ Brudenell,
Binga-Gerault „ Byng,
Arques „ Arch,
De Curcelle „ Churchill,
De Albini „ Danbeny,
Chanteloup „ Cantilupe,
Mesnières „ Mamers,
De Plugenet „ Plunkett,
Saultchevreuil „ Sacheverill,
Vis de Lou „ Fidler,
Coignières „ Conyers,
Gangy „ Gage,
Gournay „ Gurney,
Ferrières „ Ferrers,
Reviers „ Rivers or Redvers.*)

In andern Fällen wurde der normannische Namen ganz fallen gelassen und die Familie nahm den territorialen Namen ihres englischen Eigenthums an. So nahm das Haus der Gernon de Montfichet den Namen Cavendish an von einem Lehen in Suffolk; das der Buish nannte sich Bingham nach einem Lehen in Notts; das der Valescherville wählte den Namen Stanley nach einem Lehen in Staffordshire; das der Peverel vertauschte seinen Namen mit dem der Wallop durch Heirath mit der Erbin dieses Geschlechts; das der de Oissey (eine flämische Familie) nannte sich Wentworth nach einem Lehen in Yorkshire. Diese Beispiele ließen sich so weit man will ausdehnen.

Dies sind die Materialien, aus welchen die Herzogin mit einem großen Aufwand von Fleiß und Scharfsinn versucht hat, die Geschichte so vieler Generationen zu entwickeln. Die Bayeux Tapete selbst, welche von der Nadel einer Kaiserlichen Verehrerin herrührend die Geschichte der Eroberung darstellt, war gewiß kein sorgsameres Werk. Aber die Rolle der Ritter von Battle-Abbey enthält nicht mehr als die Wurzeln dieser ausgebreiteten genealogischen Bäume, die ihr Wachsen nicht blos über Britannien, sondern über die ganze Erdoberfläche verbreitet haben. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß die Normannen, welche hauptsächlich von einer kleinen Halbinsel des nordwestlichen Frankreichs kamen, dem Cotentin, eine der herrschenden Nationen der Welt geworden sind.

Derselbe Gegenstand ist mit großem Scharfsinn und unermüdlicher Forschung von dem anonymen Verfasser des „The Norman People“ betitelten Buches, dessen wir bereits erwähnten, behandelt worden. Es ist unmöglich den geduldigen Fleiß zu überschätzen, mit dem dieser Autor Tausende von Thatsachen, aus den übereinstimmenden Urkunden von England und der Normandie nachspürt, die sich auf mehr denn drei Tausend Anglo-Normannische Familien beziehen, den alten Grundherren des Bodens in diesem Lande; doch beziehen sich diese nicht allein auf hohe und edle Geschlechter, vielmehr finden wir ihre Abkömmlinge in allen Klassen der britischen und amerikanischen Gesellschaft. Die Einleitung zu diesem Werk giebt einen meisterlichen Ueberblick des ganzen Verfahrens, und es geht aus derselben die Thatsache hervor, daß die Normannische Eroberung keine bloße Invasion von einigen hundert Rittern war, sondern die Einwanderung eines ganzen Volkes, welches unaustilgbare Spuren einer Landung in den Namen, die es seinen Nachkommen vermachte, bis auf den heutigen Tag hinterlassen hat. Dies Verhältniß der Normannen-Namen in dem Londoner Adreßbuch ist wie 1 zu 4 und es zeigt sich, daß 22 500 der in England vorhandenen Zunamen Normannischen Ursprungs sind. Der Verfasser fährt dann fort ein alphabetisches Verzeichniß von einigen Tausend Namen zu geben, deren Ursprung, Fortpflanzung und in vielen Fällen deren Veränderungen und Wappenzeichen darthuend. Der Hauptfehler des Werkes ist seine übertriebene Kürze, denn nur wenige Zeilen sind jeder einzelnen Familie gewidmet und die sorgfältigst ausgearbeiteten und genausten Nachforschungen werden in einem einzigen Paragraphen zusammengefaßt. Aber es liefert einen Schlüssel zu der ganzen Frage, und während die Irrthümer und Täuschungen Herolde und Stammbaumfabrikanten der letzten zwei Jahrhunderte erbarmungslos dargethan werden, wird der Ursprung einer Familie auf ihre etymologische Probe zurückgeführt, durch ein Verfahren, welches dem der Philologen nicht unähnlich ist, die den Ursprung einer Sprache nachweisen.

Es muß offen zugestanden werden, daß der Herzogin v. Cleveland eine große Hilfe aus den Arbeiten des Verfassers von „The Norman People“ erwachsen ist, was sie auch in vielen Fällen dankbar anerkannt hat. Denn der mehr strenge wissenschaftliche Theil der Forschung wurde ihrer Hand zugeführt, und die alphabetischen Verzeichnisse in dem

*) In Bezug auf den Namen Rivers, der mit Richard de Reviers in der Dives-Rolle vorkommt, nimmt die Herzogin an, daß Reviers, Rivers und Redvers verschiedene Formen desselben Namens sind, und zu derselben Familie gehören. William Reviers wurde zum Grafen v. Devon und Lord der Insel Wight erhoben. Baldwin, der zweite Graf, gründete drei Klöster Brummore Abbey in Wiltshire, Twyneham Priory und Quarr Abbey auf der Insel Wight, wo er begraben ward Wir constatiren indessen, daß Twyneham Priory unzweifelhaft vor der Eroberung existirte, obgleich ihre Verfassung verändert und der Name von den Normannen in Christ Church umgeändert ward. Die Redvers-Familie trug viel zu ihrem Besitz bei. Im Jahre 1293 erlosch das Geschlecht mit Lady Isabel de Fortibus, Wittwe des Grafen von Albemarle. Edward I. entriß die Insel Wight ihrer Tochter, und die Erbschaft ging von Lady May Redvers auf ihren Gatten Sir Hugh Courtenay über, der 1335 die Grafschaft Devon von Eduard III. erhielt.

Werk The Norman People enthalten reichliche Verweisungen auf Urkunden, auf welche die Abstammungen beruhen, und auf die Wappenzeichen, welche eine große Stütze ergeben. Aber die Herzogin genießt einen großen Vortheil über ihren Vorgänger! Sie ist nicht im Raume beschränkt oder in den Grenzen eines Katalogs eingeklammert. Im Gegentheil, wo ein historischer Name in ihren weitläufigeren Bänden vorkommt, da dehnt er sich unter ihrer fließenden Feder zu einer Reihe von Geschichten und Anekdoten aus, und sie verleiht dadurch den Arbeiten des Genealogen frisches Leben. Es muß indessen zugestanden werden, daß der Verfasser von „The Norman People“ oft sich hat von seiner Theorie fortreißen lassen, indem er einfachen Englischen Beinamen den Charakter eines Normannen-Namen vindicirt, auf keinen andern Beweistitel hin, als einer geringen Wortähnlichkeit; denn wir sehen keinen Grund ein, weshalb Namen wie Hooker, Hooper, Webb, Last, Plum ꝛc. von Frankreich eingeführt sein sollten. Er legt ferner ein zu großes Gewicht auf die Gleichheit oder Aehnlichkeit von heraldischen Abzeichen und Wappen. Die Herzogin verfährt viel vorsichtiger und beschränkt ihre Normannen auf unzweifelhafte fremde Abstammung, die sich aus der roll of Battle selbst ergeben. Es ist wahrscheinlich, daß die beiweitem größere Zahl der Normannischen Ansiedler Männer waren und daß sie sich mit britischen Frauen verheiratheten. Solche Heirathen, zumal mit den Erbinnen von Sachsen-Häusern wurden sehr von dem Eroberer begünstigt. Aber eine Eroberung ist sehr von der Einwanderung eines Volkes verschieden. Die Normannen siedelten sich in der Normandie und in Britannien an, weil sie dort sich des Landes bemächtigten oder aneigneten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gärten des Vatican.

Die Gärten des Vatican bedecken den ganzen Hügel, sowohl den ziemlich steilen Anstieg von St. Peter aus, wie auch den Abfall hinab in's Thal auf der andern Seite. Da ziehen sich nun die Schlängelwege durch das ganze Gebiet, welche die Carosse des heiligen Vaters durchrollt. Dort unten sieht er nichts von der Außenwelt, da umgeben ihn Gemüsegärten, Baumschulen, jetzt in voller Blüthenpracht, Fruchtfelder, dort werden die vaticanischen Gärten zu einem Landgut, dessen Erträge Küche und Tafel versorgen. Wir übersehen von der Höhe aus diese Fluren, wohlverpflegt, gut angebaut, bleiben selbst aber oben auf dem Kamme der Höhe, die fast wie eine Klippe hinausspringt über die Thalsenkungen. Da ragt aus den Anlagen über deren äußersten Rand hinaus ein zerborstenes Gemäuer aus dem Mittelalter, etwa dem Jahrhundert Karl's des Großen entstammend, ein Ueberbleibsel von den frühesten christlichen Ansiedlungen auf dem vaticanischen Hügel. Man hat es mit hineingezogen in die Lustgefilde des Papstes. Treppen klettern die ruinenhaften Backsteinmassen hinan, man hat ein kleines Belvedere hinaufgesetzt, und es lohnt sich wohl, diesen Aussichtsthurm zu besteigen. Man übersieht von dort die meisten Gartengründe, die dichten Laubmassen, die lachenden Parterres, die malerischen Bodenbildungen, Hügel, Thäler, Senkungen, Kessel. Aber der Blick umfaßt mehr, er dringt hinüber zum Janiculus, zum Monte Mario, streift sogar die entfernteren Bergzüge. Vor Allem aber überblicken wir die Welt des Vaticans; mächtig ragt die Peterskuppel über sie hinaus, die kleinen Kirchen, die Paläste, Dienstgebäude, Gärten, Begräbnißstätten, Schulen, Klöster, die diese Welt bilden, liegen rings zu unseren Füßen. Papst Leo XIII. hat sich in diesem hinteren höchsten Theile des Gartens, an einem Punkte von dem aus man über den hinteren, wohlcultivirten Vordergrund hinausblickt in das malerisch schöne Gelände, einen Pavillon erbauen lassen. Das ist sein Lieblings-Aufenthalt, wenn er die Rundfahrt beendet hat. Hier arbeitet er mit Hilfe einer kleinen Handbibliothek, hierher entbietet er seine Vertrauten, um Angelegenheiten zu besprechen, die ihn interessiren und weder der großen Politik, noch dem Kirchenregiment angehören. Seit Leo's XIII. Pontificat spürt man auch in der Verwaltung der vaticanischen Kunstsammlungen regeres Leben, das Walten einer glücklichen, von Kunstverstand geführten Hand. Seit Menschenaltern hat man es beklagt, daß einzelne Bildwerke durch ganz falsche, unverständige Ergänzungen um den besten Theil ihrer Wirkung gebracht worden waren. Klagen und Vorstellungen halfen indessen nichts, Alles blieb beim Alten. Nun findet man hier einen Arm mit falschen Attributen abgeschlagen, dort ein ganzes Marmorbild dem Blick entzogen. Nach einiger Zeit ersteht das Kunstwerk auf's Neue in der Form, welche die forschende Wissenschaft längst als die richtige festgestellt hat. So wird eine Ceres wieder zur Juno, ein Discuswerfer wieder zum Speerträger. Hier in den sonnigen Mittagsstunden mag der heilige Vater wohl die Vorschläge seiner Berather in Kunstsachen prüfen und gutheißen. Von der Stadt sieht er hier gar nichts, nur die Mittagsglocken tönen herüber in die ländliche Stille. Auf anderen Wegen kehren wir zurück. Sie führen in ein Stück südlichen Urwaldes, der die Senkung des Hügels vollständig in ein tiefes Dunkel hüllt. Da strecken alte immergrüne Steineichen ihre knorrigen Wurzeln über den Pfad, da wildert Lorbeerdickicht, da decken Gebüsche von Mastix, Arbutus und anderer niedriger Pflanzenwuchs den Grund, da spinnt üppiges Schlinggewächs sich von Ast zu Ast; von Pflege, Ordnung, gärtnerischer Arbeit keine Spur. Aber diese Wildniß ist ganz entzückend, Denksteine, Kreuze, moosbedeckt, verwittert, sehen zwischen Akanthus und Culla hervor, zart duftende Cyclamen, dunkle Veilchen bedecken dicht den Grund, wilder Goldlack sprießt aus dem Gestein, aus den Felsstücken, über die der Pfad hinabführt. Ein Rauschen tönt aus der

Tiefe hervor, es kommt von einem Wasserfall, der aus dem Felsen hervorbricht und über Steinblöcke silberhell den Abhang herniederstürzt. Stände nicht auf einer der höchsten Felskuppen ein Adler aus Stein gemeißelt, so würde die Täuschung der Natur vollkommen sein. Nun treten wir aus der dunklen Wildniß hinaus in das untere Blumenparterre, in den blühenden, duftenden Teppich, der sich zu Füßen des Petersdoms auf dem Boden breitet. Da hat ein früherer Papst auf einer niedrigen Terrasse einen zierlichen Rococo-Pavillon errichtet, mit Schnörkeln, gemeißelten Blumenguirlanden, Voluten und Muschelgebilden kokett ornamentirt. Ihm gegenüber, auf derselben Terrasse und ebenfalls ganz aus weißem Marmor, steht eine offene Loggia, in welche frische Luft und Blumenduft leicht dringen. Hier hat der päpstliche Erbauer Audienz ertheilt. Bei schönem Wetter hat ihm die offene Loggia, bei kaltem oder regnerischem der Pavillon zum Local derselben gedient.

Das Evangelische Johannesstift in Berlin,

dessen vor Kurzem erschienenen 34. Jahresberichte die folgenden Mittheilungen entnommen sind, ist eine der älteren öffentlichen Erziehungsanstalten der Stadt und bereits im Jahre 1858 durch Dr. Hinrich Wichern, den Begründer des Rauhen Hauses in Horn bei Hamburg, in's Leben gerufen worden. Das Stift umfaßt eine Erziehungs-Anstalt für etwa 160 Kinder und eine Brüderbildungs-Anstalt; verbunden mit demselben ist das „Sternenhaus"-Seminar zur Vorbildung von Predigern für Nord-Amerika.

Die Anstalt, nordwestlich von Berlin am Nordkanal unweit des Plötzensees und der Jungfernheide gelegen, bildet eine eigene kleine Parochie mit eingepfarrter Gemeinde aus der Umgegend. Das Anstaltsareal umfaßt 118 Morgen, darunter etwa 30 Morgen freies Eigenthum. Nicht ein kasernenartiger Bau mit strenger Front empfängt den Besucher, sondern eine Vielheit freundlicher Häuser, die sich um verschlungene Gartenwege gruppiren. Im Grün der Linden, im Schatten hochragender Ahornbäume, im Schmuck des Rebenlaubes, im Duft der Flieder- und Jasminbüsche stehen in schönen Sommertagen die freundlichen Häuser im parkartigen Gelände da; zum Theil stattlich gebaut liegen sie rings um das Haupthaus herum. In dem würdigen Betsaal desselben grüßt den Eintretenden das Bild des Apostels Johannes. Aus der Altarnische tritt seine Gestalt in schönem Farbenglanze des Glasfensters entgegen. Unter dem Bilde des Apostels befinden sich unscheinbar in schwarzer Schrift im Glase die Worte eingegraben: Geschenk Ihrer Majestät der Kaiserin Augusta 1866. Ihrer huldvollen Unterstützung ist es hauptsächlich mit zu danken, daß es gelang, aus dem dürren Sande der märkischen Heide das Leben des Johannesstiftes hervorzuzaubern. Der hohen Frau gütiger Wille war es, daß auch nach Ihrem Hinscheiden ihre helfende, den Mangel ausfüllende Hand zu spüren sei. Zu den zahlreichen Anstalten, die sie in ihrem Testament bedacht, gehört auch das Johannesstift. Durch Ihre Huld ist dem Stift im vergangenen Jahre ein Legat von 5000 Mark zugefallen, dessen Zinsen als bleibender Beitrag der Hochselig Entschlafenen gilt.

In dem vorerwähnten Betsaale des Haupthauses kommen jeden Morgen und Abend die Stiftsgenossen zusammen zu schlichter Darbietung des Wortes Gottes, zu kurzem Gebet. Doch nicht die Kinder allein sind es, die sich zur Andacht hier sammeln, vielmehr alle Hausgenossen. In Folge des starken Zudranges zu dem Johannesstift in den letzten 10 Jahren sind der Plätze im Bethause beinahe zu wenig geworden; 120 Knaben, 25 Mädchen, dazu 28 „Brüder" 5 „Schwestern", die Gehilfinnen und die Dienstmädchen, die Lehrer, die Handwerker, die Angestellten der Oekonomie, das Haus des Vorstehers, im Ganzen mehr als 200 Menschen, die sich in dem Betsaale täglich zweimal zusammenfinden.

Dem Betsaale im Haupthause ist der Brüdersaal angebaut worden, in welchem vom 9.—11. August v. J. ein Brüdertag des Johannesstiftes stattfand. Zweck der Brüderanstalt des Johannesstiftes ist, unbescholtene, christlich gesinnte junge Leute ohne Rücksicht auf den Stand, aber nur aus ordentlich erlernten Lebensberufen, im Alter von 20—30 Jahren aufzunehmen und für die mannigfachen Arbeiten der Inneren Mission auszubilden. Die etwa 20 Brüder wohnen auf 3 Convicten, erhalten durch den Vorsteher des Stifts Pastor Dumrese, und 4 „Oberhelfer" (Candidaten der Theologie) einen wöchentlich 24—30stündigen Unterricht und sind im Uebrigen Helfer der Kindererziehung. Nach 3—4 jährigem, theoretischem und praktischem Cursus werden sie auf Grund ordentlicher Berufungen als Vorsteher oder Gehilfen in Rettungshäuser oder Herbergen zur Heimat, als Stadtmissionare, Gefangenenpfleger, Armen- und Krankenpfleger entsandt. Von den 74 Brüdern, welche das Johannes-Stift bisher in den Dienst der Inneren Mission gestellt hat, arbeiten gegenwärtig 22 in Berlin, 34 in der Provinz Brandenburg, 15 im übrigen Deutschland, 3 in Rußland. Dieselben sind in den verschiedensten Stellungen thätig: in der Stadtmission 13, so in Berlin, Breslau und Moskau, 12 in Herbergen zur Heimat und Verpflegungsstationen die allenthalben einen erfreulichen Aufschwung nehmen. 30 Brüder des Johannesstifts stehen zur Zeit als Hausväter oder als Gehilfen in der Erziehungsarbeit in Waisenhäusern, Erziehungsanstalten, Rettungshäusern, an der Schule. Auch den Kranken und Epileptischen haben Brüder des Stifts seit vergangenem Jahre dienen dürfen: 5 sind im Augusta-Hospitale in Berlin, 9 in der Epileptischen-Anstalt „Pniel" in Potsdam thätig. Endlich arbeiten einige Brüder, es sind gegenwärtig 6, in Gefängnissen als Aufseher.

Die Kinder-Anstalt des Johannesstifts besteht

aus 5 Knabenhäusern, die, in freundlichem Style gebaut, in dem Park zerstreut liegen und 7 „Knabenfamilien" von je 10—15 Knaben Aufnahme gewähren; es sind dies nach ihrem Namen aufgeführt, die „Johanneshilfe", ferner die „Düppelschanze", ein Geschenk des Königs Wilhelm aus dem Jahre 1864 mit schönen Reliefbildern aus der Zeit der Siege in Schleswig, weiter „Bethel", ein Geschenk des Ministers von Bethmann-Hollweg, die „Eulenburg", eine Stiftung des Staatsministers Grafen zu Eulenburg, endlich der „Stern". Alle diese Häuser sind von Gartenbeeten umgeben und haben eigene Spielplätze. Die siebente Knaben-Familie hat im Laufe des Berichtsjahres eingerichtet werden müssen, weil die Bitten um Aufnahme von Kindern dringender und zahlreicher waren denn je. So tummelt sich denn in einem Theile des „Sternenhauses" nunmehr eine fröhliche Schaar von 11 Knaben; durch Gründung dieser neuen Familie hat das Stift jetzt grade 100 Plätze für Knaben zur Verfügung. Freilich ist fast jeder derselben für die Anstalt eine Ausgabe auch nach der ökonomischen Seite hin; denn nur für sehr wenige Kinder wird das gezahlt, was ihre Erhaltung dem Stift selbst kostet.

Im „Martha- und Marienhause", dicht neben dem Haupthause, in einem abgeschlossenen Wäldchen, wohnen die Mädchen; zur Zeit sind es 25; für 30 ist Raum vorhanden.

Die Kinder-Anstalt ist lediglich eine Erziehungs-Anstalt, nicht jedoch eine solche für verwahrloste Kinder, wenngleich auch gern und mit voller Bereitwilligkeit seitens der Direction die Aufgabe übernommen wird, schwer zu erziehende Kinder mit ausgeprägtem geistigen Kinderkrankheiten, ja selbst mit schweren Kinderfehlern zu erziehen.

Jede Kinder-Familie hat ihr Hauswesen für sich, ihren Spielplatz vor der Thür und ihre Blumenbeete. Ein Familien-Bruder resp. -Schwester steht an der Spitze. Das Essen wird im Mutterhause zubereitet, doch in den einzelnen Familien genossen. Die Kinder erhalten einen guten Volksschulunterricht, welcher dem der städtischen Gemeindeschulen entspricht. In den Nachmittagsstunden arbeiten die Knaben im Garten und in der Oekonomie oder in den Werkstätten (Schlosserei und Klempnerei; Tischlerei, Glaserei und Malerei; Schneiderei und Schusterei; Maurerei, Matratzenmacherei, Strohflechterei); die Mädchen lernen Hand- und Hausarbeiten. Die Einrichtungen sind durchaus einfach, doch freundlich. Für die meisten Kinder wird ein mäßiges Kostgeld gezahlt; das volle Kostgeld beträgt 360 Mark.

Stattlicher als die anderen Häuser erhebt sich in den Parkanlagen des Johannesstifts das Editha-Haus. Ein ritterliches Wappen schmückt den Eingang desselben; es erinnert an die heimgegangene Gräfin Editha von Wartensleben, zu deren Gedächtniß die erste Gabe für dieses Haus gespendet wurde und deren Namen es trägt. Dasselbe hat die Bestimmung, Knaben aus höheren Ständen, auch solche, welche besonderer geistiger und leiblicher Pflege bedürfen, aufzunehmen und für höhere Lebensberufe vorzubilden. Der Unterricht bereitet für die höheren Klassen der Gymnasien und höheren Bürgerschulen vor. Die begrenzte Anzahl der Plätze (30) und die geringe Zahl der auf jede Klasse kommenden Schüler sichert sowohl erziehliche Erfolge wie solche im Unterricht. Gegenwärtig befinden sich 25 Schüler in dem Institut.

Einem eigenartigen Zwecke dient das im Jahre 1869 gegründete „Sternenhaus" des Johannesstifts. Es sammelt junge, evangelische Männer, um sie für den Dienst der evangelischen Kirche in Nordamerika vorzubereiten.

Das Sternenhaus ist eine Art Proseminar, welches durch Unterricht in den Sprachen, in Kirchengeschichte und Glaubenslehre die Grundlagen legen will zu dem abschließenden theologischen Unterricht, der auf dem theologischen Seminar der Evangelischen Synode zu Nord-Amerika, dem Eden-College bei St. Louis, ertheilt wird. Die im „Sternenhause" genügend vorbereiteten Brüder werden an dieses Seminar überwiesen und finden dort freie Aufnahme. Nach 2—3jährigem Studium und bestandenem Examen erhalten sie von der Synode ein Predigtamt. Bisher sind aus dem „Sternenhause" 38 Brüder in die neue Welt hinübergegangen, 5 davon im vergangenen Jahre. Das Kost- und Unterrichtsgeld während des Aufenthalts in dem Institut beträgt zur Zeit monatlich nur 25 Mark; zu den Kosten der Ueberfahrt, welche in Folge einer vom Norddeutschen Lloyd dem Johannesstift zugestandenen Ermäßigung von hier bis St. Louis etwa 320 Mark betragen, hat das Stift wie bisher im Falle der Bedürftigkeit einen Beitrag gewährt.

Auch im Berichtsjahre hat das Johannesstift wieder 67 Feriengästen, 44 Knaben und 23 Mädchen, meist kränklichen und schwächlichen Kindern, zur Stärkung ihrer Gesundheit während der Sommermonate Aufnahme gewährt. Freilich war dies, da die Eltern der Kinder oft kaum die Hälfte der dem Stift dadurch erwachsenden Selbstkosten bezahlen konnten, nur möglich durch die opferwillige Güte treuer Freunde und Wohlthäter der Anstalt.

Die Kassenverhältnisse des Johannesstifts waren am Schlusse des Berichtsjahres leider keine günstigen. Bei einer Einnahme von 82796 Mk. 68 Pf. und einer Ausgabe von 85759 Mk. 36 Pf. ergab sich der beträchtliche Fehlbetrag von 2962 Mk. 68 Pf., der durch ein zinsfrei aufgenommenes Darlehn von 3000 Mk. gedeckt werden mußte. Aber auch die Bauschulden des Stifts sind immer noch recht bedeutend. Es bleiben noch abzuzahlen:

1. auf das Edithahaus	10806	Mk.	55	Pf.
2. „ „ Pfarrhaus	20802	„	5	„
	31408	Mk.	60	Pf.
außerdem eine Hypothek auf das Sternenhaus von	9600	„	—	„
zusammen	41008	Mk.	60	Pf.

Da bedarf es denn in erhöhtem Maße der Opferwilligkeit der Freunde der Anstalt, um dieselbe durch diese schwierige pekuniäre Verhältnisse glücklich hindurchzuhelfen.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.


Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. **Berlin, den 26. August 1891.** **Nr. 34.**

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht:

den Major und Bataillons-Commandeur im Pommerschen Füsilier-Regiment Nr. 34 Adolf von Kries,
„ Hauptmann im großen Generalstabe Georg von der Marwitz,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im 6. Brandenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 52 von Dassel,
„ Rittmeister und Escadron-Chef im 1. Garde-Dragoner-Regiment Königin von Großbritannien und Irland Alfred Burggrafen und Grafen zu Dohna,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiment Nr. 2 Paul von Stuckrad,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im 3. Garde-Regiment z. F. Hans von Wentzel,
„ Amtsgerichts-Rath Berthold von dem Knesebeck, zu Frankfurt a. d. Oder,
„ Regierungs-Rath Franz von Meusel, zu Potsdam,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Kaiser Alexander Garde-Grenadier-Regiment Nr. 1 Carl Hoyer von Rotenheim,
„ Kammerjunker und Regierungs-Assessor Georg Grafen von Schlieffen, zu Potsdam,
„ Premier-Lieutenant der Reserve des Feld-Artillerie-Regiments Nr. 35 und Fideicommißbesitzer Dr. Franz von Lepel-Wieck, auf Wieck bei Gützkow in Pommern,
„ Lieutenant der Reserve des 1. Garde-Ulanen-Regiments und Rittergutsbesitzer, Wernher von Quistorp, auf Crenzow bei Murchin in Pommern,
„ Rittergutsbesitzer Georg von Kleist, auf Remitz, Kreis Schlawe,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Kolbergischen Grenadier-Regiment Graf Gneisenau (2. Pommerschen) Nr. 9 Gustav Adolf von Voss,
den Premier-Lieutenant der Reserve des Kürassier-Regiments Königin (Pommerschen) Nr. 2 und Rittergutsbesitzer Busso von Wedell, auf Braunsforth bei Freienwalde in Pommern,
„ Regierungs-Assessor Otto George von Barbeleben, zu Cöslin,
„ Generalmajor und Commandeur der 18. Infanterie-Brigade Rudolph Freiherrn d'Orville von Löwenclau,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Grenadier-Regiment König Wilhelm I. (2. Westpreußischen) Nr. 7 Bertrand Grafen von Monts,
„ Oberstlieutenant a. D. Leo Freiherrn von Tschammer und Osten, zu Dromsdorf, Kreis Striegau,
„ Premier-Lieutenant a. D. Andreas Grafen von Bernstorff, zu Wernigerode,
„ Herzoglich Sachsen-Coburg-Gothaischen Kammerherrn Paul von Ebart, zu Gotha,
„ Rittergutsbesitzer Arthur von Pieschel, auf Theessen, Kreis Jerichow I.,
„ Hauptmann a. D. Wilhelm von Plessen, zu Coburg,
„ Premier-Lieutenant a. D. Richard von Haeseler, zu Gotha,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Anhaltischen Infanterie-Regiment Nr. 93 Erich von Bonin,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Anhaltischen Infanterie-Reg. Nr. 93 Hans von Graevenitz,
„ Capitain zur See und Commandanten Sr. Majestät Panzerschiffes „Oldenburg" Friedrich von Wietersheim,
„ Premier-Lieutenant a. D. und Gutsbesitzer Henning von Winterfeld, auf Frauenholz, Kreis Stormarn,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Infanterie-Regiment Prinz Friedrich der Niederlande (2. Westfälischen) Nr. 15 von Drebber,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Infanterie-Regiment Graf Bülow von Dennewitz (6. Westfälischen) Nr. 55 von Bamberg,

den Landrath Georg von Borries, auf Steinlacke bei Kirchlengern,
„ Oberstlieutenant und etatsmäßigen Stabsoffizier im Infanterie-Regiment Graf Barfuß (4. Westfälischen) Nr. 17 von Hanstein,
„ Major und Escadron-Chef im Schleswig-Holsteinschen Ulanen-Regiment Nr. 15 Eugen von Richthofen,
„ Hauptmann à la suite der Landgendarmerie, in der Gendarmerie-Brigade in Elsaß-Lothringen Max Grafen zu Solms-Sonnenwalde,
„ Rittmeister und Escadron-Chef im 3. Schlesischen Dragoner-Regiment Nr. 15 Heinrich von Prittwitz und Gaffron,
„ Rittmeister und Escadron-Chef im 2. Brandenburgischen Ulanen-Regiment Nr. 11 Otto Grafen von der Recke-Volmerstein,
„ Premier-Lieutenant der Reserve des 3. Badischen Dragoner-Regiments Prinz Carl Nr. 22 Albert Grafen Eckbrecht von Dürckheim-Montmartin, auf Fröschweiler im Elsaß,
„ Regierungs-Assessor Carl Grafen von Platen zu Hallermund, zu Wiesbaden,
„ Rittergutsbesitzer Carl von Rocheid, auf Pieverstorf, bei Kratzeburg in Mecklenburg,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Großherzoglich Mecklenburgischen Grenadier-Regiment Nr. 89 von Holstein,
„ Major a. D., auch Großherzoglich Hessischen Kammerherrn von Poseck, zu Cassel,
„ Hauptmann a. D. Curt von Grabow, zu Cassel,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im 7. Königlich Sächsischen Infanterie-Regiment Prinz Georg Nr. 106 Wilhelm Freiherrn von Wirsing,
„ Rittmeister und Escadron-Chef im 2. Königlich Sächsischen Königin-Husaren-Reg. Nr. 19 Louis Ferdinand Charles Freiherrn Grote,
„ Königlich Bayerischen Kämmerer Alfred Freiherrn von Schaezler, zu Augsburg,
„ Königlich Bayerischen Kämmerer, Hauptmann und Compagnie-Chef im Infanterie-Leib-Regiment Friedrich Freiherrn Kreß von Kressenstein,
„ Königlich Bayerischen Kämmerer und Rittmeister der Reserve Hans-Carl Freiherrn von Thüngen, zu Thüngen in Bayern,
„ Königlich Bayerischen Kämmerer und Major à la suite der Armee Alfred Freiherrn von Seckendorff-Aberdar, auf Sugenheim in Bayern,
„ Gutsbesitzer Carl Grafen von Medem, auf Sessilen bei Frauenburg in Curland,
„ Majoratsbesitzer Paul Grafen von Medem, auf Elley bei Mitau in Curland,
„ Rittergutsbesitzer Percival Freiherrn von Wolff, auf Lobowo, Gouvernement Pskow in Rußland,
„ Gutsbesitzer Carl von Gonzenbach, auf Schloß Buonas bei Rothkreuz in der Schweiz,

nach Prüfung derselben durch das Capitel und auf Vorschlag des Durchlauchtigsten Herrenmeisters Prinzen Albrecht von Preußen, Königlicher Hoheit, zu Ehrenrittern des Johanniter-Ordens zu ernennen.

Auf den Spuren der Normannen.

(Fortsetzung.)

Wir gehen nun damit vor, unseren Lesern einige Proben von diesen historischen Forschungen zu geben und wir wollen mit dem gewöhnlichen und nicht sehr ritterlichen Namen Browne beginnen, von dem einige Vertreter in sehr enger Beziehung zu Battle Abbey standen. Viele der Browns giebt es allerdings, die keinen Anspruch darauf haben, zu den Rittern der Battle zu gehören, aber ein Geschlecht dieses Namens giebt es, welches vielleicht seine Abstammung bis auf Hugh de la Ferté, aus einem großen Normannischen Hause, der bei Hastings focht, verfolgen kann. Dieser letztere hatte zwei Söhne, die zur Unterscheidung Le Brun und Le Blond hießen und sich in Cumberland und in Suffolk ansiedelten. Lange blühten die Nachkommen Le Bruns in diesen Landschaften, wo ihr Name in verschiedenen Varianten wie Broyne, Broun und Brown vorkommt. Von ihnen stammte im sechszehnten Jahrhundert Sir Anthony Brown, ein sehr begabter und schlauer Höfling während der ganzen Regierung Heinrich's VIII, der nicht allein seinen Kopf auf den Schultern behielt, sondern bei der Aufhebung der Klöster das glänzende Geschenk von Battle Abbey erhielt „einst das Pfand und Zeichen der Königskrone," mit dem Löwenantheil seiner Besitzungen.

Die Sage geht, daß als er seinen Einzugsschmaus in der Abbot's Hall mit großer Festlichkeit und Freude beging, ein Mönch plötzlich inmitten der Gäste erschien, auf die Estrade losging und einen feierlichen Fluch über die Beraubung der Kirche aussprach. Er verkündigte Sir Anthony, daß der Fluch sich an seine letzten Nachkommen hängen würde und prophezeite das besondere Verhängniß, das ihre zeitliche Strafe sein würde: durch Feuer und Wasser soll euer Geschlecht zu Grunde gehen und aus dem Lande vertilgt werden." Die Prophezeihung machte einen tiefen Eindruck auf die Seelen der Männer, denn sie lebte noch im Gedächtniß der Menschen und war gar wohl im Lande bekannt, als sie nach Verlauf von zwei Hundert und fünfzig Jahren in Erfüllung ging.

Ein anderer großer Landbesitz gelangte an die Browns beim Tode Fitz Williams, Grafen von Southhampton, und die schöne Herrschaft Cowdray in West-Sussex wurde dem Besitz von Battle hinzugefügt. Die Familie blieb streng katholisch trotz ihres Raubes von Kirchenländereien, und Königin Marie (Tudor) creirte das Haupt derselben zum Viscount Montagne, anläßlich ihrer Vermählung mit Philipp II. von Spanien. Die Lords Montagne behielten die Abtei bis 1719, zu welcher Zeit sie

dieselbe an Sir Thomas Webster verkauften, aber sie residirten meistens zu Cowdray und hierher wurden auch unglücklicher Weise die vorzüglichsten Reliquien, als das Schwert des Eroberers und die Rolle der Ritter überführt. Dann endlich gegen Ende des letzten Jahrhunderts ging der Fluch des Mönchs in Erfüllung. Er traf den achten Viscount Montagne, einen jungen Edelmann, der im September 1793 den tollkühnen Versuch machte, die Rheinfälle bei Laufenberg zu befahren und bei diesem Unternehmen um's Leben kam. Sein Diener packte ihn am Kragen als er im Begriff war ins Boot zu steigen, indem er ausrief: Mylord, Mylord the curse of the water!" aber umsonst. Das Boot schlug in der zweiten Welle von Laufen um, und selbst die Leichen wurden nicht mehr gesehen. Der Bote, der diese Trauerkunde nach England trug, kreuzte sich mit einem andern, der eiligst dem jungen Viscount von der Zerstörung von Cowdray-House durch eine Feuersbrunst am 14. September 1793 benachrichtigen sollte. Die aufgehäuften Schätze von Generationen wurden ein Raub der Flammen und so der Fluch von Battle buchstäblich erfüllt! Durch die Flut und das Feuer war das Geschlecht Sir Anthony Browne's gestürzt und untergegangen. Die Ruinen von Cowdray House geben bis auf diesen Tag Kunde von diesem unheilvollen Vorfall, und dasselbe Geschick scheint sich an einige seiner späteren Besitzer geheftet zu haben. Aber ein anderer Zweig dieser Familie Brown blüht noch jetzt in Irland, wo er die Pairien von Sligo und Cranmore inne hat.

Kein Held der englischen Legende und Romanee ist populärer, als der kühne Bogenschütze Robin Hood, dessen Heldenthaten in Hunderten von Balladen aufgezeichnet sind und für Jahrhunderte in dem Gedächtniß des Volkes lebten. Aber selbst Robin hatte Normannenblut in seinen Adern und es ist auf Grund einer unechten Grabschrift behauptet worden, daß er der rechtmäßige Erbe des großen Grafen von Huntingdon sei. Die Wahrheit scheint zu sein, daß er von der Normannischen Familie Fitzooth oder Fitz Otes abstammte, die von Otho, des Königs Juwelier datirte, der das prachtvolle Grab Wilhelms des Eroberers in Caen ausführte, und daß aus dem Namen Otes allmälig Ode und Hode wurde. Einer von diesen Fitzooths, ein Normanne, Lord von Kyme, heirathete eine Tochter von Gilbert de Gant, der mit dem Eroberer aufkam, und Robert Fitzooth, als Robin Hood bekannt, der berühmte Outlaw war sein Enkel. Diese Abstammung giebt ihm einen Platz in diesen Bänden. Die Herzogin hat eine anziehende Schilderung dieses goldenen Zeitalters entworfen, wo diese rauhen Freibeuter von Sherwood Forest gegen Wucherer und Pfaffen Gerechtigkeit geübt haben sollen, während sie die Armen beschützten und dem Gesetze Trotz boten. Dies ist die Sprache der Poesie und Romantik; aber es scheint sich mit Gewißheit zu ergeben, daß Robin ein hohes Alter erreichte, obschon er zuletzt dem Verrath einer Verwandten zum Opfer fiel, der Priorin von Kirkleß, eine Frau, geschickt in der Arzneikunde, die ihn aber zu Tode bluten ließ. Es giebt einen rührenden Bericht von seiner letzten Stunde.

Als er in jener engen Zelle hilflos und verzweifelnd daniederlag, gedachte er seines Hifthorns, und indem er es zum letzten Mal an seine Lippen führte, versuchte er seine Gefährten herbeizurufen. Der Schall war schwach und unbestimmt, und Little John, als er den Ton im grünen Wald vernahm, wo er lagerte, wurde er mit Bestürzung erfüllt. Im selben Moment sprang er auf und führte seine Mannen nach Kirkleß und erzwang, indem er die Klosterpforten erbrach den Weg zu seinem sterbenden Häuptling. Dieser war für menschliche Hilfe schon zu weit weg, und Little John nach Rache dürstend, schlug vor, Kirkleß-Hall mit sammt den Nonnen niederzubrennen, aber Robin wollte nichts davon hören:

„I never hurt fair maid in my time
Norat my end shall it be;
But give me my bent bow in my hand,
And a broad arrow I will let flee;
And where this arrow is taken up,
There shall my grave diggit be."

Sein getreuer Page hob ihn in die Höhe, legte den Bogen in seine Hand und richtete ihn in seinen Armen auf, und mit äußerster Anstrengung beugte er sich dann zu seinen Füßen nieder und spannte ihn wieder. Er schoß zwei Pfeile ab; der erste fiel in den Fluß Calder und der zweite fuhr in den Park von Kirkleß, wo er seinem Wunsche gemäß, begraben ward. Ein Grabstein mit einem Kreuze wurde auf sein Grab gesetzt, welches im Jahre 1750 gerade fünf hundert Jahre nach seinem Tode noch vorhanden war.

Wir wenden uns indessen von dem Grabe des Geächteten zu berühmteren Namen und in der Liste des britischen Adels giebt es keinen illusteren und fortlaufenderen bis auf den heutigen Tag, als den des großen Hauses Neville. Die Glieder dieses Geschlechts repräsentiren in directer männlicher Abkunft die souveränen Grafen, die schon den Norden zur sächsischen Zeit regierten. Sie wurden dann nach der Eroberung Barone und Fürsten, und mehr als einmal haben sie über die englische Krone verfügt! Ihre Besitzungen in der Grafschaft Durham allein erstreckten sich vierzig Meilen längs der Tees, und siebenhundert Ritter waren Lehnsmänner des großen Burglehns von Raby. Die directe Linie der Nevilles blieb durch sechzehn Generationen im Besitz von Honour of Raby und weit über fünfhundert Jahre, als es 1569 in die Hände der Fanes überging. Seit jener Zeit wurde das Schloß von dieser letzteren Familie und ihren Nachkommen besessen und bewohnt, und in dem langen Zeitlauf von Menschenaltern seit den Tagen des Eroberers bis auf die heutige Zeit hat immerdar ein Heerdfeuer in diesen ehrwürdigen Mauern geleuchtet. Wir bezweifeln, ob da irgend

ein anderes altes Schloß oder ein Baronialsitz in England existirt (mit Ausnahme von dem Königlichen Windsor und vielleicht Arundel) von dem gleiches gesagt werden kann, oder welches eine so ununterbrochene Tradition und eine so auffallende Identität nachweisen kann, und es ist ein interessanter Umstand, daß die gegenwärtige Herrin dieses prächtigen Wohnsitzes in ihrem Buche einen Bericht seiner Schicksale geben solle.

Die Nevilles leiten ihren Namen von dem Normannen-Lehn Neuville-sur-Touque ab, und es wird erzählt, daß Geoffrey de Neville des Eroberers Flotte befehligte. Aber die Ahnen der Familie waren lange vor der Eroberung im Norden Englands angesessen und hatten sich mit den sächsischen Häuptlingen des Norden versippt. Geoffroy, der Sohn eines sächsischen Vaters und einer normännischen Mutter nahm zuerst den Namen seiner Mutter Neville an, behielt aber sein eigenes Wappenzeichen bei — das vielbekannte silberne Andreaskreuz — welches die stolzesten Quartiere in den Stammbäumen Alt-Englands einnehmen sollte. Die Nachkommen dieses Hauses, männliche und weibliche, füllen buchstäblich eine ganze Liste von Pairs aus. Im funfzehnten Jahrhundert gelangten sie zu vorherrschendem Ansehen. Ralph, der Sohn und Erbe des Lords Neville war ein treuer Anhänger des Hauses Lancaster, obschon er von Richard II. zum Grafen von Westmorland erhoben worden war. Er begleitete Heinrich V. nach Agincourt als Graf-Marschall mit einem mächtigen Gefolge, und er war es, an den Heinrich die denkwürdigen Worte richtete:

Who 's this that wishes for more men from England?
My cousin Westmoreland? No my fair cousin!
(Shakespeare King Henry V. Act IV Scene III).

Dieser Graf hatte einundzwanzig Kinder, neun von seiner ersten Gräfin und zwölf von Joan de Beaufort, die eine Tochter John of Gaunt's und der Wittwe des Lord Ferrers war. Ihre vier ältesten Söhne wurden die Begründer der Linien von Salisbury, Kent, Latimer und Bergaveny, welche letztere bis auf diesen Tag blüht. Ihre jüngste Schwester Cecily Neville war wegen ihrer Schönheit als die Rose von Raby bekannt. Sie heirathete Richard Herzog von York und wurde die Mutter von Eduard IV. und Richard III. Diese Heirath fesselte das Haus Neville an die York-Partei. Ralph war der Großvater des berühmten Richard de Neville, Grafen von Warwick, der älteste Sohn aus seines Vaters zweiter Heirath, der die Erbin von Beauchamps heirathete.

„Proud setter up and puller down of Kings“, dieser tapfere Graf von Warwick, dessen Leibgarde von sechshundert Gefolgsmännern bestand, die auf ihren rothbraunen Wämsern the ragged staff of Beauchamp (der rauhe Stab) gestickt trugen und dessen außergewöhnlich großer Haushalt täglich dreißigtausend Mäuler auf seinen verschiedenen Schlössern und Landsitzen satt machte. Nur zwei Töchter waren ihm in seiner Ehe geboren — Isabel, Herzogin von Clarence, die Gemahlin des „falschen, flüchtigen, meineidigen Clarence“; und Anna, deren sonderbares Schicksal es war, erst den Prinzen von Wales, Eduard, Sohn Heinrich VI. (Lancaster) und nachher den König Richard III. (York) zu heirathen. Isabel war die Mutter des letzten männlichen Plantagenet, Eduard Graf von Warwick und Salisbury, der 1499 auf dem Schaffot endete, und zweier Töchter. Die ältere war Margarethe Gräfin von Salisbury, die ihrem Bruder in dem Titel folgte und gleiches Schicksal mit ihm theilte, indem sie in schon vorgerücktem Alter unter Heinrich VIII. enthauptet ward. Ihre Grabkapelle ist noch im Chor der Prioratskirche zu Christchurch zu sehen, an der die Wappen von Neville und Plantagenet auf des Königs Befehl in dem Schnitzwerk des Daches angebracht worden sind. Sie wurde die Gattin Sir Richard Poles und die Mutter des berühmten Cardinal Pole und wird als Ahnfrau des noch blühenden Hauses Hastings verehrt. Die jüngere Schwester Anna, deren Leben voll von „Glanz und Weh“ war, hinterließ keine Nachkommen, da der Sohn, den sie Richard III. gebar, jung starb und sie demselben bald darauf ins Grab folgte. Dieser Zweig des Geschlechts der Neville erlosch mit dem Marquis of Montacute, Bruder des Königmachers.

Die Grenzen dieser Abhandlung verbieten uns die Personalien seiner fünf Schwestern, die in die Familien der Stonor, der Lords Scrope, der Wentworth, der Martimer und der Sir Anthony Browne heiratheten, sowie die ihrer Nachkommenschaft zu geben. Aber der ältere Zweig der Nevilles blühte noch sechs Generationen weiter; und als im Norden 1569 die große Katholiken-Erhebung stattfand, war es im Schlosse zu Raby, daß die Häupter ihre Berathung hielten. Die Empörung war nur zu rasch von Mißlingen, Aechtung und Verbannung gefolgt. Der Graf entkam nur mit Mühe nach Schottland und dann nach Flandern, wo er noch dreißig Jahre in größter Dürftigkeit lebte. Königin Elisabeth gewährte seiner Gemahlin und den Töchtern eine Unterstützung und doch mangelte ihnen bei ihrem Tode im buchstäblichen Sinne das Brot. Die Grafschaft wurde durch gerichtliches Verfahren als verwirkt erklärt und Jacob I. übertrug sie auf Francis Fane, dessen Nachkommen die jetzigen Grafen von Westmorland sind. Wenn aber die richtige Erbfolge aufrecht erhalten worden wäre, so hätte die Grafschaft an Eduard, Lord of Bergavenny, übergehen müssen, welcher nunmehr das Haupt der Familie Neville wurde. Von ihm stammt der gegenwärtige Marquis von Abergavenny in directer Linie ab; mit einer Geschlechtsfolge von dreißig Generationen, die sich von Uchtred Grafen von Northumberland unter der Regierung Ethelred III. bis auf den heutigen Tag erstreckt.*)

*) Es ist uns gar wohl bekannt, daß die Baroneß le Despencer (nunmehr Viscounteß Falmouth) als eine Repräsentantin des Neville-Geschlechts betrachtet wird, von dem sie auch in der

Wir kommen nun zu einer andern Familie, die ebenfalls sicher normannischen Ursprungs ist, deren wesentliche Verdienste und Ehren aber einer viel späteren Zeit angehören. Die Grafen Grenville nehmen noch heutigen Tags eine hervorragende Stelle unter den Diplomaten Englands ein, der ältere war zwei Mal Gesandter in Frankreich, der jüngere, Minister des Auswärtigen, ist erst unlängst gestorben. Die Grenvilles kamen von Grenneville im Cotentin gelegen, im Lehen der Barone von St. Denis le Gaste. Sie versippten sich mit den Giffards, die den Eroberer begleiteten, und bald nach der Eroberung erwarb Richard de Grenneville ein Rittergut zu Bideford in Devonshire. Killhampton, in Cornwall, welches für Jahrhunderte der Hauptsitz der Familie wurde, gehörte ihnen ebenfalls seit den Zeiten der Eroberung, und der Name „Stowe" kam daher. Der erste Lord Bath, der ein Grenville war, oder, wie er zuerst den Namen schrieb, Granville, erbaute dort ein prächtiges Haus, „das schönste im Westen von England", welches von seinem Enkel 1711 niedergerissen ward und dessen Einrichtung nach Stowe in Buckinghamshire kam, wo sich zu unserer Zeit eine ähnliche Katastrophe abspielte.

Die westlich angesessenen Grenvilles gaben zwei Helden das Leben, deren Thaten ein Ruhmesblatt in der Geschichte bildet. Zuerst Sir Richard Grenville, der tapfere Admiral, welcher der Freund und Gefährte Raleigh's war, der die frühesten Colonisten nach Virginien führte und mit der Vertheidigung von Cornwall beim Herannahen der Armada betraut wurde. Er büßte sein Leben ein in dem denkwürdigen Seegefecht bei den Azoren, wo die kleine „Revenge" die aus dreiundfünfzig Schiffen bestehende spanische Flotte angriff und sie bis auf's alleräußerste ververfolgte. Evelyn, der die That berichtet, ruft aus „Was haben wir mehr als dies? Was kann noch größer sein?" Und in jüngster Zeit hat Lord Tennyson in unsterblichen Versen den Ruhm der „Revenge" und ihres Commandeurs besungen.

Sir Bevill, sein Enkel, war seiner Ahnen nicht unwürdig. „Wo", sagt Martin Clewellyn

„soll des nächsten ruhmwürd'gen Grenville's Asche ruh'n?
Der Ruhm des Ahn' erfüllt die See, und Du das Land."

An der Spitze eines kleinen Haufens von Cornish-Männern befreite er 1643 die Grafschaft von den Rebellen und marschirte auf Bath los, wo er in dem glänzenden Gefecht von Lansdowne Hill fiel.

Vermuthlich war es dieser Umstand, der Carl II. bewog, bei der Restauration seinem ältesten Sohn den Titel eines Grafen von Bath zu verleihen, da hier der Schauplatz der Schlacht gewesen. Er wurde 1661 zum Grafen von Bath, Viscoun Lansdowne und Baron Granville von Bideford und Killhampton ernannt. Seine Söhne starben ohne Erben, und es erbten nun Lady Jane, die Gemahlin des Sir William Leveson Gower, von dem die jetzigen Grafen Granville abstammen, und Lady Grace, die Gemahlin des Lord Carteret, die 1714 zur Gräfin Granville kraft eigenen Rechts erhoben ward. Ihre Tochter heirathete Lord Shelburne und wurde die Mutter des dritten Marquis of Lansdowne, des Großvaters des gegenwärtigen Vicekönigs von Indien; vielleicht nahm Lord Shelburne den Titel von Lansdowne zum Gedächtniß von Lis Bevill Granville an, von dem er abstammte. Der Stamm der alten Grenvilles war aber damit nicht ausgestorben. Ein Zweig der Familie war und ist auf Wotton angesessen geblieben, einem Rittergut in Buckinghamshire, das zu dem großen Lehen von Giffard gehörte, und mit dem ihr Ahnherr von dem Eroberer belehnt worden war. Von einem Richard Grenville, dem Urenkel eines Seneschals des Königs Johann um 1214, gelangen wir durch fünfzehn Generationen zu einem andern Richard, geboren 1677, der Hester Temple, die große Erbin von Stowe, heirathete. Hieraus entsprang eine Familie, die sich im Cabinet nicht minder auszeichnete, als einst ihre Ahnen zu See und zu Land. Unter den Nachkommen der ersten Gräfin Temple zählen wir nicht weniger als drei Premierminister, drei Staatssecretäre, zwei Lords of Privy-Seal, und vier First Lords of the Admirality. Vor Allem aber war ihre Tochter die Gattin Chatam's und die Mutter des William Pitt. Es ist unnöthig, die wohlbekannte Geschichte ihrer großen politischen Verdienste zu verfolgen, die mit nicht weniger als elf Ehrentitel belohnt wurden. Aber es erregt zu wehmüthiger Betrachtung, daß dieses illustre Haus fast ebenso rasch geendet hat, als es sich erhoben, und daß der letzte Herzog von Buckingham und Chandos vor Kurzem zu Wotton nach einem wohl angewandten ehrenhaften Leben begraben ward. Die Vererbung jener Titel der Grenville-Familie, die nicht mit dem verstorbenen Herzog erloschen sind, ist höchst eigenthümlich und giebt uns ein Beispiel, wie verschlungen oft die Fortpflanzung der Titel in England ist. Hester Temple, die Erbin von Stowe, die sich Richard Grenville vermählte, folgte 1749 ihrem Bruder Richard, der 1718 zum Viscount Cobtram erhoben war, mit der Vergünstigung, daß falls es ihm an männlichen Erben fehlen sollte, der Titel an seine zweite Schwester Hester und ihre männlichen Nachkommen übergehen sollte. Diese Dame wurde zur Gräfin Temple desselbigen ereirt, und ihre Nachkommen blieben im Besitz der Cobham-Pairie bis auf die Gegenwart. Aber in Ermangelung männlicher Nachkommen (welcher Fall jetzt eingetreten ist) geht der Titel auf die Nachkommen der dritten Schwester des ersten Viscount Cobham über, Christine, die

Ihm abstammt. Die Tochter des vierten Lords of Bergaveny, die Lis Thomas Fane heirathete, machte bei dem Tode ihres Vaters 1588 Anspruch auf die Baronie. Das Haus der Lords entschied damals, daß die Baronie (Bergaveny?) an die männlichen Erben überginge. Die Baronie le Despencer wurde dann von der Krone an weibliche Erben verliehen. Lady le Despencers Abstammung von den Nevilles ist also in weiblicher Linie.

Gemahlin des Sir Thomas Lyttleton. Dieser Rückfall findet nach einem Zwischenraum von 166 Jahren statt und Lord Lyttleton wird Viscount Cobham.

(Schluß folgt.)

Das Diakonissenhaus Elisabethenstift in Darmstadt

hat in diesem Jahre sein sonst stets im November begangenes Jahresfest zum ersten Male am 18. Juni gefeiert, dem Geburtstage der verewigten Prinzessin Carl von Hessen, der edeln Fürstin, welche das Protectorat über die Anstalt nur übernommen hatte, um derselben zu dienen und für sie Opfer zu bringen. Es liegen nunmehr die Ergebnisse der Thätigkeit des Hauses während des letztvergangenen Arbeitsjahres, des 33. seit seinem Bestehen, in dem Berichte vor, welcher von dem Anstaltsgeistlichen Pfarrer Steiner bei der an jenem Tage begangenen Feier erstattet und in der Juni-Nummer der „Blätter für christliche Diakonie", des Organs des Elisabethenstifts, veröffentlicht worden ist.

Die Schwesternschaft des Hauses ist im Berichtsjahre von schwereren Heimsuchungen gnädig verschont geblieben. Es sind, mit Ausnahme derer, die schon während der vierwöchigen Vorprobe wieder ausgeschieden sind, seit dem letzten Jahresfeste im November 1889 29 Probeschwestern im Elisabethenstift eingetreten, während 13, nämlich 3 Diakonissen, 2 Novizen und 8 Probeschwestern, ausgeschieden sind, so daß die Zunahme 16 Schwestern beträgt, und das Haus nach der am diesjährigen Jahresfeste stattgehabten Einsegnung von 10 Schwestern, gegenwärtig deren 172 zählt; 132 Diakonissen, 25 Novizen und 15 Probeschwestern.

„So erfreulich aber auch die Zunahme ist", heißt es in dem Bericht, „und so sehr wir von Herzen dafür dankbar sind, so müssen wir andererseits doch sagen, daß sie der Ausdehnung, welche unsere Arbeit genommen hat und den Anforderungen, die an uns gestellt werden, leider nicht entspricht. Gegenüber den schweren Nothständen unserer Zeit, die, wenn nicht alles aufgeboten wird, um zu wehren und zu heilen, eine furchtbare Katastrophe heraufbeschwören müssen, tritt in dem Umstande, daß ganze Kreise und Stände unseres Volkes es unterlassen, gerade auch unserer Arbeit, in dem Maße, als sie es wohl könnten, Gehilfinnen zuzusenden, eine schwere Schuld zu Tage, vor der einem angst und bange werden kann. Möchten doch alle, die unsere Hilfe begehren, sich doch ernstlich fragen, ob sie selber denn das ihre gethan haben, uns in den Stand zu setzen, Hilfe gewähren zu können."

Wenden wir uns zunächst den Arbeitsgebieten des Hauses und der Arbeit der Schwestern zu, so sind im Hospitale des Mutterhauses im Kalenderjahre 1890 424 Kranke und Sieche in 14 562 Verpflegungstagen verpflegt worden, und zwar erhielten 27 Erwachsene und 20 Kinder ganz oder theilweise in 3351 Pflegetagen unentgeltliche Behandlung und Verpflegung. In 84, zum Theil sehr lange andauernden Fällen, wurde vom Mutterhause aus selbst Privatpflege geübt.

Außerhalb des Mutterhauses stehen die Schwestern gegenwärtig auf 38 Stationen und 48 verschiedenen Arbeitsgebieten in Thätigkeit.

Im Jahre 1890 wurden verpflegt: in 16 Hospitälern von 76 Schwestern 10021 Kranke; in 3 Pfründen von 5 Schwestern 132 Alte und Sieche; in 19 Gemeindepflegen von 30 Schwestern 1756 Kranke; in 11 Kleinkinderschulen von 16 Schwestern 1044 Kinder; in einem Rettungshause und einem Waisenhause von 5 Schwestern 46 Kinder. Zählen wir dazu die im Mutterhause und durch dasselbe gepflegten Personen, so befanden sich in der Pflege der Schwestern des Elisabethenstifts im Jahre 1890 über 13500 Personen.

Es sind dies scheinbar trockene Zahlen, aber sie erzählen von viel Menschennoth und Leid, von viel Sorgen, Arbeit und Mühe, aber von noch viel mehr göttlichem Segen, den täglich Gepflegte und Pflegende reichlich haben erfahren dürfen.

Trotz des großen Schwesternmangels ist es dem Mutterhause in den letzten 1½ Jahren doch noch möglich gewesen, in einigen Fällen den seit Jahren gegebenen Versprechungen nachzukommen und neue Arbeitsgebiete zu übernehmen, so im Dezember 1889 die Gemeindepflege in Osthofen mit einer Schwester, im Januar 1890 die Gemeindepflege zu Kastel gleichfalls mit einer Schwester. Im April v. J. konnten 2 Schwestern für die Gemeindepflege in Darmstadt selbst zur Verfügung gestellt werden. Im Mai 1890 wurde das Krankenhaus in Großgerau, im Mai d. J. die Gemeindepflege in Mainz mit 3 Schwestern übernommen.

Auch auf dem Arbeitsgebiete des Mutterhauses ergaben sich einige Aenderungen. Um dem schon längst empfindlich fühlbaren Mangel einer Männerstation wenigstens einigermaßen zu begegnen, wurde im Januar des Vorjahres die auf dem Grund und Boden des Elisabethenstifts im Kriegsjahr 1870 als Lazareth erbaute Baracke provisorisch dafür eingerichtet. Ferner wurde im vergangenen Herbst, um für Sieche einigen Raum zu schaffen, das bisherige Waisenhaus für genannten Zweck in Gebrauch genommen. Im Sommer vorigen Jahres konnte nunmehr auch das Erholungshaus „Elim" bei Niederramstadt eingeweiht und seinem Gebrauche übergeben werden.

Die Kassenverhältnisse des Hauses am Schlusse des Jahres 1890 waren keineswegs günstige zu nennen. Bei einer Einnahme von 121 208 M. 18 Pf. betrug die Ausgabe 130 645 M. 77 Pf., somit ergab sich ein Deficit von 9437 M. 59 Pf., zu dessen Tilgung es der ganzen Opferwilligkeit aller Gönner und Freunde des Hauses bedürfen wird.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt
der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 124 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 2. September 1891. **Nr. 35.**

Albrecht Freiherr von Tessin, Königlich Württembergischer Kammerherr, auf Hochdorf bei Vaihingen in Württemberg, Ehrenritter seit 1862, † zu Hochdorf 25. August 1891.

Auf den Spuren der Normannen.
(Schluß.)

Als der Marquis von Buckingham 1822 von Georg IV. das Herzogthum erhielt, empfing er gleichzeitig eine neue Verleihung der Grafschaft Temple of Stowe mit der Vergünstigung, daß in Ermangelung männlicher Erben, dieselbe auf seine Enkelin, Lady Anna, übergehen sollte, die Mr. Gore Langton heirathete. Alle andern englischen Titel der Grenville Familie sind nun erloschen, aber die schottische Baronie von Kinloß geht auf des verstorbenen Herzogs jüngste Tochter über.

Der Zufall, der zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts zur Begründung des großen Glücks der Russel führte, als W. John Russel, ein Landedelmann in Dorsetshire, der nahe bei Bridport wohnte, dem Erzherzog Philipp von Oesterreich als Dolmetscher diente und an den Hof begleitete, wo er im Fluge die Gunst des Prinzen von Wales, bald nachher König Heinrich VIII. gewann, ist zu bekannt, um hier wiederholt zu werden. Die Herzogin giebt eine ausgezeichnete Skizze von dem nachherigen Steigen des großen Hauses Bedford zu einer der höchsten Positionen des Königreichs; sowohl was Rang und Reichthum anbelangt als auch wegen seiner sozusagen erblich gewordenen Verdienste um die Nation und die liberale Sache. Weniger allbekannt dürfte es aber sein, daß diese Familie keinen dunklen Ursprung hatte. Sie leitet ihre Abstammung aus normannischer Quelle her, von der Herrschaft Rosel in Cotentin, und der Name kommt in einigen der Listen der Rolle von Battle Abbey vor. W. Wiffen berichtet in seiner Geschichte des Hauses, daß Hugh de Rosel mit dem Eroberer nach England kam und in einer Urkunde aus der Regierung Stephens als Vater von Robert Russell erwähnt wird. Im Domesday-Book erscheint er als im amtlichen Besitz von Ländereien (in capite) in Dorset in seiner lehnsdienstlichen Eigenschaft eines Verwalters der Kellermeisterei von England, eine feudale Würde, die Rang gab und erblich war. Sein Enkel, ein anderer Robert de Rosel, besaß das Lehn von Kingston in Dorset, dem der normannische Name hinzugefügt ward, und so kam es, daß Kingston-Russell einer der Sammelplätze der Edelleute war, die vier hundert Jahre später berufen wurden, den Erzherzog von Oesterreich an den Hof zu begleiten. Aber in dieser langen Zwischenzeit blieb die Familie nicht ohne Auszeichnung. Sie hatte verschiedene wichtige Heirathen geschlossen und in der Regierung Heinrich VI. war Sir John Russell während acht Jahre Sprecher des Hauses der Gemeinen und präsidirt dieser Versammlung, welche zu reformiren vier Jahrhunderte später das Loos seines gleichnamigen Abkömmlings wurde. Diese Persönlichkeit war der Großvater des John Russell vom Hofe Heinrich VIII., der mit dem Titel eines Lord Russell of Chenies in die Pairie gelangte, nachdem er die Erbin von Cheneys geheirathet; daher ist noch heutigen Tags das Erbbegräbniß der Familie zu Chenies. Auf diesen glücklichen Sterblichen häufte der König Titel und Ehren, und nach Aufhebung der Klöster ein ansehnliches Theil von deren Gütern — nämlich die ganze Abtei Tavistock im Jahre 1546; Woburn Abbey in Bedfordshire fiel ihm unter billigen Bedingungen 1547 zu; einen Theil von Thorney Abbey in Cambridgeshire 1549; und Covent Garden mit den sieben Aeckern (jetzt Long Acre genannt) „das schönste Stück aus Somerset's verwirkten Gütern“ 1552. — Wenn der Ursprung eines so großen Vermögens in den Augen der Frommen Kirchenraub war und die Einziehung der Klostergüter zu Gunsten der Krone und ihrer Günstlinge auch nach heutiger Anschauung nicht gebilligt werden kann, so ist doch keinerlei Fluch damit verknüpft gewesen wie der, welcher auf die Lords von

Battle und Cowdray fiel; vielmehr bildet es nach einer dreihundertjährigen ebenso klugen als liberalen Verwaltung, eine der wenigen großen territorialen Besitzungen Englands, welche im Laufe der Jahre weder Wechsel oder Schmälerung, noch Verfall erlitten haben.

Der Name Pounce oder de Pons wurde möglicher Weise im Englischen zu Poyntz, und wird nun Lord Spences geführt; auch giebt es ein Gut Sutton-Poyntz in Dorset, aber es ruft dieser Ort weiter keine große historischen Erinnerungen wach. Aber die de Pons waren eine der mächtigsten Familien in Frankreich, und bei ihrer Uebersiedelung nach England, nachdem Walter de Pons die Erbin von Clifford-Castle in Herefordshire geheirathet, nahm er den wohlbekannten Namen Clifford an. Die älteste Tochter aus dieser Verbindung war die schöne Rosamund, die Geliebte Heinrich II. und Mutter einer Schaar von Kriegern, die Generationen hindurch die Marken von Wales und die schottischen Grenzen vertheidigten. Roger Clifford heirathete Isabel de Vipont, die ihm die vier großen Schlösser Brough, Pendrage, Appleby und Brougham mitbrachte, sowie auch die erbliche Würde eines High-Sheriff von Westmorland, welche seine Nachfolger dreihundert und sechsundzwanzig Jahre behielten. Die großen Clifford-Güter blieben bei den Grafen von Thanet (Abkömmlinge in weiblicher Linie) bis 1849, und die Familie wird jetzt noch durch den Lord Clifford of Chudleigh vertreten.

Es giebt keine romantischere Geschichte in diesen Bänden, so reich sie auch an solchen Aufzeichnungen aus vergangener Zeit sind. Die Cliffords waren grimmige Lancastrianer, besonders der „schwarzäugige Clifford,“ der den jungen Rutland in der Schlacht bei Wakefield erschlug, und selbst dann ein Jahr später vor der Schlacht von Towton durch einen Bolzen, aus einem Busch kommend, getödtet ward. Nach diesem Unglücksfall waren die Edelleute der Lancaster-Partei wie zerschmettert, und das Leben seines jungen Sohnes wurde nur durch eine Verkleidung gerettet. Der Knabe wurde nach den wilden Fällen von Cumberland geschickt, wo er fünf und zwanzig Jahre unwissend und unbekannt zwischen den Bauern lebte. Im Jahre 1485 als mit Heinrich VII. die Lancastrianer wieder hoch kamen, trat auch Henry Lord Clifford aus seiner Verborgenheit mit den Manieren und der Erziehung eines Schäfers hervor. Niemals vermochte er in der Folge schreiben zu lernen oder mehr als den Buchstaben C zu zeichnen; aber er hatte Geschmack für Alchemie und Astrologie, und trotz seiner einsiedlerischen Gewohnheiten, blitzt der alte kriegerische Geist seiner Vorfahren in dem sechszigjährigen Klausner auf, als der Schlachtruf 1513 an den schottischen Grenzen ertönte, und dem Hirtenhäupling ward in der Schlacht bei Flodden ein wichtiges Heerescommando anvertraut. Sein Sohn Henry Clifford hatte ganz den entgegengesetzten Charakter; er glänzte bei Hofe, verschwendete sein Vermögen und soll als gänzlich verkommen und geächtet geendet haben. Die Herzogin will nun, daß er der Held der Ballade von „dem nußbraunen Mädchen“ [1]) sei, welcher in der That erklärt, daß er „eines Grafen Sohn“ und das Westmorland sein Erbe sei. Wenn dem so wäre, so würde das treue „nußbraune Mädchen“ keine andere als Lady Margaret Percy sein, die seine zweite Gattin wurde und nach dem Tode ihres Bruders, des sechsten Grafen von Northumberland eine große Erbin ward. Sie brachte ungefähr die Hälfte von Craven an die Cliffords. Wir aber neigen zu der Ansicht, daß jene Ballade früheren Ursprungs ist. — Gewiß ist, daß sie bereits 1521 in Arnold's Chronik als eine alte Ballade abgedruckt ist.

Der Name der Grosvenor-Familie trägt untrügliches Gepräge seines französischen oder normännischen Ursprungs an sich, obschon da kein Zeugniß vorliegt, ihn mit der Rolle von Battle Abbey in Beziehung zu bringen. Die Bezeichnung Venoure oder Venator kommt nicht weniger als sieben Mal in Domesday-book vor und in ebenso vielen südlichen Grafschaften, allein sie wird darin auf Pächter sächsischen Ursprungs angewandt. Dieselbe kommt dann abermals in einigen nördlichen Grafschaften vor (zuweilen als Venables eingetragen) und da wird sie von Normannen gebraucht. Von den Cheshire le Veneurs entsprang das reiche Haus der Grosvenor. Aber der Name Gresvenor kommt nicht früher als unter der Regierung Heinrich III. vor. Das Amt des Großjägermeisters vom Delamere-Wald würde im Normännischen mit Grand-Veneur wieder gegeben werden und könnte niemals Groß-Veneur in der Uebersetzung heißen. Die größere Wahrscheinlichkeit deutet dahin, daß die Vorsilbe Gros ein Spitzname war, der von dem Körperumfang eines Mitgliedes der Familie herrührte. In späterer Zeit wurde dann der Name in Gravenor corrumpirt.

Im vierzehnten Jahrhundert heirathete Sir Robert le Grosveneur die Erbin von Pulford, denn die Familie ist immer glücklich im Heirathen gewesen. Aber Lord Scrope machte sein Recht auf das Wappen azure a bend or-thus geltend, welches die Grosvenors damals führten, und welches Sir Robert selbst im Gefolge Eduards des schwarzen Prinzen und bei Poitiers geführt hatte. Die Le Veneurs der Normandie führten beinahe dasselbe Wappen. Aber die große heraldische Frage wurde vor dem Gerichtshof der Ritterschaft gegen Sir Robert entschieden, dem hierauf gestattet wurde, eine der Weizengarben von Chester, in blau eine goldene Garbe zu führen, welches ein Theil des Wappens jener Stadt war.

Hiernach ist wenig mehr von den Grosvenors während der nächsten dreihundert Jahre zu sagen. Die ältere Linie endet mit Sir Robert's Enkel 1464,

[1]) The Nutbrown Maid.

durch eine von dessen sechs Miterbinnen Holme an die Shakerleys kam; aber ein jüngerer Bruder, Raulyn oder Ralph, der um zwanzig Jahre früher die Erbin von Eaton geheirathet, trat als männlicher Erbe an seine Stelle. Ralph's Nachkommen waren einfache Landedelleute, zufrieden, ruhig und bescheiden daheim zu leben, welche ihrer Pflicht nachkamen, sobald sie als Sheriffs oder Ritter der Landschaft einberufen wurden, von Jacob I. eine Baronie erhielten und durch ihre Anhänglichkeit für dessen Nachfolger nahezu verarmten. Aber 1576 that Sir Thomas, der dritte Baronet, eine Heirath, die einen denkwürdigen Wechsel in der Zukunft des Hauses herbeiführen sollte und eines der größten Vermögen im Königreich aufrichtete. Seine Frau, Mary, die Erbin von Alexander Davies, von Ebury in Middlesex brachte ihm das Freilehn einiger Grasfelder mit, die damals nur zur Kuhweide benutzt wurden, welche aber im Lauf der Zeit einen immensen Werth als Bauplätze erhielten, die gegenwärtig Grosvenor Square und die anliegenden Straßen ausmachen. Eine dieser letzteren, Davies Street, verewigt ihre Namen. Es war indessen nicht eher als fünfzig Jahre später, zur Zeit ihres Sohnes Sir Richard, daß die Bauten angefangen wurden und die goldene Zeit des Reichthums begann, die eine so rasche Anhäufung von Ehren mit sich führte. Im Jahre 1761 wurde Sir Richard's Neffe in die Pairie als Baron Grosvenor erhoben und weiterhin 1784 zum Viscount Belgrave und Grafen Grosvenor creirt. Sein Sohn wurde 1831 Marquis von Westminster und der dritte Marquis erhielt 1874 die Herzogswürde.

Das gute Glück der Grosvenors hatte selbst in der Verbindung mit der Ebury Erbin noch nicht seinen Gipfelpunkt erreicht, denn um 1761 machte der erste Lord eine außerordentliche Acquisition. Bald nach Georg's III. Vermählung wurde der Grund auf dem jetzt Grosvenor Place steht nebst den angrenzenden Liegenschaften, damals das Eigenthum des Herzogs von Atholl, für 20 000 £ zum Kauf angeboten, und da er die Grundstücke von Buckingham House berührte, so wünschte der König, daß es von der Krone angekauft würde. Aber W. Grenville, der damals Minister war, versagte seine Einwilligung zu dieser Ausgabe. Schließlich ward er in Auction verkauft und Lord Grosvenor ging als der Käufer hervor, indem er einen Preis zahlte, der als ziemlich über den Werth gehend betrachtet wurde. Ein anderer edler Lord hatte ebenfalls darauf bieten lassen und war nun enttäuscht, als sein Agent erfolglos zurückkehrte. „Wie kam es" fragte der Lord — (dessen Nachkommen sich dieser Angelegenheit mit unverhehltem Bedauern erinnern) „daß Sie ihn nicht kauften?" — „My Lord" erwiderte der Agent, „ich konnte mit gutem Gewissen nicht bieten, was Lord Grosvenor bot. Er gab zum allerwenigsten 200 £ mehr als er werth war!"

Nach allem äußeren Anschein hatte er nur einen schlechten Kauf gemacht. Der Platz des zukünftigen Belgravia war bis zum Jahre 1826 ein lehmiger Morast, die Fünf-Felder (Five Fields) genannt, durchschnitten von schlammigen Dämmen und nur mit einigen Schuppen besetzt. Der Boden „enthielt so viel Wasser, daß Niemand dort bauen wollte und die Felder waren der Schrecken der Fußgänger, die nach Dunkelwerden von London nach Chelsea wanderten." Viele Leute glaubten, daß sie während der großen Pest in London einer der Begräbnißplätze gewesen wären. Niemand würde auch nur im Traum daran gedacht haben, hier seine Wohnung aufzuschlagen.*)

Der Auszug, den wir aus diesen fesselnden Büchern machen konnten, giebt nur eine unvollkommene Vorstellung von der erstaunlichen Mannigfaltigkeit, welche die Verfasserin über die Stammbäume der Rolle von Battle-Abbey verbreitet hat. Da liegen in der That über hundert an der Zahl vor, und kaum einer ist darunter, von dem man nicht einen sinnreichen Zug, oder eine merkwürdige Sitte hervorziehen könnte. Die Gesellschaft und das gesellige Leben in England hat sich seit Jahrhunderten durch Familien-Tradition fortgepflanzt. Die Gesetzgebung hat, es ist wahr, die Erhaltung des Gesammtinteresses der Familie begünstigt, oft zum Nachtheil der lebenden Personen, aus denen sie sich zusammensetzt. Aber diejenigen, welche zu jenen Geschlechtern gehören, die Stiftungen, Instituts-Einrichtungen dieses Landes sind, sind durch ihre Stellung und Erbe gebunden, vor- und rückwärts zu blicken. Sie leben nicht für sich selbst allein, sondern um den Namen ihrer Vorfahren zu erhalten und ihn ihren Nachkommen unbefleckt zu überliefern. Auch ist dies mit nichten die Charakteristik der aristokratischen Klasse allein. Jeder Mann, der sich durch seinen Fleiß, seine Tapferkeit oder Fähigkeit zu Reichthum, Ehren emporschwingt, wird ein Ahnherr, und es ist nicht nöthig, daß sein Name in alten Urkunden und Pergamenten vorkommt, um ihn zum Gegenstand der Verehrung und des Stolzes für seine Nachkommen zu machen. Dieses Gefühl hat mächtig dazu beigetragen, den britischen Institutionen Stabilität zu verleihen. Einige andere Nationen haben geglaubt, daß die Sucht der Freiheit und des Fortschrittes das Opfer der alten Traditionen verlange, wie ehrwürdig und achtenswerth sie immer sein möchten, aber sie

*) Georg IV., der am Tage seiner Krönung gewarnt worden war, nicht auf demselben Wege heimzukehren, auf dem er gekommen, wenn er nicht von dem wüthenden Pöbel in Stücke gerissen werden wolle, der schreiend in den Straßen für die Rechte der Königin eintrat, entkam von Westminster auf diesem einsamen Wege. Einer der Officiere seiner Escorte, der in Westminster Junge gewesen, Lieutenant (später Lord) de Ros führte den Königlichen Wagen durch die hinterwärts gelegenen Moorwiesen nach Tothill Fields und von da Millanke vorbei durch eine schmutzige wenig bekannte Gegend nach den Five Fields, von wo sie bei Constitution Hill das hintere Thor von Carlton House um 11 Uhr Abends erreichten.

sind darum nicht besser gefahren und sie haben Gefühle verdorben, die den Menschen adeln. Selbst in dem demokratischen Amerika, wo die politische Gleichheit eine vollständige und absolute ist, wird das ungeschriebene Gesetz der Abstammung respectirt und die Traditionen der Vorfahren des Freistaates werden in hohen Ehren gehalten.*) Das Studium der häuslichen Annalen hat in England nie aufgehört mit Eifer und Interesse angebaut zu werden. Aus diesen Gründen sind die Bücher, die wir der Herzogin von Cleveland verdanken, von nicht gewöhnlichem Werthe. Sie besitzen die Genauigkeit ohne die Trockenheit einer officiellen Darstellung, und sie geben in einer einzig anziehenden Form die Geschichte einer großen Anzahl von englischen Familien. In Deutschland ist die Geschichte des englischen Adels, die wie die Geschichte keiner anderen Aristokratie auf das innigste mit der Geschichte des Landes und der Entwickelung seiner Verfassung verknüpft ist, und daher wohl ein allgemeines Interesse beanspruchen darf, sehr wenig gekannt. Vehse ist bis jetzt der Einzige, der in einem Anhange zu der Geschichte des Hauses Braunschweig-Hannover die Geschichte der englischen Aristokratie behandelt hat, aber wie in dem ganzen Werk seiner Geschichte der deutschen Höfe ist der Skandalgeschichte und den mehr oder weniger verbürgten Anekdoten ein zu weiter Spielraum gegeben, wogegen das eigentliche historische zurücktritt, auch beginnt er erst mit dem Zeitalter der Reformation, während über die mittelalterliche Vergangenheit der einzelnen Geschlechter nur kurze und zum Theil recht ungenaue Notizen gegeben werden — es dürfte daher die vorliegende Abhandlung, die nur eine Andeutung von dem Reichthum an historischen Facten, der hier noch verborgen liegt, geben soll, eine vielleicht nicht unwillkommene Ergänzung zu jenem Werk sein und denjenigen, der ein tieferes Interesse für diesen Gegenstand faßt, zu den Quellen selbst hinleiten.

Der Schlüssel der Bastille.

Der Hauptschlüssel der am 14. Juli 1789 zerstörten Bastille in Paris, kam anläßlich der Säcularfeier von 1789 zu Villeneuve l'Archévêque, Departement Yonne, wieder zum Vorschein. Herr Deligand legte denselben der Archäologischen Gesellschaft zu Sens vor und gab dabei folgende Aufschlüsse über dessen Schicksale: Bei dem ersten Versuch des Volkes, die Bastille zu erstürmen, wurde das Schloß des großen Eingangsthores beschädigt. Der Schlosser der Bastille, Plançon, war während des amerikanischen Befreiungskrieges auf einem französischen Schiffe als Schlosser angestellt gewesen und hatte seither die Stelle in der Bastille erhalten. Er war mit seiner Arbeit noch nicht völlig zu Ende, als die Bastille nochmals angegriffen wurde. Plançon war es in Paris nun nicht mehr geheuer, und da er die Gelder nicht erlangen konnte, welche die Staatsverwaltung ihm schuldete, flüchtete er sich mit dem Rest seiner Habe nach Rigny-le-Ferron, seinem Geburtsort, unweit Villeneuve-l'Archévêque. Er baute sich dort ein Häuschen und starb 1830. Während seines dortigen Aufenthalts schloß er sich einem früheren Waffenschmied der Marine, Vernay, an, der in Villeneuve-l'Archévêque wohnte und ihm verschiedene Dienste erwies. Plançon vermachte ihm aus Dankbarkeit den Bastilleschlüssel, der seither in der Familie Vernay aufbewahrt wird. Die Echtheit des Schlüssels steht außer Zweifel. Er ist übrigens sehr groß, über einen Fuß lang, und ein Meisterwerk alter Schmiedekunst. Es giebt einen zweiten beglaubigten Bastilleschlüssel, der jedoch nicht zu dem Hauptthor gehörte. Derselbe wurde von Lafayette, dem ersten Präsidenten der Vereinigten Staaten, Washington, verehrt, und befindet sich in Mount-Vernon (Vereinigte Staaten).

Luise Dumas.

Am 26. Februar 1891 starb zu Paris Luise Dumas, eine 98jährige Greisin, die letzte Vertreterin jener refugirten Hugenotten, welche nach der Widerrufung des Edicts von Nantes in der Fremde geboren, später aber in das alte Vaterland zurückgekehrt waren. Bekanntlich decretirte am 15. Dezember 1790 die Nationalversammlung, daß die Nachkommen der durch Religionsverfolgungen Vertriebenen in ihre alten Rechte wieder eingesetzt werden sollten. So kehrte die Familie Dumas nach Paris zurück, als Luise Dumas, die am 26. Dezember 1792 in Hamburg geboren war, zehn Jahre alt war. In Paris wurde sie erzogen und von dem jüngsten Sohne des berühmten Rabaud confirmirt.

Obschon ihre Verhältnisse sie nicht dazu zwangen, unterrichtete sie in ihrer Jugend in mehreren protestantischen Familien, namentlich im Deutschen, und wurde so auch die Lehrerin des Herrn v. Pressensé. Unter dem Einflusse des Pfarrers Louis Meyer gewann ihr religiöses Leben einen bestimmten Charakter. Sie wollte für den Herrn arbeiten, und als Herr Meyer die Schulen von S. Marcel gründete, widmete sie mehrere Jahre lang ihre Kräfte denselben als Lehrerin. Sie hatte ihr Zimmer in der Nähe, ging aber mehrere Male wöchentlich an das andere Ende von Paris, wo sie in der Nähe der Familie ihres Bruders eine andere Wohnung hatte, die sie bis an ihr Ende bewohnte.

Schon als sie sich noch mit den Schülern von S. Marcel beschäftigte, wandte sie sich einem andern Werke zu, das die Hauptaufgabe ihres Lebens werden sollte. Elisabeth Fry kam 1838 nach Paris und bewirkte die Bildung eines Damencomité's, welches sich die Besuche in den Gefängnissen von S. Lazare

*) Unter den Vorfahren des Freistaats ist die Abstammung von den Männern verstanden, welche 1776 die Unabhängigkeits-Acte unterzeichneten. Vergl. den Aufsatz: Unter dem Sternenbanner Nr. 51. Jahrgang 1887 dieses Blattes.

zur Aufgabe machte. Luise Dumas hatte nun ihren Weg gefunden und wurde die Seele des Werkes, an dem sie bis zu ihrem letzten Athemzuge gearbeitet hat, zuerst als Secretärin während etwa vierzig Jahren und seit 1876 als Präsidentin des Comité's. Niemand wird je erfahren, wie viel diese demüthige Christin gethan, die sich ganz dem Wirkungskreise hingegeben, den Gott ihr angewiesen hat. Man bedenke nur die durch ein halbes Jahrhundert fortlaufende ununterbrochene Thätigkeit, mit der sie fast täglich die Gefangenen besuchte, ferner den Geistlichen bei den Gottesdiensten unterstützte, die Correspondenz mit der Verwaltung besorgte, den Freigewordenen nachging und die Erziehung der Kinder leitete, die in das Gefängniß aufgenommen waren. Man versichert, daß über vierzig derselben ihr allein ihre Erziehung verdankten. Ihr Interesse für ihre Pflegebefohlenen war rührend. Ohne sich die geringste falsche Vorstellung über die Verderbtheit ihrer Herzen, über den Lügengeist, der aus ihnen sprach, zu machen, liebte sie sie persönlich, wußte ihnen irgend eine interessante Seite abzuwinnen, entdeckte irgend einen Charakterzug oder eine Anlage, auf die sie eine Hoffnung auf Erhebung der Unglücklichen gründen konnte. Sie sprach je nach Bedürfniß französisch, deutsch oder englisch mit ihnen; als sie es mit einer Andalusierin zu thun hatte, lernte sie mit 82 Jahren noch spanisch, um sie mit ihrem Heiland bekannt zu machen.

Ihr Beispiel ermuthigte die Damen des Comité's sowie die Geistlichen und trieb sie zur Nachahmung. Wer ihr nahte, fühlte, daß sie ein Charakter war, der einer anderen Zeit angehörte, nicht etwa mit alten Vorurtheilen oder verdrießlichen Aburtheilen über die Gegenwart; im Gegentheil, sie war heiter und zur Bewunderung geneigt; sie verfolgte mit Interesse die Tagesereignisse, kam mit ihren Wünschen fast den socialen Fortschritten, die sich in unseren Tagen vollziehen, zuvor. Aber der Ernst ihres Lebens, die Energie ihres Charakters, ihre Verachtung für alles, was bloße Form war, ihre Widerstandskraft gegen die Sünde erinnerten an das Bild der Hugenotten aus der Reformationszeit.

Unermüdlich in der Liebe, war sie für sich von einer außerordentlichen Anspruchslosigkeit. Vor zwei Jahren zog sie für einen Augenblick und zwar ohne ihr Zuthun die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich. Ein Redacteur der Zeitung „Le Temps" hat folgendermaßen einen Besuch erzählt, den er ihr damals machte: In einem Entresol, Rue Hauteville, fand ich eine Wohnung von wahrhaft erschreckender Einfachheit. Ein Zimmer ohne Feuer mit grünen Vorhängen, welche die Fenster nur halb bedeckten; in einer Ecke ein eisernes Bett so schmal wie ein Kinderbett, gleichfalls mit einem grünen Vorhange bedeckt. Ein Tisch und ein Schreibtisch nahmen fast das ganze Zimmer ein. Hinter dem Schreibtische saß mit lebhaftem Auge und gerader Haltung eine Frau von 96 Jahren; ein kleines Tuch bedeckte die schneeweißen Haare nur halb. Mit fester Hand führt Fräulein Dumas ihre bedeutende Correspondenz. Ich habe auf dem Tische des Gefängnisses von S. Lazare merkwürdig klare und genaue Briefe von ihr gesehen.

Mit 95 Jahren noch besuchte sie die Gefangenen, denen sie ihr Vermögen und ihre Kräfte gewidmet hat. „Und denken Sie nur", fügte die Schwester, die das Gefängniß beaufsichtigt, hinzu, „daß keine von unsern Frauen ohne Hemd und Schuhe austritt, dank der Sorgfalt dieser edlen Frau!" So stand sie gerüstet zur Heimfahrt, zu der Stunde, da der Herr sie rufen würde; ihre Seele harrte ohne Ungeduld, ohne müde zu werden; ihren hundertsten Geburtstag gedachte sie durch ein feierliches Abendmahl zu begehen, fest im Glauben, unermüdlich in der Liebe und fröhlich in der Hoffnung. „Der Gesichtskreis des Gebetes erweitert sich täglich", sagte sie in den letzten Tagen ihres Lebens zu einer Verwandten; „Christus ist mein Leben, das möchte ich allen sagen", wie wenn es sie drängte, ihren Brüdern im Glauben und besonders ihren armen Gefangenen das Geheimniß ihrer Stärke, ihrer Freude, ihrer Treue, ihrer wunderbaren Klarheit zu offenbaren. Ein anderes Mal sagte sie: „Die schlaflosen Nächte sind nicht lang für mich, ich habe für so viele zu beten."

Sie war nie krank gewesen; seit Anfang des Jahrhunderts war sie nur einen Tag bettlägerig, den letzten ihres Lebens. Und doch trug sie seit dem 40. Lebensjahre ein Leiden mit sich herum, das die Aerzte für unheilbar erklärten, und das sie nie verlassen hat. Noch früher waren ihre Augen bedroht; sie hatte das Zeichnen, in dem sie viel leistete, aufgeben müssen; nichtsdestoweniger las sie bis ins 97. Jahr ohne Brille. Ihr Ende war sanft, ihr Begräbniß sehr einfach. Sie hatte gewünscht, daß keine Einladungen dazu ergehen möchten. Auch hatte sie gebeten, daß sie nicht gelobt würde; am liebsten wäre sie nicht genannt worden. Ihre sterbliche Hülle ruht auf dem Kirchhofe Père Lachaise, auf einer Anhöhe, mitten in einer Gruppe von protestantischen Gräbern. (Ev. Kirchl. Anz.).

Evangelische Diakonissen in Oesterreich.

Schon früh hatte die Reformation in Oesterreich Eingang gefunden. Schon in den Frühlingstagen der „neuen Lehre", noch bei Lebzeiten Luthers, bestanden zahlreiche evangelische Gemeinden sowohl in den Hochthälern der steirischen und tiroler Alpen und im ganzen Salzburgerlande, wo kursächsische Bergknappen des Herren Wort verbreitet hatten, als auch längs der alten Nibelungenstraße, im ober-österreichischen Donauthal. Die traurigen Zeiten der Gegenreformation ließen bekanntlich alle diese Glaubensfrüchte zu Schanden werden. Als 1781 Maria Theresia's edler Sohn, Kaiser Josef II., das Toleranzedikt erließ, fanden sich nur noch wenige Nachkommen

der tapferen Väter zusammen, denen man mit Feuer und Schwert ihr Evangelium hatte rauben wollen.

Seitdem hat die evangelische Kirche im deutschen Oesterreich wieder eine Zeit kräftigen Gedeihens gehabt. Erst aber in unseren Tagen ist für sie der letzte Riegel gefallen, indem 1876 durch die Gnade Kaiser Franz Josef's, trotz heftigster Proteste von Volk und Bischöfen, auch für den Hort der „Glaubenseinheit", für Tirol, die Gleichberechtigung der Confessionen proclamirt wurde. Damals, im Herbste 1876, constituirten sich die ev. Gemeinden in Meran und Innsbruck.

Zur gleichen Zeit etwa gründete Pfarrer Ludwig Schwarz in Gallneukirchen bei Linz (Ober-Oesterreich) das erste evangelische Diakonissenhaus Oesterreichs. An dieser Stätte hatte vor noch nicht 100 Jahren ein Mann namens Boos, ein katholischer Pfarrer, durch kräftiges Eintreten für evangelische Glaubenssätze sich viel Anhang unter Katholischen und Evangelischen verschafft und hatte dafür gleich einem Märtyrer zu leiden gehabt. Ihm zu Ehren beschloß Schwarz hier, umgeben von lauter Andersgläubigen, aber voll unerschütterlichen Gottvertrauens, — völlig aller Geldmittel bar, — ein Diakonissenhaus zu bauen. Das Werk schien unhaltbar, aber es gelang ihm doch: die Anstalt wuchs und wuchs und hat jetzt schon herrlichen Segen verbreitet. Es sind zur Zeit 25—30 Schwestern, meist Oesterreicherinnen, die in Wien, im Linzer Bezirk und in Meran, wo dieser Segen besonders empfunden wird, Pflege ausüben.

Die evangelische Gemeinde Meran ist eine vollkommen internationale, obwohl zum größten Theile von Norddeutschen gebildet. Es herrscht hier ein reges Gemeindeleben, und erst hier hat Mancher, der von Norden kam, erkannt, was er an seinem evangelischen Glauben besitzt. Besonders tragen nun unsere Schwestern, denen man jetzt auf der Höhe von Obermais ein bescheidenes Heim erbauen will, viel zu diesem regen christlichen Leben bei, und mancher kranke Deutsche, der hierher kam, wird neben der wunderwirkenden Luft und Sonne Meran's auch den evangelischen Schwestern für ihre Pflege Dank wissen. Allein diese Pflege zu ermöglichen, bedarf es der Mithilfe unserer Glaubensbrüder im Deutschen Reiche! Die Mutteranstalt bedarf vieler Unterstützung, um nicht, — was für die evangelische Kirche Oesterreichs ein harter Schlag wäre, — auf ihre Existenz verzichten zu müssen. Möge ihr Gott darum neue Freunde und Helfer erwecken! v. Th.

Literatur.

Zeitschrift des Deutschen Palästina Vereins, redigirt von Prof. Lic. Hermann Guthe. Band XIV, Heft 1 mit zwei Tafeln. Leipzig 1891 in Commission bei K. Baedeker.

Inhalt: Nachrichten über Angelegenheiten des Deutschen Vereins zur Erforschung Palästinas: a) Personalnachrichten und geschäftliche Mittheilungen; b) Protokoll der 6. Generalversammlung des Deutschen Vereins zur Erforschung Palästinas. — Ueber die Siebe in Syrien. Von Konsul Dr. Wetzstein. — Karten und Pläne zur Palästinakunde aus dem 7. bis 16. Jahrhundert. Von R. Röhricht. I. — Die Wallfahrt der Herzogin Maria Hippolyta von Calabrien nach dem heiligen Lande (1474). Von R. Röhricht. — Zu den Eybschen Pilgerfahrten. Von G. Schepß. — Das Gleichniß vom Kameel und Nadelöhr. Von J. N. Sepp. — Zur Topographie der Grabeskirche in Jerusalem. Von H. Guthe. — Nehemias Mauerbau in Jerusalem. Von C. Schick. — Von Bamjas nach Basra. Von Fr. Buhl. — Bücheranzeigen: De sancta cruce. Ein Beitrag zur christlichen Legendengeschichte von Eberhard Nestle. Berlin, H. Reuther's Verlagsbuchhandlung. 1889. VIII, 128 S. 8°. Von V. Ryssel. —

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XVII. Jahrgang. Nr. 46. 15. August 1891. —

Inhalt: Sein Leibwort, von Theo Seelmann. (Fortsetzung.) — Angermünde, von R. George (mit 5 Abbild.). — Johann Georg Scheffner, von J. W. Brann (Forts.). — Anna Sydow, von D. Goebeler. — Kleine Mittheilungen: Ein Strike im Jahre 1574 in Danzig. — Ein Stammbuchblatt von Sand. — Marschall „Vorwärts" auf der Flucht. — Friedrich Wilhelm III und der Schulze Stöckel. — Kleine Ursachen, große Wirkungen. — Friedrich Wilhelm I. und der alte General. — Auch eine Auszeichnung. — Der Verein für die Geschichte Berlins.

Das neue Haus für die Gemeindepflege und die Kinderbewahranstalt in Sonnenburg,

über dessen Grundsteinlegung, welche in Gegenwart des Durchlauchtigsten Herrenmeisters des Johanniter-Ordens, Prinzen Albrecht von Preußen, Königliche Hoheit, am 23. Juni v. J. gelegentlich der Anwesenheit Höchstdesselben zum Capitel und Ritterschlage daselbst, sowie der Würdenträger dieses Ordens stattfand, wir in Nr. 27 dieses Blattes vom 2. Juli 1890 berichtet haben, ist am 17. d. Mts. eingeweiht und seiner Bestimmung übergeben worden.

Es trägt als Inschrift die von Sr. Königlichen Hoheit bei der Grundsteinlegung gesprochenen Worte: „Gott zur Ehr — den Armen zu Nutz — den Kindern zu Frommen."

Zum größten Theile ist das Haus aus dem durch die Gnade Sr. Königlichen Hoheit gewährten Geschenk von 8000 Mark und den Beiträgen der seit 1880 aufgenommenen Rechtsritter des Johanniter-Ordens erbaut worden.

Carl Hermanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 9. September 1891. Nr. 36.

Wilhelm Bernhard von der Groeben, Generallieutenant z. D., Ehrenritter seit 1851, † zu Hornbeck bei Helsingör 27. August 1891.

Auf den letzten halbjährlichen Bericht des Durchlauchtigsten Herrenmeisters an Seine Majestät den Kaiser und König über die Thätigkeit des Johanniter-Ordens, ist an Höchstdenselben der nachstehende Allerhöchste Erlaß ergangen, der hierdurch zur Kenntniß der Mitglieder des Johanniter-Ordens gebracht wird:

„Der Mir von Eurer Königlichen Hoheit unterm 18. v. Mts. erstattete Bericht über die Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens hat Mein lebhaftes Interesse erregt. Mit besonderer Freude haben Mich die fortschreitende Entwickelung des Ordens in Bayern und die Erfolge in der Ausbildung des Personals zur Krankenpflege erfüllt. Indem Ich Eurer Königlichen Hoheit für Ihre unermüdlichen und umsichtigen Bemühungen, welchen diese erfreulichen Ergebnisse wesentlich zu verdanken sind, Meine volle Anerkennung ausspreche, wünsche Ich zugleich dem Orden unter der Versicherung Meines fortdauernden Wohlwollens weitere gedeihliche Entwickelung.

Drontheim, den 1. August 1891. An Bord M. Y. „Hohenzollern."

Wilhelm R.

An den Herrenmeister der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens, Prinzen Albrecht von Preußen Königliche Hoheit."

Die Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth a. Rh.

hat ihren 54. Jahresbericht veröffentlicht. Besonders eingreifende Ereignisse und Veränderungen sind darnach im verflossenen Jahre weder in dem inneren noch äußeren Leben derselben vorgekommen; es ist alles in glücklicher gedeihlicher Entwickelung begriffen gewesen. Können wir nun auch nicht in ausführlicher Weise auf alle Zweige der die Grenzen Europas weit überschreitenden Thätigkeit des großen rheinischen Mutterhauses eingehen, zumal die Tochteranstalten und Arbeitsfelder im Orient bereits in Nr. 18 und 19 des laufenden Jahrgangs dieses Blattes eingehender behandelt worden sind, so bieten doch die einzelnen Mittheilungen des Berichts ein solches Interesse, daß ihre Wiedergabe an dieser Stelle gerechtfertigt erscheinen dürfte.

Der erste, bei weitem umfangreichste Theil des Berichts beschäftigt sich mit dem Mutterhause in Kaiserswerth in seiner Eigenschaft als Pflanzschule der Diakonissen und giebt zugleich einen Ueberblick über die auswärtigen Tochterhäuser und Arbeitsfelder. Vorausgeschickt ist demselben eine kurze Uebersicht über die Schwesternschaft des Mutterhauses. Die Gesammtzahl der Schwestern betrug am 1. März 1890 784; bis zum 31. März 1891 ist dieselbe auf 807 gestiegen, nämlich 617 Diakonissen, — unter ihnen 90 Lehrdiakonissen, — und 190 Probeschwestern, von denen 32 Lehrschwestern sind. Außerdem befinden sich in der Diakonissenschule 16 Zöglinge. Im Laufe des Berichtsjahres sind 75 Probeschwestern neu eingetreten, dagegen 37 aus verschiedenen Gründen wieder ausgeschieden. Durch den Tod hat das Mutterhaus vom 1. März v. J. bis Ende März d. J. neun Diakonissen und eine Probeschwester verloren, darunter die Jubilar-Diakonissen Julie Hoesch und Christine Wiemann, sowie die langjährige Vorsteherin des Breslauer Diakonissen-Mutterhauses „Bethanien," Schwester Marie Schäfer, welcher es vergönnt war, im vorigen Jahre das seltene Fest des 50jährigen Jubiläums als Diakonissin zu feiern. 4 Diakonissen haben ihren Beruf aufgeben müssen, um die Ihrigen zu unterstützen, eine ist aus anderen Gründen ausgeschieden.

Eine ansehnliche Reihe von Lehrpflegerinnen des Johanniter-Ordens und sonstigen christlichen Jungfrauen haben im vergangenen Jahre im Mutterhause Anleitung in der Krankenpflege erhalten und unterstützen theils die schwerbelasteten Diakonissen oder arbeiten selbständig auf anderen Gebieten, theils stehen

sie noch in der Vorbereitung für Anstalten und Gemeinden.

Aus der umfangreichen tabellarischen Uebersicht sämmtlicher Arbeitsfelder des Kaiserswerther Mutterhauses erhalten wir durch folgende Zahlen einen interessanten Einblick in die riesenhafte Ausdehnung der Diakonissenarbeit dieser Anstalt. Es bestehen gegenwärtig: 11 Tochteranstalten in Kaiserswerth mit zusammen 90 Schwestern; 12 Tochteranstalten in Deutschland außerhalb Kaiserswerths mit 57 Diakonissen; 12 außerdeutsche Tochteranstalten mit 64 Diakonissen; 120 Arbeitsfelder in der Rheinprovinz außerhalb Kaiserswerths mit 278 Diakonissen; 42 Arbeitsfelder in Westfalen mit 104 Schwestern; 15 Arbeitsfelder im übrigen Preußen und Deutschland mit 67 Diakonissen; endlich 9 außerdeutsche Arbeitsfelder mit 36 Diakonissen.

Neu übernommen werden konnten im Berichtsjahre trotz des noch beständig herrschenden Mangels an Schwestern, der auch in Kaiserswerth oft schmerzlich empfunden wird, vier Arbeitsfelder mit 10 Schwestern, nämlich die Gemeindepflege im oberen Theile der Unterbarmer Gemeinde mit 1 Schwester, welcher eine in Kaiserswerth vorgebildete Gehilfin zur Seite steht, ferner die häusliche Krankenpflege in armen und unbemittelten Familien Berlins (Pflegestation Nr. 4) mit 5 Schwestern, drittens das Krankenhaus in Ründerroth mit 2 Schwestern, endlich das Krupp'sche Krankenhaus für tuberkulöse Frauen (Versuchsstation) zu Altendorf bei Essen mit 2 Schwestern.

Vermehrt werden mußte die Zahl der Schwestern auf folgenden 13 Arbeitsfeldern: Cairo, Constantinopel, Neuwied (Ottohaus und Krankenhaus), Essen, Dierdorf, Florenz, Keltwig (Kleinkinderschule), Oberhausen, Solingen, Duisburg (Kinderhaus), Altdorf und Münster. Dagegen konnte die Gemeindepflege in Sobernheim dem dortigen jungen Diakonissenhause im April 1890 übergeben werden. Zu gleicher Zeit wurde das viele Jahre von Kaiserswerther Schwestern bediente städtische Frauen-Krankenhaus in Duisburg aufgehoben und die Insassen dem neu errichteten Frauen-Krankenhause der Diakonen Anstalt daselbst übergeben. Am 1. Juli 1890 kehrten die in der Agnes-Stiftung in Wesel stationirten beiden Diakonissen zurück, weil die Kräfte der fast sechszigjährigen vorstehenden Schwester nicht mehr ausreichten und eine geeignete Nachfolgerin zu senden das Haus damals außer Stande war.

Eine höchst erfreuliche Umgestaltung und Weiterentwickelung hat die Arbeit der Schwestern in Witten a. d. Ruhr erfahren. Das dortige seit seiner Eröffnung am 25. Oktober 1863 von Kaiserswerther Diakonissen bediente evangelische Krankenhaus hat sich zu einem neuen selbständigen Diakonissen-Mutterhause für die Grafschaft Mark und das Siegerland unter einem eigens zu diesem Zwecke gebildeten Vorstande erweitert. Vorläufig sind die bisherigen Diakonissen dort fernerhin thätig; doch hat das Kaiserswerther Mutterhaus für die neue Diakonissen-Anstalt, der es noch an Raum zur Aufnahme von eignen Schwestern fehlt, zwei Probeschwestern ausgebildet und steht nunmehr im Begriff, mit dem neuen Mutterhause die Normen zu vereinbaren, unter welchen zwei Kaiserswerther Diakonissen, die eine als Vorsteherin, die andre als Probemeisterin, auch in Zukunft dort thätig sein werden, während die übrigen Schwestern nach und nach, je nachdem das Wittener Haus mit eignen Pflegekräften arbeiten kann, nach Kaiserswerth zurückkehren.

Viele dringende Bitten um Uebernahme neuer Arbeitsfelder im In- und Auslande mußten im vorigen Jahre aus Mangel an verfügbaren Kräften unerfüllt bleiben.

Privatpflege wurde in einigen 20 Fällen geübt. —

Der den inländischen Tochterhäusern gewidmete Abschnitt des Berichts beginnt mit der Diakonissenschule zu Kaiserswerth, die am 1. April 1865 gegründet, die Bestimmung hat, für solche evangelische Christinnen, welche einen ernsten Zug zum Diakonissenberuf in sich verspüren, das 18. Lebensjahr aber noch nicht erreicht haben, zu einer Vorschule für den Diakonissenberuf zu dienen. Um den Familien-Charakter derselben möglichst zu wahren, soll die Zahl der Zöglinge in der Diakonissenschule über 20 nicht hinausgehen. Dieselben werden außer ihrer wissenschaftlichen Weiterbildung auch zu allen Hand-, Haus-, Küchen- und Gartenarbeiten fleißig angehalten. Für letztere, die zugleich ein treffliches Mittel bietet, die Zöglinge frisch und gesund zu erhalten und auch ihre Körperkräfte für den künftigen Diakonissenberuf zu stählen, bietet sich auf dem im Folgenden erwähnten, der Anstalt gehörenden Landgute Salem bei Ratingen, dem ständigen Sommeraufenthalte der Diakonissenschule, reichlich Gelegenheit. Ausnahmsweise mußten die Schülerinnen auch den letzten Winter über in Salem verbleiben, da das von der Diakonissenschule für gewöhnlich im Winterhalbjahr bewohnte Haus, in Kaiserswerth die sog. „Wacht am Rhein," einem der Anstaltsgeistlichen zur vorläufigen Amtswohnung eingeräumt werden mußte. Im letzten Jahre sind 11 neue Schülerinnen eingetreten, 4 ältere konnten als Probeschwestern aufgenommen werden, 2 der aus der Diakonissenschule hervorgegangenen Probeschwestern wurden zum Diakonissenamt eingesegnet. 16 Zöglinge bilden den augenblicklichen Bestand der Schule.

In dem vorerwähnten, zugleich als Erholungsort für genesende und erholungsbedürftige Schwestern dienenden Landgute „Salem" bei Ratingen suchten und fanden während des letzten Jahres im Ganzen 184 Schwestern für längere oder kürzere Zeit Erholung und Stärkung oder auch völlige Wiedergenesung nach schwerer Krankheit. Einige Schwestern wohnen selbst den Winter über in Salem, von einer älteren Schwester, als Hausmutter, aufs liebevollste gepflegt.

Das Kinder-Genesungs-Asyl und der Er-

holungsort für Schwestern auf Haus Wallbaum bei Hattingen, von einem edlen, heimgegangenen Ehepaar gestiftet, am 4. Juni 1874 seinem doppelten Zwecke übergeben und seit dem im Dezember 1883 erfolgten Tode der hochherzigen Gründerin in den Besitz des Rheinisch-Westfälischen Diakonissenvereins zu Kaiserswerth übergegangen, hat schon vielen kranken, namentlich skrophulösen Kindern Heilung oder doch Besserung und schon manchen Diakonissen Erholung und Kräftigung zu neuer Arbeit gebracht und im letzten Jahre im Ganzen 116 Pfleglinge, 83 Kinder und 33 Erwachsene beherbergt. Auch erholungsbedürftige Schulkinder haben ihre Ferien mit gutem Erfolge in Wallbaum zugebracht.

In der sowohl im Interesse der Herrschaften wie der Dienstboten begründeten Mägdeherberge und Bildungsschule „Marthastift" zu Düsseldorf, betrug die Gesammtzahl der Pfleglinge des letzten Jahres 360, die tägliche Durchschnittszahl 30, die von 4 Kaiserswerther Schwestern geleitet wurden. Das Kostgeld beträgt für die Schülerinnen 40 Pf., für Mägde 20 Pf. pro Tag. Mit der Anstalt ist eine Kleinkinderschule verbunden, die im letzten Jahre von 190 Kindern, täglich durchschnittlich von 80, besucht war und in welcher diejenigen Bildungsschülerinnen, welche Kindermädchen zu werden beabsichtigen, Gelegenheit haben, sich in der Behandlung und Wartung jüngerer Kinder zu üben. Die Lehrdiakonissin, welche an der Spitze der Kleinkinderschule steht, hält zugleich eine im vergangenen Jahre von 70 Kindern besuchte Sonntagsschule ab. Der seit Anfang 1889 bestehende, von den Schwestern geleitete Flickverein wird durchschnittlich von 30—35 Mädchen und Frauen besucht.

Die denselben Zwecken wie das Marthastift in Düsseldorf dienende evangelische Mägdebildungsschule und Mägdeherberge auf Marthashof in Berlin (Schwedterstraße 37—40) hat seit Eröffnung der Anstalt im Jahre 1854 bis zum 1. October 1890 19815 Mädchen den wohlthätigen, für Leib und Seele segensreichen Einfluß angedeihen lassen. Am 30. September 1889, dem Schlusse des vorletzten Anstaltsjahres, befanden sich 123 Mädchen in Marthashof. Im Laufe des Jahres also bis zum 1. October 1890, sind 922 Mädchen aufgenommen, so daß im vergangenen Jahre im Ganzen 1045 Mädchen, 70 mehr als im Vorjahre, in der großen, versuchungsreichen Hauptstadt ein zeitweise schützendes und erziehendes Heim in Marthashof gefunden haben. Von dieser großen Schaar waren 217 Zöglinge der Bildungsschule, die übrigen, also 828, Gäste der Herberge. Nur 52 von allen diesen Mädchen stammten aus Berlin selbst, die übrigen, also 993 waren aus den verschiedenen Provinzen Preußens, sowie aus anderen Ländern des Deutschen Reiches, einige auch aus der Schweiz und Böhmen nach Berlin eingewandert, um dort ihr Glück zu machen.

Die Gesammtzahl der Pflegetage des letzten Jahres betrug 48055; durchschnittlich kommen also 46 Pflegetage auf ein Mädchen. Von 3089 Herrschaften wurden im letzten Anstaltsjahre Mädchen aus dem Marthashofe begehrt, 545 Mädchen wurden vermiethet, 174 suchten sich selbst Stellen, 150 kehrten in ihre Heimath zurück, nur 5 brauchten aus der großen Zahl ihres Verhaltens wegen entlassen zu werden. Als Bestand blieben am 1. October 1890 124 Mädchen im Hause.

Zur Vorbildung für solche Zöglinge, welche als Kindermädchen zu arbeiten wünschen, dient eine zweiklassige Kleinkinderschule, welche täglich von mehr als 200 Kindern besucht und von zwei Diakonissen geleitet wird.

Endlich besitzt Marthashof eine sechsklassige gehobene Mädchenschule mit 7 Lehrdiakonissen, welche von 384 Schülerinnen besucht wird und für die bürgerlichen und mittleren Beamtenfamilien des nördlichen Berlin eine geschätzte Segensquelle ist. Wegen der vermehrten Arbeit hat auch die Zahl der Diakonissen von 11 auf 12 erhöht werden müssen, sodaß jetzt, mit Hinzurechnung der erwähnten 9 Lehrschwestern im Ganzen 21 Diakonissen in Marthashof thätig sind.

In dem evangelischen Mädchen-Waisenhaus zu Altdorf bei Pleß, dem ersten und ältesten, schon über vier Jahrzehnte bestehenden Tochterhause des Rheinisch-Westfälischen Diakonissenvereins außerhalb Kaiserswerths, arbeiten gegenwärtig 3 Lehr- und 4 Pflegediakonissen an den nicht allein aus armen Verhältnissen, sondern aus Zuständen gänzlicher leiblicher und geistiger Verwahrlosung kommenden Kindern. Ueber 500 Mädchen haben im Laufe der Jahre Aufnahme in der Anstalt gefunden und sind theils als Dienstboten, theils als Hausfrauen, theils auch als Schwestern des Kaiserswerther- und des Breslauer-Mutterhauses daraus hervorgegangen.

Ende 1890 betrug die Zahl der Kinder 63 gegen 70 im Vorjahre. Die Abnahme ist jedenfalls darauf zurückzuführen, daß die Nachbarstädte Gleiwitz, Kattowitz und Königshütte seit einigen Jahren eigene Waisenhäuser besitzen.

Im Erziehungshause und der höheren Mädchenschule zu Hilden in der Rheinprovinz betrug zu Anfang des Jahres 1890 die Zahl der Zöglinge 92, von denen zu Ostern v. J. 18 abgingen. Es traten im Mai 23 neue ein, sodaß den Sommer über 77 Pensionärinnen sich in dem Hause befanden. Im Herbst v. J. verließen dasselbe wiederum 18 Zöglinge, 15 traten im Oktober 1890 neu ein, sodaß die Zahl derselben den Winter 1890/91 hindurch 74 betrug.

Das Leben in dem Erziehungshause gestaltet sich möglich familienmäßig. Der Unterricht, an welchem auch eine Anzahl Mädchen aus der Stadt Hilden als Tagesschülerinnen theilnehmen, wird in 4 Klassen von 3 männlichen Lehrkräften und 9 Lehrdiakonissen er-

theilt und umfaßt alle Gegenstände einer höheren Mädchenschule. Drei Pflegeschwestern leiten die Haushaltung; der jährliche Pensionspreis beträgt 750 Mk.

Das Asyl und Magdalenenstift zu Brandenburg an der Havel, welches 1865 als Tochterhaus von Kaiserswerth gegründet wurde, aber erst im August 1868 ein eigenes festes Heim bezog, beging im vorigen Jahre die Feier seines 25jährigen Jubiläums. Von August 1868 bis dahin 1890 sind im Ganzen 626 Pfleglinge aufgenommen worden. Im letzten Jahre haben 70 Verirrte und Gefallene, täglich durchschnittlich 35, den behütenden Segen des Hauses erfahren. Die meisten Pfleglinge müssen ganz unentgeltlich aufgenommen werden.

Im Mariannenstift zu Crefeld, welches eine Mägdeherberge und Bildungsschule umfaßt, arbeiten jetzt drei Diakonissen; die Anstalt ist den oben erwähnten zu Düsseldorf und Berlin völlig gleichgeartet und enthält zugleich eine Kleinkinderschule, welche letztere denjenigen Schülerinnen, welche später Kindermädchen werden wollen, als Bildungsstätte dient. Ein fröhliches Wachsthum ist in den verschiedenen Abtheilungen der Anstalt bemerkbar. Mit 14 Schülerinnen waren die Schwestern 1888 in das neu erbaute Heim eingezogen, jetzt beläuft sich ihre Zahl bereits auf 37. Bis zu welchem Grade die Gründung des Mariannenstifts für die Fabrikstadt Crefeld ein Bedürfniß geworden war, beweist die Thatsache, daß während des Jahres 1890 nicht weniger als 326 Nachfragen nach Dienstmädchen an die Anstalt gerichtet wurden, von denen freilich nur 37 befriedigt werden konnten. Als Schülerinnen waren im Laufe des Jahres 28 neu eingetreten; 7 derselben gingen in ihre Heimath zurück, 7 traten in Dienst. Am Schlusse des Jahres bildeten 34 Schülerinnen und 8 Dienstmädchen den Bestand des Hauses.

Die Kleinkinderschule zählte durchschnittlich achtzig Kinder. Die Sonntagsschule wurde meist von etwa 120 Kindern besucht.

Im zweiten Haupttheile wendet sich der Jahresbericht des Kaiserswerther Mutterhauses den ausländischen, insbesondere den morgenländischen Töchterhäusern und Arbeitsfeldern zu. Da, wie bereits bemerkt, in Nr. 18 und 19 des laufenden Jahrgangs dieses Blattes der diesen Theil des Kaiserswerther Diakonissenwerkes behandelnde Bericht berücksichtigt worden ist, gelangen wir nunmehr zu den anderen Wirkungszweigen Kaiserswerths. Es sind außer der Bildungsstätte für die Schwestern vor allem die neuen großartigen Krankenanstalten auf dem Fronberge, wo im letzten Jahre 722 männliche Kranke in 31 695 Pflegetagen und 204 weibliche in 20 297 Pflegetagen verpflegt worden sind. Unter den Pfleglingen befanden sich 770 Evangelische, 193 Katholiken, 1 Israelit und 1 Dissident. Ein Theil der Kranken ist im vergangenen Jahre wieder unentgeltlich verpflegt worden und zwar in 3608 Pflegetagen, was mithin mehr als den 14. Theil sämmtlicher Pflegetage beträgt. Für die übrigen ist zum allergrößten Theil nur der Armenpflegesatz (75 Pf. für Erwachsene und 50 Pf. für Kinder pro Tag) entrichtet worden, wodurch kaum die Hälfte der wirklichen Pflegekosten gedeckt wird. Für bemitteltere Kranke wird täglich 1,25 Mk. berechnet. Das Krankenhaus war 1890 meist völlig besetzt, zumal in der kalten Jahreszeit. Die Zahl der Behandelten ist wiederum gestiegen und würde zum ersten Male 1000 überschritten haben, wenn, wie früher üblich, die erkrankten Schwestern mitgezählt worden wären. Diese finden aber Behandlung und Pflege in den Räumen des alten Hauses.

Von 48 erkrankten und hier verpflegten Schwestern starben 1890 sechs. Im neuen Hospitale betrug die Zahl der Todesfälle 76 oder 7,87 %; die Lungenschwindsucht forderte 34 Opfer — 44,4 % aller Gestorbenen. Die Zahl der Geheilten oder doch wesentlich gebessert Entlassenen ist seit Jahren nur geringen Schwankungen unterworfen; diesmal waren es 73 %. Ungeheilt wurden entlassen 3,62 %. Es blieb ein Bestand von 15,44 %. Chirurgische Operationen fanden im Vorjahre in 75 Fällen statt, die alle günstig verliefen.

Zu den größeren Tochteranstalten in Kaiserswerth gehört ferner das Lehrerinnen-Seminar für Kleinkinder-, Volks-, mittlere und höhere Mädchenschulen, nebst Vorschule. Im Februar d. J. bestanden 5 Prüflinge die Abgangsprüfung als Lehrerinnen für mittlere und höhere Mädchenschulen (unter denselben 1 Schwester) und 11 Prüflinge (unter denselben 2 Schwestern) als Lehrerinnen für Volksschulen. Außerdem verließen das Seminar zu Ostern d. J. 9 Zöglinge (darunter 3 Schwestern) als Kleinkinderlehrerinnen, sodaß die Gesammtzahl der bisher darin ausgebildeten Lehrerinnen aller drei Gruppen 2210 beträgt. Die letztjährige Gesammtzahl der Zöglinge des Seminars, einschließlich der 27 Besucherinnen der Vorschule, belief sich auf 136 und die Zahl der Lehrkräfte auf 11, nämlich 3 Lehrer und 8 Lehrdiakonissen.

Die Aufnahme geschieht nur zwischen dem vollendeten 17. und 24. Lebensjahre; Bewerberinnen unter 17 Jahren werden niemals aufgenommen, solche über 24 Jahre nur ausnahmsweise unter besonderen Umständen. In die Vorschule, welche zugleich höhere Mädchenschule ist, kann die Aufnahme schon vor dem 17. Lebensjahre erfolgen. Die Pensionspreise stellen sich auf 180 Mark pro Semester für künftige Kleinkinder- und Volksschul-Lehrerinnen und auf 225 Mark für Aspirantinnen des höheren Lehrfachs.

Die Kleinkinderschule der Mutteranstalt, welche zugleich als praktisches Versuchsfeld zur Vorübung für die künftigen Kleinkinderlehrerinnen dient, wurde im letzten Jahre von 112 Kindern (täglich 90) aller Konfessionen besucht.

Im Waisenstifte, der ältesten Tochteranstalt in Kaiserswerth, welche im April 1892 bereits die Feier ihres 50jährigen Bestehens begehen wird, sind bisher im Ganzen 280 verwaiste Mädchen aufgenommen worden. Eine große Schaar von Diakonissen und Probeschwestern ist bereits aus demselben hervorgegangen. — Vom 1. März 1890—1891 sind 7 Kinder im Alter von 12 bis 8 Jahren aufgenommen und ebensoviele entlassen worden. 6 Mädchen, welche im Jahre 1889 konfirmirt worden waren, traten in Stellungen zum Theil bei Verwandten ein. Die Aufnahme kann höchstens bis zum 12. Lebensjahre erfolgen; am geeignetsten für den Eintritt ist das Alter von 5—10 Jahren. Eine Lehrerwaise aus Rheinland oder Westfalen wird jährlich ganz umsonst und eine Pfarrerswaise zum halben Preise aufgenommen. Das Erziehungsgeld für unbemittelte Kinder beträgt jährlich 180 Mark, für bemittelte 300 Mark.

Das evangelische Asyl für weibliche entlassene Gefangene und das Magdalenenstift, die eigentliche Wiege des ganzen Kaiserswerther Werkes, hat seit den 58 Jahren seines Bestehens im Ganzen 982 Mädchen die helfende Hand zu bieten gesucht, im letzten Jahre wurden 19 aufgenommen. Fünf Pfleglinge im Alter von 15—17 Jahren sind im Sommer 1890 konfirmirt worden. 24 Mädchen haben im vergangenen Jahre das Haus verlassen, acht davon konnten an eine Herrschaft empfohlen werden, drei haben durch anderweite Vermittelung Stellen bekommen, die übrigen mußten theils wegen Widersetzlichkeit entlassen, theils wegen Kränklichkeit aber aus anderen Gründen zu ihren Eltern, Vormündern u. s. w. zurückgesandt werden.

In der Heilanstalt für evangelische weibliche Gemüths- und Nervenkranke auf dem Johannisberge bei Kaiserswerth ist die Zahl der im Ganzen behandelten Kranken auf 100 gestiegen, die höchste Ziffer, welche bisher erreicht ist; der durchschnittliche Krankenbestand betrug 53; die niedrigste Zahl war 48, die höchste 58. Die Summe der Verpflegungstage betrug 19 666, sodaß also auf jede Kranke eine durchschnittliche Aufenthaltsdauer von 197 Tagen kommt. Die Krankheitsformen der Aufgenommenen waren vorwiegend heilbare, Manie und Melancholie; es konnten 22 d. i. 47 % aller Abgegangenen geheilt entlassen werden. 6 Patienten starben. 12 Kranke verließen die Anstalt gebessert, einige auf Verlangen ihrer Angehörigen.

Das Paul Gerhardt-Stift wurde am 7. Juni 1876, dem 200jährigen Gedächtnißtage des Todes Paul Gerhardts, als eine Heimstätte für alleinstehende kränkliche und sieche Frauen und Jungfrauen evangelischer Konfession gegründet. Die Zahl seiner Bewohnerinnen ist von Jahr zu Jahr stetig gewachsen und beläuft sich im letzten Anstaltsjahre auf 74, die Zahl der pflegenden Schwestern betrug 12. Es bestehen 3 Verpflegungsklassen zu 300, 600 und 1000 bezw. 1500 Mark, letzteres, wenn von einer Dame zwei Zimmer für ihren ausschließlichen Gebrauch gewünscht werden. Die drei Freibetten dritter Klasse, von welchen zwei zum Jubelfest der Anstalt im Herbst 1886 gestiftet wurden, sind stets belegt.

In den oberen Räumen des alten Krankenhauses ist seit Mitte 1889 eine Heimstätte für Sieche und unheilbar kranke Männer und Frauen eröffnet und dadurch die bis dahin vorhandene Lücke in dem Kranze der mannigfaltigen Liebesanstalten in Kaiserswerth ausgefüllt. Für männliche Kranke bestehen drei Verpflegungsklassen, für weibliche nur die dritte, da für solche Kranke I. und II. Klasse das Paul Gerhardt-Stift Raum bietet. Die neue Anstalt ist in langsamem, aber gedeihlichem Wachsthum begriffen. Auf der Männer-Abtheilung befinden sich 15, auf der Frauen-Abtheilung 12, zusammen also 27 Pfleglinge. Für sämmtliche drei Klassen ist eine Einkaufung auf Lebenszeit möglich.

Der Bücher- und Bilder-Verlag des Kaiserswerther Hauses hat sich auch im vergangenen Jahre eines guten Absatzes erfreut und der evangelischen Christenheit, soweit die deutsche Zunge klingt, manch' gutes Buch geboten. Vor allem wanderte der Christliche Volkskalender 1891 auf seinem Jubelgange in circa 100 000 Exemplaren in die Häuser der Christenheit und fand erfreuende Aufnahme. Von dem Lutherbüchlein, welches zum Lutherjubiläum 1883 gedruckt und so viel gekauft wurde, daß es eine Zeit lang vergriffen war, ist ein erweiterter Neudruck, der 16., erschienen, wodurch die Gesammtauflageziffer dieses Buches die Höhe von 770 000 Exemplaren erreicht hat. Der Kalender für 1892 wird demnächst in der stattlichen Auflage von 106 000 Exemplaren erscheinen.

Aus der Zusammenstellung der Einnahmen und Ausgaben des Mutterhauses beim Jahresabschluß am 1. März d. J. ergiebt sich, daß die ersteren 443 211 Mark 94 Pf. die letzteren 417 162 Mark 41 Pf. betragen haben, mithin eine Mehreinnahme von 26 049 Mark 53 Pf. vorhanden war, von denen 22 316 Mark 25 Pf. zur Abtragung der Bauschulden verwendet wurden. Es verblieben demnach noch in der Kasse 3 733 Mark 28 Pf. Die Bauschulden belaufen sich gegenwärtig auf 276 572 Mark 19 Pf.

Das Veilchen als Symbol der Napoleoniden.

Die Blumen spielen auch in der Politik eine Rolle; und wenn einst in England die rothe und die weiße Rose, Lancaster und York, in einen langen, blutigen Kampf geriethen, so haben später in Frankreich die Lilie und das Veilchen, das Sinnbild der Reinheit und Unschuld und das Sinnbild der Bescheidenheit, sich ebenfalls auf's Bitterste bekämpft. Jedermann weiß, daß die Lilie die Wappenblume und das Symbol des alten französischen Herrscherhauses ist; vielleicht wissen aber nur Wenige, wie das bescheidene

Veilchen dazu kam, von den Bonapartisten zum Symbol ihrer Partei gewählt zu werden.*) Die Geschichte trug sich folgendermaßen zu. Während der ersten Restauration hegten die Anhänger Napoleons die Hoffnung, daß der Kaiser, sobald die ersten Veilchen sprießten, die Insel Elba verlassen und nach Frankreich zurückkehren würde. Sie wagten jedoch nicht, diese Hoffnung unumwunden zu äußern, und sie nannten Napoleon nur den „Père de la Violette“. Unter den vielen Gassenhauern, die damals in den Pariser Theatern und Kaffeehäusern gesungen wurden, befand sich einer, der unter dem Titel „Le Père de la Violette à Messieurs les chevaliers de l'Eteignoir ou les Prédictiones d'un bon Luron“ (Vater Violette an die Herren Ritter vom Löschhute, oder die Prophezeihungen eines braven Kerls) besonders populär war. Männer und Frauen fingen nun an, Veilchensträuße zur Schau zu tragen und somit ihre Abneigung gegen die Bourbons und ihre Anhänglichkeit an die Napoleoniden und den gestürzten Heros öffentlich zu bekunden. Ein besonderer Umstand diente dazu, die Popularität der Veilchen zu vermehren. Mademoiselle Mars, die berühmte Schauspielerin, war eine in der Wolle gefärbte Bonapartistin, und als sie während der ersten Restauration die Rolle der Elmire in Molière's „Tartuffe“ gab, trat sie mit einem Veilchenbouquet auf die Bühne. Ein ungemeiner Tumult erhob sich. Die anwesenden Royalisten verlangten, daß sie als Abbitte für die begangene Dreistigkeit „Vive le roi!“ rufe.

„Ich habe gerufen,“ erwiderte sie.

„Man hat es nicht gehört,“ schrieen die Royalisten, unter denen sich viele Gardes du Corps befanden.

„Ich behaupte, daß ich gerufen habe,“ wiederholte die unerschrockene Künstlerin und sagte dann zu ihren Gefährten auf der Bühne „Laßt uns fortfahren!“ Die Aufführung erlitt keine Unterbrechung mehr. Da es nun in Paris niemals ohne Witz und Wortspiel abgehen kann, so versicherte man, die Künstlerin habe nach der Vorstellung geäußert: „Die Gardes du Corps haben nichts mit Mars gemein.“ Kurz, seit jenem Abend wurden die Veilchen das Sinnbild der bonapartistischen Partei, und wir haben gesehen, daß die Bonapartisten, welche in unsern Tagen nach Chislehurst wallfahrten, sich vorher mit ungeheuren Veilchensträußen versehen hatten.

*) Außer den hier erwähnten Blumen sind noch andere als Symbol oder Attribut gewählt worden, wie die Orangenblüthen von den Oranieen, mit der Anspielung auf die französische Version des Namens „Orange“. Von einzelnen Personen nennen wir nur König Ludwig II., der den Jasminen, Kaiser Wilhelm, der den Kornblumen, Henriette Marie von Frankreich, Gemahlin Karl I. von England, die den Monatsrosen, Kaiserin Josephine, die den Malmaison-Rosen einen besondern Vorzug schenkte.

Literatur.

Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde, Organ des Vereins „Herold“ in Berlin. XXII. Jahrgang. Nr. 7 und 8. — Juli und August 1891.

Inhalt: Nachruf. — Berichte über die Sitzungen vom 19. Mai und 2. Juni 1891. — Ein zweites Geschlecht von Bünau und Etwas über Wappen-Variirungen. (Mit einer Tafel). — Zur Geschichte der „Wirth aus Löwenberg“. — Kurze Lebensbeschreibung des ehemaligen Landeskomthurs der Deutsch-Ordens-Balley Hessen „Philipp Leopold von und zu Neuhof“, und Nachrichten über seine Eltern und Vorfahren. (Nebst einer Stammtafel). — Mittheilungen aus genealogischen Handschriften. — Das Geschlecht „Bönhoff“. — Genealogien deutscher Adelsfamilien in Dänemark. — Sphragistische Mittheilungen. — Tangermünder und Stendaler Wappen und Hausmarken. (Mit einer Tafel). — Bücherschau ꝛc.

Altpreußische Monatsschrift. Neue Folge. Herausgegeben von Rudolf Reicke und Ernst Wichert. XXVIII. Band. 3. und 4. Heft. April —Juni 1891. Königsberg i. Pr. Verlag von Ferd. Beyer's Buchhandlung. (Thomas und Oppermann.)

Inhalt: I. Abhandlungen: Zu Herders Briefwechsel. Von Victor Dieberichs. — Westpreußische Schlösser im 16. Jahrhundert. Von Johannes Sembrzycki. — Ein Nachtrag zum Corpus Reformatorum (Melanchthon). Von Dr. L. Neubauer. — Beiträge zur Kulturgeschichte von Polnisch-Preußen aus den Jahren 1473—1686. Von X. Froelich. — Uebersicht über für Ost- und Westpreußen wichtige polnische Literatur der letzten Zeit. Von Johannes Sembrzycki. — Zu den Königsberger Zwischenspielen von 1644. Von Johannes Sembrzycki. — Das Alphabet in preußischen Redensarten. Von A. Treichel. — Das Lied vom Krambambuli. Von A. Treichel. — **II. Kritiken und Referate:** Sitzungsberichte des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen. 1890/91. Mitgetheilt von Dr. W. Tesdorpf. — Sitzungsberichte der Alterthums-Gesellschaft Prussia 1890. — **III. Mittheilungen und Anhang:** Theodor Gottlieb Hippel, der christliche Humorist, als Student der Theologie in Königsberg 1756 — 1759. Von Professor Dr. Paul Tschackert-Göttingen. — Zu Johann Georg Hamann's Universitätsstudien. Handschriftliche Mittheilung von Prof. Dr. Paul Tschackert-Göttingen. — Universitäts-Chronik 1891. — Altpreußische Bibliographie 1890. —

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 16. September 1891. Nr. 37.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. September 1891 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Septbr. 1891 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro August 1891.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. August 1891 .	62			
	Zugang pro " "	30			
		92			
	Abgang " " "	36			
	Bleibt Bestand	56	56	1 814	70
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. August 1891 .	96			
	Zugang pro " "	76			
		172			
	Abgang " " "	76			
	Bleibt Bestand	96	96	4 231	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus).				
	Bestand am 1. August 1891 .	169			
	Zugang pro " "	6			
		175			
	Abgang " " "	43			
	Bleibt Bestand	132	132	4 251	180
4.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. August 1891 .	31			
	Zugang pro " "	20			
		51			
	Abgang " " "	26			
	Bleibt Bestand	25	25	890	58
5.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. August 1891 .	33			
	Zugang pro " "	19			
		52			
	Abgang " " "	17			
	Bleibt Bestand	35	35	1 054	54
6.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. August 1891 .	15			
	Zugang pro	26			
		41			
	Abgang " " "	27			
	Bleibt Bestand	14	14	561	50
7.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. August 1891	16			
	Zugang pro "	36			
		52			
	Abgang " "	29			
	Bleibt Bestand	23	23	665	43
	zu übertragen		381	13 466	495
	Uebertrag		381	13 466	495
8.	**Vandsburg:**				
	Bestand am 1. August 1891 .	15			
	Zugang pro " "	15			
		30			
	Abgang " " "	8			
	Bleibt Bestand	22	22	577	30
9.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. August 1891 .	54			
	Zugang pro " "	16			
		70			
	Abgang " " "	18			
	Bleibt Bestand	52	52	1 623	66
10.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. August 1891 .	25			
	Zugang pro " "	11			
		36			
	Abgang " " "	13			
	Bleibt Bestand	23	23	738	32
11.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. August 1891 .	27			
	Zugang pro " "	30			
		57			
	Abgang " " "	14			
	Bleibt Bestand	43	43	1 071	40
12.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. August 1891 .	51			
	Zugang pro "	45			
		96			
	Abgang " " "	51			
	Bleibt Bestand	45	45	1 442	60
13.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. August 1891 .	25			
	Zugang pro " "	15			
		40			
	Abgang " "	21			
	Bleibt Bestand	19	19	722	65
14.	**Züllichau i. d. Neumark.**				
	Bestand am 1. August 1891 .	22			
	Zugang pro " "	18			
		40			
	Abgang " " "	23			
	Bleibt Bestand	17	17	615	40
	zu übertragen		602	20 254	825

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Septbr. 1891 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro August 1891.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		602	20 254	828
15.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. August 1891 .	70			
	Zugang pro " "	49			
		119			
	Abgang . . .	52			
	Bleibt Bestand	67	67	2 088	96
16.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. August 1891 .	20			
	Zugang pro " "	19			
		39			
	Abgang . . .	16			
	Bleibt Bestand	23	23	691	40
17.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. August 1891 .	41			
	Zugang pro " "	19			
		60			
	Abgang . . .	21			
	Bleibt Bestand	39	39	1 205	80
18.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. August 1891 .	21			
	Zugang pro " "	18			
		39			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	20	20	624	46
19.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. August 1891 .	20			
	Zugang pro " "	22			
		42			
	Abgang . . .	16			
	Bleibt Bestand	26	26	663	42
20.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. August 1891 .	19			
	Zugang pro " "	11			
		30			
	Abgang . . .	13			
	Bleibt Bestand	17	17	509½	41
21.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. August 1891 .	15			
	Zugang pro " "	22			
		37			
	Abgang . . .	21			
	Bleibt Bestand	16	16	570	42
22.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. August 1891 .	24			
	Zugang pro " "	29			
		53			
	Abgang . . .	41			
	Bleibt Bestand	12	12	416	36
23.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. August 1891 .	8			
	Zugang pro " "	1			
		9			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	9	9	279	13
24.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. August 1891 .	6			
	Zugang pro " "	7			
		13			
	Abgang . . .	6			
	Bleibt Bestand	7	7	165	20
	zu übertragen		838	27 464	1 284
	Uebertrag		838	27 464	1 284
25.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. August 1891 .	14			
	Zugang pro " "	13			
		27			
	Abgang . . .	11			
	Bleibt Bestand	16	16	449	20
26.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. August 1891 .	17			
	Zugang pro " "	25			
		42			
	Abgang . . .	27			
	Bleibt Bestand	15	15	482	20
27.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. August 1891 .	4			
	Zugang pro " "	3			
		7			
	Abgang . . .	2			
	Bleibt Bestand	5	5	167	10
28.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. August 1891 .	1			
	Zugang pro " "	10			
		11			
	Abgang . . .	5			
	Bleibt Bestand	6	6	188	15
29.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. August 1891 .	32			
	Zugang pro " "	—			
		32			
	Abgang . . .	1			
	Bleibt Bestand	31	31	984	32
30.	**Gealhin:**				
	Bestand am 1. August 1891 .	19			
	Zugang pro " "	25			
		44			
	Abgang . . .	27			
	Bleibt Bestand	17	17	580	30
31.	**Plön:**				
	Bestand am 1. August 1891 .	14			
	Zugang pro " "	1			
		15			
	Abgang . . .	5			
	Bleibt Bestand	10	10	356	29
32.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. August 1891 .	27			
	Zugang pro " "	16			
		43			
	Abgang . . .	23			
	Bleibt Bestand	20	20	732	48
33.	**Altena:**				
	Bestand am 1. August 1891 .	37			
	Zugang pro " "	38			
		75			
	Abgang . . .	24			
	Bleibt Bestand	51	51	1 481	50
34.	**Oeynhausen:**				
	Bestand am 1. August 1891 .	92			
	Zugang pro " "	77			
		169			
	Abgang . . .	90			
	Bleibt Bestand	79	79	2 739	86
	zu übertragen		1 088	85 622	1 624

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Septbr. 1891 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro August 1891.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		1 088	35 622	1 624
35.	**Lippspringe:**				
	Bestand am 1. August 1891 .	43			
	Zugang pro • •	46			
		89			
	Abgang • • •	46			
	Bleibt Bestand	43	43	1 238	41
36.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. August 1891 .	21			
	Zugang pro • •	14			
		35			
	Abgang • • •	8			
	Bleibt Bestand	27	27	708	20
37.	**Plochingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. August 1891 .	4			
	Zugang pro • •	3			
		7			
	Abgang • • •	2			
	Bleibt Bestand	5	5	143	38
38.	**Schwäbisch Hall:**				
	Bestand am 1. August 1891 .	10			
	Zugang pro • •	5			
		15			
	Abgang • • •	6			
	Bleibt Bestand	9	9	251	21
39.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. August 1891 .	41			
	Zugang pro • •	13			
		54			
	Abgang • • •	19			
	Bleibt Bestand	35	35	1 089	36
40.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. August 1891 .	13			
	Zugang pro • •	14			
		27			
	Abgang • •	14			
	Bleibt Bestand	13	13	415	24
41.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. August 1891 .	18			
	Zugang pro • •	9			
		27			
	Abgang • • •	14			
	Bleibt Bestand	13	13	500	20
	Zusammen		1 233	39 966	1 324

Der gesammte Abgang an Kranken pro August 1891 beträgt 931, davon sind gestorben 47
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 120
geheilt 764
wie vor 931.

42. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:
Bestand am **1. Juli 1891** . . . . 50 Kranke
Zugang pro **Juli 1891** . . . . 40 •
90 Kranke.

Davon sind:
gestorben 1
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 18
geheilt 32
51 •

Bleibt Bestand am **1. August 1891:** . . . . . 39 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 19 orientalische Christen, 14 Muhamedaner, 2 Drusen und 5 Juden.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro Juli 1891 beträgt 1333.

Poliklinisch wurden 1089 Personen behandelt

Die Preußischen Artushöfe in ihrem Verhältniß zu den Tafelrunden des Mittelalters.

> Ein König war in Engellandt
> Arthurus oder Artus genannt,
> Ein gar weldlicher tapferer Heldt,
> All' seine Feinde hat er gefälldt.
> Seine Tugend ist in manchem Landt
> Auch an der Ostsee wol bekannt,
> Die Höff und Gärten er fundirdt,
> Drin es gar ehrbar gehalten wird.
> Da ist kein Zank, noch Hauhen, Stechen,
> Mit Frieden thut ein Jeglicher zechen.

Die Artushöfe und die Artusbrüderschaften bilden eines der eigenthümlichsten Institute der preußischen Städte im Mittelalter. Fragt man nun, wie es kommt, daß der alte britische Heidenkönig Artus, der selbst im Reiche höchstens den Kreisen der Ritterschaft und auch hier mehr in der Poesie als im Leben nahe trat, diesen bürgerlichen Associationen und Zusammenkünften seinen Namen gegeben, so kommen wir zu der interessanten Anschauung von der Art, wie unsere Vorfahren fremdländische Einrichtungen und Lebensverhältnisse, welche ihnen insbesondere durch die Heidenfahrten der westlichen Völker Europas nach Preußen im Verlaufe des 13. und 14. Jahrhunderts zugeführt worden, durch Beseitigung dessen, was der vaterländischen Sinnes- und Gefühlsweise widerstrebt, dem Heimischen anzupassen wußten. Der Name „König Artushof“, nicht etwa Junkerhof, ist allerdings der diesen Gebäuden eigenthümliche und ursprüngliche, aber außer dem Namen findet man in den preußischen Artushöfen sonst keinerlei Anknüpfung. Vergeblich sucht man in den zahlreichen Darstellungen, womit die Gebäude im Innern geschmückt sind, nach irgend einer Beziehung auf den britischen Helden oder einen Genossen seiner Tafelrunde. Es sei uns im Folgenden gestattet, die ermittelten Resultate darzulegen, die sich auf dem weiten Wege ergaben, der, von der Tafelrunde des sagenhaften Königs in Cornwallis ausgehend, über England und die Bretagne nach Frankreich und von dort über Flandern und einige Theile Deutschlands bis ins ferne Preußen an der Ostsee führte. Zur Beurtheilung der dürftigen Nachrichten nämlich, welche sich über den Ursprung der Preußischen Artushöfe erhalten haben, scheint es uns vor Allem nothwendig über die sehr verschiedenartige Bedeutung, welche dem Fabelkönige Artus und den an ihn sich knüpfenden Artushöfen oder Tafelrunden in den verschiedenen Perioden des Mittelalters nicht sowohl in der Poesie als im Leben beigelegt wurde, ein richtiges Verständniß zu gewinnen.

I.

Die historische Person des Artus ist bekanntlich eine geringfügige. Alte Elegieen aus der Heidenzeit, in denen die Briten der unglücklichen Kämpfe gegen die Angelsachsen gedenken, durch welche sie zwischen

dem 5. und 8. Jahrhundert größtentheils der Heimath oder der Freiheit beraubt wurden, nennen unter andern Helden ihres Volkes, dem Owen, dem Urien und seinem Sohne Owain, Geraint, Peredur u. A. einen König Artus, der im südwestlichen England in der Burg Gelliwic in Cornwallis wohnte, ohne ihm die erste, oder auch nur eine besonders hervorragende Stelle in diesen Kämpfen anzuweisen; erst 300 Jahre nach seinem Tode wissen britische Chroniken, daß er mit wunderbaren Waffen ausgerüstet glänzende Siege über die Angelsachsen erfochten habe und als Pilger nach Jerusalem gewallfahrt sei, noch später erst wird seines Zerwürfnisses mit seinem ungetreuen Weibe Ginevra gedacht, doch ist er auch da zu Anfang des 11. Jahrhunderts in den einheimischen Quellen keineswegs Mittelpunkt der Sage.

Früher dagegen und glänzender erblühte sein Ruhm außerhalb Englands in der Bretagne. Hier schufen sich die in der Heimath bedrängten Briten, indem sie in massenhaften Zügen während mehrerer Jahrhunderte hierher auswanderten, neue und glücklichere Wohnsitze. Der abgelegene Winkel Frankreichs, den sie besetzten, reizte die Umwohner nicht zu Eroberungskriegen, die Nachbarschaft vorgeschrittener Völker milderte ihre rohen und unsittlichen Neigungen, ohne die Eigenthümlichkeiten ihrer Nationalität zu zerstören; glücklich bestandene Kämpfe befestigten in ihnen mit der äußern Selbstständigkeit das Selbstvertrauen, und ließ ihnen auch die aus der Heimath mitgebrachten Traditionen in glänzenderem Lichte erscheinen. Das verlassene Vaterland Avalon, d. i. die Insel der Aepfelbäume, verwandelte sich bei ihnen in einen Aufenthalt von Dämonen und Feen oder in ein Elysium der Seligen, während die leeren Namen der alten britischen Helden mit einem Körper romantischer, der jetzigen Stimmung entsprechender Sage umkleidet wurden. Nun aber war die dichterische Kraft dieser Celtischen Barden eine einseitige und beschränkte; eine ungeregelte Phantasie und eine gewisse Stumpfheit des Gefühls leitete sie dahin, ihre Gebilde in eine sinnlose Mystik einzuhüllen oder in eine Märchenwelt zu verwandeln, die durch ihre Ungeheuerlichkeiten und Uebertreibungen anziehen sollte, in der Regel aber das Zartgefühl aufs Tiefste verletzte; das Abenteuer schließt in der Regel damit ab, daß der Held den Gatten oder Vater seiner Geliebten erschlägt und sich dann mit ihr verbindet.

Daß aber unter den von ihnen gefeierten Helden Artus von Cornwallis Mittelpunkt aller Herrlichkeit wurde, hatte seinen natürlichen Grund darin, daß die Briten in Cornwallis, die Kerne, sowie sie der Bretagne am nächsten wohnten, so auch an der Auswanderung dorthin vornehmlich theilgenommen hatten, und überdies unter der Bevölkerung der von ihnen besetzten Landschaft Cornouaille die dichterische Thätigkeit am größten war. Auch die Person des Artus verwandelte sich hier bald in einen menschlichen Helden, dem riesenhafte Thaten angedichtet wurden, bald in ein symbolisch mystisches Geschöpf, dem man namentlich Unsterblichkeit und Wiederkunft zur Herstellung eines goldenen Zeitalters beilegte.

Diese Schöpfungen der Bretagnischen Barden lehrten nun im 11. Jahrhundert in einer günstigen Zeit in die Britische Heimath zurück, um dort eine neue Umbildung zu erfahren. Hier hatte damals der Untergang des Reiches der Angelsachsen die schlimmsten Feinde derselben, die Briten, mit neuen nationalen Hoffnungen erfüllt. Waren gleich auch sie auf die Halbinsel Wales zurückgetrieben worden und sahen sie sich hier durch die Eroberer Englands, die französischen Normannen, hart bedrängt, so wurden sie doch gerade damals von tapferen Häuptlingen geleitet, welche ihren Bedrängern gegenüber eine Zeit lang ihre Selbstständigkeit so tapfer vertheidigten daß die Feinde, selbst als sie allmählich in Wales festen Fuß zu gewinnen anfingen, mehr durch friedliche Mittel, namentlich durch Heirathen, Kolonisationen und durch die Achtung, die sie den Traditionen und Vorurtheilen der Walliser zollten, als durch gewaltsame Mittel ihre Herrschaft zu befestigen suchten.

In dieser Zeit, um das Jahr 1077, kehrte der Wallisische Häuptling, Rhys af Tewdor, nach langer Abwesenheit in der Bretagne in seine Heimath die Grafschaft Glamorgan im südlichen Wales zurück, und während er als muthiger Vorkämpfer sich das Vertrauen der Walliser erwarb, wußte er seine Landsleute durch die Hinweisung auf die bretagnische Tradition, namentlich auf Artus Thaten, Unsterblichkeit und Wiederkehr, mit patriotischem Eifer zu beleben. Durch die von ihm eingeführten Nationalfeste und Bardenversammlungen wurde jene erdichtete Vorzeit nicht nur in Liedern und Märchen der Nation nahe gebracht, sondern auch, indem man die Thaten des Artus an bestimmte Oertlichkeiten und zwar in Wales fixirte und Gesetze und Einrichtungen auf seinen Namen zurückführte, im Volksglauben als baare Wirklichkeit aufgenommen. Die Begeisterung, die dadurch für die alten Helden wachgerufen wurde, ging aber unmittelbar von den Wallisern auf ihre Feinde, die Normannischen Barone über. Diese Ritterschaft, welche zwar mit ihren deutschen Standesgenossen Muth und abenteuernde Kampflust theilte und mit schroffer Pedanterie an den Formen und Sitten des Ritterwesens festhielt, dagegen es aber an einer tieferen religiösen Wärme und einer sittlichen Auffassung des Gefühls der Treue, wie dasselbe innerhalb der deutsch-burgundischen Kreise herrschte, gar sehr fehlen ließ, fand besonders Gefallen an den rohen Abenteuerlichkeiten, die in den britischen Sagen ihnen entgegentraten, indem sie gerade in ihnen die Ideale ihrer chevaleresken Neigungen verwirklicht sah. Als der obengenannte Rhys af Tewdor 1091 im Kampf gegen einen seiner Vasallen getödtet ward, gelangte sein Land Glamorgan in den Besitz

des Normannen Robert Fitz-Hammon, der sich mit der Tochter des Rhys vermählte: am Sohne Roberts, Robert von Caen, Grafen von Gloeester widmete der Priester, Gottfried von Montmouth, eine britische Chronik, in welcher diesem Bedürfniß der Zeit volle Rechnung getragen wurde. In welche gewaltige Erscheinung ist da der winzige Britenhäuptling umgestaltet! Nicht genug, daß er die Angelsachsen aus Britannien vertreibt, er macht den ganzen Norden Europas bis über Norwegen hinaus, sowie Gallien im Süden sich unterthan, zieht dann dem Lucius Liberius in Rom, der von fast der ganzen asiatischen und afrikanischen Welt unterstützt ihm Krieg ankündigt, mit 183 200 Rittern, das Fußvolk ungerechnet, entgegen und besiegt ihn. Mehr jedoch denn als Eroberer glänzt er als Ritter in einer nie erhörten Tapferkeit, Freigebigkeit und Schönheit. Mit seinem Schwerte Caliburnus, mit der Lanze Ron und dem Schilde Priven erschlägt er in einer Schlacht 470 Feinde und besiegt im Zweikampfe die gewaltigsten Helden und Riesen. Alle Ritter der Erde wappnen und kleiden sich nach seiner Weise, zu einem Pfingstfeste beruft er alle Großen des Reichs zu einer Versammlung nach der Legionenstadt in Glamorgantia in Wales, einer reizenden Gegend mit Büschen, Hainen, Wiesen und Hügeln. Große Palläste und zwei Kirchen werden hier aufgeschlagen; eine Schule von 200 Philosophen ist dahin berufen, die die Sterne beobachten und Artus Zukunft weissagen sollen; in Gegenwart von 40 Fürsten der Erde wird hier Artus vom Erzbischofe Dubricius zum Herrn der eroberten Reiche gekrönt. Schließlich wird noch eine Mordschlacht beim Flusse Cambula beschrieben, welche Artus dem Buhlen seines ungetreuen Weibes, dem Modred liefert, in welcher auf beiden Seiten fast alle Helden fallen und auch Artus tödtlich verwundet wird, wobei der Chronikant sich als Feind der Walliser dadurch zu erkennen giebt, daß er ihren unerschütterlichen Glauben an Artus Unsterblichkeit zum Trotze den Verwundeten auf der Insel Avallon im Jahre 542 sterben läßt.

Mit besonderer Vorliebe in England aufgenommen und sehr bald in zahlreichen Uebersetzungen den benachbarten Ländern zugeführt, lieferte diese Chronik in Verbindung mit den wahrscheinlich ebendamals in Wales gedichteten Artusmärchen oder Mabinogions den Rittersängern die Stoffe zu jenen zahllosen Epopöen, in denen auf dem durch seine Fremdartigkeit anziehenden Grunde britische Sitte und Tradition und unter der Hülle fremd klingender ungeheuerlicher Namen das Ritterthum, wie es sich damals in der englisch-französischen Welt entfaltet hatte, in seiner weltlichen Seite, namentlich in seinem Minnedienst gefeiert wurde. Dem Artus, und als dieser Stoff zu sehr ausgebeutet war, den Helden seiner Umgebung wurde in den Gesängen und Romanen des gesammten Abendlandes während der nächsten Jahrhunderte eine Verherrlichung zu Theil, vor welcher selbst die einheimischen Helden der Nationalsage eine Zeit lang in den Hintergrund traten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Lusignan.

Bei dem kürzlich erfolgten Tode der Fürstin Guy de Lusignan möge als historisch wichtig daran erinnert werden, daß die Sires de Lusignan während der Kreuzzüge eine bedeutende Rolle spielten und Könige von Cypern, von Jerusalem und Armenien stellten. Der mittelalterliche Name ist übrigens Lezignem, auch Lusinem, nach dem Schlosse Lusinem, dessen Gründung der Fee Melusine zugeschrieben wird. Der ältestbekannte Ahnherr des Geschlechts ist Hugues I., genannt der Jäger (le veneur), ein Zeitgenosse Ludwigs, genannt „Oatremer“. Sein Sohn Hugues II. baute im zwölften Jahrhundert das Schloß Lusignan, welches noch heute die Residenz dieser Familie ist und nun in den Besitz des Sohnes der unlängst verstorbenen Fürstin von Lusignan, des jetzigen Fürsten Amaury de Lusignan, übergegangen ist.

Jean d'Arras, der gegen Ende des XIV. Jahrhunderts, im Jahre 1383 lebte, hat die Geschichte von Lusignan zuerst behandelt, es ist aber mehr ein Roman, der den Titel Melusine trägt, worin er die Sagen berichtet, die von der Fee dieses Namens, die, halb Weib, halb Schlange, das als uneinnehmbar geltende Schloß Lusignan gebaut haben soll, im Umlauf waren. Die Herren von Lusignan selbst haben viel auf diesen sagenhaften Ursprung ihres Hauses gegeben und selbst zur Verbreitung dieser Mären beigetragen, denn als ein Mitglied ihres Hauses, Frater Etienne de Lusignan,*) seine Geschlechtshistorie der Lusignan geschrieben, die ein sehr gelehrter Autor dieser Zeit als historische Lästerungen bezeichnet, schenkte man jenen Sagen um so mehr Glauben. Es sei hier bemerkt, daß Melusine, Melissene und Melissendis nur Varianten ein und desselben Namens sind, der von verschiedenen Frauen, namentlich im Orient, wo er sehr gebräuchlich war, geführt worden ist. Wenn nun der Autor jenes oben gedachten Romans eine dieser Frauen in Sicht hat, um sie zum Gegenstand seiner Fictionen zu machen, so kann es nur jene Mélisende, Tochter Aimeri's I. von Lusignan, Königs von Jerusalem und Cypern, gewesen sein. Sie heirathete Raimond oder Boëmond IV. von Poitiers, Fürsten von Antiochien und Grafen von Tripolis. Die Gelehrten haben mit Recht bemerkt, daß in dem in Frankreich verharrenden Zweige der Lusignan keine Melusine vorkommt, und es sei eine durchaus hinfällige Meinung, zu behaupten, daß der Name Melusine aus dem der Güter Melle und Lusignan, deren Herrin sie gewesen, gebildet sei, da das erstere der beiden Güter nie dem Hause Luzignan gehört

*) Er lebte 1537—1590 und gehörte dem Dominicanerorden an.

habe.*) Bis auf die Zeiten der Catharina von Medicis gingen die Sagen von der Fee in der Gegend von Luzignan um; nach Brantome's Bericht, der in seiner Lobrede auf den Herzog von Montpensier, den Eroberer des Schlosses, auf diese Materie zu sprechen kommt, erzählte das Volk von dieser Fee, wie man sie oft an der Quelle baden sähe in Gestalt eines schönen Weibes in Wittwenkleidern. Andere berichteten, wie sie Samstags um die Vesperzeit, aber selten, weil sie sich da nicht gerne sehen lasse, badend halb als schönes Weib, halb als Schlange erscheine; noch Andere, wie sie bisweilen auf einem hohen Thurm sich zeige in schöner Gestalt und auch oft als Schlange. So oft ein großes Unglück dem Königreich bevorstehe, oder einer ihrer Nachkommen mit dem Tode abgehe, wollte man sie gleichfalls drei Tage vorher ein scharfes, furchtbares Geschrei ausstoßen gehört haben.

Soweit die Sage. Historisch bezeugt findet sich die Erbauung des Schlosses Lezignem durch Hugues II. bei dem Chronisten Maillezais, derselbe lebte im zehnten Jahrhundert. Mit Hugo VIII. † 1164, seinem Nachkommen im sechsten Grade, theilte sich der Stamm in zwei Aeste.**) Der älteste Sohn Hugo IX., † 1208 ward der Stammvater einer zweiten Dynastie der Grafen von la Marche, indem er mit Mathilde, der einzigen Tochter Taillefer's III., Grafen von Angoulême und la Marche vermählt war; seine Nachkommen erloschen mit Guy de Lezignem, der nach dem Tode seines Bruders Hugues XIII. den Titel eines Grafen von la Marche und Angoulême angenommen, 1307. Der dritte Sohn Guy ward 1184 König von Jerusalem, nachdem er 1180 Sibylla, Tochter und Erbin Amaurys, Königs von Jerusalem, geheirathet. Nachdem er 1187 diesen Thron verloren, kaufte er von den Tempelrittern die Insel Cypern, welche diese um 35 000 Mark vom König Richard von England erworben hatten, und verlegte seine Residenz nach Nicosia, wo er 1194, ohne Kinder zu hinterlassen, starb. Ihm folgte sein älterer Bruder Amaury,***) dessen Geschlecht mit seinem Urenkel Hugues II. 1267 im Mannesstamme erlosch, worauf die Krone an seine Enkelin Isabelle kam, die mit Heinrich, Prinzen von Antiochien (Sohn Boemunds V., Fürsten von Antiochien) vermählt war. Der Mannesstamm dieser zweiten Dynastie der Könige von Cypern erlosch mit Johannes III. 1458, dessen Erbtochter Charlotte die Krone an das Haus Savoyen brachte. Sie vermochte sich indessen mit ihrem Gemahl Ludwig von Savoyen nicht gegen ihren natürlichen Bruder Jacob zu behaupten, der sie 1465 von der Insel vertrieb, und durch dessen Gemahlin Catharina Cornaro Cypern 1510 an die Republik Venedig gelangte. Die heutigen Fürsten und Marquis von Lusignam stammen von Simon de Lezignem, Herrn von Lezay, vierten Sohn Heinrich's VII., Sire de Lezignem ab, der 1140 das Dorf S. Gelais an den Abt Ponce von Cluny schenkte. Das Stammwappen dieses illustren Hauses ist von Silber und Blau quer gestreift, doch führten die verschiedenen Linien dasselbe durch Beizeichen sehr von einander abweichend. Die letzten Sires de Lezignem belegten dasselbe mit 6 Löwen 3., 2., 1. Die Könige von Cypern mit einem rothen Löwen und quadrirten es mit dem Wappen von Cypern, einem silbernen Kreuz in Blau, das sie im ersten und vierten Felde führten; die Seigneurs de Lezay endlich belegten den Stammschild mit einem rothen Freiviertel und 8 Martetten, die in Form innerer Einfassung (orle) angebracht sind. Man betrachtet noch das sehr vornehme und alte Geschlecht der de la Rochefoucauld als von dem Hause Lezignem abstammend, dessen Stammwappen mit drei rothen Sparren belegt, sie von jeher geführt haben, auch führt dasselbe als Helmzierde eine Melusine, doch läßt sich der Zusammenhang mit den Lezignem nicht urkundlich nachweisen.

*) Andere beschränken sich allerdings darauf, ihren Namen nur mit Luzignan und dem dortigen Schlosse in Verbindung zu bringen, indem die mittelalterliche Form des Namens: „Lusineem" das Anagramm von Melusine sei.

**) Schon früher hatte sich diese Linie der Grafen von Pembroke, abstammend von Guillaume, vierten Sohn Hugues X., der Heinrich III. nach England begleitete, abgezweigt; sowie die der Grafen von Eu, abstammend von Raoul, fünften Sohn Hugues VIII., aber beide erloschen schon in der zweiten Generation, die erste 1308, die letzte 1240.

***) Die Tochter dieses Fürsten aus seiner zweiten Ehe mit Isabeau d'Anjou, Tochter Amaury's, Königs von Jerusalem und der Marie Comnena war die historische Melusine, die Boemond IV., Fürsten von Antiochien, heirathete. Es giebt allerdings noch eine ältere Melusine, die Tochter und Erbin Balduin II., Königs von Jerusalem, die, vermählt mit Fulco von Anjou, die Krone von Jerusalem an dieses Haus brachte; sie ist die Mutter Amaury's, Königs von Jerusalem, also die Urgroßmutter der zweiten Melusine.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister, Seine Königliche Hoheit der Prinz Albrecht von Preußen, Regent von Braunschweig, hat im Interesse des Baues eines Hauses für männliche Epileptische in Kraschnitz (vergleiche die das Deutsche Samariter-Ordens-Stift zu Kraschnitz betreffende Beilage zu Nr. 35 des Johanniter-Wochenblattes) zu bestimmen geruht, Höchstseinen Namen an die Spitze der in Umlauf zu setzenden Liste mit einem Beitrage von 500 Mark zu stellen, um nicht nur ein „kleines Zeichen" Höchstseiner „Theilnahme für Kraschnitz zu geben, sondern auch das „Andenken des seligen Grafen Adelbert von der Recke-„Volmerstein zu ehren, der für die Bethätigung der „Nächstenliebe innerhalb unserer Kirche neue Bahnen „eröffnet hat, und dessen Vorgang für alle Werke „praktischen Christenthums und auch für den Johanniter-Orden ein leuchtendes Beispiel bleibt."

Der oben erwähnten Höchsten Gabe folgten bisher 39 Gaben und Versprechungen von zusammen 1450 Mark und ein unverzinsliches Darlehn von 1000 Mark für 5 Jahre.

Mit herzlichem Danke quittirt

Namens des Vorstandes die Oberin
S. Gräfin von der Recke-Volmerstein.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.





Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 23. September 1891. **Nr. 38.**

Die Preußischen Artushöfe in ihrem Verhältniß zu den Tafelrunden des Mittelalters.

(Fortsetzung.)

II.

Diese weit verbreitete Artussage fand jedoch nicht blos im Liede, sondern auch im Leben jener ritterlichen Völker ihre Anwendung. Die Schonung, die die Engländer den unterliegenden Wallisern bewiesen, und die absichtliche Huldigung, die sie ihren Vorurtheilen, Prophezeiungen, Sagen und Liedern angedeihen ließen, führte den Artus auch dem englischen Volke näher, und er wurde gar bald als Stammheld der Engländer selbst betrachtet. Unter Heinrich II. wurden sein Grab und seine Riesengebeine in Glassenbury, 1283 bei der Eroberung von Wales auch die Krone Artus aufgefunden. Mehr als 600 Ortschaften führen noch jetzt in England seinen Namen; in Montgommery ist ein Artusthor, in Westmoorland eine Artusschanze, die runde Tafel genannt. Doch giebt sich diese Verehrung vorherrschend in den ritterlichen Kreisen kund und knüpft sich vor Allem an die Artushöfe oder Tafelrunden, ein Institut, dessen Bedeutung ähnlichem Wechsel wie der Name Artus selbst unterworfen ist.

Gastmähler an runden Tischen waren eine den Celten von den ältesten Zeiten her eigenthümliche Sitte. „Wenn sie, erzählt der Stoiker Posidonius, ein Zeitgenosse Julius Cäsars, in großer Zahl zusammen schmausen, so sitzen sie an einer kreisförmigen Tafel, derjenige, welcher durch Kriegserfahrung, edle Abkunft oder Reichthum am meisten hervorragt, sitzt in der Mitte und neben ihm der zunächst Würdigste; zu beiden Seiten derselben folgen dann die übrigen ihrem Range nach, wobei jeder hinter sich seinen Schildträger stehen hat, an einem Tische gegenüber sitzen ihre Lanzenträger, gleichfalls wie ihre Herren im Kreise.“ Solche Gastmähler an runden Tischen, ohne Zweifel durch den Gesang von Barden belebt, mögen wohl viele Jahrhunderte unter den gallischen Stämmen sich in Gewohnheit erhalten haben. Rhys of Tewdor brachte sie gleichfalls aus der Bretagne nach Wales als eine in Vergessenheit gekommene Schöpfung Artus, wandelte sie jedoch in 40tägige nationale Bankette Eisteddvods, auch Gorsedds genannt, um, an welchem eine bestimmte Festordnung, Wettgesänge der Barden und Preisvertheilungen an die besten Sänger stattfanden, und zu welchen alle Barden des Landes, die Jahr und Tag vorher unter Zusicherung freien Geleites eingeladen wurden, Zutritt hatten. Thatsächlich sind solche Feste in den Jahren 1100, 1107 und 1135 in verschiedenen Landschaften von Wales gefeiert worden. Auch hier wurde um das einfache Fest ein mystisches Dunkel verbreitet; man wußte von einem Gesetzbuche der Tafelrunde, welches von Artus, seinem Verfasser, in einer Kirche in Wales niedergelegt, von Rhys of Tewdor aufgefunden, später demselben geraubt und zuletzt in die Hände desselben Grafen Robert von Glocester, dem die Chronik von Monmouth gewidmet ist, gelangt sein sollte. Die ritterlichen Sänger der romanischen und deutschen Welt, welche schwerlich von diesen Walliser Festen nähere Kunde hatten, deuteten sich den ihnen mit der Artussage überkommenen Namen der Tafelrunde in einfacher Weise als eine Genossenschaft der von Artus auserwählten Ritter, welche täglich an seiner Tafel zusammenkämen, um über bestandene Abenteuer zu berichten, oder zu neuen sich vorzubereiten. Der deutsche Ritter Heinrich von Freiberg versucht, wie es scheint, aus eigener Erfindung eine der celtischen Sitte ganz widersprechende Erklärung des seltsamen Namens. In seiner Fortsetzung von Gottfried's von Straßburg Tristan und Isolt trifft Tristan im Walde unter einer Linde einen Edelknaben, den König Artus ausgesandt hat, um den Helden, die nach ritterlichen Thaten dursten, anzukündigen, daß er in seinem Schlosse zu Karidol eine Tafelrunde ausgedacht habe, eine so reiche und köstliche, wie kein anderer König dergleichen in seinen Reichen haben dürfte. Tafelrunde? fragt Tristan, trauter Geselle, was ist das? Und jener: Ihr belehrt euch darüber am Besten, wenn ihr sie Tafelrotunde nennt. Rotunde heißt einer Scheibe gleich. Tafelrunde ist eine einer Scheibe

gleich geformte Tafel, wie ein Rad, ohne Anfang, und Ende, ohne Winkel oder Ecke, damit die Ritter die des Sitzes an derselben gewürdigt sind, und deren die Tafel 500 fassen kann, als gleich ohne Unterschied neben einander sitzen können. Als Erfordernisse, um dieser Ehre theilhaftig zu werden, zählt dann der Knabe auf: Lust an Abenteuern und Beweise, daß man ein Mann ritterlicher Thaten, von Adel, von tadelloser Treue und mit Milde und Zucht ausgestattet sei. In wunderlichem Contraste jedoch mit diesen Forderungen nöthigt den Dichter sein celtischer Stoff, den Tristan, sobald er an der Tafelrunde aufgenommen ist, mit Unterstützung der gesammten Artusbrüderschaft ein Abenteuer vollbringen zu lassen, in welchem der ritterlichen Treue und christlichen Zucht in stärkstem Maße Hohn gesprochen wird. —

Es lag nun nahe, daß man in diesen ritterlichen Kreisen für diese im Liede als die erhabensten Erscheinungen des Ritterwesens ausgeschmückten Tafelrunden eine entsprechende Wirklichkeit aufzufinden sich bemühte und dieses Streben führte ohne Zweifel dahin, sie in den Ritterspielen in Anwendung zu bringen.

Gottfried von Preuilly, ein Ritter aus Anjou, der um 1066 lebte, wird von den Zeitgenossen der Erfinder der Tourniere genannt. Da Ritterspiele als Festspiele schon seit den Zeiten Ludwigs des Frommen öfters erwähnt werden, so kann jene Nachricht nur die Bedeutung haben, daß Gottfried jenen Ritterspielen durch Einführung eines bestimmten Ceremoniels und gewisser Kampfregeln eine geordnete Gestalt zu geben suchte. Auch in dieser verbesserten Form fanden sie starken Widerspruch. Die häufigen Unglücksfälle und die Ausbrüche wilder Leidenschaft, zu denen sie Veranlassung gaben, bestimmten die Kirche, ihnen entschieden entgegenzutreten; von mehreren Päpsten wurden sie verboten und das Concil des Laterans im Jahre 1139 versagte, indem es jenes Verbot erneuerte, den in einem Tournier Gefallenen ein christliches Begräbniß. In England schloß sich diesem Verbote der Kirche lange Zeit auch das der Könige an, und dasselbe wurde unter den Königen Stephan und Heinrich II. so strenge aufrecht erhalten, daß englische Ritter nur außerhalb Landes jene Spiele zu üben wagten. Erst der Ritterkönig Richard Löwenherz erlaubte sie unter dem Vorgeben, daß die englischen Ritter im ernsten Kampfe zu sehr den Franzosen nachständen; doch machte auch er sie von der Erlaubniß der Könige abhängig und knüpfte daran die Erhebung einer Steuer. Seitdem nun darauf die Tourniere in diesem Lande häufiger in Gebrauch kamen, verbreitete sich von dort eine Abart dieser Tourniere, das Fest der Artushöfe oder der Tafelrunden, Ritterspiele, welche in offenbarem Zusammenhange mit den Tafelrunden der Bretagne und von Wales bald fast in allen Ritterstaaten zur Mode wurden und einen bestimmten Zeitraum hindurch mit besonderer Vorliebe gepflegt wurden.

Es ist uns zwar nur eine mäßige Anzahl meistens kurzer und unvollständiger Berichte über diese Artushöfe überliefert worden; doch reicht die Vergleichung derselben aus, um eine ungefähre Vorstellung von der Eigenthümlichkeit derselben zu gewinnen.

Die erste Erwähnung des Festes finde ich in einer Parlamentsakte vom 20. Juli 1232, in welcher das englische Parlament wegen der damaligen unruhigen Zeiten das Tournier bei der Tafelrunde also eine damals schon allgemein bekannte Kampfweise verbietet. Drei Jahre später, bemerkt eine belgische Chronik, viele flandrische Barone hätten, als sie bei Hesdin bei der oder für die Tafelrunde ihre Kriegsspiele übten, sich zu einem Kreuzzuge entschlossen. Der englische Mönch, Matthäus von Paris, erzählt vom J. 1252: In diesem Jahre versammelten sich mehrere Ritter, um ihre Tüchtigkeit in ritterlichen Künsten, nicht in jenem Lanzenkampfe, welches Tournier, sondern in dem Ritterspiele, welches die runde Tafel heißt, im Kampfe gegen einander zu bewähren. Es fand sich eine vornehme und zahlreiche Schaar sowohl aus Süd- und Nord-England, als auch vom Festlande neben der Abtei Waldon (südlich von Cambridge) am 15. September zusammen. Am ersten und zweiten Tage führten einige englische Ritter ihre Scherze, wie jenes Ritterspiel sie fordert, mit einer so ungewöhnlichen Kundgebung von Tüchtigkeit, Kraft und Anmuth aus, daß alle Fremden, die zugegen waren, von Bewunderung erfüllt wurden. Als aber am dritten Tage zwei der tapfersten Ritter, Hernald de Mountain und Roger von Lamburn mit allen ritterlichen Waffen ausgestattet und auf kostbar ausgeschmückten Kampfrossen gegen einander sprengten, stieß Roger seine Lanze, deren Spitze, wie es die Kampfordnung forderte, stumpf gemacht war, Hernald, dem der Halsharnisch fehlte, unter dem Halse in die Kehle und durchschnitt die Ader, so daß jener tödlich verwundet zu Boden stürzte und unter Klagen der Anwesenden sein Leben aushauchte. Roger büßte seine Schuld, indem er sich zu einer Wallfahrt mit dem Kreuze bezeichnete. Viele Engländer jedoch, die jener ritterlichen Genossenschaft angehörten, namentlich der Graf von Gloecester, zürnten auf Roger, da die aus der Wunde gezogene Lanzenspitze wie eine Pflugschaar gestaltet, den Verdacht eines beabsichtigten Mordes um so mehr erweckte, als Hernald dem Roger schon in einem früheren Tourniere den Schenkel zerbrochen hatte. —

Im Jahre 1274 hält König Eduard I. selbst, als er den Söhnen Roger Mortimers den Ritterschlag ertheilt, in Kenilworth eine Tafelrunde.

Im Herbst 1279 veranstaltete der alte Mortimer, als er vom Waffendienste Abschied nahm, ebendaselbst dieselbe Festlichkeit, deren Vorgänge so beschrieben werden: 100 Ritter und ebenso viele Damen, die auf seine Einladung aus verschiedenen Reichen gekommen waren, folgten ihm nach Kenilworth, in dessen Thore sie, lustige Lieder singend, eingezogen und woselbst auf

seine Kosten vier Tage lang ein glanzvolles Lanzenrennen, verbunden mit luxuriösen Schwelgereien, was die damaligen Ritter, wie der damit unzufriedene Berichterstatter hinzufügt, eine Tafelrunde nannten, stattfand. Auch dieses Spiel endete blutig, indem der älteste Sohn des Lords Maurice Berkeley getödtet wurde. Nichtsdestoweniger führte der Gastgeber, nachdem ihm am vierten Tage ein goldener Löwe als Siegespreis zuerkannt war, sein ganzes Gefolge auf seine Kosten nach Warwick zu anderen Festen.

Als Eduard I. Wales 1284 vollständig erobert hatte, huldigte er der nationalen Romantik seiner neuen Unterthanen, indem er im Juni mitten in ihrem Lande am Fuße des Snowdon unter dem Zuströmen unzähliger Fremden in der kostbarsten Weise die Tafelrunde feiert; erneuert wird es im folgenden Jahre unter Tanz und Lanzenspiel von Edelleuten aus England und dem Continente. Im Jahre 1287 hält derselbe mit dem Könige Alfonso III. von Arragonien eine Zusammenkunft auf Oleron, welche mit einer Hochzeit endet, indem Alfonso sich mit Eduard's Tochter Eleonore vermählt. Darauf wurden, erzählt der Catalonier Raimund Muntaner, die bisherigen Festlichkeiten durch neue großartigere überboten. Der Bräutigam läßt nämlich ein großes Gastmahl anrichten, welches aller Fremden Bewunderung auf sich zieht, dann folgen Lanzen- und andere Waffenspiele, hierauf Tafelrunden, zuletzt Tanz. Einen Monat dauert dieses Fest, dessen Kosten einen Tag um den andern von einem der beiden Könige bestritten werden.

Derselbe augenscheinlich für dergleichen Spiele übermäßig eingenommene Zeuge bezeichnet die Tafelrunde, welche der Seeheld Roger da Loria, bei einem Besuche, mit welchem das Königspaar von Castilien und König Jayme von Arragonien 1291 ihn beehren, ausrufen läßt, wegen des dabei entfalteten Glanzes und wegen der großen Zahl der vornehmen Gäste und Zuschauer als eines der merkwürdigsten Dinge, die je gesehen sind. Eigenthümlich erscheint in seiner Beschreibung derselben, daß der Admiral innerhalb der für das Waffenspiel aufgestellten Schranken einen hölzernen Thurm erbauen läßt, von welchem aus er die ankommenden Gäste begrüßt. Sogleich am ersten Tage jedoch, an welchem er es sich vorbehalten hatte, allein jedem zum Kampfspiel sich Meldenden die Spitze zu bieten, nimmt das Spiel eine ernste Wendung. Es stellt sich am Thurm ein berühmter fahrender Ritter, Berlinghieri Agostino d'Anguera aus Murcia, Cavalier des Königs von Castilien, ein. Sobald seine Ankunft durch einen Stoß ins Horn am Thurm kund gegeben ist, tritt der Admiral aus demselben heraus, und nachdem der Gast von den zwei dargebotenen Lanzen eine ausgewählt hat, ergreift Roger die andere und der Kampf beginnt. Während jedoch die Lanze des Ritters von Murcia am Schilde des Admirals zerschellt, trifft dieser mit der seinen das Visir des Gegners mit solcher Kraft, daß der Helm desselben vom Haupte fort eine weite Strecke hingeschleudert, seine Nase von den Lanzensplittern für Lebenszeit aus ihrer natürlichen Lage gerückt wird, das Blut aus allen Theilen des Gesichts herausströmt, und der Verwundete selbst betäubt zu Boden fällt. Beide Könige eilen zu ihm und beweisen ihm ihre Theilnahme; er erholt sich auch; doch befehlen jene, daß die Tafel alsbald aufgehoben werde aus Furcht, es könnte über diesen Vorfall zum ernsten Kampfe kommen.

Auf noch blutigere Weise endete die Tafelrunde, die der Herzog Johann von Brabant 1295 in seinem Lande feiert, indem beim ersten Kampf der Herzog selbst von einem französischen Ritter mit der Lanze durchbohrt wird und noch desselbigen Tages stirbt. Wenige Jahre später, um 1310, erklärt Papst Clemens V. in einem gegen die Tourniere erlassenen Verbote: auch bei denjenigen Einzelkämpfen (justis), welche in einigen Gegenden Tafelrunden genannt werden, sind dieselben Nachtheile und Gefahren zu befürchten wie bei den Tournieren, und deshalb unterliegen sie demselben Verbote. (Fortsetzung folgt.)

Der Verein für Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten,

dessen vor Kurzem veröffentlichten 11. Jahresberichte wir die nachfolgenden interessanten Mittheilungen entnehmen, blickt in diesem Jahre auf eine zwar mühevolle, aber doch sehr erfolgreiche zehnjährige Thätigkeit zurück. Bei dem allgemeinen Interesse, welches der Verein durch sein segensreiches Wirken sich erworben, dürfte es daher wohl am Platze sein, den Lesern dieses Blattes ein Bild von der bisherigen Arbeit des Vereins und den erreichten Resultaten zu geben.

Am 3. April 1881 trat auf Anregung und unter Vorsitz des Geheimen Medicinalraths Dr. Benecke eine Anzahl hochgesinnter Männer in Berlin zur Gründung eines Vereins zusammen, der es sich zur Aufgabe machen sollte, durch Errichtung von Heilstätten die heilsame Wirkung der Seeluft und Seebäder den armen und leidenden Kindern zugängig zu machen. Es wurde damals einstimmig die Constituirung eines „Vereins für Kinderheilstätten an den Deutschen Seeküsten" beschlossen und damit der Grund zu dem großen, nationalen Werk gelegt, welches 10 Jahre lang nunmehr zum Heil der leidenden Kinder gedient hat. Die ersten Anfänge zu einer Aufnahme von Kindern datiren freilich bereits aus dem Jahre 1880, wo zunächst in Wyk auf Föhr von der Diakonissen-Anstalt in Flensburg und in Groß-Müritz an der Mecklenburgischen Küste von dem Kinderhospital in Schwerin Kinderasyle in gemietheten Räumen eröffnet wurden. Aus diesen kleinen Anfängen haben sich die Hospize zu großartigen segensreichen Einrichtungen entwickelt. Während im Jahre 1881 49 Kinder in Wyk und 15 in Gr. Müritz, im

Ganzen also 64 Kinder aufgenommen wurden, waren es 1890 in den vier stattlichen Hospizen zu Norderney, Gr.-Müritz, Wyk und Zoppot 1068 Kinder, denen die Wohlthat einer körperlichen Kräftigung durch Seeluft und Seebad erwiesen werden konnte. Im Januar 1882 übernahmen Ihre Kaiserlichen Hoheiten der Kronprinz und die Kronprinzessin des Deutschen Reiches huldvollst das Protectorat über den Verein und wendeten demselben ihr regstes Interesse zu. Am Schlusse desselben Jahres besaß der Verein bereits ein Vermögen von 30 600 Mk. Im April 1883 trat Seine Excellenz der außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister der Hansestädte Dr. Krüger an Stelle des verstorbenen Geheimen Medicinalraths Dr. Beneke an die Spitze des Vereins, welchem er mit rastlosem Eifer und bestem Erfolge vorgestanden hatte.

Das Jahr 1883 brachte dem Verein ferner diejenige Allerhöchste Gnadenbewilligung, durch welche er überhaupt erst in den Stand gesetzt wurde, das begonnene Werk in wirklich großem Maßstabe fortzusetzen. Seine Majestät der hochselige Kaiser Wilhelm bewilligte dem Verein aus dem Allerhöchsten Dispositionsfonds die Summe von 250 000 Mk. zum Bau einer großen nationalen Musteranstalt in Norderney, unter der Bedingung, daß der Verein die andere Hälfte der auf 500 000 Mk. veranschlagten Baukosten bis zum Schlusse des Jahres 1883 aufzubringen im Stande wäre. Trotz der überaus großen Schwierigkeiten gelang es durch Veranstaltung einer Lotterie, die Summe rechtzeitig aufzubringen.

Nachdem aus den bereits vorhandenen Mitteln das erste Hospiz des Vereins in Wyk mit 80 Betten gebaut und am 3. Juni 1883 dem Verkehre übergeben war, befand sich der Verein Dank des reichen Erfolges der Lotterie von 215 000 Mk. sowie Dank erheblicher Zuwendungen von edlen Menschenfreunden im April 1884 im Besitze einer Summe von 600000 Mk. In Folge dessen konnte für den Bau einer Kinderheilstätte in Zoppot die Summe von 50 000 Mk. bewilligt und der Bau eines großen Hospizes in Norderney am 1. Juni 1884 begonnen werden.

In demselben Jahre wurde das Friedrich Franz-Hospiz in Groß-Müritz mit 70 Betten, zu dessen Errichtung die Landstände von Mecklenburg die Summe von 41 500 Mk. in großmüthigster Weise beigesteuert hatten, am 15. Juni fertiggestellt und zunächst von 20 Kindern bezogen. Im Jahre 1886 waren die Neubauten in Norderney und Zoppot beendet.

Die nationale Musteranstalt in Norderney mit 260 Betten, bestehend aus 12 Gebäuden, darunter 6 Pavillons zu 40 Betten, und versehen mit allen Anforderungen der Hygiene, sowie mit Vorrichtungen zur Wintercur, wurde am 1. Juni 1886 dem Verkehr übergeben. Dieselbe erhielt im vorigen Jahre mit Erlaubniß der Allerhöchsten Protectorin den Namen: Seehospiz „Kaiserin Friedrich".

Das Hospiz in Zoppot mit 40 Betten wurde am 1. Juli 1886 seiner Bestimmung übergeben und am 13. Juli feierlichst eingeweiht.

Nunmehr verfügte der Verein über zwei größere Heilstätten an der Nordsee und zwei kleinere an der Ostsee. mit zusammen 450 Betten; die provisorische Unterbringung der Kinder in gemietheten Localen hatte ihr Ende erreicht und die Pfleglinge konnten in immer größerer Zahl und auch im Winter aufgenommen werden.

Während von 1881 bis einschl. 1885 nur 1055 Kinder verpflegt wurden, fanden von 1886 bis 1890 einschließlich nicht weniger als 4114 Kinder, im Ganzen also bis jetzt in den ersten 10 Jahren 5169 Kinder aus allen Theilen Deutschlands Aufnahme und ärztliche Behandlung.

Die erzielten Heilerfolge waren nach Fertigstellung aller Hospize während der letzten 5 Jahre so günstige, daß von 3753 Kindern 2356 oder 62,8 pCt. als geheilt bezw. sehr gebessert und 1218 oder 32,4 pCt. als gebessert entlassen werden konnten, während nur 179 oder 4,8 pCt. ungeheilt blieben.

So erfreulich nun auch der zunehmende rege Besuch der Hospize und die erreichten Heilerfolge waren, so wenig günstig hatten sich während der letzten Jahre die pecuniären Verhältnisse des Vereins gestaltet, da die Unterhaltung der nur kurze Zeit im Jahr in Betrieb befindlichen Hospize große Summen erforderte. Für die Aufnahme von 5169 Kindern innerhalb der ersten 10 Jahre sind 776 930,62 Mk. verausgabt worden. Danach hat jedes Kind dem Verein 150,30 Mk. gekostet. Nimmt man jedoch an, daß jedes Kind statt 6 Wochen oder durchschnittlich 52 Tage in den Hospizen verweilt hat, wie es vielfach der Fall war, so hat jedes Kind dem Verein einschließlich aller Verwaltungskosten pro Tag 2,89 Mk. gekostet, ein Satz, der den Verpflegungssatz für arme Kinder um das Doppelte übertrifft. Der Verein wäre nun im Jahre 1891 einem beträchtlichen Deficit nicht entgangen, wären ihm nicht durch einen erneuten Aufruf an die Privatwohlthätigkeit genügende Mittel zur Verfügung gestellt worden. Unter anderem wurden auch von dem Durchlauchtigsten Herrenmeister des Johanniter-Ordens Prinzen Albrecht von Preußen Königliche Hoheit 2000 Mk. überwiesen. Besonders großmüthig waren auch die Unterstützungen, die die Magistrate von Berlin, Leipzig, Dresden und Bremen dem Unternehmen zu Theil werden ließen. So zahlt z. B. Berlin von diesem Jahre an dem Verein jährlich 8000 Mk. für die Aufnahme und Verpflegung von 50 armen und kranken Kindern in den Seehospizen. Aber auch sonst sind von zahlreichen Privatpersonen seit dem 1. April 1890 in dankenswerthester Weise Freibetten für arme Kinder gestiftet worden, indem sie dem Verein einen jährlichen Beitrag von mindestens 150 Mk. zahlen. Im Ganzen waren es bis

zur Veröffentlichung dieses Berichts 16 Stifter, die 2850 Mk. jährlich zahlen.

Durch alle diese Zuwendungen ist der Verein in den Stand gesetzt worden, mit froher Zuversicht in die Zukunft zu blicken. Freilich ist er noch weit entfernt von dem idealen Standpunkt, möglichst allen armen Kindern, die um Aufnahme bitten, eine solche unentgeltlich gewähren zu können. Hoffentlich gelingt es dem Verein im zweiten Jahrzehnt seiner so verheißungsvoll begonnenen segensreichen Thätigkeit noch recht viele Freunde und Gönner zu gewinnen, damit er im Stande ist, einer immer größeren Zahl von armen Kindern die Wohlthat einer Kur an der See zuzuwenden.

Nach dem Kassenbericht beliefen sich die Gesammteinnahmen des Vereins pro 1890/91, einschließlich des Kassenbestandes am 1. April 1890 von 16 015,74 Mk., auf 149 408,59 Mk., die Gesammtausgaben betrugen 139 922,11 Mk., sodaß am 1. April 1891 ein Kassenbestand von 9486,48 Mk. verblieb.

Nachtrag zu den Artikeln über das Haus Oranien.*)

Es ist an die Redaction dieses Blattes die Nachfrage wegen eines Prinzen Wilhelm Georg von Oranien respective Nassau gerichtet worden, der in Padua bei den Eremitanern begraben ist und dort ein Denkmal hat. Was uns nun über diesen Prinzen bekannt ist, geben wir im folgenden:

Prinz Friedrich Wilhelm Georg von Nassau (Dietz) Oranien wurde den 15. Februar 1774 als das jüngste Kind des Erbstatthalters der Niederlande, Wilhelm V. (1748—1806) und dessen Gemahlin Friederike Sophie Wilhelmine von Preußen, Tochter des Prinzen August Wilhelm und Schwester König Friedrich Wilhelms II. (n. 1751, vermählt 1767, † 1820) geboren. Er trat in österreichische Militärdienste und starb zu Padua am 6. Januar 1799. In der Kirche S. Agostino degli Eremitani, (Universitätskirche) wurden seine sterblichen Gebeine in der Sakristei beigesetzt, woselbst ihm später von Seiten seiner Familie durch die Meisterhand Canova's ein Grabmonument errichtet ward.

In den vortrefflichen Hübner'schen genealogischen Tabellen sucht man vergeblich nach diesem Prinzen, da dieselben nur bis zum Anfang des achtzehnten Jahrhunderts reichen, wohl aber findet man ihn in den Supplement-Tafeln zu Joh. Hübners Genealogischen Tabellen, die 1822 in Kopenhagen (Schulzesches Offizin) erschienen und die Königin Marie Sophie Friederike (von Hessen-Cassel) 1767—1852 Gemahlin weiland König Friedrichs VI. von Dänemark zur Verfasserin haben.

*) Vergleiche Nr. 51 des Jahrgangs 1890 und Nr. 26 und 30 des laufenden Jahrgangs.

Der Grundbesitz der ungarischen Magnaten.

Die in Ungarn aus Anlaß der Reform des Oberhauses gepflogenen Erhebungen über die Grundsteuer gestatten einen interessanten Einblick in die Verhältnisse des Großgrundbesitzes im Lande. Es giebt in Ungarn im Ganzen 210—220 Magnaten, welche mehr als 3000 Gulden Grundsteuer zahlen und auf Grund dieser Steuerleistung Mitglieder des Oberhauses sind. Dabei beweisen die Steuerlisten, daß die höhere ungarische Aristokratie im Ganzen ihren Besitzstand, trotz aller Ungunst der Zeiten und aller Verirrungen, ziemlich intact erhalten hat. Nach dem „Lloyd“ ergiebt sich aus den einschlägigen Daten folgendes Endergebniß: daß auf 211 Personen (die beiden für das Oberhaus berechtigten Erzherzöge mit einer Grundsteuerleistung von 148,900 Gulden abgerechnet) eine Grundsteuerleistung von 3,134,543 Gulden entfällt. Die gesammte Grundsteuer des Landes macht 24,642,849 Gulden aus, so daß die genannte Kategorie etwas über den achten Theil der gesammten Grundsteuer trägt, woraus natürlich auch folgt, daß sie etwas über den achten Theil der besteuerten Grundfläche des Landes ihr Eigenthum nennt. Ein Achttheil des gesammten Grundbesitzes befindet sich in den Händen von 211 Personen der Aristokratie. Die Herrschaftsgüter (1000—10,000 Joch) betragen in Ungarn 30,6 Procent der bebauten Fläche, die Latifundien (über 10,000 Joch) 8,5 Procent. Es giebt in Ungarn zusammen 231 solcher Latifundien mit einem Umfange von 3,930,000 Joch. Davon befindet sich ein Theil natürlich in Händen des Staates und der Kirche, aber etwa eine Hälfte dürfte der Aristokratie verblieben sein. Unter den fürs Oberhaus Berechtigten giebt es zwar nur 77 Magnaten, die mehr als 10,000 Gulden an Grundsteuer zahlen; diese 77 Auserwählten schwanken jedoch zwischen Steuerleistungen von 10,000 bis 334,000 Gulden, so daß angenommen werden muß, daß sich häufig mehrere Latifundien in derselben Hand vereinigt finden. In diesem Kreise sind Steuerleistungen von mehr als 25,000 Gulden nichts Ungewöhnliches. Die oberste Stelle nimmt Fürst Nicolaus Esterhazy ein mit einer Steuerleistung von 334,629 Gulden, die allerdings durch keinen seiner Standesgenossen erreicht wird. Immerhin zahlen sieben Mitglieder der Familie Karolyi die Summe von 263,000 Gulden, die Mitglieder der Familie Zichy etwas über 300,000 Gulden, Graf Andreas Chekonics 66,887 Gulden, Graf Friedrich Wenckheim 77,506 Gulden, Graf Guido Karathonyi 41,000 Gulden, Baron Gustav Prandau-Hillebrand 43,000 Gulden, Graf Johann Franz Palffy 48,500 Gulden, Graf Tassilo Festetics 55,000 Gulden, während diejenigen, die mit einer Steuer zwischen 30,000 bis 40,000 Gulden belastet sind, ein gutes Dutzend ausmachen. Es versteht sich von selbst, daß der sicherlich nicht geringe aristokratische Grundbesitz, der unter 3000 Gulden besteuert ist, hier gar nicht berücksichtigt

erscheint. Nicht zu verkennen ist jedoch, daß sich vornehmlich der große und größte aristokratische Besitzstand conservirt hat, während der mittlere und kleine oder derjenige große Besitz, in den einmal eine Bresche gelegt worden, rasch und meistens gänzlich zerbröckelt. Natürlich lasten auf diesem Grundbesitz auch Schulden in entsprechender Höhe. Jedenfalls dürfte ein ähnliches Verhältniß, daß ein Achtel des ungarischen Grundbesitzes sich in Händen von etwa 200 Personen befindet, außer in England wohl nirgends in Europa mehr vorkommen. Vor diesen Daten, meint der „Lloyd", zerfließen die volkswirthschaftlichen Schauermären von dem Niedergang des aristokratischen Besitzes in Ungarn wie Nebel, diese Daten zeigten vielmehr ein Bild von Machtfülle und natürlicher Bevorrechtigung, desgleichen in modernen Staaten kaum wieder anzutreffen sei.

Literatur.

Bethlehems-Kalender. Mecklenburgisches Volksbuch auf das Jahr 1892. Zum Besten des Stifts Bethlehem zu Ludwigslust. Herausgegeben von Johannes Krabbe, Pastor am Stift und an der Gemeinde Bethlehem zu Ludwigslust. 33. Jahrgang. Mit einem Titelbilde und vielen Holzschnitten. Ludwigslust 1892. Im Selbstverlage des Stifts Bethlehem. Preis 50 Pfennige.

Dem nach vielen Seiten hin guten und interessanten Inhalte, von dem wir hier insbesondere den Aufsatz hervorheben: „Wie Helene von Bülow, die Begründerin und erste Oberin des Stiftes Bethlehem zu Ludwigslust, dazu kam, den Beruf einer Diakonissin als Lebensberuf zu ergreifen" und deren wohlgelungenes Bild den Kalender als Titelbild ziert, entnehmen wir über Bethlehem folgende Notizen:

„Das Stift Bethlehem, unser heimisches Diakonissenhaus, zählt jetzt im Juli 1891 201 Schwestern (136 Diakonissen und 65 Probeschwestern) und 20 Diakonissenschülerinnen. Es besitzt drei Tochteranstalten: die Marienschule, eine Anstalt zur Vorbildung von Diakonissen, das Feierabendhaus und die Helenenschule, eine Kleinkinderschule. Alle drei Anstalten sind in Ludwigslust.

Die Ludwigsluster Schwestern arbeiten außerhalb des Mutterhauses

1) in 16 Krankenhäusern, nämlich zu Rostock 8, Plau 2, Neustrelitz 7, Lübeck 6, Jewer 6, Oldenburg 8, Friedland 2, Waren 1, Gnoien 1, Dobbertin 2, Brake 3, Wildeshausen 3, Penzlin 2, Sülze 1, Teterow 1, Malchin 1;
2) in 6 Kinderhospitälern, nämlich zu Schwerin 3, Lübeck 4, Oldenburg 4, Rothenfelde 5, in Bethesda zu Sülze 5, Wangeroog 3;
3) in einem Rettungshause, nämlich in Gohlsdorf 2;
4) in 8 Strafanstalten, nämlich in Dreibergen 5, in Güstrow 2 und in Bützow 3;
5) in 3 Siechenhäusern, nämlich im Augustenstift in Schwerin 1, in Neustrelitz 1 und in Bützow, Hospital zum heiligen Geist 1;
6) in einer Blindenanstalt, nämlich in Neukloster 2;
7) in 2 Anstalten für schwachsinnige Kinder, nämlich in Schwerin 2, Oldenburg 2;
8) in 25 Gemeinden, nämlich in Oldenburg 5, in Rostock St. Jacobi 3, St. Petri 1, St. Nicolai 1, St. Marien 1, Lübeck 12, Lübeck St. Lorenz-Gemeinde 3, in Güstrow 2, Jever 1, Doberan 1, Gnoien 1, Bützow 1, Friedland 1, Hagenow 1, Laage 1, Neubrandenburg 1, Waren 1, Wittenburg 1, Penzlin 1, Osternburg 1, Sternberg 1, Sülzow 1, Grabow 1, Malchow 1, Röbel 1;
9) in 7 Kleinkinderschulen, nämlich in Leppin 1, in der Helenenschule zu Ludwigslust 3, Waren 1, Malchin 1, Neubrandenburg 1, Teterow 1, Lübeck St. Lorenz-Gemeinde 2.

Dieses große Arbeitsgebiet erfordert viele Arbeitskräfte, denn zu demselben kommt das eigene Krankenhaus und das Johanniter-Krankenhaus (beide in Ludwigslust) hinzu, in welchem im Jahre 1890 im Ganzen 651 Kranke in 28 601 Pflegetagen behandelt wurden. Alle Kranken werden im Diakonissenhause aufgenommen mit Ausnahme von Geisteskranken und Epileptischen.

Die Mecklenburgische Johanniter - Genossenschaft unterhält in ihrem Johanniter-Krankenhause 11 Freibetten, 8 für Männer und 3 für Knaben. Im Stifte selbst sind 4 Freibetten für Frauen und 11 für Kinder.

Mit großer Freude werden die Leser des Bethlehemskalenders hören, daß in unserem Lande bereits 18 Gemeindepflegen bestehen. Der Segen, den die Gemeindepflege stiftet, tritt auch in den von unsern Schwestern ausgeübten Gemeindepflegen recht sichtbar zu Tage, so daß der Wunsch gerechtfertigt erscheint, daß die Gemeindepflege in unserem Lande sich immer weiter Bahn brechen möge."

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XVII. Jahrgang. Nr. 49. 5. September 1891. —

Inhalt: Sein Leibwort, von Theo Seelmann (Fortsetzung.) — Der Stralauer Fischzug auf der Berliner Opernbühne und der Dichter Julius von Voß, von F. Meyer (mit Abbild.) [Schluß]. — Giacomo Meyerbeer und Richard Wagner. Ein Gedenkblatt zum 100. Geburtstage Meyerbeers (5. September 1891), von Dr. A. Kohut (mit Abbild.). — Märkische Altäre, von R. Mielke (mit 2 Abbild.). — Kleine Mittheilungen: Giacomo Meyerbeer. — Friedrich Wilhelm I. und der Professor. — Husar und Bauer. — Schwanenorden. — Ein Berliner Kaufhaus. — Richard Schillmann. —

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 1 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der




Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 30. September 1891. **Nr. 39.**

Auf Veranlassung Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin hat das Central-Comité der Deutschen Vereine vom Rothen Kreuz im Verein mit dem Kriegsministerium auf dem Grundstücke des Garnison-Lazareths in Tempelhof bei Berlin zu Versuchszwecken der freiwilligen Krankenpflege, vorläufig für die Dauer von noch 3 Monaten, ein transportables Baracken-Lazareth zu 60 Betten herstellen und seit dem 1. Juli c. mit Kranken belegen lassen.

Der Besuch dieser Anlage ist gegen Einlaßkarten, welche von dem Central-Comité der Deutschen Vereine vom Rothen Kreuz (Wilhelmstraße Nr. 73 zu Berlin) auf die Person des Besuchers lautend, ausgefertigt werden, gestattet.

Da es sehr wünschenswerth und zweckdienlich erscheint, daß diejenigen Herren Johanniter-Ritter, welche sich für den Kriegsfall dem Dienste der freiwilligen Krankenpflege widmen wollen, bei einer etwaigen Anwesenheit in Berlin Gelegenheit nehmen, die Anlage und den Betrieb eines solchen Lazareths, davon im Kriegsfalle unzweifelhaft viele in größerem Umfange im Inlande sowohl, wie in dem Bereiche der Etappenbehörden werden errichtet werden, genauer kennen zu lernen, so mache ich auf die Existenz dieses Probe-Lazareths aufmerksam und fordere die Herren Johanniter-Ritter zum gelegentlichen Besuche desselben dringend auf.

Der dabei als Reserve-Lazareth-Delegirter fungirende Stabsarzt a. D. Dr. Menger in Berlin, Alexanderstraße Nr. 28, ist zu jeder Auskunft über die einschlagenden Verhältnisse gern bereit.

Berlin, den 23. September 1891.

von Levetzow,
Canzler des Johanniter-Ordens.

Die Preußischen Artushöfe in ihrem Verhältniß zu den Tafelrunden des Mittelalters.

(Fortsetzung.)

Auch in Deutschland waren inzwischen diese Spiele bekannt geworden, haben hier aber augenscheinlich wenig Anklang gefunden. Ausgeführt finden wir sie thatsächlich nur einmal, und zwar in den Zeiten, wo sie überhaupt zuerst aufkamen, um 1240 in großartigem Maßstabe von dem Dichter des Frauendienstes, dem wunderlichen Ritter Ulrich von Lichtenstein, vorausgesetzt freilich, daß man alle Narrheiten, die dieser in seinem Gedicht mit großer Behaglichkeit erzählt, für baare Münze nehmen darf. Nachdem er, trotzdem, daß er Weib und Kind hat, um einer spröden Geliebten willen sich alles mögliche Leid angethan, sich die Lippe hat zerschneiden und einen Finger abhauen lassen und zuletzt in Frauenkleidern als Göttin Venus mit entsprechendem Gefolge in Italien und Süddeutschland umhergezogen ist, giebt er die Dame auf, aber nur um sich einer andern zuzuwenden, zu deren Ehren er eine Reise als König Artus antritt. Von Kopf bis zu Füßen in ein scharlach-rothes Costüm gekleidet, so daß selbst sein Roß bis auf die Hufen mit einer scharlach-rothen Decke umhüllt ist, kündigt er sich überall als den Brittenkönig an, der aus dem Paradiese kommt, um jeden, welcher 3 Speere ohne Fehl mit ihm verstechen will, in seine Tafelrunde aufzunehmen. Durch die österreichischen Lande ziehend, schlägt er an einzelnen Orten sein Lager auf, um die Kämpen zu empfangen; jeder Ritter, der die Probe besteht, erhält von ihm einen Namen der alten Artusgenossen; es entsteht ein Lanzelot, Parcifal, Ither, Gawain, Erec, Ywain, Tristan und Segramur, die denn auch seinem Zuge sich anschließen. In der Nähe von Wien angekommen, woselbst Herzog Friedrich von Oesterreich, dem der verkleidete Artus scherzend seine Schätze freiwillig zur Verfügung stellt, drei Speere mit ihm zu verstechen sich erbietet, und der österreichische Adel in Haufen von 40—70 Rittern ihm entgegenströmt, ordnet er ein mehrtägiges Fasten an. Auf der Ebene bei Kezlindorf wird das Zelt der Tafelrunde aufgeschlagen; in einiger Entfernung werden rings um dasselbe herum vier Banner aufgerichtet, die durch eine seidene gelbblaue Schnur mit einander verbunden, den Ring oder den Kampfplatz einschließen, zu welchem zwei Eingänge offen gehalten sind. Außerhalb des Ringes ist das Feld mit 200 Speeren ausgeschmückt, auf deren jedem ein

Fähnchen mit König Artus Wappen flattert. Am ersten Tage traten Gawain, Iwain und Lanzelot aus dem Zelte, um den Ring gegen die ankommenden Kämpen zu vertheidigen; auch diese Gäste suchen, wie die Artusritter selbst, vor Allem durch die Eigenthümlichkeit ihres kostbaren Waffenschmucks zu glänzen. Bis zur Nacht wird gekämpft, dann ruhen die Helden, um am Morgen, nachdem eine Messe zur Einleitung gesungen worden, den Kampf fortzusetzen, den König Artus an einem Tage ganz allein besteht, an dem andern durch seine Ritter ausfechten läßt. Selbst am fünften Tage ist die Kampflust noch nicht gestillt, obgleich manche Finger wund geschlagen sind und mancher Kämpfer besinnungslos niedergefallen ist. Zu einem Festschmause aber kommt es nicht, da der Herzog am fünften Tage die Umwandlung dieser Kämpfe in ein Tournier verlangt und auch das Tournier, für welches sich die Ritter der Tafelrunde mit ihren Gegnern zu vier großen Schaaren zusammenstellen, auseinander gehen heißt.

Beweist dieses Beispiel zwar die frühe Bekanntschaft der deutschen Ritter mit diesen Festen, so ist doch nicht die geringste nachweisbare Spur, daß Herrn Ulrich's Vorbild jemals Nacheiferung in Deutschland gefunden hat. Wie fremd und mißliebig hier das Fest im Anfange des 14. Jahrhunderts gewesen ist, kann man aus dem scharfen Urtheile eines Zeitgenossen deutlich erkennen. Peter von Zittau, Abt des böhmischen Klosters Königsal erzählt: In diesem Jahre (1319) kamen zum Könige Johann von Böhmen mehr durch Narrheit als durch Ritterlichkeit getrieben einige Jünglinge, Söhne von Baronen, und sagten: Herr König! Durch Tournier und Lanzenspiele, sowie durch andere ritterliche Uebungen wird Euer Ruhm verbreitet und Euer Name auf der ganzen Erde bewundert werden. Kündigt daher eine Tafelrunde, d. h. einen Artushof an, und ihr werdet davon für ewige Zeiten Ruhm davon tragen. Der König nun, durch solche kindische Rathschläge verleitet, schreibt an alle Fürsten, Grafen und Edelleute in Deutschland und macht ihnen in Briefen und Urkunden große Anerbietungen. Auch läßt er sich, um solche Thorheiten zu feiern, von den Städten und Klosterleuten große Summen Geldes zahlen, und im Thiergarten bei Prag wird zu jenem öffentlichen Schauspiele ein hölzernes Gebäude errichtet. Nun kam das Fest Johannis des Täufers, zu welchem die Festlichkeit anberaumt war, heran; aber, fügt der Erzähler frohlockend hinzu, die Sache nahm ein klägliches Ende; aus andern Ländern kam kein Edelmann herbei und der Gastgeber hatte sich in der ganzen Welt lächerlich gemacht!

In den nächsten zwanzig Jahren*) wird dieses Festes selten gedacht, bis der Ausbruch des englisch-französischen Krieges um 1340 neue Regsamkeit für dasselbe in Frankreich und England hervorruft. 1344 ladet König Eduard III. zum 19. Januar die einheimischen und fremden Edelleute zu den Lanzenrennen und andern Zweikämpfen, welche er zu ihrer Erheiterung angeordnet habe, unter sicherm Geleite nach Windsor ein. Das Fest wurde dort auch bei Anwesenheit von 300 Rittern und ebenso vielen Edeldamen gehalten und im folgenden Jahre wiederholt. Für diesen Zweck, erzählt der Zeitgenosse John Capgrave,*) erneuerte König Eduard die runde Tafel zu Windsor, welche zuerst von Arthur erbaut war, und ein anderer Zeitgenosse, Thomas Walsingham, fügt hinzu: Der König berief mehrere Künstler in das Schloß zu Windsor und begann hier ein Haus zu bauen, welches die Tafelrunde heißen sollte. Auf der Grundfläche betrug der Zwischenraum vom Mittelpunkte bis zum Umkreise 100 Fuß und der ganze Durchmesser somit 200 Fuß. Anfangs wurden wöchentlich für den Bau 200 £ verwandt, später wurden die Ausgaben wegen des Krieges auf 20 £ wöchentlich vermindert. Aus den noch vorhandenen Rechnungen ergiebt sich, daß der Prior von Morton zu diesem Bau 52 Eichen aus den Wäldern bei Reading lieferte. Zu derselben Zeit jedoch, wo dieser Neubau ausgeführt wurde, besteht bereits unter der Ritterschaft der Grafschaft Lincoln eine Verbindung, deren Haupt des Königs Vetter, Graf Heinrich von Derby ist, welche alljährlich Montag in der Pfingstwoche ihre besondere Tafelrunde hält. König Eduard bestätigt nicht nur 1345 diese Stiftung, sondern ertheilt allen Rittern, die das Fest zu Lincoln besuchen, in Betracht des Nutzens und des Alters dieser Waffenspiele freies Geleit, und bedingt sich nur aus, daß der Festtag zu verlegen sei, wenn er selbst etwa an demselben eine Tafelrunde zu halten beabsichtige. Dieser neue Eifer für die Tafelrunden hing damals augenscheinlich zum Theil mit dem Bestreben der Engländer zusammen, fremde Soldritter in ihren Dienst zu ziehen. Denn, erzählt Walsingham, in derselben Zeit begann König Philipp Valois von Frankreich gleichfalls eine runde Tafel in seinem Lande zu erbauen, um die Ritterschaft von Deutschland und Italien von der Tafel des Königs von England zu sich abzulenken. Aber auch nachdem der Sieg bei Crecy und die Eroberung von Calais einen längeren Frieden herbeigeführt hatte, werden die Artusfeste in England, freilich in einer immer mehr sich verändernden Form fortgesetzt. Bald nach einem am 24. Juli 1348 beim Kirchgange der Königin nach der Geburt ihres Sohnes William in Windsor gefeiertem Feste, auf welchem der König und der Prinz von Wales mit ihrem reich gekleideten Gefolge mit Kniebändern von Gold und blauer Seide, deren jedes

*) Die nachfolgenden Notizen sind meistens den überaus gründlichen Untersuchungen des Sir Nicholas Harris Nicolas über den Ursprung des Hosenbandordens im 31. Bande der Britischen Archäologie (Archaeologia or miscellaneous tracts relating to antiquity, published by the Society of antiquaries of London XXXI. London 1846 p. 1—163) entnommen.

*) John Capgrave Chronicle of England edit. by Hingeston. London 1858 p. 211.

die Devise: hony soit qui mal y pense trägt, erscheinen, ist die bis dahin wechselnde Gesellschaft der Tafelrunde in Windsor in einem nur den höchsten Kreisen der Ritterschaft zugänglichen Ritterorden vom Hosenbande umgewandelt, dessen Mitglieder auf die Zahl von 25 beschränkt, fortan sichtlich den h. Georg statt des Artus als ihren Schirmherrn anerkennen, indem das Gemach der Tafelrunde sich in eine S. Georgshalle verwandelt, neben welcher am 6. August 1348 eine S. Georgskapelle eingeweiht wird, für deren Dienst 8 weltliche Canoniker angestellt werden und der S. Georgentag (23. April) fortan den Festlichkeiten der Brüderschaft gewidmet wird, unter welchen die Lanzenspiele je mehr und mehr in den Hintergrund treten, während in den Statuten des Ordens allerlei ganz neu religiöse Zwecke, z. B. Unterstützung von 12 armen Rittern, denen die Mittel zum Unterhalte fehlen, und die alljährige Feier von Seelenmessen für die verstorbenen Brüder zum Vorschein kommen. Welche besondern Beweggründe diese Veränderung veranlaßt haben, haben auch die neuesten gründlichen Forschungen über die Stiftung des Hosenbandordens nicht ermitteln können,*) man gewinnt vielmehr aus denselben die Ueberzeugung, daß diese Umwandlung des Artusfestes in ein S. Georgenfest, oder, was hier dasselbe bedeutet, die Umwandlung eines in wechselnden Lokalen wechselnden Theilnehmern gefeierten rein weltlichen Festes in ein Fest, das innerhalb eines dazu errichteten festen Gebäudes unter Einmischung religiöser Tendenzen von einer geschlossenen Brüderschaft gegeben wurde, allmälig und seit längerer Zeit schon vorbereitet, jetzt erst vollständig und zwar nicht bloß in Windsor allein, sondern, worauf die erwähnte Urkunde hindeutet, auch in Lincoln zur Ausführung gekommen ist.

Nur noch einmal meines Wissens wird gegen Ende des 14. Jahrhunderts ein Artusfest, aber schon ausdrücklich nur als Nachbildung eines in ritterlichen Kreisen nicht mehr üblichen Festes von zeitgenössischen Biographen des französischen Ritters Jean Boucicaut genannt. Dieser wunderliche Abenteurer, der in allen ritterlichen Künsten, sowohl in denen der Waffen und des Gesanges, als in denen der Courtoisie geübt und erfahren, keine Gelegenheit zur Bethätigung seines Rittersinnes verabsäumte und zu diesem Zwecke zweimal nach Preußen und einmal ins heilige Land, ja sogar zum Türkischen Sultan Amurath mit der Anfrage auszieht, ob er ihm nicht gegen andere Sarazenen Beschäftigung geben könne, erläßt 1388, als ihn der Frieden in Frankreich langweilt, in alle Nachbarlande die Ankündigung, daß er in Begleitung zweier Ritter in S. Ingelbert zwischen Boulogne und Calais 10 Tage lang zum Kampfe mit jedem, der sich mit ihm messen wolle, bereit sein werde. Auf einer Ebene läßt er bei jenem Orte drei Zelte errichten; neben jedem derselben steht eine große Ulme, an deren Zweigen sich zwei Wappenschilde, die des Friedens und des Krieges, und neben denselben zugleich fünf scharfe und fünf abgestumpfte Lanzen befinden, an deren Stamm aber ein Horn hängt. Wer den Kampf verlangt, muß in das Horn stoßen und durch Anschlagen an das bezügliche Schild kundgeben, ob er im Scherz oder Ernst den Kampf geführt wissen wolle. Ueberdies hatte Boucicaut reiche Vorräthe von sehr guten Weinen und allerlei ausgesuchten Lebensmitteln hinbringen lassen, so daß er, wie sein Biograph bemerkt, mit Allen, die herbeikamen, gleichsam Tafelrunde halten konnte (comme pour tenir table ronde). Es fand sich eine zahlreiche Gesellschaft ein, selbst König Carl IV. war incognito zugegen. Boucicaut zeichnete sich ebenso sehr durch den Glanz und den Reichthum seiner Gewänder wie durch seine unvergleichliche Kampflust aus; vom 20. März bis zum 20. April fanden täglich Lanzenrennen statt; viele Ritter zogen mit schweren Wunden ab, Boucicaut und seine zwei Genossen blieben unversehrt; die Stadt Paris empfing ihn mit einem Jubel, als hätte er einen Sieg über die Engländer erfochten.*)

Aus diesen vorgelegten zeitgenössischen Berichten ergiebt sich:

1. Der Artushof oder die Tafelrunde ist der Name einer Festlichkeit, welche zwischen den Jahren 1220 und 1350 innerhalb der ritterlichen und fürstlichen Kreise mit großer Vorliebe gefeiert wurde, dann aber aus der Mode kam und in diesen Kreisen bis auf den Namen verschwunden ist;

2. Der Name bezeichnet in dieser Zeit in der Regel die Gesammtheit aller zu einem Artusfeste erforderlichen Vergnügungen, zuweilen auch nur einzelne Bestandtheile desselben, namentlich das Lanzenstechen, das Festmahl oder den Raum, auf welchem das Fest stattfindet, welcher letztere, wie es scheint, in der Regel in einem bald beweglichen, bald festen Gebäude von kreisrunder Form angelegt war;

3. Das Fest unterscheidet sich von ähnlichen Festen hauptsächlich durch die im Kostüme, in den Schmausereien und im Ceremoniel des Kampfes erstrebte Nachbildung der in den damaligen Rittergedichten geschilderten Tafelrunden, wobei auffallender Weise der Gesang am wenigsten in Betracht kommt. Die Hauptbestandtheile sind ein großer Schmaus am Anfang oder Ende der Festlichkeiten, der Einzelkampf im Lanzenrennen (das Tjostiren, la joute) im Gegensatz zu den in in den damaligen Tournieren üblichen Kämpfen ganzer Haufen gegen einander und Tänze meist am Schlusse des Festes;

4. Die Artushöfe sind nachweislich während jener Periode in England, Deutschland, den Niederlanden,

*) Daß die hergebrachte Erzählung von dem verlorenen Strumpfbande der Gräfin Salisbury ein Märchen ist, vergl. Pauli, Gesch. von England IV. 502.

*) Froissard. ed Buchon II, 171.

Frankreich und Spanien gefeiert worden, mit der geringsten Anerkennung in Deutschland, mit der größten und zugleich mit dem Gepräge eines National-festes in England. Hier nimmt das Fest, als es bereits aus der Mode zu kommen anfängt, durch die eigenthümliche Beziehung zum h. Georg, eine veränderte Form und Tendenz an, in welcher es innerhalb des Ritterordens vom Hosenbande sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat;

5. Auch in seiner Blüthezeit wird das Fest von allen nicht dem Ritterstande angehörigen Berichterstattern getadelt und zwar theils wegen der in ihm herrschenden sinnlosen und übertriebenen Schwelgerei, theils wegen der rohen Leidenschaftlichkeit, die in den Kampfspielen hervortrat und in Folge deren sie in der Regel mit Verwundungen, nicht selten mit Todtschlag endigten, endlich aber auch wegen des ganz unkirchlichen Charakters des Festes, dem jede innerliche Beziehung zur Religion und ihren Instituten mangelten, welchen Mangel erst in letzter Zeit die Englische Ritterschaft abzuhelfen sich bemühte.

Trotz dieser außerhalb der Ritterschaft dagegen herrschenden Abneigung fanden jene Ritterspiele in der angegebenen Periode von 1220—1350 bei den ihr zunächst stehenden vornehmen Kreisen der städtischen Bürgergemeinden in Flandern und einigen Theilen Deutschlands, wenn auch in beschränktem Umfange, Eingang.

In Flandern, wo die auf Reichthum und Selbstständigkeit trotzende Bürgerschaft einem gleich übermüthigen Adel entgegenstand, überboten sich beide Stände in der Schaustellung ihrer Macht. Hier waren schon im 13. Jahrhundert Bürgertourniere üblich, zu welchen nur die Patrizier der Stadt und der Landadel, wenn er wollte, Zutritt hatte. Ein solches Tournier fand z. B. in Lille alljährlich am ersten Sonntag in den Fasten unter dem Namen des Festes des Dornenkönigs (roi de l'épinette) statt, bei welchem der Hauptsieger das Vorrecht genoß, dem heiligen Dorne, welchen die Gräfin Johanna von Flandern den Dominikanern zum Geschenk gemacht hatte, seine Devotion beweisen zu dürfen. Neben den Tournirren kamen um 1300 hier auch die Tafelrunden auf, die namentlich in Gent, Ypern, Tournay und Louvain gefeiert wurden. Unter allen Festen, mit welchen König Philipp IV. von Frankreich um 1299 bei seinem Besuche in dem überwundenen Flandern in den dortigen Städten empfangen wurde, galt als das glänzendste die Tafelrunde, welche ihm, nach der Sitte des Landes, wie der Italiener Villani erzählt, zu Guidendal gegeben wurde, zu welcher auch Barone aus Deutschland und England herbeikamen. Nach einer anderen Tafelrunde der Brügge'schen Bürgerschaft, bei welcher seine Gemahlin, die böse Königin Johanna zugegen war, erklärte die Fürstin, sie sei hier von 1000 andern Königinnen umgeben gewesen, die ihr an Glanz gleichgekommen seien. Diese Feste werden hier in der Regel von Genossenschaften gegeben, welche zu andern Zwecken zusammengetreten, nebenher auch an jenen ritterlichen Lustbarkeiten sich erfreuten, und da die Artusromane in diesem Lande in Uebersetzungen weit verbreitet waren — wie denn z. B. ein gefeierter Ritter, Michel de Haeren, der in der Schlacht bei Bonovines 1214 unter den Fahnen von Frankreich gekämpft hatte, den Tristan übersetzte, so waren die Tafelrunden hier im Wesentlichen markirte Tourniere, bei denen man Scenen aus Artusromanen darstellte oder in der Tracht der Helden der Artussage Stechspiele feierte. Die berühmteste unter den für solche Feste thätige Verbindungen war die Ritterbrüderschaft des weißen Löwen in Tournay*), sie bestand aus 31 Bürgern, die sich alle Sonntage der Reihe nach ein Gastmahl gaben. Bei dem Schmause ging es freilich ceremoniös her. Trompetenstöße kündigten die einzelnen Gänge der Tafel an, Fahnen wurden ausgestreckt, Herolde und Spielleute in Thätigkeit gesetzt. Das Fest wiederholte sich, wenn einer von ihnen Taufe oder Hochzeit hielt oder einem fremden Gaste besondere Ehre erzeigen wollte. Im Jahre 1361 schrieben sie ein besonderes Artusfest, das der 31 Könige aus; in den bekannten Formen wird das Fest Jahr und Tag vorher in allen Nachbarstädten bis Paris hin angekündigt und werden die Kampfgesetze mitgetheilt, denen jede zur Theilnahme bereitwillige Stadt ihr Siegel unterdrücken mußte. Die Stadt Tournay beherbergt die Gäste; die 31 tragen die übrigen Kosten des Festes. Diese selbst erscheinen zu Anfang desselben als ebensoviele Ritter der Tafelrunde in ausgewählten Masken mit Kronen, Phantasiewappen und Devisen, von denen uns die staunenden Zeitgenossen eine genaue Beschreibung und Abbildung hinterlassen haben. Jeder hat sich einen jener ungeheuerlichen Namen der Artusromane ausgewählt. Nach den üblichen Einleitungen schreiten die 31 Ritter nebst den 116 als Gäste herbeigekommenen Kämpfern zum Lanzenrennen, welches mehrere Tage fortgesetzt arge Verwundungen an Menschen und Rossen zur Folge hat und mit der Vertheilung zweier Preise, eines goldenen Adlers und eines Pferdes, an zwei der eingeladenen Kämpfer endigt.

Feste ähnlichen Charakters haben in jener Periode auch in einigen Städten Deutschlands stattgefunden; über eines derselben, das zur Pfingstzeit 1285 in Magdeburg gefeiert wird, giebt die Magdeburger Schöppenchronik**) einen interessanten Bericht. Dort dichtet ein gelehrter Konstabel Brun von Stovenbeke auf die Bitte seiner Collegen am Stadtregimente ein Festspiel, in welchem der Artussage bereits die Sage vom heiligen Grahl beigemischt ist, und bringt

*) Jean Cousin histoire de Tournai Partie IV c. 24 bei Mone I. 1.

**) Die Magdeburger Schöppenchronik handschriftlich in der Berliner Königl. Bibliothek Ms. Boruss. Fol. 172.

dasselbe mit einem Lanzenrennen in Verbindung, bei welchem in engem Anschluß an die heidnische Sage dem Sieger eine schöne Magdeburgerin, die als Frau Fee beim Feste figurirte, zum Preise versprochen wurde. Die Kaufleute der Nachbarstädte, welche zum Feste in elegant abgefaßten Briefen eingeladen waren und in allerlei Mummereien verkleidet ankamen, mußten schon beim Eintritte in das Thor im Speerkampfe mit zwei Magdeburger Konstablern, die sich ihnen entgegenstellten, ihre Ritterlichkeit bewähren, wurden auf den Markt geführt, wo ein neben dem Grale aufgerichteter Baum die Schilde aller dem Grale geweihten Konstabels enthielt. Am folgenden Tage ziehen, nachdem eine Messe gehört und ein Schmaus gehalten worden, die Theilnehmer des Festes auf's Neue vor dem Grale; jeder kampflustige Fremde berührt mit dem Speere eines der dort aufgehängten Schilde, worauf dessen Besitzer zum Stechspiele hervortritt. Das Fest endigt damit, daß dem Hauptsieger, einem alten Kaufmanne in Goslar die Frau Fee als Preis zuerkannt wird, dieser aber sie mit einer reichen Mitgift ausgestattet einem ehrbaren Manne zur Frau giebt, unter dessen Leitung das zuchtlose Weib zu einer guten Hausfrau wird.

Aehnlichen Charakters mögen die Tafelrunden gewesen sein, deren eben damals in Hildesheim und andern Sächsischen Städten gedacht wird; doch haben sie sämmtlich die Zeiten der ritterlichen Tafelrunden nicht überdauert und ermangeln nicht nur gleich den ritterlichen Festen jeder religiösen Beziehung, sondern entbehren auch eines von den Rittern wenigstens stets festgehaltenen localen Mittelpunktes eines Artushofes, weshalb bei ihnen auch nur von Tafelrunden, nie von Artushöfen die Rede ist. (Fortsetzung folgt.)

De exercitio salamandri.

Unter obigem Titel hat D. Adam Joh. Uhrig, Professor in Miltenberg a. M., eine Broschüre veröffentlicht, die eine mit vielem Scharfsinn und einem großen Aufwande an Gelehrsamkeit geführte Untersuchung über die studentische Sitte des Salamanderreibens enthält. Der Verfasser hatte am 25. August 1884 einen Aufruf zur Lösung dieser Frage erlassen, worauf 53 verschiedene Lösungsversuche bei ihm eingingen, von denen ihn jedoch keiner befriedigte. Seine Lösung ist nun folgende: Er geht zunächst aus von der Ethymologie des Wortes „Salamander". Dasselbe ist persisch-arabischen Ursprungs und bedeutet „Segensspender", „Heiland" von Salam, Heil, welches sich auch findet in dem persischen Gruße „Salamtura". Heil Dir! In der Natur bezeichnet das Wort nun vorzüglich jene bekannte Art des Erdmolches, die sich durch ihr tiefschwarzes und hochgelb geflecktes Fell auszeichnet. Es galt dieser „Feuersalamander" im Alterthum und Mittelalter fälschlich für unverbrennlich und äußerst giftig, und es schwebte deshalb um ihn etwas Geheimnißvolles, Zauberhaftes. König Franz I. von Frankreich nahm bekanntlich einen gekrönten Salamander von Flammen umgeben als Symbol mit der Devise: Nutrisco et extingo, was man auf seine Tapferkeit und seinen Muth deutete, womit er während seines Lebens gute und böse Tage ertrug. In den Versen, die man auf seinen Sieg über die Schweizer, Deutschen und Mailänder machte, wird auf diese Devise Bezug genommen:

> Visus atrox, Aquilaeque leves, et tortilis anguis
> Cesserunt flammas iam Salamandra tuae. Der stolze Wolf, der leichte Adler und der Schlange Beißen haben o Salamander, Deinem Feuer und Deiner Tugend weichen müssen.

Juonit erzählt in einer Idylle, wie die schöne Simaitha nächtlicher Weile aus dem zu Pulver geriebenen Salamander einen Zaubertrank bereitet, um dadurch ihrem ungetreuen Geliebten neue Liebe einzuflößen. Als das Christenthum die alten deutschen Götter stürzte, knüpfte sich die Erinnerung an dieselben vielfach an dieses Thier, und in der Magie und Alchymie endlich wurde es zum hilfebringenden Feuergeiste. Fahrende Schüler brachten aus den arabischen Gelehrtenschulen diese Vorstellungen nach Deutschland. Die Ceremonie des Reibens d. h. des Reibens mit Gläsern und Bechern und des Klopfens auf dem Tisch, führt den Verfasser zurück auf die Sitte der alten Germanen, bei den Opfergilden sich über dem durch Reiben erzeugten heiligen Feuer den Minnetrunk zu reichen. Er weist die sinnreiche Vorstellung von der Heiligkeit des durch Reiben unmittelbar erzeugten Feuers auch bei den Indern nach und verfolgt ihre Spuren bis auf den heutigen Tag. Was endlich die Geschichte des akademischen Gebrauches angeht, so ist sie sehr dunkel. Anklänge an den Gebrauch finden sich schon ziemlich früh, aber geschichtlich tritt er zuerst auf im Jahre 1777 im Lager Washington's. Den Grund für dieses späte Auftreten findet der Verfasser zur Zeit in der Dürftigkeit der Quellen jener Zeit, in der Gefährlichkeit des Gebrauchs. Wurde doch noch 1633 ein Student von dem Thübinger Universitätsgericht verurtheilt, weil er auf die Gesundheit des Teufels getrunken hätte! Das Schlußergebniß ist folgendes: „Der Ausdruck „Salamander" sowohl in persisch-arabischer als griechischer Sprache heißt zu Deutsch „Heilspender", „Friedensfürst", „Tröster". Der Minnespruch Salam tura! Heil Dir! Das Salamanderreiben ist figürliche Nachahmung der altdeutschen Opfergilde, von welcher der Gebrauch herstammt. Seine Bedeutung ist der altdeutsche Minnetrunk beim heiligen Reibfeuer."

Literatur.

„Unsere nationale Erziehung." Mit Bezugnahme auf die Forderungen Paul de Lagarde's und des Verfassers von „Rembrandt als Erzieher", von einem Oberdeutschen. Zweite, unveränderte Auflage. gr. 8°. VIII. 167 S. Preis 1 Mark.

Die kaiserliche Initiative in der nationalen Erziehungsfrage hat die Gemüther mächtig erregt, ohne daß, was als Frucht dieser Erregung bis jetzt zu Tage getreten ist, nach umfassendem Wesen und Tiefe den Absichten des Kaisers oder den Bedürfnissen der Nation irgendwie entsprechen könnte. Die vorliegende Schrift weist nach, wo die Ursachen dieses Ungenügens zu suchen sind. Es ist vor Allem der Mangel an klarer Einsicht in die Aufgaben, welche dem deutschen Volke durch die allgemeine Weltlage gesteckt sind, und zu deren Bewältigung es eben durch die Nationalerziehung tüchtig gemacht werden soll; ferner der mit den herrschenden Anschauungen verbundene Mangel der Erkenntniß, daß die dauernde Befähigung zur Erfüllung zeitlicher Aufgaben nur auf die Anerkennung der ewigen Sitten- und Heilsgesetze, jede Verjüngung des nationalen Lebens nur auf eine Neuversöhnung des Wissens mit dem Glauben begründet werden kann. Von diesen Gesichtspunkten aus wird zuerst in der Einführung das Verhältniß des ewigen zu den zeitlichen Erziehungsprinzipien klargelegt, die Begriffe allgemeine und besondere Bildung erläutert, und die Nothwendigkeit nachgewiesen, heute an Stelle allgemeiner Bildung eine besondere treten zu lassen, und zwar vom Standpunkte der Heimatskunde und der Orientirung der Nation in den ihr durch die Weltlage gesteckten Aufgaben. Danach wird gezeigt, daß nur Solche befähigt sein können, in der nationalen Erziehungsfrage zu urtheilen, welche in diesen Aufgaben bereits Bescheid wissen, eine Befähigung, die dem heutigen Sozialistenthum und den meisten Vertretern der formalen und der Naturwissenschaften nicht zuzuerkennen ist.

Weiter werden im ersten Abschnitte der Schrift die an der Erziehung betheiligten Mächte vorgeführt: Kirche, Staat, Wissenschaft, Kunst, Person (Individualität), der germanische König und zuletzt die christlich-abendländische Cultur selbst, insofern auch eine Verjüngung der Nation dieselbe nicht revolutionär durchbrechen darf. Im Kapitel von der Kirche wird gezeigt, daß der Geist der Parität unter der Fahne Preußen groß geworden ist, auch für sich schon Religion ist. Ueberall werden die Grenzen zwischen Kirche und Staat, zwischen dem heutigen Staate als Technikum und der Monarchie als germanischem Heerkönigthum scharf gezogen, die Uebergriffe des Staates in die Rechte des Königthums, der Individualität und der Confessionen, insbesondere auch in der Erziehungsfrage, zurückgewiesen. Im Kapitel von der Kunst legt der Verf. seine Ansicht, daß die Kunst durchaus national sein und in Deutschland von den Individualitäten der Stämme ausgehen müsse, in gleichzeitiger Beleuchtung der Schrift „Rembrandt als Erzieher“ dar, die in Jahresfrist gegen 40 Auflagen erlebt hat, zeigt, ohne die Schwächen derselben zu übersehen, ihren guten und bleibenden Kern auf, weist aber deren politische Einseitigkeit entschieden zurück. Dem ausschließlichen Niederdeutschthum des Rembrandtisten wird das Gesammtdeutschthum, innerhalb dessen den oberdeutschen Stämmen eine große und selbständige Aufgabe zufällt — der Achse, welche auf die Nordsee weist, die Achse entgegengestellt, die den Lauf der Donau begleitet — Anschauungen, in welcher der Verf., wie in den Schulungsfragen, mit Paul de Lagarde, dem mächtigsten Vertreter des Nationaldeutschthums, Hand in Hand geht.

Der zweite Abschnitt behandelt die Behelfe der Schulung in den Kapiteln: Mathematik und Naturwissenschaft; Natur und Geschichte; Geschichte des klassischen Alterthums (deren Kenntniß für uns Lebensbedürfniß bleibt); deutsche Sprache; klassische und neuere Sprachen und philologische Methode überhaupt; Recht und Volkswirthschaft; Ethik. Im Kapitel über Recht und Volkswirthschaft wird gezeigt, wie die kaiserliche Absicht, bereits der Schule die Aufhellung der Köpfe über die Mittel zur Abwendung der sozialen Noth zu übertragen, erreicht werden kann, insbesondere, daß eine soziale Verjüngung der Nation nur durch deren Erlösung von der Herrschaft des römischen Rechtes und des ungesunden Kapitalismus auf Grundlage eines wiederbefreiten Bauernthums möglich ist, wodurch zugleich die ganze Nation wieder in ein Gefolge ihrer Heerkönige verwandelt wird.

Der dritte Abschnitt ist dem deutschen Volke als Gegenstand einer Gesammtschulung in seiner vom nationaldeutschen Standpunkte aufgefaßten Weltstellung gewidmet, wobei die vom Rembrandtisten geforderte Unterordnung Oberdeutschlands unter das Niederdeutschthum nochmals entschieden zurückgewiesen, und zugleich gezeigt wird, daß diese Forderung eine durchaus unberechtigte und deren Begründung weder in der Vergangenheit, noch der Gegenwart nachgewiesen werden kann. Mit einem warmen Apell an das zur Führung der Nation berufene Königthum schließt die Schrift. Die Schrift berührt, wie es in der Natur der Sache liegt, da und dort auch Verhältnisse des uns geistig verwandten und politisch nahestehenden Oesterreich und wird dadurch über die Frage unseres engeren Vaterlandes hinaus Bedeutung gewinnen.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der




Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 7. October 1891. **Nr. 40.**

Bruno von Rothkirch-Panthen, Oberstlieutenant a. D., Ehrenritter seit 1857, † zu Breslau 25. September 1891.

Die Preußischen Artushöfe in ihrem Verhältniß zu den Tafelrunden des Mittelalters.

(Fortsetzung.)

Kehren wir mit diesen in den verschiedenen Ländern der damaligen Christenheit gewonnenen Vorstellungen zu den Artushöfen in Preußen zurück, wo sie allein zu einer dauernden localen Gestaltung gelangten, so ist zunächst zu beachten, daß alle 6 Preußischen Handelsstädte zwischen den Jahren 1232, dem Erbauungsjahre der Stadt Culm, und 1343, wo die Rechtstadt Danzig angelegt wurde, entstanden sind; also gerade in der Periode, wo jene Ritterspiele im Zeitgeschmack waren, daß ferner unter den ersten Ansiedlern jener Städte einzelne adlige Familien sich befanden, welche in den ersten Jahrhunderten trotz des veränderten Berufes ihre ritterlichen Gewohnheiten in engen abgeschlossenen Kreisen aufrecht zu erhalten sich bestrebten. Wenn nun seit der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts nachweislich in allen jenen 6 Städten und vielleicht etwa noch in der Pommerschen Stadt Stralsund*) ein Artushof und eine Artusbrüderschaft, die jenen Kreisen angehörte, besteht, so ist dieses Institut keinesfalls aus der Deutschen Heimat, wo solcherlei Höfe nirgends vorkommen, herübergebracht, ebensowenig aber auch den Niederländischen Städten nachgebildet worden, in deren Festlichkeiten höchstens die Verkleidungen beim Lanzenrennen an die Preußischen Feste erinnern; wohl aber ist der Preußische Artuscult in wesentlichen Zügen dem der Englischen Ritterschaft nahe verwandt, nur mit dem bemerkenswerthen Unterschiede, daß ihm hier gleich bei seinem Entstehen diejenigen Formen aufgeprägt sind, welche er in England erst am Schlusse seiner Entwickelung unter den Ritterbrüderschaften von Windsor und Lincoln angenommen hatte, er findet zu festbestimmten Zeiten in einem eigens dazu errichteten festen Gebäude, einem Artushof und unter Leitung einer geschlossenen Brüderschaft statt, und verbindet mit der Uebung ritterlicher Spiele gesellige und religiöse, dem heiligen Georg geweihte Zwecke. Die Nachbildung eines Englischen Musters aber kann hier nicht im Mindesten auffallen, wenn man den damaligen regen Handelsverkehr beachtet, welcher Preußische Patricier jährlich nach England führte, vornehmlich aber die häufigen Kreuzzüge englischer Ritter nach Preußen, wie denn namentlich jener Graf Heinrich Derby, der Hauptmann der Artusbrüderschaft in Lincoln und eine große Zahl den höchsten Kreisen der englischen Ritterschaft zugehörigen Personen im Verlauf des ganzen 14. Jahrhunderts sich in Preußen aufhielten.

Aber auch die eigenthümliche Auffassung, die das englische Vorbild hier erfuhr, findet in den Verhältnissen des städtischen Lebens eine genügende Erklärung. Stand doch, im Grunde genommen, der Pflege dieser fremden Lustbarkeiten die Eigenthümlichkeit des Deutschen Wesens und der gesammte Zuschnitt des Lebens entgegen. Scherz und Freude haben bei uns stets eine ernste Grundlage gehabt; es giebt kein

*) Es steht allerdings fest, daß es in Stralsund einen König Artushof gegeben hat, von dem zur Zeit Kantzow's die Sage ging, er sei um 1316 sammt dem Rathhause für einem der Stadt zugefallenen Antheil des Lösegeldes, das der gefangene Herzog Erich von Niedersachsen für seine Befreiung zahlen mußte, gebaut worden; es hat auch ein Artushof bis 1680 bestanden, wo er am 12. Juni durch eine Feuersbrunst zerstört wurde. Da jedoch seiner in älterer Zeit gar nicht und auch später über seine Bestimmung nur erwähnt wird, daß er zur Aufnahme fremder Fürsten und zu öffentlichen oder Privatfestlichkeiten benutzt worden ist, so scheint zwischen diesen und den preußischen Artushöfen nur eine zufällige Uebereinstimmung des Namens bestanden zu haben, aus der der schwedische Prälat eine falsche Schlußfolge zog. Von Königsberg ist nur so viel bekannt, daß in dessen zwei Stadttheilen auf dem Kneiphofe und im Löbenichte, noch heut zu Tage Gebäude unter dem Namen der Artushöfe bestehen, über deren Geschichte leider keine Erinnerungen aufbewahrt sind.

frohes deutsches Lied, das nicht des Todes gedenkt, wir fühlen uns nicht glücklich, ohne dem unglücklichen unsere Theilnahme zuzuwenden; christliche Sitte und Lebensordnung, wie sie sich frühe in unsern Städten Bahn gebrochen, trugen wesentlich dazu bei, jene Stimmung zu nähren und zu stärken, und wie sehr auch der Ehrgeiz der Patricier in der Nachbildung jener vornehmen und kostbaren Leichtfertigkeiten als einem Standesvorrechte sich gefiel, so vermochte er denselben doch nur dadurch Eingang zu verschaffen, daß er ihnen gewissermaßen ihren heidnischen Charakter nahm und zur Religion und Kirche in engere Beziehung setzte. Nun verehrte die Kirche des Mittelalters in dem heiligen Georg einen Helden, der vollkommen mit den ritterlichen Tugenden des Artus ausgestattet, dieselben in christlicher Weise zur Anwendung brachte; gleichfalls ein Bändiger der Riesen und Ungeheuer, dessen Tapferkeit jedoch als Mittel einem höhern Zwecke diente, indem er seine Waffen zum Schutze der Unschuldigen und Hilflosen gebrauchte und mit seinem Muthe und seiner Fürsorge die Armen und Kranken aufrichtete, vor allen die damals erbarmungswürdigsten Kranken, die Aussätzigen! Von diesem Sinne geleitet, entstanden in den preußischen Städten die patricischen S. Georgens-Brüderschaften des Artushofes, welche, indem sie die Artus-Lustbarkeiten als Standesvorrecht und Erheiterungsmittel nach dem Vorbilde Englands feierten, die Aufrechthaltung guter Sitten in ihrer geselligen Verbindung, die Sorge für das Seelenheil der Brüder im Leben und nach dem Tode, sowie in Uebung christlichen Erbarmens an Armen und Hilfsbedürftigen zum Hauptzweck machten. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die im 14. Jahrhundert in den Vorstädten der preußischen Handelsstädte angelegten Hospitäler für die Aussätzigen, welche sämmtlich nach dem heiligen Georg den Namen führten, eine Stiftung der S. Georgsbrüderschaften des Artushofes sind.

Aber jene Patricier, wie sehr sie auch in ihrer Absonderung sich in den preußischen Städten zu behaupten suchten, vermochten hier bei fortwährendem Schwanken des durch die Kaufmannschaft erworbenen Besitzthums ihre Abgeschlossenheit nicht aufrecht zu erhalten; ihre Familien sinken zum Theil in die ärmeren Schichten der Bürgerschaft hinab, während niedere Geschlechter sich neben ihnen zu den höchsten Ehren emporschwingen; allmälich sehen sich auch die S. Georgsbrüder genöthigt ihre Verbindung den übrigen Kaufleuten zu öffnen, und der Artushof, der früher für sie oder von ihnen ausschließlich erbaut worden war, wurde im Laufe der Zeit ein Gemeingut der gesammten Bürgerschaft, von dem nur die Handwerker ausgeschlossen bleiben. Mit dem veränderten Besitze aber erhielten diese Höfe neue den gemeinschaftlichen Interessen der Inhaber näher liegende Bestimmungen, wobei die ritterlichen Festlichkeiten zwar immer mehr in den Hintergrund traten, jedoch niemals ganz und gar ihre Bedeutung verloren.

Alles, was über die ältere Geschichte der Preußischen Artushöfe uns überliefert ist, findet in dieser dargelegten Entwicklung vollständig Erklärung.

In Thorn, der ältesten Stadt Preußens, war die Bürgerschaft mit Ausschluß der Handwerker, um das Jahr 1310 in zwei große Verbindungen gesondert, deren eine: „die Brüderschaft S. Georgii zum Artushofe“ um jene Zeit zu ihren Versammlungen ein Haus auf dem altstädtischen Markt erbaute. In diese Brüderschaft, heißt es in einem alten Berichte, wurden aufgenommen die Geschlechter, welche von der ersten Fundation in dieser Stadt gewohnt und fürnehmlich sich in ehemaligen Kriegen rühmlichst gehalten haben; „dieselben sind mehrentheils Westphalen, Sachsen, und Ausländer gewesen.“ Eine zweite Verbindung bildeten die Kornhändler, welche etwas später auf Anordnung des Hochmeisters ein besonderes Compagniehaus in der Seglergasse erhielten. Im Jahre 1385 oder als die S. Georgenbrüderschaft im Artushofe an Zahl merklich abgenommen hatte, vereinigte sie sich mit den Kornhändlern zu gemeinschaftlicher Benutzung des Artushofes, bedingte sich jedoch dabei vertragsmäßig aus, daß die S. Georgenbrüder als die ersten Fundatores und Besitzer die Bank zur linken Hand am Eingange, deren ganze Wandseite das Gemälde des den Lindwurm erlegenden S. Georg einnahm, für sich allein behalten sollten, sodaß fortan hier nur Rathspersonen, die alten S. Georgenbrüder und ihre Nachkömmlinge, sowie alle vom Rathe dieser Verbindung für würdig Befundenen sitzen durften; die Zusammenkünfte der S. Georgenbrüder mit der übrigen Kaufmannschaft sollten auf der S. Marienbank stattfinden, während die S. Reinholdsbank den der Kaufmannschaft zugezählten Gilden der Schiffer und „Kohnenführer“ angewiesen ward. Auch nach dieser Vereinigung feierte der Artushof in Thorn noch alter Weise jährlich drei Hauptfeste, den Fastnachtshof, den Pfingsthof und die S. Catharinentollation; letztere den 24. November, an welchen Festen ein Schmaus, der am reichlichsten zu S. Catharinen ausfällt, gegeben wird, dem sich Tänze und zu Fastnacht überdies noch Festspiele mit Lanzen anschließen, in Betreff welcher letzteren noch in der spätern Hofordnung die Bestimmung vorkommt, daß beim Tanze die Stecher selbst vor den Rathsherrn den Vortanz haben sollten.

Ebenso geht der Ursprung des Artushofes in Elbing bis auf den Anfang des 14. Jahrhunderts zurück; in den Elbinger Kämmereiordnungen wird 1319 und 1320 die Curia regis Arthus und 1327 eine societas regis Arthus genannt. Dieser ältere Artushof lag in der Fischerstraße und ist noch heutigen Tages Besitzthum einer wohlthätigen S. Georgenstiftung, welche außer mehreren andern Häusern in

der Stadt namentlich einen Junker-Schießgarten, das ganze Dorf Serpia besaß. Auch als 1592 der Artushof, der damals schon seit langer Zeit der ganzen Bürgerschaft geöffnet war, sich in Bänke theilte, erhielten die S. Georgenbrüder eine besondere Bank. Das neue Gebäude auf dem alten Markte an der Ecke der Schmiedegasse, in welches 1590 der Hof verlegt ward, war gleichfalls ihr Besitzthum, wie denn als Sinnbild der Stifter an beiden Seiten der Thüre zwei geharnischte Männer und tiefer im Saale an der Wand der Ritter S. Georg in kolossaler Gestalt von Holz geschnitzt, zwei Hirsche mit natürlichen Geweihen zu seiner Seite, aufgestellt waren.

(Schluß folgt.)

Die Bildnisse der deutschen Kaiser.

Wenig bekannt möchte es sein, daß die Bildnisse der mittelalterlichen deutschen Könige und Kaiser, wie sie jedem gebildeten Deutschen vorschweben, wenn er ihre Namen nennen hört, in ihrer Mehrzahl Phatasiegebilde sind, welche die geläufigen Anschauungen von dem geistigen Wesen der betreffenden Persönlichkeit in Körperhaltung, Kopfbildung und Gesichtszügen möglichst ausgeprägt zum Ausdruck bringen. Wenn auch nicht verkannt werden soll, daß bei Anfertigung der Bildnisse im Römer zu Frankfurt am Main, welche typisch für uns geworden sind, die Künstler redlich bemüht waren, sich geeignetes Material zur Herstellung beglaubigter Bilder zu beschaffen, so ist es doch ebenso unzweifelhaft, daß es in der Zeit ihrer Entstehung nach dem damaligen Stande wissenschaftlicher Forschung nur für eine beschränkte Zahl derselben möglich war, beglaubigte Vorbilder zu gewinnen. Da ist es denn nur gar zu erklärlich, daß die ausführenden Künstler in ihren Werken die betreffenden Herrscher so charakterisirten, wie sie in ihrer und der damaligen Zeit Anschauung lebten. Je mehr aber unser Urtheil über die einzelnen Fürsten sich geändert und geklärt hat, um so weniger können augenblicklich diese Bilder unserer Vorstellung genügen. Abgesehen jedoch davon, werden Phantasiegebilde niemals allen Anforderungen gerecht werden, weil das Urtheil über den Charakter einzelner Kaiser noch schwankt und bei manchen überhaupt wohl schwankend bleiben wird. Es ist daher an der Zeit, Umschau zu halten, ob nicht die Forschung der letzten Jahrzehnte einigermaßen Material herangeschafft hat, um beglaubigte Porträts einer großen Zahl dieser Männer herzustellen. Freilich ist in neuerer Zeit in dieser Hinsicht Vieles geschehen, aber es fehlt dennoch sehr viel zu einer einheitlich wissenschaftlichen und mit allen Mitteln ausgearbeiteten „Ikonographie der deutschen Könige und Kaiser." Es kann in diesen Zeiten und an diesem Orte selbstredend eine solche Arbeit nur angeregt werden, da zu ihrer Ausführung vor Allem ein großer Apparat von Abbildungen nothwendig ist. Es sollen jedoch einige sehr bezeichnende Beispiele heraus gehoben werden, welche vor Augen stellen, wie viel in dieser Richtung noch zu thun ist und welche Mittel zur Hand sind, um Besserung zu schaffen. Schon in der Stacke'schen „Deutschen Geschichte" ist darauf aufmerksam gemacht, daß das schöne, hauptsächlich durch Dürer in Kurs gesetzte, scheinbar auch durch die Büste im Aachener Domschatze bestätigte Idealbild Karl's des Großen mit seinem wallenden Vollbarte jeder Beglaubigung entbehrt. Man hob dagegen die kleine bronzene Reiterstatuette mit buschigem Schnurrbarte aus dem Metzer Dom hervor, die zur Zeit der Pariser Weltausstellung vom Jahre 1867 aus Privathänden in das Museum des Hôtel de ville übergegangen ist. Es giebt diese Reiterstatuette allerdings eine wesentlich andere, aber sehr charakteristische Vorstellung von dem großen Begründer des deutschen Kaiserthums. Der Kopf der Statuette zeigt, außer dem charakteristischen Barte in der Form der Nase und der Stirnbildung derartig individuelle Züge, daß sich schon daraus sehr wohl eine Porträtdarstellung entnehmen lassen würde. Da dasselbe in einem gleichzeitigen Mosaikbilde volle Bestätigung fand und auch mit den Münzen übereinstimmte, so schien es keinem Zweifel zu unterliegen, daß man in dieser Statuette nicht allein ein beglaubigtes Porträt Karl's des Großen, sondern auch einen der wenigen Ueberreste karolingischer Erzgießerei vor sich habe. Kein namhafter Kunstschriftsteller bezweifelte das tausendjährige Alter derselben. Da die figurale Darstellung aus Metz stammte und erst im Jahre 1807 dem dortigen Domschatze abhanden gekommen ist, so hat die Reichsregierung sich im Jahre 1873 veranlaßt gesehen, von dem Pariser Original Copien machen zu lassen, die der Metzer Domkirche und dem Kaiser Wilhelm zum Geschenk gemacht wurden. Jetzt aber hat ein junger Gelehrter in Metz die ganze Sache einer neuen Untersuchung unterzogen, die ein unerwartetes Resultat ergeben hat.*) Dr. Wolfram hat nämlich in den Protokollen der Capitelssitzungen des Bisthums Metz, die bis ins 14. Jahrhundert zurück reichen, einige Notizen gefunden, die wohl nicht zweifelhaft sein können. Doch hören wir ihn selbst: „Ich machte mich daran, die Folianten durchzublättern, und meine Freude war groß, als ich zum Jahre 1507 folgendes fand: Item lon a ordonne a ceux qui par cydevant ont en commission de faire Charlemagne quilz concordent avec Francoy lorfevre ponrla facon et qu'il soy payé. Und ein Blatt weiter: Die Martis septima decima ipsius mensis Novembris: on a conclu de payer à François lorfevre pour la facon de Charlemagne et qne lonprengie largent en la volte. Das ist klar und unzweideutig: Das Capitel hat eine Commission eingesetzt, um eine Statuette Karl's des Großen machen zu lassen. Die Commission soll bezüglich der Form mit dem Goldschmied François ins Einvernehmen

*) Laut Bericht aus Straßburg an die Wiener „Presse".

treten. François hat die Statuette geliefert. Am 17. November beschließt man seine Arbeit zu bezahlen und zwar soll das Geld dazu aus der Volte, dem Archivgewölbe, wo jedenfalls eine besondere Kasse verwahrt wurde, genommen werden. Damit hätte die vielbesprochene Frage eine ungeahnte sichere Lösung gefunden: Die Reiterstatuette Karl's des Großen ist kein Bildwerk karolingischer Zeit, sie ist ein Erzeugniß der Renaissance, und zwar war es ein Metzer Künstler, dessen geschickter Hand sie entstammt." Wenn [auch] dergestellt die Metzer Statuette sich als ein Kunstwerk der Renaissance erweist, so geht doch aus dem Umstande, daß sie mit einem alten, gleichzeitigen Mosaikbilde*) sowie mit den Münzen**) übereinstimmt, hervor, daß François nach beglaubigten Vorbildern gearbeitet hat.

Eine sehr charakteristische, gleichzeitige, vollkommen beglaubigte Büste Friedrich Barbarossa's ist vor einigen Jahren in dem von den Hohenstaufen besonders begünstigten Kloster Cappenberg in Westphalen ausgefunden oder vielmehr als solche bestimmt worden. Sie ist im Jahrgang 1886 der Zeitschrift des westphälischen Alterthumsvereins besprochen und abgebildet worden. Aus derselben und andern gleichzeitigen Bildnissen, wie Siegeln und Miniaturen ist mit Bestimmtheit zu entnehmen, daß der Rothbart einen dünnen kurzen Vollbart getragen hat, der nicht durch den Kyffhäusertisch wachsen konnte. Sein Gesicht hat den auch noch jetzt in Deutschland häufig vorkommenden rothblonden Typus mit dünnem Vollbart und offenen, blauen, vortretenden Augen.

Am schlimmsten steht es im Römer um Friedrich II., der mit seinem glattgescheitelten Haupthaar und geschniegeltem Bart in seiner gezierten Körperhaltung den Eindruck eines Schwächlings macht, während seine Statue in Capua und die zum Theil sehr schön geschnittenen Siegel ihn bartlos, aber mit trotzig heruntergezogenen Mundwinkeln und unter vorstehenden Stirnknochen scharf ausblickende Augen zeigen. Aehnlich unrichtig sind die Bildnisse Heinrich's I., Otto's I. Heinrich's V., Konrad's III. und Adolf's von Nassau, von deren Aussehen man sich nach Siegeln und Münzen wenigstens ein ungefähres Bild zu machen im Stande ist.

Es ist nun eine tägliche Erfahrung, daß unser Urtheil über den Charakter eines Menschen wesentlich durch seine äußere Erscheinung mit beeinflußt wird, da man mit mehr oder weniger Recht aus derselben Rückschlüsse macht. Dieses Verhältniß findet aber nicht nur bei lebenden, sondern auch bei geschichtlich gewordenen Persönlichkeiten statt. Bei dem regen Interesse der Nation für ihre Vergangenheit und die bedeutsam in derselben hervortretenden Männer, wäre es daher sehr zu wünschen, daß eine streng wissenschaftliche, von jedem Vorurtheile freie Sichtung der alten Bilder unserer mittelalterlichen Herrscher erfolgte, um Diejenigen darunter hervorzuziehen und zu bezeichnen, welche als gleichzeitig und gut beglaubigt, geeignet sind, eine mehr oder weniger klare und charakteristische Vorstellung ihrer äußeren Erscheinung, besonders ihrer Gesichtszüge zu gewähren. Freilich darf man bei dem kleinen Format der Köpfe in den Miniaturen, Siegeln, Münzen*) und Elfenbeinschnitzereien kaum an Porträtähnlichkeit denken, selten sind sie wirklich individualisirt, aber sie geben doch die Vorstellung wieder, welche sich ihre Zeitgenossen von ihnen machten und kommen darum immer den Originalen näher als die Phantasievorstellungen einer späteren Zeit. Erst von den Zeiten Kaiser Maximilian I. an, mit dem das Mittelalter schließt und die neue Zeit anhebt, kann man von wirklichen Porträts in unserem heutigen Sinne reden. Das älteste Porträtmedaillon eines deutschen Kaisers ist das Friedrich III. im späteren Lebensalter von Antonio Abbondio, im germanischen Museum zu Nürnberg. Grabstatuen deutscher Kaiser sind allerdings aus früherer Zeit vorhanden, doch sind sie nicht immer gleichzeitig, wie denn diejenige Kaiser Ludwig des Baiern in der Frauenkirche zu München erst fast ein Jahrhundert nach des Kaisers Tode errichtet ward. Als besonders lebenswahr gilt die Grabstatue Rudolf's von Habsburg im Dome zu Speier, die wahrscheinlich noch bei Lebzeiten des Kaisers angefertigt ist, da das obiit nach der Angabe des Regierungsjahres fehlt; nicht minder verdient der aus der Schule des Giovanni Pisano hervorgegangene Marmorsarkophag Heinrich VI. im Campo Santo zu Pisa hervorgehoben zu werden.**)

---

*) St. Petrus überreicht Karl d. Gr. die Fahne von Rom und Leo III. die Stola, als Zeichen der weltlichen und geistlichen Herrschaft. Mosaikbild vom Triclinium Leo's III. im Lateran zu Rom. In diesem Triclinium bewirthete noch Nicolaus V. den Kaiser Friedrich. Dann zerfiel der Palast; Sixtus V. befahl den Abbruch desselben, doch erhielt sich die Hauptbasis mit dem Mosaik, bis Kardinal Francesco Barberini eine neue Nische an der gegenüberliegenden Straßenseite errichten und in derselben das restaurirte Mosaikbild einfügen ließ. Unter Benedict XIV. wurde das Bild noch einmal restaurirt, hierbei soll nur der Kopf des Petrus Modernisirungen erlitten haben. Genaue Vergleichung des jetzigen Zustandes der Mosaik mit einer Abbildung aus der Zeit vor der Barberinischen Restaurirung ergiebt als einzig wesentlichen Unterschied eine Veränderung in der Kopfbedeckung des Kaisers: auf der alten Zeichnung trägt derselbe eine enganliegende Kappe mit 3 kleinen Federn. In Stacke's deutscher Geschichte findet man eine Abbildung dieser vielleicht einzig gleichzeitigen Porträtdarstellung Karl's.

**) Vergl. die Münze Karl's d. Gr. „Karolus Imperator Augustus“ Silber vergoldet, geprägt zu Trier, im Königl. Münzcabinet zu Berlin.

*) Unter den vorhandenen Kaisermünzen zeichnet sich die Konrad's II. durch starke Individualisirung aus, so daß man an Porträtähnlichkeit denken darf, zumal sie mit einem Siegel desselben Kaisers vom 19. Februar 1031 im Geh. Staatsarchiv zu Berlin übereinstimmt.

**) Die übrigen erwähnenswerthen Grabstatuen deutscher Kaiser sind: Otto der Große und Editha in einer Kapelle des Doms zu Magdeburg. Die eherne Grabplatte Rudolfs von Schwaben im Dom zu Merseburg. Die Grabstatue Günthers von Schwarzburg im Dom zu Frankfurt a. M. Die Grabfiguren

Bei den großen Fortschritten, welche die vervielfältigende Technik in neuester Zeit gemacht hat und bei der Erleichterung des Verkehrs, wird es nicht schwer halten, das nachzuholen, was unsere Vorfahren in dieser Beziehung zu unterlassen gezwungen waren.

Livadia.

Das Schloß Livadia, der Lieblingsaufenthalt der russischen Kaiserfamilie, liegt auf der Halbinsel Krim, vier Werst von der Stadt Jalta entfernt. Der Name Livadia stammt von dem altgriechischen Worte Livadion, sumpfiger mit Weidenruthen bewachsener Ort. Auch heute noch heißen bei den Kleinrussen und den Griechen mit Gras bewachsene Niederungen Livady, Fluren. Der Grund und Boden von Livadia besteht eigentlich aus drei Bezirken, und zwar dem eigentlichen Livadia, welches von den Erbinnen des Grafen Leo Potocki gekauft wurde, Tschaiva = Tschakmar, welches ursprünglich einer Frau Tschakmar gehörte, und Moraweli, welches von einem russischen Gesandten Namens Sacharia erworben wurde. Am 26. Juni 1861 erklärte Kaiser Alexander II. in einem Ukas, daß er das käuflich erworbene Gut Livadia der Kaiserin Marie Alexandrowna schenke. Im Frühjahr 1862 wurde der bereits verstorbene Professor der Architektur Hippolit A. Monigetti nach Livadia mit dem Auftrage geschickt, daselbst mehrere Gebäude für die Kaiserin aufführen zu lassen. Monigetti arbeitete in Livadia volle vier Jahre und führte während dieser Zeit daselbst nicht weniger als sechzig verschiedene Gebäude auf.

Die größte Beachtung unter diesen Gebäuden verdiente die heilige Kreuzkirche, welche am 23. Juli 1866 eingeweiht wurde. Der ganze innere Raum der Kirche nach Zeichnungen von Monigetti selbst, wurde durch den Süd-Tiroler Maler Jzella al Fresco ausgemalt. Die Bilder und die verschiedenen Aufschriften in diesem Gotteshause rühren dagegen von dem russischen Akademiker Beidemann her. In der Altar-Abtheilung sind die Monstranz und der Sarkophag besonders sehenswerth. Die Monstranz wurde nach einer Zeichnung Monigetti's in der Peterhof'schen Schleiffabrik, und der Sarkophag von dem Petersburger Meister Bütcher hergestellt, die Kirchengeräthschaften nach Zeichnungen des Professors der Architektur D. J. Grimm, welcher heute die Stelle Mingetti's beim russischen Hofe einnimmt, angefertigt. Außer den Bildern lenkt das Votivdenkmal, ein marmornes weißes Kreuz, und in der Mitte desselben ein Bild des heiligen Alexander Newskij darstellend, besondere Aufmerksamkeit auf sich. Das Kreuz steht auf einem ebenfalls marmornen Piedestal und trägt folgende russische Inschrift: „Alexander II., dem Zar-Befreier zur Erinnerung an den 19. Februar 1861." Der Gedanke dieses Denkmals kam von einem Bauern aus dem Bezirke Dmitrewsk. Beachtenswerth ist auch ein großes Erlöserbild in Marmorrahmen, welches von den Simferopoler Einwohnerinnen zur Erinnerung an die glückliche Bewahrung des Kaisers Alexander II. vor dem (4. April 1866) Attentat des Nihilisten Karakosow in St. Petersburg angestellt wurde. Dieses Bild trägt die Unterschrift in russischer Sprache: „Er hat seinen Engeln befohlen, Dich auf allen Deinen Wegen zu schützen."

In gleicher Linie mit dieser Kirche befindet sich das Kaiserliche Schloß, welches mit der Kirche durch einen geheimen Gang verbunden ist. Das Schloß ist eigentlich das etwas umgewandelte Wohnhaus des Grafen Potocki. Vom Flügel der Hauptzufahrt zieht sich längs der ganzen Mauer des Schlosses ein breiter Balcon. Die Wand dieses Balcons ist mit zwei Gemälden verziert: eines derselben rührt von dem russischen Seemaler Ajwasowskij her und stellt die geographische Karte der Halbinsel Krim dar, das andere von dem russischen Künstler Feßler den Plan von Livadia aus der Vogelschau; die Darstellung des Meeres auf diesem Plane ist eine Arbeit Ajwasowskij's.

Im Schlosse befinden sich viele Gemälde Ajwasowskij, Filippow, Blanchar (Aquarelle) Münte's u. A. In einem Kabinet ist ein Kamin aus schwarzem Marmor in chinesischem Styl besonders sehenswerth. Im Fontänenzimmer des Schlosses ist die Statue der Penelope ein Werk Brüger's, und ein Geschenk Odessaer Bürger an die Kaiserin zu erwähnen.

Nebst diesem Schlosse, in welchem der verstorbene Kaiser Alexander II. und dessen ebenfalls verstorbene Gemahlin Maria Alexandrowna zu wohnen pflegten, verdient Beachtung „das Haus des Großfürsten Thronfolgers", nämlich des jetzigen Kaisers Alexander III., welches im orientalischen Styl erbaut ist. Die Kamine in diesem Hause sind nach den Mustern des Bachtschisarai'schen Chamen-Schlosses angefertigt. Das Innere ist reich ausgeschmückt und mit höchst kostbarem Hausrathe versehen. Vor dem Schlosse führt ein Tunnel zum Meere. Zu erwähnen ist auch die Musikanten-Kaserne, welche nach dem System des Obersten Gurjew und des Capitäns Osipow erbaut wurde und feuerfest ist. In Livadia befinden sich auch zwei Orangerien, welche ebenso wie der Garten selbst von dem Hofgärtner Heckel angelegt wurden. Zur Begießung der Blumen in Livadia dient ein Behälter, welcher 700 000 Eimer Wasser fassen kann. Die Wasserleitung wurde in Livadia im Jahre 1863 nach dem Plane Janusschewskij's angelegt.

Ruprechts v. d. Pfalz und seiner Gemahlin in der Heiligengeist-Kirche zu Heidelberg. Endlich das Grabmal Friedrich III. in St. Stephan zu Wien. Hiermit schließen die mittelalterlichen Kaiser ab.

Das Jubiläum der Pendeluhr.

Wer in seinem Zimmer dem behaglich tönenden Tick-Tack der Pendeluhr lauscht, bis ihn schließlich ob des einschläfernden Geräusches Morpheus Arme

umfangen, weiß wohl kaum, daß dieser in ewigem Gleichmaße und unverdrossen tick-tackende Geselle in diesem Jahre sein 250jähriges Jubiläum begeht. Allerdings wird vielfach behauptet, daß Christian Huygens, Herr v. Zuylichem, der Erfinder der Pendeluhr ist, indem er im Jahre 1656 ein Uhrwerk mit Pendel construirte und diese Erfindung im Jahre 1657 in seiner Schrift zur Kenntniß weiterer Kreise brachte. Christian Huygens Verdienste sollen denn auch nicht bestritten werden. Aber es ist doch hervorzuheben, daß schon Galilei im Jahre 1641 ganz dieselbe Erfindung, nur mit einer etwas veränderten Construction gemacht hat. Bekanntlich leiteten den kaum Neunzehnjährigen (1583) die Schwingungen einer im Dom von Pisa vom Gewölbe herabhängenden Lampe, die noch jetzt gezeigt wird, auf die Gesetze des Pendels, die er zuerst bestimmte und zur Abmessung der Zeit benutzte. Damals erfaßte er die Anwendung des Pendels indessen nur unvollkommen und erst 58 Jahre später, kurz vor dem Ende seiner irdischen Laufbahn, kam er auf die Idee, dasselbe mit der Uhr in Verbindung zu bringen.“ Im Jahre 1641, so erzählt Vincenzo Viviani, der Lieblingsschüler Galilei's, als der greise Forscher bereits erblindet war und nur sein Sohn Vincenzio und sein Lieblingsschüler zu ihm Zutritt hatten, kam er auf den Einfall, daß wenn er das Pendel an die Uhr mit Gewichten oder an die Uhr mit der Feder anbringen könne, um sich dieser statt des gewohnten Zeitregulators zu bedienen, die gleichmäßige und natürliche Bewegung seines Pendels alle Mängel in seinen Uhren corrigiren würde.“ Galilei entwarf demgemäß in Gedanken einen Apparat, der die Einrichtung verwirklichen sollte, und gab die Zeichnung zu demselben seinem Sohne an, welcher nach derselben ein Modell construirte. Huygens, der zu seiner Erfindung ganz ohne Kenntniß der Galileischen gekommen war, hat denn auch, als er von dieser erfuhr, die Priorität des greisen Forschers in gewissem Sinne anerkannt. So läßt sich denn mit einigem Recht von dem 250jährigen Jubiläum der Pendeluhr in diesem Jahre reden. Sie hat schon seit den Tagen der Urgroßeltern so unverdrossen getickt und getackt, so vorzüglich die Zeit angegeben, so beharrlich dem Faulen das „fugit irrevocabile tempus“ zugerufen, so vielfach dem Novellendichter Gelegenheit gegeben, mit ihrer Hilfe die höchste Behaglichkeit auszumalen, daß es sich wohl lohnt, auf dieses Jubiläum hinzuweisen und seiner Freude über die treffliche Erfindung Ausdruck zu geben.

Literatur.

Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde, Organ des Vereins „Herold“ in Berlin. XXII. Jahrgang. Nr. 9. — September 1891.

Inhalt: Bericht über die Sitzung vom 16. Juni 1891. — Bürgerwappen aus Celle. — Erloschene Familien. — Zur Genealogie der Familie Windthorst. — Genealogisches und Biographisches in der Altpreußischen Monatsschrift. — Aus den Sitzungsberichten der Alterthumsgesellschaft Prussia in Königsberg. — Bücherschau. — Vermischtes. — Zur Kunstbeilage. — Auszüge aus den Inhaltsverzeichnissen heraldischer und anderer Zeitschriften. — Anfragen. — Familien-Nachrichten.

Anzeiger des germanischen Nationalmuseums. — Nr. 4. — Juli und August 1891. — Nürnberg. — Verlagseigenthum des germanischen Museums. —

Inhalt: Chronik des germanischen Museums: Stiftungen. — Neu angemeldete Jahresbeiträge. — Zuwachs der Sammlungen. — Fundchronik. — Mittheilungen aus dem germanischen Nationalmuseum. 1891. Bogen 8 und 9 nebst Tafeln IV.—VIII. — Zwei geätzte Prunkharnische im germanischen Museum. Von A. v. Essenwein. — Zu Gabriel Kramer. Von Hans Bösch. — Rottenhammers „Krönung Mariae.“ Von Dr. Th. Volbehr. — Aus dem Leben des Malers Johann Rottenhammer. Von Dr. Knochenhauer. — Deutsche Briefe des Grafen Rudolf von Habsburg-Laufenburg aus dem Jahre 1313. Von Jul. Heinr. Dieterich. — Katalog der im germanischen Museum befindlichen Kunstdrechslerarbeiten des 16.—18. Jahrhunderts aus Elfenbein und Holz. Bogen 3 nebst Tafeln I und II. (Schluß). —

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XVII. Jahrgang. Nr. 51. 19. September 1891.

Inhalt: Der beste Richter ist der König, von A. Bandholtz. — Theodor Körner, ein deutscher Dichterheld. Zu seinem hundertjährigen Geburtstage, von R. George (mit 2 Abbildungen). — Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, als Landschaftsgärtner, von O. Hüttig (Schluß). — Die internationale Kunstausstellung in Berlin, von H. Vollmar, IX. — Kleine Mittheilungen: Siegwart Friedmann (mit Abbild.). — Der Stralauer Fischzug auf der Bühne. — Ein verklagter König. — Die preußische Post vor 100 Jahren.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.


Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Bureau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 14. October 1891. **Nr. 41.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. October 1891 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa: der am 1. October 1891 vorhandenen Kranken und Siechen	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Septbr. 1891	Summa: Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. September 1891	56			
	Zugang pro . .	17			
		73			
	Abgang . . .	21			
	Bleibt Bestand	52	52	1 597	70
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. September 1891	96			
	Zugang pro . .	29			
		125			
	Abgang . . .	81			
	Bleibt Bestand	44	44	2 124	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus)				
	Bestand am 1. September 1891	136			
	Zugang pro .	5			
		141			
	Abgang . . .	45			
	Bleibt Bestand	96	96	3 872	130
4	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. September 1891	25			
	Zugang pro . .	21			
		46			
	Abgang . . .	23			
	Bleibt Bestand	23	23	672	58
5.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. September 1891	34			
	Zugang pro . .	14			
		48			
	Abgang . . .	11			
	Bleibt Bestand	37	37	1 001	54
6.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. September 1891	14			
	Zugang pro . .	20			
		34			
	Abgang . .	22			
	Bleibt Bestand	12	12	520	50
7.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. September 1891	24			
	Zugang pro .	19			
		43			
	Abgang . . .	26			
	Bleibt Bestand	17	17	599	43
	zu übertragen		281	9 885	495
	Uebertrag		281	9 885	495
8.	**Bundsburg:**				
	Bestand am 1. September 1891	22			
	Zugang pro . .	18			
		40			
	Abgang . . .	20			
	Bleibt Bestand	20	20	678	30
9.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. September 1891	52			
	Zugang pro . .	23			
		75			
	Abgang . . .	12			
	Bleibt Bestand	63	63	1 707	67
10.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. September 1891	23			
	Zugang pro .	11			
		34			
	Abgang . .	16			
	Bleibt Bestand	18	18	624	32
11.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. September 1891	43			
	Zugang pro . .	26			
		69			
	Abgang . .	27			
	Bleibt Bestand	42	42	1 185	40
12.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. September 1891	45			
	Zugang pro	66			
		111			
	Abgang . .	59			
	Bleibt Bestand	52	52	1 496	60
13.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. September 1891	19			
	Zugang pro . .	18			
		37			
	Abgang . .	18			
	Bleibt Bestand	19	19	609	65
14.	**Züllichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. September 1891	17			
	Zugang pro . .	23			
		40			
	Abgang . . .	17			
	Bleibt Bestand	23	23	582	40
	zu übertragen		518	16 76[illegible]	829

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. October 1891 vorhandenen Kranken und Siechen.	der Kranken-Verpflegungstage pro Septbr. 1891.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		518	16 766	829
15.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. September 1891	67			
	Zugang pro . .	46			
		113			
	Abgang . . .	44			
	Bleibt Bestand	69	69	2 108	96
16.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. September 1891	23			
	Zugang pro . .	20			
		43			
	Abgang . . .	21			
	Bleibt Bestand	22	22	805	40
17.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. September 1891	38			
	Zugang pro . .	7			
		45			
	Abgang . . .	15			
	Bleibt Bestand	30	30	1 023	80
18.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. September 1891	20			
	Zugang pro . .	19			
		39			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	21	21	619	46
19.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. September 1891	27			
	Zugang pro . .	20			
		47			
	Abgang . . .	22			
	Bleibt Bestand	25	25	708	42
20.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. September 1891	17			
	Zugang pro . .	10			
		27			
	Abgang . . .	11			
	Bleibt Bestand	16	16	458	41
21.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. September 1891	16			
	Zugang pro . .	15			
		31			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	12	12	432	42
22.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. September 1891	12			
	Zugang pro . .	14			
		26			
	Abgang . . .	17			
	Bleibt Bestand	9	9	358	86
23.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. September 1891	9			
	Zugang pro . .	8			
		12			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	12	12	360	14
24.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. September 1891	7			
	Zugang pro . .	6			
		13			
	Abgang . . .	2			
	Bleibt Bestand	11	11	239	20
	zu übertragen		745	23 876	1 286
	Uebertrag		745	23 876	1 286
25.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. September 1891	16			
	Zugang pro . .	10			
		26			
	Abgang . . .	11			
	Bleibt Bestand	15	15	521	20
26.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. September 1891	15			
	Zugang pro . .	15			
		30			
	Abgang . . .	23			
	Bleibt Bestand	7	7	287	20
27.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. September 1891	5			
	Zugang pro . .	—			
		5			
	Abgang . . .	3			
	Bleibt Bestand	2	2	110	10
28.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. September 1891	6			
	Zugang pro . .	1			
		7			
	Abgang . . .	3			
	Bleibt Bestand	4	4	139	15
29.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. September 1891	31			
	Zugang pro . .	1			
		32			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	32	32	943	32
30.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. September 1891	17			
	Zugang pro . .	15			
		32			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	13	13	500	30
31.	**Plön:**				
	Bestand am 1. September 1891	10			
	Zugang pro . .	1			
		11			
	Abgang . . .	6			
	Bleibt Bestand	5	5	192	29
32.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. September 1891	20			
	Zugang pro . .	19			
		39			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	21	21	561	48
33.	**Altena:**				
	Bestand am 1. September 1891	51			
	Zugang pro . .	11			
		62			
	Abgang . . .	26			
	Bleibt Bestand	36	36	1 332	50
34.	**Oeynhausen:**				
	Bestand am 1. September 1891	79			
	Zugang pro . .	38			
		117			
	Abgang . . .	117			
	Bleibt Bestand	—	—	2 142	86
	zu übertragen		880	30 603	1 626

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. October 1891 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Septbr. 1891.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag	.	880	30 603	1 626
35.	**Lippspringe:**				
	Bestand am 1. September 1891	43			
	Zugang pro " "	11			
		54			
	Abgang " " "	44			
	Bleibt Bestand	10	10	995	41
36.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. September 1891	26			
	Zugang pro " "	17			
		43			
	Abgang " " "	12			
	Bleibt Bestand	31	31	867	20
37.	**Plochingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. September 1891	5			
	Zugang pro " "	1			
		6			
	Abgang " " "	2			
	Bleibt Bestand	4	4	121	38
38.	**Schwäbisch-Hall:**				
	Bestand am 1. September 1891	9			
	Zugang pro " "	5			
		14			
	Abgang " " "	9			
	Bleibt Bestand	5	5	269	21
39.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. September 1891	35			
	Zugang pro " "	15			
		50			
	Abgang " " "	9			
	Bleibt Bestand	41	41	1 124	36
40.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. September 1891	13			
	Zugang pro " "	10			
		23			
	Abgang " "	11			
	Bleibt Bestand	12	12	391	24
41.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. September 1891	13			
	Zugang pro " "	7			
		20			
	Abgang " " "	6			
	Bleibt Bestand	14	14	405	20
	Zusammen		997	34 775	1 826

Der gesammte Abgang an Kranken pro September 1891 beträgt 886, davon sind gestorben 51
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 128
geheilt 707
wie oben 886.

42. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:
Bestand am **1. August 1891** . . . . 39 Kranke
Zugang pro **August 1891** . . . . 40 "

Davon sind: 79 Kranke.
gestorben 1
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 15
geheilt 29
45 "

Bleibt Bestand am **1. September 1891:** . . 34 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 5 Europäer, 18 orientalische Christen, 14 Muhamedaner und 3 Juden.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro August 1891 beträgt 1148.

Poliklinisch wurden 1036 Personen behandelt.

1. Edwin von Ohlen und Adlerskron, Oberst z. D., Ehrenritter seit 1872, † zu Breslau 2. October 1891.
2. Oscar von Knobloch, Major und Compagnie-Chef im Invalidenhause zu Berlin, Ehrenritter seit 1863, † zu Berlin 5. October 1891.

Die Preußischen Artushöfe in ihrem Verhältniß zu den Tafelrunden des Mittelalters.

(Schluß.)

Der König-Artushof in Braunsberg, 1353 als ein schon bestehendes Institut genannt und zur Zeit, wo seine Hofordnung abgefaßt wurde, um das Ende des 14. Jahrhunderts, bereits den geselligen Zwecken der gesammten Bürgerschaft gewidmet, betheiligt sich im 15. Jahrhundert an der künstlerischen Umgestaltung der dortigen Pfarrkirche durch eine ihrer nordwestlichen Seite angebaute zierliche S. Nicolai-Capelle, in welcher die Artusbrüderschaft bis in späte Zeiten hinunter ihre kirchlichen Zusammenkünfte hält, wie denn Papst Innocenz VIII. 1490 derselben für die Theilnehmer an der h. Leichnams-Procession einen Ablaßbrief ertheilt. Da ist nun bemerkenswerth, daß die Artusbrüderschaft als Besitzerin jener Capelle die Brüderschaft der Schiffsleute und Hauptherren, und lateinisch Fraternitas curialium et nautarum genannt wird, während sie sich in andern Fällen S. Georgenbrüderschaft nennt und als solche auch noch heut zu Tage, wo sie sich nach Aufhebung des Hofes in eine Begräbnißgilde umgewandelt hat, fortbesteht. Nach der Analogie der Thorner Verhältnisse wird man auch hier die Verschmelzung zweier ursprünglich gesonderter Gesellschaften der Hauptherren (etwa der an der Stadtgründung betheiligten Patricier oder Altbürger, die als Gründer des Artushofes auch S. Georgenbrüder*) hießen) und der die übrige Kaufmannschaft umfassenden Schiffer anerkennen müssen. Jedenfalls bewahrte auch in dieser kleinen Stadt der Hof die Erinnerung an seinen Ursprung, indem mit seinem Hauptfeste, am Fastnachts-Dienstage, ein sogenanntes „Tournier" verbunden war. Im Privilegium der Schuhmachergesellen von 1456 wird letzteren ausdrücklich verboten, auf dem Markte während des Tourniers Sporen oder Hufeisen aufzuheben. Auch später noch wird der Markt vor dem Hofe an jenem Tage mit Sand befahren und mit Planken ein-

*) Vergl. Lilienthal die Artusbrüderschaft in der Altstadt Braunsberg.

geschlossen; mehrere Paare zeigten ihre Kräfte und Geschicklichkeit im Lanzenrennen zu Pferde; die ritterliche Uebung hieß das Stegreiten; der Sieger wurde mit einem silbernen Kranze und einer silbernen Kette, an welcher die Schilde der früheren Sieger hingen, welchen der des neuen Siegers hinzugefügt ward, von einer besonders dazu ernannten Dankjungfrau geschmückt. Der Dankherr, so hieß der Sieger, mußte am folgenden Nachreiten theilnehmen, das hieß: den Dank erreiten; als später die Rathsherrentöchter sich weigerten, die auf sie gefallene Wahl als Dankjungfrauen anzunehmen, so wird ihnen angedroht, sie sollten ihre Hochzeit auf dem Hofe nicht feiern dürfen. Die Tourniere erhielten sich hier als ein besonderer Gegenstand des städtischen Stolzes bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts; noch 1722 fand zu Ehren des Bischofs Potocki, nach einer öffentlichen Ankündigung „das höchst berühmte Ritter- und Tournierspiel des Stechreitens von vier Paaren dargestellt, statt, welches Fest mit einem Tanze abschloß. Wir kommen schließlich zum Danziger Artushofe; auch er ist in den ersten Jahren der Stadt entstanden; in dem 1358 angelegten Grundzinsbuche, das wiederum die Abschrift eines noch älteren Buches ist, wird die Curia regis Arthuris in der Langgasse mit der Rückseite nach der Bäckergasse, dem jetzigen Schnüffelmarkte, ganz an derselben Stelle bezeichnet, wo das Gebäude noch jetzt steht, und zwar als Besitzthum der Stadt. Auch auf seine ursprüngliche Bestimmung deutet unser ältestes Kämmereibuch von 1379 damit hin, daß es den Hof ein Theater nennt. Ebenso wenig fehlt hier eine S. Georgenbrüderschaft als eine Genossenschaft der ältesten patricischen und rathsfähigen Familien, in deren Brüderbuche fremde Edelleute, selbst Fürsten und Könige, z. B. König Erich der Pommer von Dänemark, wenn sie als Gäste ihre Bankette besuchen, ihre Namen eintragen. In dem Anfang der sechziger Jahre aufgefundenem Statute vom Jahre 1414, in welchem sie ihre alte Genossenschaft unter veränderten Verhältnissen erneuert, stehen noch 4 Rathmannen, 4 Schöppen und 4 Mitglieder regierender Familien an ihrer Spitze; für ihre kirchlichen Zwecke sind die Brüder im Besitze einer S. Georgen-Capelle und eines S. Georgen-Altars zu S. Marien, welchen letzteren sie späterhin mit ihrer kostbaren Siegesbeute, dem Bilde des jüngsten Gerichts, ausschmückten, wo sie Priester unterhalten, die bei ihren kirchlichen Festlichkeiten den Dienst versehen, und wo an bestimmten Tagen Spenden an die Armen stattfinden. Aber auch die weltlichen Artusfreuden werden von ihr nicht vernachlässigt; daß diese für sie zunächst bestimmt gewesen sind und erst später, nachdem eine Vereinigung mit der übrigen Bürgerschaft stattgefunden hat, auch diese zu denselben hinzugezogen worden, wird durch die alte Nachricht bestätigt, daß bis 1481 der Artushof in zwei Höfe geschieden war, deren einer, der große, allen Mitgliedern der Kaufmannschaft geöffnet stand, während der kleine nach der Krämergasse hin gelegen, den S. Georgenbrüdern und den Schöppen allein vorbehalten blieb. Auch als nach dem Brande von 1481 alle Räume des Hofes zum Bau einer einzigen Halle verwandt wurden, in welcher wie in Thorn die einzelnen Genossenschaften in Bänke sich absonderten, zogen sich die S. Georgenbrüder für ihre besonderen geselligen Zwecke in das 1489 neben ihrem Schießgarten am Langgassischen Thore neugebaute Gemach, die sogenannte Halle, die jetzige Hauptwache, zurück, und führten theils hier, theils im großen Artushofe ihre alten Festlichkeiten aus. Ihr Hauptfest findet am Fastnachtsmontage statt, wo sie noch 1494 nach altem Brauche nach der Tafelrunde reiten,*) worauf dem Sieger vom Rathe oder von einer der vornehmen Frauen der „Dank" in einem goldenen Becher oder einer silbernen Schale ertheilt wird. Schon sehen damals diese Frauen unwillig darein, daß auch Bauernsöhne, die das Bürgerrecht erworben haben, um den Dank reiten; die Rathsfrau Catharina Finkenberg**) bittet einen vornehmen Gesellen aus der Priegnitz, Hermann Florissen, als er bei ihr zu Tische speist: daß er sich um den Dank bewerbe; die Laffen, sagt sie, die da nun reiten wollen, sind es nicht werth, daß die Frauen um ihretwillen sollen zu Hofe gehen; als er sich dazu entschließt, fordert sie ihre Verwandten auf, ihm zu seiner Ausstaffirung behülflich zu sein; einer giebt ihm ein Pferd, ein anderer den Harnisch, ein dritter eine Roßdecke, andere endlich setzen ihm aus Karten ein Wamms zusammen und färben ihm das Gesicht. Die übrige Bürgerschaft jedoch zürnt über die sichtliche Bevorzugung des Fremdlings bei der Preisvertheilung; es entsteht daraus ein heftiger Zank, und der Dank wird in jenem Jahr gar nicht ausgegeben. Ein nicht minder bedeutendes Fest findet am Pfingstmontage statt, wo die Brüderschaft in glänzendem Ornate ins Feld reitet, um einem aus ihrer Mitte, dem sie einen Kranz von Maien um den Leib hängen, zum Maigrafen zu ernennen. Nachdem sie dann Mahlzeit in S. Georgens Haus gehalten, schießen sie um einen König zum Vogel mit Armbrüsten; am Abend aber gehen sie mit Jungfern und Frauen in König Artushof und halten darin Hoftanz, welchen sie ein „Trarat" nannten. Versetzt man sich in eine Zeit, wo die Leidenschaften der Menschen, noch wenig durch Bildung gezügelt, nur zu oft in wilden Ausbrüchen ihre Befriedigung suchten, und wo der Staat nur in mangelhafter Weise dem Rechte Schutz und Geltung zu verleihen im Stande war, so können wir nicht hoch genug von dem Geiste der Stifter dieses Instituts denken, welche durch die sittlichen Momente, die sie zunächst in diesen

*) Caspar Weinrichs Danziger Chronik, s. a. 1494. H. auf dem Fastelobent reden sie noch der tabelrunde und den dank gab der rath: eine pawese, die Kreg Meyne von Staben.

**) Eben daselbst; s. a. 1486.

dem geselligen Lebensgenuß gewidmeten Kreisen zur Uebung brachten, eine gute Gewohnheit zur Geltung kommen ließen, die auch im Ernste der Tagesgeschäfte nicht ohne heilsame Wirkung bleiben konnte. Noch im 16. Jahrhundert, wo das Institut sich bereits dem Verfalle zuneigte, nennt Erzbischof Johann Stor von Upsala*) die Artushöfe an der Ostseeküste eine Schule der edelsten Sittsamkeit. In der That ist es der Geist der Ehrbarkeit und sittlichen Zucht, der zunächst in den naiven Formen derselben uns wohlthuend entgegentritt. Sowie der Besuch des Hofes allen denen verboten ist, auf denen sittlicher Makel ruht, etwa, wie es im Statute heißt, weil sie ein berüchtigtes Weib zur Ehe haben, oder einem Manne zu seinem Rechte nicht haben verhelfen mögen, oder verbotene Reisen gefahren sind, oder noch eines Geleitbriefes bedürfen, um nicht als rechtlos zu gelten, oder als Kläffer, Aushorcher und Lügner sich bewiesen haben, welche ehrliche Leute ohne Beweis verleumden, so sind auch bestimmte in Lasten Bieres zu entrichtende Gesellschaftsstrafen für diejenigen angeordnet, welche durch unziemliche Reden, durch Unmäßigkeit oder Streitsucht das brüderliche Beisammensein stören. Die Freuden, die dafür geboten werden, sind einfacher Natur; die täglichen Zusammenkünfte werden durch das Spiel der Hofpfeiffer und Trompeter belebt, welche jedoch nebst den übrigen Hofgenossen um 10 Uhr den Saal verlassen müssen; dann finden auch besondere Festlichkeiten statt an den großen kirchlichen Festtagen, wo auch die Frauen theilnehmen, Tänze aufgeführt werden und Seiltänzer ihre „Mordsprünge" sehen lassen, zu Pfingsten und Fastnacht, wo, wie wir gesehen, Nachspiele mit Preisvertheilungen hinzukommen, an den Wahltagen der Bankvögte, die mit der Vogtmahlzeit der Bankgenossen gefeiert werden, und endlich bei der großen Collation und Nachcollation, die einmal im Jahre stattfindet, wenn der Rath der Stadt von den Alderleuten in den Hofkeller geladen wird, wo gleichfalls das vorgeschriebene Maß: einerlei Wein, einerlei Gewürzkuchen (Krude), Bier, Brod, Heringe und Rettig, und bei der Nachcollation gar nur Heringe, Brod und Bier bei Strafe nicht überschritten werden darf.

Diese Zusammenkünfte harmloser Freude erhalten nun eine ernste Bedeutung durch ihre enge Beziehung zur Religion und Kirche. Jede der sechs Hofbänke hat nicht nur ihren Schutzheiligen, sondern auch in einer der Stadtkirchen eine diesem Heiligen geweihte Capelle oder einen Altar, an welchem 2 bis 3 Priester den Gottesdienst der Brüder leiten, und in deren Umkreise die Begräbnißstätte der Brüder sich befindet. Hier wird insbesondere der verstorbenen Brüder in täglichen Seelenmessen gedacht, am Tage des Heiligen während des Hochamtes die Capelle mit Kerzen beleuchtet, am Tage Johannes des Evangelisten (27. Dezember) ein bitterer Wermuthswein als Johannistrunk auf des Evangelisten Lieb und Segen geweiht und gekostet, vor allem am Aller-Seelentage (2. November), zu dessen Vorfeier schon einige Tage vorher Spenden von Brot und Fleisch theils in der Capelle an Hülfsbedürftige vertheilt, theils den Armen im Krankenhause zugesandt wurden, „vor de leven seelen to beden, de ut unser Broderschop verstorffen sin" in Gegenwart aller Brüder ein Todtenamt für die während des letzten Jahres verstorbenen Genossen abgehalten. Auch die Reformation hat in diesen kirchlichen Festen nur so viel geändert, daß die Brüder durch Abschaffung der Priester und der Messen größere Mittel zur Unterstützung Nothleidender gewonnen haben. Die Verbindung mit den Schutzheiligen ward aber auch im weltlichen Verkehr fortgesetzt und gestaltet sich hier zum Verhältniß naiver Vertraulichkeit. Bei der St. Reinholdsbank schmückt die geschnitzte Holzstatue des Heiligen, wie er das Haupt des von ihm getödteten Karlmann am Spieße trägt, in gleicher Weise das Gesimse der Wand, an der die Brüder schmausen, als den Altar, vor dem sie beten; das Bildniß des Heiligen, wie er mit den andern drei Haimons Kindern auf dem Rosse Bayard davoneilt, ist den Trinkgeschirren wie dem Capellengeräthe aufgeprägt; die Kasse der Brüder heißt S. Reinholds Schutzspind, der Prunkpokal S. Reinholds Willkomm, ja im Geschäftsverkehr der Brüder wird der Heilige als der Vermittler des Geschäfts und als Bürge für die redliche Erfüllung der geschehenen Zusage hinzugezogen und erhält dafür seinen Lohn. „So daß geschieht", heißts dann im Vertrage, soll S. Reinhold erhalten 2 Pfund Wachs und einen ungarischen Gulden zur Vergoldung seines Kelches; und im entsprechenden Scherze wird einmal das schriftliche Gelöbniß gethan: Wenn Otto Angermünde ein echtes Weib nimmt, so will Andreas Klepper S. Reinhold 6 Pfund Wachs geben; oder es machen vier Junggesellen unter einander aus, wer von ihnen zuerst heirathe, soll jedem der andern ein Hosenlaken und einen ungarischen Gulden geben, S. Reinhold aber ein Pfund Wachs.

Mit dieser religiösen Richtung eng verschwistert erscheint endlich als ein nicht minder erfreuliches Zeichen des in diesen preußischen Artushöfen waltenden Geistes, die in einem frischen Bewußtsein des Schönen wurzelnde Neigung, den Aufenthalt der Erholung durch Werke der bildenden Künste auszuschmücken. In der That wüßte ich keine ähnlichen Zwecken gewidmete Halle in unserer so weit vorgeschrittenen Zeit zu nennen, in welcher der äußere Schmuck der Kunst in so sinniger Weise angewandt wäre, um dem Geiste des Frohsinns, der hier herrschen sollte, einen edlen über das Gemeine erhabenen Ausdruck zu verleihen als in dem Artushofe zu Danzig. Groteske Schiffsmodelle mit phantastischen Wimpeln und Abzeichen,

*) Johannes Magnus in seiner Gothorum Sueonumque historia Argentor 1617. 8. l. VIII. c. 41.

seltene Waffen und Rüstungen über und neben den Bänken, von einzelnen Brüdern als Geschenke aufgestellt, erinnerten an wichtige Erlebnisse in See- und Kriegsgefahren, der kostbarste Gewinn des Waidwerks, die Geweihe erlegter Thiere werden dem Kopfe des riesigen Schutzpatrons Christophorus aufgesetzt, oder ragen aus dem großen Jagdgemälde hervor, in welchen der Jäger Actäon in einen Hirsch umgewandelt wird; Büsten und Statuen von Helden aller Zeiten, von Camillus und Themistokles herab bis auf Kaiser Carl V. stärkten und kräftigten den kriegerischen Sinn zu einer Zeit, wo der Kaufmann seinen Erwerb stets mit dem Schwerte zu vertheidigen gerüstet sein mußte; auch patriotische Beziehungen fehlten nicht; an der Marienburger Bank verherrlichen zwei Bilder die Thaten Danziger Bürger vor Marienburg, während unter den unvergleichlich schönen Triumphzügen, die an den Paneelen der Wände sich hinziehen, einer in charakteristischen Zügen die bewaffneten Bürger darstellt, welche aus der zerstörten Jungstadt mit ihrer Beute heim ziehen. Wenn an einer anderen Stelle neben den bunten Darstellungen weltlichen Treibens das gewaltige Bild vom jüngsten Gerichte auch auf das Himmlische hinweist, so ist es mit besonderer Absicht an einer Stelle aufgerichtet, vor der allwöchentlich die Schöppen einmal Gericht über Leben und Tod abhielten. An der Hinterwand des Artushofes endlich erblicken wir neben dem Ofen die statuarische Darstellung des heiligen Georg, wie er mit seiner Lanze eine Jungfrau von einem Drachen befreit aus gemaltem Holzschnitzwerk geformt: eine bezeichnende Erinnerung an die ursprüngliche Bestimmung des Hauses, nicht minder aber auch ein bedeutsames Wahrzeichen, daß diejenigen Genossenschaften, welche sich der Bewahrung der Treue, die Aufrechthaltung christlicher Zucht und die Förderung des leiblichen und geistigen Wohls der leidenden Menschheit zum Ziel setzt, zu allen Zeiten in den fernen Ostmarken unseres deutschen Vaterlandes in Ehren verbleiben wird.

Wohlfahrts-Einrichtungen.

Die Königliche Munitionsfabrik in Spandau beschäftigt zur Herstellung der Patronenhülsen etwa 2500 Arbeiterinnen, meist Mädchen im Alter von 16 bis 25 Jahren.

Um nun diese jugendlichen Personen, welche der elterlichen Aufsicht zum größten Theil entbehren, den Gefahren zu entziehen, die ihnen in moralischer und physischer Hinsicht aus dem Schlafstellenwesen erwachsen, hat die Militärbehörde, wie der „Hannov. Courier“ berichtet, eine segensvolle Wohlfahrtseinrichtung getroffen. Es wurden, um eine schleunige Abhilfe arger Mißstände herbeizuführen, vor einiger Zeit in der Nähe der Fabrik elf geräumige Wellblechbaracken errichtet, von denen zehn Aufenthalt für 500 Arbeiterinnen gewähren.

Die Stuben der Bewohnerinnen sind einfach, aber höchst zweckmäßig und nicht ohne Behaglichkeit eingerichtet. Jede Arbeiterin hat ausreichende Möbel und Wirthschaftsgegenstände zur Verfügung. Die luftigen gesunden Räume werden Abends electrisch beleuchtet. Jede Bewohnerin wird auch vollständig beköstigt.

Diesem Zweck, sowie zur Wohnung für die Vorsteherin und das Dienstpersonal dient die alte Baracke. Die gelieferten Speisen sind nach dem Küchenzettel eines bürgerlichen Haushalts zubereitet. Die Einrichtung der Kochanstalt entspricht allen Erfahrungen der Neuzeit. Ein großer eiserner Bratofen dient zur Zubereitung des Sonntagsessens, bei welchem der Braten selten fehlt. Für Wohnung und volle Beköstigung zahlt jede Bewohnerin 65 Pf. täglich. Die Militärverwaltung läßt sich lediglich die Selbstkosten ersetzen.

Die Vorsteherin der Anstalt ist eine gebildete Frau, welche mit practischer Vorbildung ein warmes Herz für das körperliche und sittliche Wohl der Arbeiterinnen verbindet und so, ihrer verantwortlichen Stellung vollständig gewachsen, nach jeder Seite hin bemüht ist, durch Wort und Beispiel fördernd und sittlich hebend zu wirken.

Auch der Sparsinn der Arbeiterinnen ist mächtig angeregt worden. Verschiedene haben in zwei Jahren Beträge von 300, ja sogar bis 600 Mk. auf der städtischen Sparkasse angelegt.

Das Anfangs nur provisorisch errichtete Wohlfahrtsinstitut soll nach einem jüngsten Beschluß der Militärverwaltung in ein dauerndes umgewandelt werden; indem an Stelle der Wellblechbaracken massive Baulichkeiten aufgeführt werden sollen.

Literatur.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XVII. Jahrgang. Nr. 52. 26. September 1891.

Inhalt: Der beste Richter ist der König, von A. Bandholtz (Schluß) — Theodor Körner, ein deutscher Dichterheld. Zu seinem hundertjährigen Geburtstage, von R. George (Schluß). — Unter preußischen Fahnen vor hundert Jahren, von F. v. Stenglin. — Die internationale Kunstausstellung in Berlin, von H. Vollmar, X. — Kleine Mittheilungen: Das Künstlerhaus zum St. Lukas in Charlottenburg (mit 4 Abbildungen). — Verbot fremder Kalender. — Abgetrumpft. — Eine Anekdote von Friedrich Wilhelm III. — Friedrich Wilhelm IV. als Kritiker.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Bureau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 21. October 1891. **Nr. 42.**

Im Banne der Landschaden von Steinach.

Eigenthümlich anziehend ist das Wappen der edlen Landschaden von Steinach in Kurpfalz, wie es Jost Amman am Schlusse des 16. Jahrhunderts auf einem seiner herrlichen Blätter dargestellt hat: im Schilde eine mit einem Seraphskopfe geschmückte Harfe, auf dem Helme ein bärtiges Manneshaupt mit einer Krone, dessen lang herabwallendes Silberhaar zugleich die Helmdecke bildet. Gleich fesselnd ist auch die Geschichte und die Sage dieses schon im Jahre 1653 erloschenen ritterlichen Hauses, — sind ferner die Monumente, welche dasselbe in seiner schönen, poesieverklärten Heimat hinterlassen hat. Auf denn einmal zum burgenreichen Neckarstrande, an welchem die ritterlichen Landschaden einst gesessen waren! —

Heidelberg mit seinem Schlosse liegt in sonniger und doch so ergreifend wehmüthiger Schöne hinter uns. Wir haben Neckargemünd erreicht und wandern nun am Flusse entlang dem „Dilsberge" zu, dessen bewaldete, mit Trümmern gekrönte Kuppe dort von der Biegung des Stromes herübergrüßt. Wacker hat sich im Jahre 1621 der Commandant Barthel Schmidt dort oben gegen den gewaltigen Tilly gehalten; das Volk aber erzählt, die Besatzung habe durch herabgeschleuderte Bienenstöcke den Angriff des großen Liguistenführers abgeschlagen. Beim Dilsberge trägt uns der Nachen zum anderen Ufer; wir landen beim Städtchen Steinach, und jetzt erhebt sich auf schier unzugänglichem Felsen, einem Schwalbenneste vergleichbar, Schadeck, die erste der Landschadenburgen, vor unsern Blicken.

„Schadeck" ist eine nur sehr kleine Burg; mühsam erscheint der Platz zu ihr dem Felsen abgerungen. Sorgfältig erhält der hessische Alterthumsverein diese kühnen Trümmer, welche von den Einwohnern Steinach's mit Recht als „Schwalben- oder Rabennest" bezeichnet werden. Man spricht wohl auch von einer Kette, welche zwischen Schadeck und Dilsberg einstmals den freien Neckarstrom gesperrt haben soll. „Landschadeneck", das sei der eigentliche Name dieses Felsenhorstes gewesen, so sagt man uns, und gar arge Schädiger des Landes waren nach der Ueberlieferung die stolzen, festen Herren, welche dies „Schadeck" einst erbaut: die Landschaden von Steinach. Ihr Ahnherr, Bligger mit Namen, war der Schrecken der ganzen Umgebung. Endlich traf ihn der Bann sowie des Kaisers Acht und Aberacht; ihn aber kümmerte das wenig: er blieb, was er gewesen, bis man ihn eines Morgens entseelt im Burghof liegend auffand.

Die Geschichte weiß freilich nichts von solcher Mär; sie kennt die Landschaden als Störer des öffentlichen Friedens überhaupt nicht: im Gegentheil; sie weiß nur Gutes und Ehrenhaftes von den edlen und tapfern Söhnen dieses alten Hauses zu erzählen. Tiefes Dunkel würde daher die Anfänge der Landschaden bedecken, wenn nicht eine Familientradition vorhanden wäre, welche das Geschlecht aus Sachsen herstammen läßt. Diese Ueberlieferung ist auch durchaus glaubwürdig.

Es ist nämlich allgemein bekannt, daß Karl der Große nach der Unterwerfung des heidnischen Sachsenvolkes viele edle Geschlechter desselben in Gegenden seines Reiches ansiedelte, welche dem Christenthume schon seit längerer Zeit gewonnen worden waren. Selbstverständlich traf dies Loos grade die hochstehendsten und hartnäckigsten unter den sächsischen Athalingen. Zu ihnen nun scheinen auch die Männer gehört zu haben, welche sich nachmals „die Landschaden" nannten, — ein Name, der ein selbsterkorener, vielleicht in bittrem Grimm gewählter sein mag. Heidnische Familiensitte bewahrten diese Fremdlinge aber auch im Frankenland noch lange. „Bligger" heißt in der Sage ihr Ahnherr; „Bligger" aber ist gleich „Bleichhart", wie Schwigger gleich „Schweickhart, und „Bleichart", latinisirt „Blicero", ist ein heidnischer Name des bleichen, harten Todes. Auf hohen Adel, auf Abstammung aus göttlichem Geschlechte, wie sie der Sachsen Volkshäupter allzumal für sich in Anspruch nahmen, weisen ferner beide Bestandtheile des Landschaden-Wappens, sowohl Helm wie Schild, hin. Das bärtige, graugelockte Königshaupt auf dem

Helme ist nämlich ein Wodanshaupt; die Harfe im Schilde aber ist sowohl ein Attribut **Wodans** selbst, wie ein Zeichen seines Sohnes **Bragi**, des Gottes der Lieder, welcher mit Heimdall zusammen die gefallenen Helden in Walhall empfängt. —

Anders will es freilich die Sage wissen. Sie führt die Entstehung des Landschaden-Wappens auf Bliggers I. Sohn Ulrich zurück, der über's Meer fuhr, Smyrna auf heiliger Fahrt erobern half, mit seinem schwachen Fähnlein dann eine dreimal stärkere Schaar der Feinde vernichten half, dem Sultan, zu welchem er in der Verkleidung eines Spielmannes gelangt war, das Haupt abschlug und mit dieser Trophäe endlich siegprangend wieder zum Christenheer zurückritt. Noch anderes berichten spätere Chroniken. „Herr Ulrich Landschad", so heißt es in ihnen, „ist ein fürnehmer und ritterlicher Mann gewest, eines wunderstarken Leibes, der bei seinen Zeiten viel mannlicher Thaten verrichtet hat. Von ihm schreibt man, daß er in seinen jungen Jahren mit Kaiser Friedrich, dem Andern des Namens, über Meer zum heiligen Lande gezogen sei. Da habe er ‚einen Ungeheuren' unter den Heiden erleget; derhalben ihn der römische Kaiser begabet, auch ihm zu ewigem Gedächtniß den gekrönten Heidenkopf auf den Helm gegeben; denn zuvor haben die Landschaden als Zimier zwei Hörner geführet. In seinem guten und geruhigen Alter ist er dann an des Pfalzgrafen Hof kommen. Derselbige Pfalzgraf hat einen Leuen gehabt: **der** ist einmal seines Zwingers ledig worden. Da soll der Pfalzgraf von dem Landschaden begehret haben, er solle den Leuen wieder in seinen Käfig treiben. Herr Ulrich aber hatt' eine große Beschwerde ob dem Begehr; derhalben er sich entschuldiget, es seie ein unvernünftig' Thier und keine Ehre an ihm zu erlangen. Aber der Pfalzgraf wollt' nicht nachlassen. Da hat der Landschaden ein weiß' Stäblein in die Hand genommen und ist ganz verwegentlich zum Löwen 'gangen, welcher ob seiner Freudigkeit sich entsetzet und sich wieder in sein Löwenhaus begeben. Dann aber hat der Landschaden von dem Pfalzgrafen ein' Urlaub genommen, weil er ihn so freventlich in'n Tod geschicket, und ist hinweggezogen." —

Die Mär' ist wohl nur aus einem Kunstwerke entstanden. In der Kirche zu Neckarsteinach befindet sich nämlich unter den zahlreichen Grabdenkmälern der Landschaden auch der Grabstein eines Ritters Ulrich mit der Inschrift:

„Anno M · C · C · C.LXIX · in die sancti Michael obiit Ulricus Lantschad miles,"

und der Figur des Entschlafenen. Ulrich trägt eine Stirnhaube und einen geflochtenen Panzer, — über letzterem aber den Lendner mit dem Rittergürtel. Seine Hände ruhen auf dem Schwerte. Rechts steht der Schild und links der Helm; die Füße aber ruhen in üblicher Weise auf einem **Löwen**. Ungewöhnlich ist nur, daß Engel dem Todten ein Kissen unter dem Haupte halten, gleichsam als *wollten* sie den Ritter noch im Tode beschützen. Hier liegen die Anhaltspunkte zur Sagenbildung offen vor. —

Schon frühe theilte sich das edle Haus in mehrere Zweige, welche sich durch kleine Wappenunterschiede kenntlich machten. So wurde die Harfe golden auf blau oder silbern auf roth oder auch schwarz mit rothen Saiten auf Gold geführt. Statt des Heidenhauptes wurden auch zwei Schwanen- oder Pfauenhälse angenommen. Doch nun endlich zur Geschichte der edlen Landschaden! —

Bligger I. saß um 1150 als Lehnsmann der Bischöfe von Worms bereits zu **Steinach**; sein Bruder Konrad aber bestieg den bischöflichen Stuhl in der Nibelungenstadt, begleitete Kaiser Friedrich Barbarossa auf dessen erstem Römerzuge und war als Staatsmann mehrfach in wichtigen Sendungen für die Sache der Staufer thätig. Sein edles Haus nahm an der Bildung und dem farbenprächtigen Leben jener Tage **vollen** Antheil: Bligger II begegnet uns unter den ritterlichen Sängern seiner Heimat. „Verwundet von der Minne Weh", that auch **er** eine Fahrt in's heilige Land, kehrte wohlbehalten zurück und warb nun unter den Fahnen seines Kaisers Heinrichs VI. um Ehre und Ruhm. Er sowohl wie sein Bruder Konrad führten das Geschlecht der Steinacher fort. Der Name „**Landschad**" tritt dann zuerst im Jahre 1276 auf; es muß also in der That eine Veranlassung zu seiner Entstehung vorgelegen haben. All' diese ältesten Steinacher aber ruhen in dem Kloster Schönau, welches nordöstlich von Heidelberg am Steinachbache belegen ist. Erst später wurde die Familiengruft nach Neckarsteinach selbst verlegt.

Im 14. Jahrhunderte entstanden durch die beiden Brüder Diether I. und Bligger VIII. zwei gesonderte Linien. Die letztere ist die ruhmreichere; die erstere endigte schon im 15. Jahrhundert mit Konrad X., welcher seine einzige Tochter an einen Schweickart von Sickingen vermählte. Sie wurde die Urgroßmutter Franzens, des Burgherrn auf der Ebernburg. Aus der Geschichte der von Bligger VIII. gestifteten Linie aber erwähnen wir hier zunächst eine seltsame Vermählung.

Es war im Jahre 1398, als Bligger IX. sich entschloß,

„durch Gots willen, umb seyner Seelen Heile und durch Leibeskrankheit willen"

eine arme Heidelbergerin zu ehelichen. Sie hieß Else. Der Abschluß dieser merkwürdigen Ehe ist nun wohl nicht also zu erklären, daß der Landschad in seiner Leibesschwachheit nur sorgsame Pflege haben wollte; nein, er wird **allerdings** krank gewesen sein, wollte aber durch eine hochherzige That Gott bewegen, ihm die Genesung zu schenken. Hartmann von Aue's liebliche Dichtung „der arme Heinrich" mit ihrem tiefsinnigen, das deutsche Gemüth so ergreifenden und so hoch

ehrenden Schlusse war damals ja noch ein Gemeingut des Volkes! —

Am Schlusse des 15. Jahrhunderts scheint dann das Glück der Landschaden von Steinach auf seinem Höhenpunkte gestanden zu haben. Hans Ernst Landschad war der Lehrer und Erzieher des gefeierten Kurfürsten Friedrichs des Siegreichen von der Pfalz; Michael Behaim widmet ihm in seiner „Reimchronik“ das hellklingende Lob:

„Unter den Lehrern war Einer mit Fliß,
Genannt Meister Hans Ernst, vost wiß,
Vernunftig, sittig, hochberuembt,
In sieben Künsten wol erkundt'.“

Mit Bligger XI. gemeinschaftlich baute dieser wormser Domkustos Hans Ernst Landschad die Kirche zu Neckarsteinach im Jahre 1483 vortrefflich aus. Noch heut' befindet sich in derselben sein Leichenstein, sowie das Grabmal seiner Mutter Mye (Amica) von Helmstadt. Ein Enkel dieser Frau Mye, Hans II., aber nimmt unter den Beförderen der Kirchenerneuerung in Süddeutschland eine sehr ehrenvolle Stelle ein.

Hans Landschad war im Jahre 1465 geboren. Auch ihn trieb es wie so manchen Kämpen schon in jungen Jahren, einen Zug „gegen den blutigen Halbmond“ zu thun. Er betete am heiligen Grabe und trat zurückgekehrt als Kriegsobrister in Kaiser Maxen's Dienste. Im Jahre 1509 wurde er Rath und später auch Hofmarschall des Kurfürsten Ludwigs V. von der Pfalz. Sowie aber die reformatorische Bewegung in Süddeutschland anhub, trat Ritter Hans mit seiner Gemahlin Margaretha von Fleckenstein auf die Seite des Evangeliums: „weil er Luthers Lehre für christlich erkannte, entschlug er sich des Papstthums.“ In demselben Jahre 1522 schrieb Hans Landschad, „der weltlichen Dinge müßig“, in brennendem religiösen Eifer ein

„Missive von dem strengen und vesten H. Hans Landschadt zu Staynach, Ritter, an den durchleuchtigisten Herrn Ludwig, von Gottes Gnaden Pfaltzgraffen bei Rhein, von wegen der göttlichen Lehr', sie zu beschirmen. Gott zu Lob und allen christgläubigen Menschen nützlich.“

Aus späterer Zeit ist dann

„das Bekenntniß des Ritters Hans Landschaden zu Staynach, wie und aus was Ursachen er vom päpstischen zum lutherischen Glauben übergetreten sei, sowie von Stiftung des evangelischen Pfarramtes und gemeynen Kastens zu Staynach.“

Er hatte nämlich schon 1524 den evangelischen, von einem österreichischen Amtmann aus Kenzingen vertriebenen Prediger Jakob Otther zum Pfarrherrn in Neckarsteinach berufen. Aus diesem unerschrockenen und mannhaften Vorgehen erwuchs dem Edelherrn indessen manch' ein verdrießlicher Handel. Mit Franz von Sickingen war der thatkräftigste Vorkämpfer der kirchlichen Reform aus den Adelskreisen Deutschlands ja schon im Jahre 1523 gefallen! Ritter Hans Landschad litt überdem an „einem armen, lahmen Körper“: er wurde „wohl zwanzig Jahre lang vom Podagra heftig geplagt“; er vermochte es daher nicht zu hindern, daß Otther im Juni 1526 gewaltsam aus seinem Amte vertrieben ward. Nach manchem andern schweren Kampfe verstarb Hans Landschad der Bekenner am 7. November 1531; ein stattliches Epitaphium in der Kirche zu Neckarsteinach berichtet in vielen, vielen Reimzeilen, wie er gelebt, gelitten und gestritten; wir geben sie unten.

Es lebte ein echt patriarchalischer, haushälterischer Sinn in diesen späten Nachkommen der alten, poesieverklärten Kreuzfahrer und Minnesänger. Das zeigte sich auch bei Hans' II. Sohne Hans Pleikart (Bligger) von Steinach. Er füllte nicht allein als kurpfälzischer Marschall und Großhofmeister seine Stellung vortrefflich aus; er war auch ein Vater seiner Unterthanen. So erließ er z. B. eine „Gerichtsordnung“ für seine Dörfer Eichholzheim und Heidensbach. Als aber Pfalzgraf Johann Kasimir und Graf Christian von Anhalt im Jahre 1583 rüsteten, um den bedrängten Huguenotten mit den Waffen beizustehen, als die Dohna, die Berbersdorf, die Buch, die Pfuel dem pfälzischen Löwenbanner zuzogen, da kam auch Hans Bligger der Landschad. Er ging mit nach Frankreich, erlebte dort indessen nicht viel Rühmliches und beschloß dann in der Heimat still sein reichbewegtes Dasein.

Auf englischem Boden dagegen erblicken wir Bligger XIV. Er gehörte jener Gesandtschaft an, welche im Jahre 1612 für den Kurfürsten Friedrich V., den nachmaligen, tiefunglücklichen „Winterkönig“, um die Hand der stolzen Elisabeth Stuart warb. Im folgenden Jahre geleitete Bligger die schönheitstrahlende Braut nach der Pfalz. Er sah ihr kurzes Glück und ihr langes, tiefes Leid. Wie hätte nicht auch dieser Cavalier den Degen ziehen sollen, um die Tochter so vieler Könige zu vertheidigen! „Tout pour Dieu et pour Elle!“, so rief auch der ritterliche Landschad. Im Jahre 1622, als Tilly Heidelberg belagerte, erwarb er sich blutige Lorbeeren. Er befehligte am Speyrer Thore und schlug die Feinde dort blutig zurück.

Wüst und zertreten aber lag nunmehr der Landschaden einst so reiches Erbe da. Auch mit der Lebenskraft des Geschlechtes ging es schnell abwärts; mit Bliggers XIV. Sohn Friedrich erlosch am 1. November 1653 das alte, edle Haus. Helm und Schild wurden Herrn Friedrich zerbrochen in die Gruft zu Neckarsteinach nachgeworfen.

Doch nun zu den Burgen der Landschaden! Es thronen deren vier am Neckarstrande. „Schadeck“ kennen wir bereits. Das kleine Felsennest war zwar reichsfrei, war indessen nicht ausschließliches Eigenthum der Landschaden; es hatten Antheile an der Veste auch das Erzstift Mainz, die Bischöfe von Speyer und Worms, die Grafen von Lauffen und Erbach, die Herren von Helmstadt, Hirschhorn, Handschuchsheim, Metternich, Mauer, Münch, Rosenberg,

Neipperg, und die von Angeloch, in deren Geschlechte die Sage von dem zur Hochzeit seiner Gemahlin heimkehrenden Pilger, — der alte Wodansmythus, — wiederkehrt. Und doch war Schadeck nur 400 Pfund Heller werth: um diesen Preis erkauften die Burg nämlich zeitweilig die Erzbischöfe von Trier. —

Von Schadeck führt ein steil ansteigender Fußpfad dann zunächst nach der „Hinterburg Neckarsteinach", über welche der Wald wieder hereingewachsen ist. Nur ein Thurm steht noch stolz aufrecht. Auch hier befanden sich die von Angeloch im Mitbesitze. Noch ist uns ein Burgfrieden vom Jahre 1427 in Betreff dieser „Hinterburg" vorhanden, der indessen nur die auch sonst üblichen Bestimmungen enthält. Wollte ein Fürst oder eine Reichsstadt die Geneigtheit dieser Veste sich erkaufen, so hatte er auf ein Jahr zu geben „40 Gulden und 4 Armbrüste."

Ein schattiger Waldweg leitet von hier zur Mittelburg, des umfangreichsten aller Landschadenschlösser. Dort unten im Wiesengrunde, welchen die steilen, waldigen Bergeshänge einschließen, zieht die Steinach dahin: man hat zu Zeiten des Kurfürsten Karl Theodor und auch noch jüngst versucht, die Perlenfischerei in dem Flüßchen heimisch zu machen. Allein die Mittelburg der Landschaden ist durch ihre neuen Besitzer völlig umgebaut worden; neu ist die Zinnenkrönung dieses Belfrieds, — neu diese zackige Giebelwand mit dem Treppenthurme und der luftigen Warte. Hier hat Herr Hans II. einst seine reformatorischen Schriften verfaßt; vielleicht hat auch ihm schon jene alte Linde dazu gerauscht, die in das Steinachthal hinabgrüßt. Auf dem neugothischen Schlosse aber sitzen heute die Freiherren von Dorth. Ihnen eignet Banner und Wappen.

Hundert Schritt weiter, hoch über den Dächern von Neckarsteinach ragt endlich mit ihrem flachen, viereckigen Thurme die Vorderburg auf. Am äußeren Thore gewahren wir zwei Wappen mit den zugehörigen Initialen. „Hans Landschad von Steinach und Margarethe von Erlickheim, 1568", — so lautet die Deutung der Schriftzeichen. In schönerer Arbeit aber blickt von dem inneren Portale die Harfe und das Königshaupt auf uns herab. Sonst grüßen uns auch hier nur Trümmer, über denen tiefe Stille liegt, den Wanderer erquickend und Bilder aus ferner Vergangenheit an ihm vorüberführend.

Sollen diese Bilder indessen lebensvolle Frische gewinnen, so müssen wir die Monumente der edlen Landschaden aufsuchen. Wir meinen damit nicht nur verwitterte Steine: nein, die Landschaden haben noch andere Monumente, — Denkmäler, „dauernder als Stein und Erz", um mit Horaz zu sprechen. Noch klingen die Minneweisen „Heren Bliggers von Steinahe" an unser Ohr; — der edle Förderer vaterländischer Alterthumskunde, Friedrich Heinrich von der Hagen † 1856, hat sie in seinen „Minnesingeen" abgedruckt. Schon Gottfried von Straßburg hat ihn gepriesen,

„von Steinahe Herrn Blicker,
Deß' seine Wort' so lustsam sind."

Der große Dichter vergleicht die Poesien des Ritters von der Steinach sogar mit „Frauenwerk von Gold und Seide", welches holde Hand am Rahmen gewebt, gestickt und mit „griechischen Borten" verbrämt hat. In ähnlicher Weise spricht sich auch Rudolf von Ems im „Alexanderliede" über den Dichter von der Steinach aus; ja, er meint, Bligger's Poesien seien

„also hehr,
Daz aller tichtaere sinn
Kann nie vollbringen mehr." —

Trotz dieses überschwänglichen Lobes müssen wir indeß gestehen, daß, was uns von Bligger's Liedern erhalten ist, weder die Anmuth noch den tiefen Ernst der Dichtungen Walthers von der Vogelweide erreicht.

Zu den literarischen Denkmalen der Landschaden gehören ferner die biblischen Poesien Herrn Hans II. Wir lassen von denselben hier nur den Anfang einer Paraphrase des „Vater unser's" folgen:

„Vater unser im Himmelreich,
Wir sind deiner Gab' und Gnaden gleich.
Geheiligt werd' Dein Nam' und Ehr'
Von Creaturen mehr und mehr.
Dein heil'ges Reich komm' uns zuhand,
Zu widerstehen Sünd' und Schand.
Dein Will', der werd' all Zeit und Stund';
Denn unser Wille hat kein' Grund.
Das täglich' Brot, Herr, gieb uns heut,
Jesum, Dein Wort, uns auch bedeut'!
Dein heiliger Frohnleichnam klar
Speis' uns, die Sünder, offenbar.
Für uns're Schuld Du uns gewähr',
Was wir thun unserm Schuldiger.
Und was Du uns verheißen hast, —
Wir glauben's, daß Du uns nicht laßt;"

u. s. w. Der Ritter von Steinach darf sich demnach getrost mit anderen Volksdichtern jener Tage messen.

Bezeichnender Weise ist es denn auch ein poetisches Denkmal, welches er in der Kirche zu Neckarsteinach neben den grauen Grabsteinen seiner Vorfahren gefunden hat. Wir theilen die Inschrift seines Monumentes hier mit:

„Rühmlich, christlich, auch tröstlich ist,
Daß man zu keiner Zeit vergißt
Der alten, lieben Vorfahren,
Die vor uns in dem Leben waren,
Deren Werk' und Thaten Zeugen sein
Eines rechten Christenglauben fein;
Die, hier im Herrn Gott zeitlich
Entschlafen, Leben ewiglich.
Also wird hier löblich gedacht
Des edlen Ritters hochgeacht't,
Hans Landschaden von Steinach gut,
Der mit christlichem, tapferm Muth
Sein' Ritterschaft beweisen hat,
Wie nachfolgend geschrieben staht,
Sowohl wider des Teufels Reich
In Glaubenssachen und zugleich
In weltlicher Gefahr und Noth.
In allem dem siegt er durch Gott.
Im heil'gen Stand christlicher Eh',

Darin sich findt' viel Ach und Weh',
Ging ihm zuhand nicht wen'ger auch
Manch' rauhe Luft und dampfig' Rauch.
Im Jahr tausend fünfhundert drei
Starb sein erstes Gemahl Lucei,
Von Nippenburg geboren werth.
Die ward christlich bestattet hier
In ihres Hauswirths Grab allhier,
Wartend in Fried' der Urständ schier.
Zween Söhne, Hansen und Bernhard,
Verließ sie ihm nach ihr' Hinfahrt.
Im sechsten Jahr der geringern Zahl
Begab er sich zum andern Mal
In eh'lich Lieb, Pflicht und Verein
Mit Margreth von Fleckenstein.
Dieselb' ihm auch zwei Söhn' gebar,
Christoffeln und Hansen Pleickar;
Die ist hier vor der Kirch' bestatt't,
Im „Oelberg“ bei Bleikar Landschad.
Was dann ferner anlangen thut
Manch' lobwürdige Tugend gut,
Mit welcher dieser Ritter werth
Von Gott vor andern hochverehrt,
Ward an ihm g'lobt insonderheit
Weisheit, Verstand, Wohlredenheit
Zusammt männlicher Tapferkeit.“

Es wird uns dann erzählt, wie Hans Landschad unter König Matthias wider die Türken gestritten, wie mannlich er sich auf breiter, brauner Ungarnhaide gehalten und wie er dann die Ritterschaft vom heiligen Grabe gewonnen, aber an Händen und Füßen erlahmt sei. Die Grabschrift fährt dann fort:

„Doch hat er in sei'm größten Schmerz
Erst recht beweist sein mannlich' Herz
Mit ritterlicher Tapferkeit
Dem Teufel und der Welt zu Leid.
Als nämlich im achtzehnten Jahr
Des Luthers Lehr' ward offenbar,
Hat er in Anno zwanzig zwei
Wider der Welt und Papst's Geschrei,
Der erst' in dieser Landsart gleich,
Durch Gottes Geist und Eifer reich,
Sammt seiner G'mahlin von Fleckenstein
Solch' Lehr vor christlich und vor rein
Erkannt und alsobald mit Kraft
Allhier das Papstthum abgeschafft,
Ohn' allen Schleich und öffentlich
Die Lehr' bekannt beständiglich,
Ganz ungeacht't den Widerstand,
So Carolus und Ferdinand
Durch Schickung, Schreibung und Mandat
Bei schwerer Straf' und Ungnad'
Ernstlich an ihn gewendet ha'n,
Der Lehre gänzlich abzustahn.
Doch wider all' solch' drohend' Wort,
Auch höllische Gewalt und Pfort',
Hat dieser theure Ritter gut
Durch Gottes sond're Hilf' und Kraft
Bis an sein End' verharrt standhaft.“

Nach Erzählung der Todesumstände schließt dann die fromme Inschrift mit dem Wunsche:

„Gott geb' uns allen auch zugleich
Ein' selig Nachfahrt in sein Reich. Amen.“ —

Es weilt sich gar traulich in einer Kirche, in welcher neben den vielen gerüsteten, todesstarren Gestalten der Söhne eines edlen Hauses und den „vielehr- und tugendsamen“, nonnenhaft verhüllten Frauen des Geschlechtes solche Reime stehen. Ein Denkmal deucht uns indessen noch werthvoller als sie: es ist die **Familienbibel der Landschaden**, welche sich auf der Heidelberger Universitätsbibliothek befindet. Sie ist ein Druck von Neustadt an der Hardt. Auf dem vordersten Blatte trägt sie, umrahmt von einem prächtigem Ringe mit verschlungenen Händen, das sauber gemalte Wappen der alten Edelherren. Darunter die Unterschrift

„Otto Heinrich Landschadt von Staynach
1592.“

Im Uebrigen enthält sie viele eigenhändige Anmerkungen dieses Mannes, Sinnsprüche und Parallelen aus einer französischen Bibel, sowie häusliche Notizen.

Selten hat ein Geschlecht die edelsten Tugenden des Deutschen, Liebe zu der Kunst und den Wissenschaften, Tapferkeit, Treue, Hochsinn und Frömmigkeit so schön in sich vereinigt, wie die edlen Landschaden von Steynach. Es war gut wohnen in Kurpfalz in dem Schatten ihrer Burglinden. Pfarrer Otther hat ihnen einst nachgerufen:

„Es waren gute Kriegesleut', stolze Kerlin, Hofleute und gestrenge Ambtleute, von Fürsten wohlgehalten und vor der Welt berühmt. Das Meist' aber ist, daß ihnen **Gottes Gnade** widerfahren, und daß er diesen Herrn Hansen erwecket, dem Lande das göttliche Heil bekannt zu machen.“

Das ist ein helltönend Lob. Wohl dem edlen Hause, dem es gespendet werden darf! —

Oskar Schwebel.

Das niederländische Palais in Berlin.

Das sogenannte niederländische Palais Unter den Linden, das vor nicht langer Zeit erst durch einen besonderen Laufgang mit dem Palais des hochseligen Kaisers Wilhelm in Verbindung gebracht wurde, erhielt den jetzigen Namen erst im Jahre 1803, als es der Erbprinz Wilhelm von Oranien, der mit einer Schwester Friedrich Wilhelms III. verheirathet war, durch Kauf an sich brachte. Der Besitzer des Palais, der 1815 als König Wilhelm I. auf den niederländischen Thron gelangte, nahm oftmals hier seinen Aufenthalt und siedelte, nachdem er 1840 abgedankt hatte, unter dem Namen eines Grafen von Nassau, ganz nach Berlin über. Er starb in diesem Palais am 7. November 1843 und hinterließ dasselbe als Eigenthum seinem zweiten Sohne, dem Prinzen Friedrich der Niederlande, der mit der Prinzessin Luise, der jüngsten Tochter Friedrich Wilhelms III. (geb. 1808) vermählt war. Prinz Friedrich starb 1881; er bewohnte auch nach dem Tode seiner Gemahlin noch öfters das Palais und hinterließ es in der Hauptsache in dem ursprünglichen Zustande, in welchem es die Gräfin Lichtenau, Mutter des Grafen von der Mark (seit 1787) bewohnt hatte. An der Stelle des heutigen Palais befanden sich im 17. Jahrhundert

Artilleriehäuser, welche Friedrich Wilhelm I. 1713 dem General von Linger überließ. Nach mehrfachem Besitzwechsel wurden sie abgerissen, und der Kriegsrath Schmidt, der 1753 dieses Grundstück mit dem Nachbargrundstück zusammen für 5600 Thaler kaufte, errichtete auf der östlichen Hälfte das heutige Palais nach den Plänen von F. W. Dietrichs. Der Balkon, der sehr viel zu der vornehmen Erscheinung der Hauptfront beiträgt, wurde 1777 vorgebaut, zu derselben Zeit, da Bernhard Rode und J. C. Frisch die Decken zum Theil mit neuen Gemälden schmückten. Die Malerei im Tanzsaal soll Rode schon 1762 ausgeführt haben. Nicht uninteressant ist die Werthsteigerung des Grundstücks im vorigen Jahrhundert. Für dieses Grundstück, d. h. für die Hälfte des vom König ihm überwiesenen, zahlte General Linger 1713 nur 1250 Thaler mit Einschluß aller Gebäude, die darauf sich befanden. Sein Werth wurde berechnet bei den ferneren Verkäufen von 1753 zu 2650 Thaler, 1756 zu 2800 Thaler, 1758 (nach dem Neubau) zu 15 000, im Jahre 1771 zu 27 000 Thaler. Der Minister von Görne kaufte es 1775 für 21 500, 1782 Kriegsrath Gravius für 28 500 Thaler, König Friedrich Wilhelm II. 1787 für 35 000 Thaler mit der Einrichtung. Der Erbprinz Wilhelm von Oranien zahlte 1803 an die Armendirection 67 000 Thaler. Das bedeutet in 90 Jahren eine Steigerung auf das mehr als 50 fache.

Der vaterländische Frauen-Zweig-Verein in Nizza hat, um unter denen, die gesundheitshalber den Winter im Süden verbringen sollen, auch solchen den Aufenthalt zu ermöglichen, die weniger bemittelt sind, vor einigen Jahren in dieser Stadt ein Pflegehaus errichtet, in welchem deutsche Reichsangehörige, die erholungsbedürftig und weniger bemittelt sind, ein sehr gutes Unterkommen zu verhältnißmäßig sehr billigem Preise finden können. Das deutsche Pflegehaus in Nizza ist offen vom 1. November bis 1. Mai. Die Aufnahmegesuche sind zu richten an die Präsidentin des Vereins: Frau v. Zelewski-Denzin in Lauenburg, Pommern.

Die Kaiser Wilhelm-Stiftung für deutsche Waisenkinder in London.

Unter den deutschen Wohlthätigkeitsanstalten in London nimmt die Kaiser Wilhelm-Stiftung für deutsche Waisenkinder, obgleich die jüngste, keineswegs den letzten Platz ein.

Während sich das deutsche Hospital der armen Kranken annimmt und die deutsche Wohlthätigkeitsgesellschaft nach Kräften für die hier in Noth und Elend gerathenen Deutschen sorgt, übernimmt die Kaiser Wilhelm-Stiftung die Sorge für die armen Kinder, die das Unglück gehabt haben, im fremden Lande Vater oder Mutter, oder wohl gar beide Eltern zu verlieren und dem Armenhause oder der Gnade fremder Menschen verfallen würden, nähme sich das deutsche Waisenhaus nicht ihrer an.

Im Jahre 1879 von einer Anzahl von Menschenfreunden zum Andenken an die goldene Hochzeit des Kaisers Wilhelm I. gegründet, entwickelte sich die Anstalt mehr und mehr, so daß sich, wie die „A. C." mittheilt, augenblicklich 38 Kinder in ihr befinden, nämlich 21 Knaben und 17 Mädchen.

Die konfirmirten Mädchen verbleiben noch zwei Jahre in der Anstalt, um die häuslichen Arbeiten zu erlernen und sich für ihren künftigen Lebensberuf vorzubereiten; die Knaben werden in die Lehre gegeben.

Da zur Unterhaltung der Kaiser Wilhelm-Stiftung alljährlich etwa 2000 Pfd. Sterl. erforderlich sind, der Rechnungsabschluß jedoch leider trotz großer Sparsamkeit ein Defizit von 850 Pfd. Sterl. aufweist, so bittet der Vorstand dringend um weitere Beiträge.

Gaben und Beiträge für die Stiftung werden mit Dank von dem Schatzmeister, Hrn. Baron J. W. von Schröder, 145, Leadenhall Street, EC.; von dem Schriftführer Hrn. C. A. Bingel, 145, Leadenhall Street, EC.; sowie von dem Collector der Stiftung, Hrn. Carl Erdmann, 64—68, Grove Lane, SE., entgegengenommen.

Literatur.

Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde, Organ des Vereins „Herold" in Berlin. XXII. Jahrgang. Nr. 10 — October 1891.

Inhalt: Bericht über die Sitzung vom 7. Juli 1891. — Mittelalterliche Siegelstempel (mit einer Tafel). — Das Wappen der Familie v. Caprivi. — „De genere." Von Dr. Moriz Wertner. — Bücherschau. — Anfragen. — Familien-Nachrichten.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XVIII. Jahrgang. Nr. 1. 3. October 1891.

Inhalt: Vorwärts, Gedicht von J. Trojan. — Im Frühroth geankert, Erzählung von M. Frey. — Die zweite Preisbewerbung um das National-Denkmal Kaiser Wilhelms I., von H. Vollmar (mit Abbildung). — Etwas vom alten Moltke, von H. Waldemar. — Eine besetzte Bank unter den Linden. Ein Bild aus dem Leben der dreißiger Jahre, von Ferd. Meyer (mit Abbild.). — Kleine Mittheilungen: Die Königliche Thierarzneischule (mit Abbild.). — Friedrich der Große und der Sklavenhandel. — Ein Stammbuchvers von Gottfried Kinkel.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der




Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 28. October 1891. **Nr. 43.**

Ludwig von Boehm, Rittmeister und Escadron-Chef im Ulanen-Regiment Graf zu Dohna (Ostpreußischen) Nr. 8, Ehrenritter seit 1890, † zu Bahnhof Kohlfurt 19. October 1891.

Bekanntmachung.

Das Capitel der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens hat in seiner Sitzung vom 24. Juni d. J. folgende Abänderungen der §§ 32 bis 35 der Statuten der Balley vom 24. Juni 1853 beschlossen:

„Von dem Ausschlusse aus dem Orden und dem Ordens-Ehrengerichte.

§ 32.

Ein Rechtsritter des Ordens oder ein affiliirter Ehrenritter ist aus dem Orden ausgeschlossen und wird auf Befehl des Herrenmeisters in der Ordensliste gestrichen, wenn durch ein auf Grund des deutschen Strafgesetzbuches ergangenes rechtskräftiges Erkenntniß

1. ihm die bürgerlichen Ehrenrechte aberkannt worden sind,
2. er zur Bekleidung öffentlicher Aemter dauernd unfähig geworden ist.

Im Uebrigen kann der Ausschluß eines Mitgliedes des Ordens oder eines Affiliirten aus dem Orden nur erfolgen:

a) auf Grund eines ehrengerichtlichen Verfahrens,
b) auf Grund eines in Gemäßheit der Bestimmungen der folgenden §§ gefaßten, von Seiner Majestät genehmigten Beschlusses des Ordens-Capitels.

§ 33.

Sämmtliche Mitglieder des Ordens und affiliirte Ehrenritter sind dem Ordens-Ehrengerichte unterworfen.

Dieses Ordens-Ehrengericht ist das Capitel.

Der Herrenmeister verfügt die Einleitung eines ehrengerichtlichen Verfahrens; die Formen, welche bei dem ehrengerichtlichen Verfahren zu beobachten sind, hat das Capitel festzusetzen.

§ 34.

Gegen Mitglieder des Ordens und affiliirte Ehrenritter, welche dem Offizierstande des deutschen Heeres angehören, werden die Functionen des Ordens-Ehrengerichts ein für alle Mal dem betreffenden Militair-Ehrengerichte übertragen.

Ein Rechts- oder Ehrenritter des Ordens, welcher dem Offizierstande des deutschen Heeres angehört, ist aus dem Orden ausgeschlossen und wird auf Befehl des Herrenmeisters in der Ordensliste gestrichen, wenn gegen ihn die Entfernung aus dem Offizierstande, beziehungsweise der Verlust des Offiziertitels in Folge ehrengerichtlichen Spruches durch Allerhöchste Ordre ausgesprochen und er dabei zugleich seiner Orden und Ehrenzeichen verlustig erklärt ist.

Mitglieder des Ordens und Affiliirte, welche dem Offizierstande des deutschen Heeres angehören, gegen welche in Folge ehrengerichtlichen Spruches die Entfernung aus dem Offizierstande, beziehungsweise der Verlust des Offiziertitels ausgesprochen ist, ohne daß sie zugleich ihrer Orden und Ehrenzeichen verlustig erklärt sind, können durch einen von Seiner Majestät genehmigten Beschluß des Ordens-Capitels aus dem Orden ausgeschlossen werden.

In gleicher Weise können Mitglieder des Ordens und Affiliirte, welche dem Offizierstande des deutschen Heeres angehören, aus dem Orden ausgeschlossen werden, falls sie in Folge ehrengerichtlichen Spruches mit schlichtem Abschiede entlassen worden sind, beziehungsweise das Recht, die Militair-Uniform zu tragen, verloren haben.

§ 35.

Das Ordens-Ehrengericht hat in gleicher Weise, wie es Pflicht der Militair-Ehrengerichte ist, allen bösen Leumund zu untersuchen, in den ein Mitglied oder Affiliirter des Ordens gerathen ist, und hat Gewalt, einen Jeden, der nach seinem Bedünken sich des Ordens unwerth zeigt, aus demselben auszu-

schließen, auch wenn die in § 32 sub 1 und 2 bezeichneten Fälle nicht vorliegen.

§ 35a.

Mitglieder des Ordens und affiliirte Ehrenritter können außerdem aus dem Orden ausgeschlossen werden:

1. wenn hinsichtlich derselben Umstände eintreten oder bekannt werden, welche die Befähigung zur Ernennung zum Rechtsritter oder Ehrenritter des Ordens (§ 14 und § 24 der Ordens-Statuten) ausschließen, oder auf Grund deren sie aus dem Orden ausgeschlossen werden könnten, falls diese Umstände nach ihrer Aufnahme in den Orden eingetreten wären (cfr. §§ 32, 34, 35);
2. wenn sie vorsätzlich oder sonst beharrlich den Zwecken des Ordens, wie sie im § 37 der Ordens-Statuten ausgesprochen sind, zuwiderhandeln oder dauernd die übernommenen statutenmäßigen Verbindlichkeiten nicht erfüllen.

Der Ausschluß erfolgt, nachdem der betheiligte Ritter sich zur Sache zu äußern Gelegenheit erhalten hat, durch einen von Seiner Majestät genehmigten Beschluß des Ordens-Capitels.

§ 35b.

Mitglieder des Ordens und affiliirte Ehrenritter, welche auf Grund einer der vorstehenden Bestimmungen (§§ 32—35a) aus dem Orden ausgeschlossen sind, oder welche freiwillig aus demselben austreten, haben die Insignien des Ordens und ihr Patent als Rechtsritter, beziehungsweise als Ehrenritter des Ordens dem letzteren zurückzugeben."

Nachdem dieser Beschluß am 28. September d. J. von Seiner Majestät dem Kaiser und Könige Allerhöchst genehmigt worden ist, wird derselbe hierdurch bekannt gemacht.

Berlin, den 22. October 1891.

Der Canzler der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens.

von Levetzow.

Der Reichsapfel als Symbol der Macht.

Krone, Scepter und Reichsapfel bilden bekanntlich seit uralten Zeiten die Attribute der königlichen Herrschermacht. Sie vervollständigen im Verein mit dem hermelinbesetzten Krönungsmantel den Ornat eines Königs oder Kaisers im Abendlande. Die Krone hat die Bedeutung eines Kranzes, wie ja schon der aus dem Griechischen herstammende Name besagt, und läßt sich höchstwahrscheinlich zurückführen auf den Siegerkranz, der bei den antiken Kampfspielen den Tüchtigen und Starken als Auszeichnung überreicht wurde.*) Das Scepter stellt den Herrscherstab dar, wie er schon seit dem grauesten Allerthum, bei den Heerführern und Schlachtenlenkern in Gebrauch war. Aber was haben wir uns unter dem Reichsapfel zu denken? Worauf soll sich dieses kugelförmige Gebilde mit dem darauf stehenden Kreuz beziehen?

Hierauf ist zu antworten, daß er — wie nachstehend zu beweisen versucht werden soll — mehr noch als Krone und Scepter die weitreichende Machtfülle des Herrschers zum Ausdruck bringen soll, insofern der Apfel die gesammte Erdkugel versinnbildlicht, welche der König in der Hand hält und zu seiner Verfügung hat. Das Kreuz auf dem Apfel kündigt das Vorhandensein einer die Macht verleihenden obersten Gewalt an, als welche sich die Kirche — nach canonischem Recht — stets betrachtet hat. In der Treue des weltlichen Herrschers für Kirche und Glauben gipfelt nach demselben Recht die ganze christliche Ordnung. Das Kreuz auf dem Reichsapfel symbolisirt also die kirchliche Verleihung der weltlichen Macht.

Diese Auslegung des dritten Attributs der Königsmacht läßt sich, wie folgt, historisch begründen.

Wir müssen zum Zwecke unserer Darlegung auf die Geschichte der Erdgloben zurückgehen, welche letztere viel älteren Datums sind, als man gewöhnlich glaubt.

Schon seit dem vierten Jahrhundert vor Christus waren die griechischen Philosophen und Mathematiker darüber einig, daß die Erde eine Kugel sei. Der Ursprung der Kugeltheorie läßt sich sogar noch einige Jahrhunderte weiter zurück verfolgen. Indessen machte um die Mitte des zweiten Jahrhunderts der Stoiker Krates den Versuch, die damals in Geltung stehenden Ansichten über die Anordnung von Land und Wasser auf einem Globus zur Darstellung zu bringen.

Die Kugel, welche Krates construirte, hatte ansehnliche Dimensionen (10 Fuß Durchmesser) und sie mußte ihres bedeutenden Umfangs wegen im Hofraume des pergamenischen Museums aufgestellt werden. Eine vollkommene detaillirte Beschreibung dieses antiken Erdglobus besitzen wir von Macrobius. Nach derselben war die gesammte Erdoberfläche in der von Krates gegebenen Darstellung in **vier** große vom Ocean umflossene Erdinseln getheilt, die den vier Tetratemorien der Kugel entsprechen. Von einander geschieden waren sie durch einen äquatorialen und einen meridionalen Gürtel-Ocean. Der Aequatorialstrom ist als das eigentliche Bett des Oceans aufgefaßt, von welchem die südlichen und nördlichen Arme als Buchten oder Ergießungen ausgehen, und durch ihr Aufeinandertreffen Ebbe und Fluth erzeugen. Die Theorie hatte dieses ganz symmetrische Gebild entworfen, und letzteres lud wieder ein zur Herstellung eines Globus.

---

*) Die Krone im heutigen Sinne als Emblem des Königthums datirt erst von den römischen Imperatoren. Augustus war der erste, der sich corona radiata, den mit Zacken besetzten Reif, der vorher nur den Göttern und den ihnen beigesellten Heroen zukam, beilegte. Vor ihm, bei den Königen Griechenlands, Aegyptens nahm das Diadem (ursprünlich eine weiße Stirnbinde) diese Stelle ein, während bei den Perserkönigen die Tiara recta, hervorgegangen aus der nationalen Kopfbedeckung der Perser, üblich war.

So verdanken wir den Griechen, jenem Volke, welches an plastischer Gestaltungskraft alle übrigen des Alterthums so weit überragt, auch die erste Modellirung einer Erdkugel. Es ist von Interesse dies zu constatiren. Wenn wir nun bedenken, daß durch den Krateïschen Globus der denkenden Menschheit zum ersten Male ein anschauliches Bild von dem Erdganzen geliefert wurde, so wird es nicht übertrieben sein, anzunehmen, daß jenes Kugelmodell tief im Gedächtniß der Völker haften blieb und zur Annahme als eines Emblems der Herrschergewalt führte.

Blicken wir nun nochmals auf den Reichsapfel, so bemerken wir erst jetzt, nachdem wir mit dem Globus des pergamenischen Museums bekannt geworden sind, daß beide ganz specielle Merkmale mit einander theilen. Um den Aequator des Reichsapfels läuft ein breites Band, welches in meridionaler Richtung (nach der Basis der Kreuzes hin) zwei Arme entsendet. Wie kommt es, so muß man fragen, zu dieser eigenthümlichen Anordnung der Streifen? Eine bloße Ornamentik scheint hier nicht vorzuliegen. Es ist, wie schon Eingangs angedeutet, viel plausibler: in dem Reichsapfel eine verkleinerte Nachbildung der Krateïschen Erdkugel zu erblicken, welche in die Hand eines Königs gelegt, das Symbol von dessen Herrschermacht darstellen sollte. So weist denn unser Reichsapfel in seiner Form (wie Krone und Scepter auch) auf griechischen Ursprung hin. Er läßt noch den äquatorialen Gürtel-Ocean erkennen und die beiden nördlichen Arme desselben.

Schon auf den frühesten Siegeln kommt der Reichsapfel als Attribut des Königthums vor, beispielsweise bei den ersten beiden Königen der Capetinger-Dynastie, Hugo Capet seit 987 und seinem Sohne dem frommen Robert (996—1031), die beide mit dem Reichsapfel auf ihren Siegeln erscheinen. Der älteste auf uns gekommene Reichsapfel ist wohl derjenige, welcher in der Schatzkammer zu Wien aufbewahrt wird und zu den Kleinodien des ehemaligen heiligen römischen Reichs (deutscher Nation) gehört. Sowohl nach dem Charakter der Ornamentirung, als nach der technischen Ausführung zu urtheilen, stammt derselbe aus dem 12. Jahrhundert. Die obere Hälfte der Kugel ist durch zwei reich ornamentirte Spangen in vier Theile getheilt, die gleichen Spangen befinden sich an der untern Hälfte der Kugel, nur sind sie der bequemen Handhabung wegen ohne Edelsteinbesatz. Man ersieht daraus, daß die Reichsapfel ursprünglich genau den antiken Globen entsprachen und daß, wo bei der unteren Hälfte der Kugel die Spangen fehlen, dies nur aus Gründen des praktischen Gebrauchs geschehen ist. Im Anschluß an das Vorstehende mag es noch gestattet sein, einige weitere geschichtliche Notizen über das Alter der Globen mitzutheilen. Von Griechenland nahm die Verfertigung von Erd- und Himmelsgloben ihren Weg nach Italien und von hier aus nach dem nördlich der Alpen gelegenen Europa. Die beiden ältesten Himmelsgloben, welche auf uns gekommen sind, sind dagegen arabischer Provenienz. Der eine von 1225 nach Christus wird zu Velletri in dem von dem Cardinal Borgia gestifteten Museum aufbewahrt; der andere (von 1289) befindet sich in dem mathematischen Salon zu Dresden, er ist von Messing und hat 14,5 Centimeter Durchmesser.

Im 15. Jahrhundert verfertigten bei uns Regiomontanus, Hartmann, Schöner u. A. künstliche Himmelsgloben.

Aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammt auch eine Erdkugel von Martin Behaim. Die erste deutsche Officin für Anfertigung von Globen wurde zu Nürnberg von L. Andrae eröffnet.

Aus der Krankenpflege in Ostafrika.

Wie überaus wichtig für die geistige Eroberung der deutschen Schutzgebiete der Dienst der barmherzigen Liebe ist, und welchen der Johanniterorden als seine vorzüglichste Waffenrüstung ansieht, dazu mag folgender Auszug aus einem Bericht des Missionars Johanssen aus Mtalo in Ostafrika einen Beleg bieten.

Es waren drei Brüder des vom Johanniterorden so kräftig und liebreich unterstützten Westfälischen Brüderhauses, welche anfangs dieses Jahres im Dienst der Ostafrikanischen Missionsgesellschaft (Berlin II) mit der Bestimmung nach Ostafrika abgeordnet wurden, in Nord-Usambara, fünf Tagereisen von dem nordöstlichen Hafenort des deutschen Schutzgebietes Tanga entfernt die Anlegung einer Missionsstation zu versuchen. Sie wurden bei ihrer ersten Untersuchungsreise im März dieses Jahres von dem Häuptling Sikiniasi, der dem alten Königsstamm der Sikilindi angehört, aufs Zuvorkommendste aufgenommen. Er wies ihnen in der schönen hohen Gebirgslandschaft einen von ihnen ausgewählten Hügel an, 20 Minuten von seinem Wohnort entfernt. Auch versprach der Häuptling, die Missionare, welche ausdrücklich und wiederholt erklärten, daß sie gekommen seien, ihnen das Wort Gottes zu bringen, selbst mit ihrem sämmtlichen Gepäck von der Küste abzuholen. Am Abend des Pfingstfestes, als schon die Brüder bange waren, ob der Häuptling sein Versprechen erfüllen werde, kam er wirklich mit 95 Schwarzen an, um die drei Freunde mit ihrem Gepäck in sein kleines Reich zu geleiten.

Dieselben haben sich nun alsbald nicht nur ihr Wohnhaus nach der Weise der Eingeborenen eingerichtet, sondern dasselbe auch mit einem Poliklinik-Zimmer versehen, und noch längst ehe sie den Eingeborenen in ihrer Sprache nahe kommen konnten, hat die Arbeit der dienenden Liebe begonnen. Unter den drei Brüdern sind die zwei ersten ordinirte Geistliche, der dritte ist Gärtner. Aber alle drei hatten in

dem westfälischen Bruderhause eine mehr oder weniger gründliche Ausbildung in der Krankenpflege empfangen. Doch lassen wir jetzt Missionar Johanssen selber erzählen:

„Es war am 3. Tage unseres ersten Aufenthalts in Mlalo, da sandte der Jumbe (Häuptling) Sikiniasi einen Boten zu uns mit der Bitte, wir möchten kommen und seinem kranken Kinde Arzenei geben. Mit klopfendem Herzen machten wir uns auf den Weg. — War es doch der erste Krankenbesuch, den wir zu machen hatten; unser medizinisches Besteck und eine kleine Apotheke nahmen wir mit, um nöthigenfalls gleich Verbandzeug und Heilmittel zur Hand zu haben. In der Nähe unseres Zeltes wartete bereits der Vater auf uns. Er ging voran, um uns den Weg zu zeigen, der nicht, wie wir erwartet, hinauf nach Mlalo führte, sondern zunächst bergab und dann über einen Bach wieder hinauf auf die Höhe eines anderen Hügels, auf dem in einer hohen Bananenpflanzung versteckt ein Dörflein von etwa 10 — 20 Hütten lag. Bei dem ungewohnten Anblick der weißen Leute verbargen sich die kleinsten Kinder, von denen einige im Sande spielten, schreiend hinter der Mutter, während die größeren neugierig, aber scheu, uns anstarrten. Sikiniasi war im Zweifel, ob wir in die Hütte des kranken Kindes hineinkriechen würden, oder ob es zu uns herausgetragen werden sollte. Wir nahmen ihm natürlich sofort diesen Zweifel und krochen durch die überaus niedrige Thüröffnung in den dunklen Raum der bienenkorbförmigen Behausung hinein. Zunächst sahen wir nur das flackernde und zugleich qualmende Heerdfeuer, das den Raum mit Rauch erfüllte, so daß sich das Auge erst allmählich daran gewöhnte, einige Umrisse von Leuten und Gegenstände zu erkennen. Wir sahen zuerst einen alten Mann und eine alte Frau, die auf der einen Seite des runden Raumes saßen und uns anschauten. Vergeblich suchte das Auge nach dem Lager und der Gestalt des Kranken. Da trat aus dem Dunkel eine junge Frau vor uns hin und hielt uns ein überaus kleines neugebornes Kindlein entgegen, so zart und mit so feinen Gliederchen, daß wir gleich erkannten, das kleine Würmchen könne nicht lebensfähig sein. Man sagte uns, das Kleine wolle nicht trinken, was man machen sollte. Auf solche Frage waren wir in Wahrheit nicht vorbereitet und mit einiger Verlegenheit sahen wir uns beide an. Um aber doch einen Rath der fragenden Mutter geben zu können, nahmen wir das Kindlein näher in Augenschein. Es war von auffällig heller Hautfarbe, fast gelb, wie wir diese hellere Färbung auch an anderen Kindern Sikiniasi's beobachtet hatten, eine Eigenthümlichkeit der Wakilindi, das ist der Name des Herrschergeschlechtes in Usambara. An der Stirn trug der Kleine schon die Usambara-Narbe, eine kreisförmige Marke, die mittels eines besonderen Eisens in die Mitte der Stirn gebrannt wird, wie uns erzählt ward, als „dawa", Heilmittel, Talisman. Im Uebrigen war das Kind offenbar nicht gebadet, und der kleine Mund war ganz verstopft. Unsere Hilfe bei diesem ersten kleinen Patienten konnte leider nur darin bestehen, ihm das Mündchen etwas zu säubern mit lauwarmem Wasser und etwas Watte. Da half keine Apotheke und kein Besteck. Als wir die Hütte wieder verlassen hatten, fragte uns Sikiniasi, ob er eine Schlange um das Kind herum legen solle, damit es am Leben bleibe; auf unser Abrathen stand er sofort davon ab. Am Abend erfuhren wir, daß das zu früh geborene Kindlein im Laufe des Tages gestorben sei. In den folgenden Tagen kamen noch viele Kranke zu uns, manche mit merkwürdigen Anliegen, alle von dem Glauben erfüllt, daß der weiße Mann ihnen in allen Nöthen des Leibes helfen könne und seine „dawa" überaus kräftig sei. Daß wir in Wahrheit ein Heilmittel ihnen bringen, das für alle Nöthe ausreicht, auch wenn der Leib hinsicht, die Botschaft von dem Reiche Gottes, das jetzt auch nach Usambara gekommen, konnten wir ihnen leider noch nicht sagen. Wir wiesen sie darauf hin, daß wir in Monatsfrist wieder kommen würden, um ihnen zu helfen, soweit es in unsern Kräften stehe. Und als wir wieder kamen, da stellten sich denn auch bald die Kranken ein; zu jeder Tageszeit kamen Einzelne, bis wir schließlich, um nicht zu oft in anderen Arbeiten unterbrochen zu werden, täglich wiederholten, die Kranken möchten um 2 Uhr Nachmittags kommen. Und so kamen denn jetzt meist am Nachmittag die, welche ärztliche Hilfe und Rath wünschten. Gar mancherlei Leiden kommen da zum Vorschein, namentlich ruhrartige Krankheiten scheinen häufig die Leute hier im Lande heimzusuchen. Es kommen jetzt sogar täglich 2 Mütter mit ihren ganz kleinen Kindern, die an dieser bösen Krankheit leiden. Die Kinder werden an der Seite getragen, so daß die kleinen Beine sich um den Leib der Mutter legen, während die Köpfchen über die Schultern hervorgucken, ein festes Tuch hält die Kinder, so daß sie nicht herabgleiten oder fallen können. Eine wehmüthige Freude ist es uns immer, wenn wir epileptischen Kindern Arznei geben können, ist es doch immer eine Erinnerung an die lieben Kranken in Bethel bei Bielefeld, eine Erinnerung, so lieb wie keine andere; denn diese Erinnerung können wir Brüder hier in Mlalo mit einander theilen, weil wir alle drei in Bethel eine Zeitlang arbeiten durften, und das giebt ein festes Band. — Ja, wenn unsere Gedanken zusammen in Bethel und bei seinen Lieben weilen, dann schlagen unsere Herzen hier höher. Unserer Dankbarkeit dürfen wir hier wohl bei dieser Gelegenheit einmal Ausdruck geben. Bis jetzt waren schon 5 epileptische Kinder hier auf unserem Hügel, zwei von ihnen gleichen im Ausdruck sehr manchen Knaben in Zoar, so daß wir sicher die Krankheit erkannten. Die Kinder kommen immer wieder und erhalten die Arzenei für einige Tage. Wir bitten sehr

darum, daß uns mehr Bromkali zugeschickt wird. Manche Kranken kommen von fern her. Ein Aussätziger kam vom Pare-Gebirge, ob nur, um von uns Arzenei zu erhalten, oder auch aus anderen Gründen, ist uns nicht klar geworden. Hilfe konnten wir ihm ja leider gegen sein trauriges Leiden nicht geben, aber wir glaubten im Sinne der lieben Missionsfreunde zu handeln, wenn wir ihn für seine alten Lumpen mit neuen Kleidern ausstatteten. So erhielt er ein schönes Hemd, das die Schwestern und Kranken in Bethanien und in Bethel genäht, und einige Meter Stoff, der als Untergewand um den Leib geschlungen wird, dazu ein Stück Zeug als Kopfbedeckung. Manche Usambara und Pare-Leute kommen her zu uns, und die Zahl der Ortschaften, von denen bereits der eine oder andere hier war, im Umkreise von 5 – 6 Stunden, ist ziemlich groß. Wie ein Lauffeuer muß sich die Nachricht verbreitet haben, daß „Wagungu" sich hier niederließen. Selbst einzelne Frauen sind allein zu uns gekommen, um Arzenei sich zu erbitten. Gewöhnlich aber kommt der Mann und läßt die kranke Frau etwas zurückbleiben und holt sie hernach, wenn er mit uns gesprochen. Zuweilen kommen die Eingeborenen auch mit andern Wünschen, als um Arznei; wir waren nicht wenig erstaunt, als vor ca. 3 Wochen ein Mann kam und erklärte, er und sieben andere wünschten bei uns das Exerzieren mit dem Gewehr zu lernen. Sie hatten offenbar an der Küste an dem Gewehr des Postens vor der deutschen Station in Tanga ihr Gefallen gehabt. Doch die Kranken kommen nicht nur zu uns, auch wir kommen zu ihnen in ihre Hütten, wenn wir von den Angehörigen gerufen werden. Solcher Gang in die nähere oder weitere Umgedung ist uns immer eine besondere Freude. Bald ist es der Sohn, der uns an das Krankenlager der Mutter ruft, oder ein Freund macht uns darauf aufmerksam, daß sein Gefährte krank darnieder liege, oder der Vater kommt. So bat einer unserer Dachdecker, ein tüchtiger Mann, mit überaus gutmüthigem Gesicht, aus dem zwei helle Augen fröhlich dreinschauen, einer von uns möchte doch kommen, seine alte kranke Mutter zu besuchen. Diesmal war der Schreiber dieses an der Reihe und ich folgte dem Manne in sein ungefähr 1 Stunde entferntes kleines Dorf. Hier in unsern Bergen ist es in einem Stücke, wie in Westfalen, die Leute wohnen nicht in großen Dörfern, sondern 2 oder 3 Hütten, auch wohl 5 bis 10 bilden überall zerstreute Gehöfte, umgeben von Bananen-Pflanzungen und in jetziger Jahreszeit von Bohnenfeldern, die theilweise in Blüthe stehen. Jeder Hausvater besitzt hier, wie wir erfuhren, ein Rind und einige Ziegen, dazu eine kleine Schamba, in der sie Bananen waschen, Maiskorn und Zuckerrohr, kurz was er braucht, zur Nahrung für sich und die Seinen. Unser Weg führte uns flußaufwärts auf dem linken Ufer des Umba über Berg und Thal und durch schöne Wiesen, auf denen zahlreiche kleine Heerden von Kühen, Schafen und Ziegen weideten, in alten Bäumen waren sonderbare Kasten angebracht aus Baumrinde, röhrenförmig. Auf meine Frage, zu welchem Zweck sie dort hingen, erfuhr ich, daß die Bienen sich in ihnen niederließen. Wir haben auch schon trefflichen Honig von den Eingebornen gekauft und geschenkt bekommen. Um den Umba zu überschreiten, fehlte jede Brücke, und über die Steine, auf denen die Eingeborenen ihn überspringen, ging das Wasser mehr denn handbreit hoch; so ließ ich es mir gerne gefallen, mich von dem starken Manne hindurch tragen zu lassen. Bald waren wir in seiner Hütte angelangt, und er brachte mich zu der kranken Frau, einem alten Mütterchen mit weißem Haar, das vor der Thür der Wohnung auf einem Fell in der Sonne saß. Viel zu helfen war da nicht. Das Essen schmeckte nicht mehr, der Rücken schmerzte, die Hüften wollten nicht mehr ihren Dienst thun, kurz, die Last des Alters mit seinen Beschwerden, das war die Krankheit, die durch die Arzenei des weißen Mannes gehoben werden sollte. Ich sagte dem Sohne, viel Arzenei könne nicht mehr helfen, aber auf seine dringende Bitte um dawa, sagte ich ihm, daß er sich am folgenden Tage Arzenei holen solle. Er kam denn auch und aus Dankbarkeit brachte er gleich einen großen Kürbis voll Milch, leider für uns ungenießbar, weil in die Milch scharfschmeckende Blätter hineingelegt werden, aus welchem Grunde ist uns noch nicht klar. Infolge dessen schmeckt Milch und Butter hier überaus bitter. Wir haben aber jetzt einen kleinen Milchmann, der in unser Gefäß die Milch hineinmelkt und so uns täglich mit einer kleinen Portion versieht. Solche Gaben der Dankbarkeit sind uns auch sonst schon gebracht. Ich habe einen besonderen Freund, dem ich jeden zweiten Tag seinen kranken Arm verbinde. Als er eines Tags aufmerksam wurde, daß das Verbandzeug theuer sei, kam er am folgenden Tag und brachte strahlend ein Päckchen einheimischen Tabak, 10 Platten in Handtellergröße von trocknen Bananenblättern umwunden. In dieser Originalverpackung wird der Tabak in Tanga verkauft. Man sah dem Mann an, es war ihm eine Freude zu geben, und deshalb nahmen wir auch mit Freuden die Gabe an. Der einheimische Tabak, der hier, wo jeder Mann und jedes Kind raucht, viel cultivirt wird, ist sehr scharf und man kann nur wenige Züge rauchen. Auch bei den Eingeborenen geht die lange Pfeife aus Holzrohr mit selbst verfertigtem Thonkopf von Mund zu Mund. Am selben Tage brachte uns auch ein Anderer ein Bündel reife Bananen mit der Nachricht, seine Frau, der wir wegen nervöser Zustände einige Tropfen gegeben, habe gut geschlafen. Wieder Andere brachten Maiskolben, und gerade jetzt, wo ich schreibe, kommt ein alter Mschamba von Handei, mit weißem Kinnbart, und bringt einen mächtigen Kürbis voll Milch, natürlich bitterer; er hat vor 4 Tagen gegen seinen Husten Doorsche Pulver be-

kommen und bittet mit vielen Worten und lebhaften Bewegungen um weitere dawa. Die lieben Missionsfreunde können sich wohl denken, welche Freude es für uns ist, in dieser Weise dem Volk, dem wir das Evangelium verkündigen sollen, in dieser Anfangszeit, wo wir der Sprache noch gar nicht mächtig sind, näher treten und ein wenig hier und da dienen zu können, um so allmählich, wenn Gott Gnade giebt, ihr Vertrauen und ihre Liebe zu gewinnen, und die Herzen auf die eine Arzenei, die in Wahrheit Heilkräfte für Seele und Leib in sich birgt, hin zu lenken. Vom Heiland wird uns in dem Evangelium immer wieder berichtet, die Kranken seien zu ihm gekommen oder gebracht, und er habe sie alle geheilt. Seinen Jüngern gab er Macht, die Kranken zu heilen und die Geister auszutreiben. Wie oft werden wir an diese Worte erinnert, wenn die mancherlei Kranken zu uns kommen und zu uns aufsehen in der Erwartung, von uns Hilfe zu erlangen. Ach, wir freuen uns wohl an unserer schönen reichhaltigen Apotheke, die wir Dank der Güte der lieben Freunde mit bekommen haben, aber es mischt sich doch ein wehmüthiges Gefühl in diese Freude, wenn wir die Hilfe, die der Herr und seine Jünger den Kranken zugleich an Leib und Seele erwiesen, mit dem vergleichen, was wir bis jetzt den Kranken geben konnten.

Vor wenigen Wochen zogen zwei deutsche Reisende durch unser stilles Thal mit seiner wunderbaren Schönheit und seinen rauschenden Bächen und hohen Bergen. Sie meinten hier seien die Leute nicht aus dem Paradiese vertrieben — mit Unrecht, wo die Macht der Finsterniß, des Todes und der Sünde herrscht, ist das Paradies verloren. Helft uns mit beten, daß auch dem Volke Usambara die Thür wieder aufgethan werde, die es hineinführt in das rechte Paradies, das uns von unserem Herrn und Heiland wieder aufgeschlossen ist."

So weit Johanssen.

Wenn im Innern des Landes unter den noch vom Muhammedanismus unberührten Eingeborenen der Dienst der Liebe von so großer Wichtigkeit ist, so ist er vollends unentbehrlich an der Küste, wo unter den heißen Kämpfen auch viele Unschuldige mitgelitten haben und die Verbitterung gegen die Deutschen sehr groß geworden ist. Dazu kommt, daß sie bereits fast durchgängig Muhammedaner sind und zunächst jede Predigt des Wortes Gottes zurückweisen. Da ist der einzige Zugang jetzt noch das viele leibliche Elend, was die Schwarzen zu unsern Brüdern treibt. Nun ist auch die Barake, die zu dem dort aufgerichteten Krankenhause gehört, in Dar-es-Salaam fertig geworden, und wir hoffen, nun dem Zudrang alles Elends genügen zu können. Aber in Tanga schreiben sowohl der dortige Stationschef und der Stationsarzt sowie der von uns gesandte Missionar unablässig um die möglichst schnelle Aufrichtung des Krankenhauses.

Wir können nicht genug aufs Neue unsern Dank aussprechen für die liebreiche Unterstützung, die uns seitens einer großen Anzahl Mitglieder des Johanniter-Ordens für unsere wichtige Sache geworden ist. Es sind bis zu diesem Tage von 543 Johanniter-Rittern Mark 9765,40 eingegangen. Wir müssen aber leider sagen, daß unsere Kasse bereits wieder völlig erschöpft ist. — Am nächsten Mittwoch verlassen wieder zwei unserer Diakonen mit dem deutschen Reichsdampfer die deutsche Küste, um die Pflegekräfte in den afrikanischen Stationen zu vervollständigen, und wir schicken dieselben auf Hoffnung hinaus, daß uns Gott die nöthigen Mittel nicht versagen wird. Der Unterzeichnete wagt hiermit noch einmal die Bitte an die übrigen Glieder des Ordens, in unsern Liebesbund mit einzutreten und uns an dieser für unsere deutsch-evangelische Kirche so wichtigen Ehren- und Liebespflicht einen kleinen Theil abtragen zu helfen.

Bielefeld, den 12. October 1891.

F. v. Bodelschwingh, Pastor.

Literatur.

Dichtergrüße für's Heim, herausgegeben von Ernst Evers. Mit Beiträgen von Renata Beutner, Oberpfarrer Blau, G. Örtel, A. Roland, E. Quandt, G. Vogel, L. Walther, Bischof Wunderling. Eleg. cart. 1 M. Namhafte Dichter der Gegenwart haben ihr Bestes geboten, um mit diesem Buche einer Stätte der Christenliebe zu dienen.

Der Reinertrag dieser Gedichtssammlung kommt dem Ferienheim für die Berliner Stadtmissionare und deren Familien sowie für die armen und schwachen Pflegebefohlenen der Stadtmission zu gut.

Das Büchlein ist allerliebst ausgestattet, wir können dasselbe als billiges Festgeschenk aufs wärmste empfehlen.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XVIII. Jahrgang. Nr. 2. 10. October 1891. —

Inhalt: Im Frühroth geaulert. Erzählung von M. Frey (Fortsetzung). — Der Gasthof zum Braunen Roß, von Oskar Krause (mit Abbildung). — Die zweite Preisbewerbung um das National-Denkmal Kaiser Wilhelms I., von H. Vollmar (Schluß). — Der Schulmeister von Wusterhausen, von B. Sturmhöfel I. — Kleine Mittheilungen: Pferdebahnsturm bei Regenwetter (mit Abbildung). — Die heilige Geistkapelle in Treuenbrietzen (mit Abbildung). — Können Sie schweigen? — Bürgermeister Duncker.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.


Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.



Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Bureau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 4. November 1891. **Nr. 44.**

1. Hermann Ludwig Weitzel von Mudersbach, Ehrenritter seit 1870, † zu Wiesbaden 22. October 1891.
2. Ulrich von Dewitz genannt von Krebs, Hauptmann a. D. und Majoratsbesitzer, auf Weitenhagen bei Daber in Pommern, Ehrenritter seit 1873, † zu Berlin 27. October 1891.

Das Schindler'sche Waisenhaus in Berlin.

Der Besucher der prachtvoll und mit dem feinsten künstlerischen Verständnisse wiederhergestellten St. Nicolai-Kirche von Berlin, des um 1223 gegründeten Muttergotteshauses der nunmehrigen Reichshauptstadt, bemerkt an der südlichen Wandung des Kirchenimnern in einer eigens hergerichteten Capelle ein großartiges Grabmonument. Ueber dem Gruftgewölbe eröffnet sich die Capelle, die in ihrem gesonderten Styl auch nach außen hin leicht erkenntlich ist, mit einem hohen Portale von marmorartig gefärbtem Steine, — mit Pilastern und anderen Ornamentstücken überreich geschmückt, — ein ganz vortreffliches Werk der späteren Roccoco-Zeit. Sie ist unten gegen den Kirchenraum durch ein niedriges, aber schön geschmiedetes Eisengitter abgeschlossen, während sich oben in einem überaus reichen Aufbau von weißem Marmor der Name und das Auge Jehova's zeigen. In der Capellenwand sind zu beiden Seiten schwarzmarmorne Tafeln angebracht, auf welchen in goldenen Buchstaben all' jene jubelnden Bibelworte verzeichnet sind,*) welche die Hoffnung auf eine Auferstehung begründen und verkünden. Im Hintergrunde der Capelle ist das Grab des Erlösers in röthlich-buntem Marmor dargestellt; — der Stein ist bereits abgewälzt; im Grabe selbst liegen das Schweißtuch und die Linnen; auf dem Gesimse dahinter aber steht in emporstrebender Haltung Christus der Auferstandene, das Siegesbanner in der Rechten. Eine Glorie von schimmernden Wolken und von Cherubimköpfen, die auf die Rückwand der Capelle gemalt sind, scheint ihn zu umgeben; — neben dem Grabe aber sitzen die Engel, deren Rede die Inschrift des Gesimses wiedergiebt:

„Er ist auferstanden und ist nicht hier! Siehe da die Stätte, wo der Herr gelegen!" — Sämmtliche Statuen sind von weißem Marmor und stammen wohl von Koch, von Christian Friedrich Glume oder von Stahl her; der pathetische Geist des Schlüter'schen Styles beherrscht sie völlig; leider hat ihre ursprüngliche Schönheit ein wenig durch die Zeit gelitten. Desto vortrefflicher haben sich die äußerst lieblich aus dem gleichen Stoffe gebildeten Engelsköpfe erhalten, welche man über den beiden schwarz-marmornen Inschriften-Tafeln an den Seitenwänden erblickt. Der Wortlaut enthält das Ehrengedächtniß des frommen und mildthätigen Berliner Großkaufmanns, Fabrikanten und Geheimen Rathes Severin Schindler, † 1737, eines Mannes, so recht nach dem Herzen König Friedrich Wilhelms I., und seiner, durch die gleichen Tugenden ausgezeichneten Gattin, Maria Rosina, geb. Bose. Nicht nur der St. Nicolai-Gemeinde, welcher dies würdige Ehepaar einst angehört hat, sondern dem ganzen Vaterlande wird und muß das Andenken der beiden Gatten heilig sein. Denn nicht zu berechnen ist jener Segen, welcher durch die Schindler'schen Stiftungen dem Preußenlande nun schon über anderthalb Jahrhunderte zugeflossen ist.

Der Geheime Rath Severin Schindler war am 18. Januar 1671 geboren worden, — in der St. Nicolai-Gemeinde. Er entstammte keinem der alten, angesehenen Berliner Geschlechter; aber er schwang durch eigene Tüchtigkeit sich empor. Unzweifelhaft auf dem Kölnischen Gymnasium vorgebildet, trat er nachmals in den Finanz-Dienst ein und bewies sich bei jenen geschäftlichen Unternehmungen, welchen König Friedrich Wilhelm I. sich mit so großer Vorliebe hingab, vorzüglich brauchbar. In hohem Maße förderte er seiner Zeit z. B. die Tuchfabrikation im „Lagerhause"; —

*) „Jesus Christus ist die Auferstehung und das Leben u. s. w.". Wörtlich mitgetheilt bei Küster, Alt. u. N. Berlin, I. 256.

in seinem eignen Hause, Stralauer Straße 33, richtete er ferner eine Königlich Preußische Gold- und Silber-Manufactur ein, die bald zu hoher Blüthe gelangte.*) Kein Wunder, daß Mittel in Hülle und Fülle dem unternehmenden und thätigen beim Könige hochangesehenen Manne zuflossen. Er konnte sich sein Heim in der Stralauer Straße No. 33 prachtvoll ausbauen; er konnte ferner die beiden, auf dem Barnim belegenen Rittergüter Schöneiche und Bärnicke erwerben. In jenem Berliner Hause, welches nach Rissen des Obristen de Bodt errichtet ward, bildeten mehrere Seiten- und Quergebäude verschiedene Höfe; hinten an der Spree aber, mit dem malerischen Blicke hinüber nach Koelln, befand sich ein überaus geschmackvoll eingerichteter Garten. In einem der Seitenflügel traf man einen schönen Grottensaal an; derselbe war der Königlichen Grotte im Lustgarten nachgebildet, und selbstverständlich waren auch im Vorderhause die Zimmer „köstlich eingerichtet und mit schönen Tapeten und Meubles auf's Beste versehen." Herr Severin Schindler liebte die Pracht und ließ seine Landsleute und Mitbürger „etwas Ehrliches" verdienen; — das zeigt auch der uns vorliegende, künstlerisch vollendete Kupferstich von A. B. König nach einem ihn darstellenden Gemälde des bekannten Berliner Künstlers Georg Liczewsky. Severin Schindler erscheint auf ihm als ernster, gebietender Mann in prächtiger Hoftracht; über den rothen Rock mit den breiten Aufschlägen und den goldenen Knöpfen legt sich in schweren Falten der blaue Sammetmantel. Durch das von kostbaren Vorhängen nur halbverdeckte, von Säulen umrahmte Fenster wird der Blick auf eine märkische Landschaft frei. Vermählt hatte sich der reichbegüterte Mann, wie bereits erwähnt ward, mit einer Dame aus Leipzig, mit Maria Rosina Bose, geb. 15. Aug. 1688. Diese Ehe war eine sehr glückliche; eins aber fehlte: Kindersegen. Schon in seinem 55. Jahre dachte Schindler demnach daran, sein Vermögen segenbringend für die Nachwelt anzulegen.

Kaum nämlich hatten die Schindler'schen Ehegatten im Jahre 1725 das Rittergut Schöneiche erkauft, „als es ihre erste Sorge war, daß die in großer Unwissenheit und Blindheit heranwachsenden Kinder der Unterthanen in der Zucht und Vermahnung zum Herrn erzogen und zur wahren lebendigen Kenntniß Gottes und Jesu Christi gebracht würden, damit sie künftig Gott, ihrem Könige und ihrem Nächsten aufrichtig und rechtschaffen dienen und solcher Gestalt in Zeit und Ewigkeit glücklich werden möchten. Da sie nun in diesem Dorfe Schöneiche weder eine Schule, noch einen Schulmeister gefunden, der die arme Jugend unterrichtet hätte, so haben sie nicht nur sogleich einen Praeceptorem angenommen, sondern aus ihren eignen Mitteln ein ziemlich räumliches und bequemes Schulhaus von Grund aus neu erbauen lassen. Darauf hat Gott das Herz des Herrn Geheimen Rathes Schindler dahin gelenket, den armen vater- und mutterlosen Waisen die Hände zu bieten, einige Knaben zur Erziehung auf- und anzunehmen und im Leiblichen, wie im Geistlichen versorgen zu lassen. Zu dem Ende haben die Eheleute Schindler beschlossen, auf ihrem Grund und Boden noch ein „apartes" Waisenhaus aus ihren eignen Mitteln zu erbauen. Als solches im Jahre 1730 unter göttlichem Segen vollendet war, wurde dasselbe am Sonntage Rogate in Gottes Namen bezogen, und sogleich einige Waisenkinder (7 an der Zahl) auf- und angenommen, zu deren Information und Aufsicht ein Studiosus theologiae und ein eigner Waisenvater, — zur Pflege aber und Reinigung eine eigne Waisenmutter eingesetzt wurde. Da aber, wie es bei gesegneten Anstalten zu gehen pflegt, die Anzahl sowohl der Schulkinder wie auch der Waisenknaben nach und nach angewachsen, so sind, nebst benannten Personen, noch ein Studiosus theologiae als Informator und endlich ein eigener Schreib- und Rechenmeister angenommen worden; der erste Studiosus aber ist den Waisen und Schulkindern als Inspector vorgestellt worden. Damit aber alle zum Waisenhause gehörige Personen bequem zusammenwohnen und man die Schul- und Waisenkinder in gewisse Classes eintheilen und darin unterrichten könnte, hat im Jahre 1733 das Waisenhaus noch mit einem Stock übersetzt werden müssen. —"

So der Pastor Hövel zu Schöneiche im Jahre 1734. Er berichtet ferner, wie die Waisenhaus-Schule auf drei Klassen mit drei Lehrern angewachsen, und daß die Gegenstände des Unterrichts Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen, deutsche und lateinische Sprache gewesen, wie die Kinder in dem Hause ernährt, verpflegt und gekleidet, und welche Haus- und Schulordnung beobachtet worden. Aus dem Ganzen geht nicht nur ein ächt frommer Sinn, sondern auch ein sehr tüchtiges pädagogisches Urtheil des Stifters hervor. Der Geheime Rath Severin Schindler lebte nach der Gründung noch sieben Jahre, bis zum 22. November 1737. In seinem „letzten Willen" setzte er, „überzeugt, daß er sein Vermögen in keine würdigeren und wohlthätigeren Hände legen könne, seine Gattin zu seiner Universal-Erbin ein. Es haben

*) Nachträglich gehen uns von dem verehrungswürdigen Ministerium der St. Nicolai-Kirche noch die folgenden Nachrichten über Severin Schindlers Leben zu:

Sein Vater war der Rathsverwandte und Kaufmann Johann Schindler, seine Mutter hieß Margarethe Gericke. Im zehnten Jahre seines Alters verlor er beide Eltern. Nach seinem Abgange vom Gymnasium erlernte er in Leipzig die Handlung. Im Jahre 1697 wohnte er als Kriegs-Commissar dem Feldzuge in Brabant bei, 1704 wurde er zum Commercien-, 1717 zum Geheimen Rath ernannt. Die Vermählung mit Maria Rosina Bose fällt in das Jahr 1704. Frau Maria Rosina Bose war die Tochter des Leipziger Raths- und Handelsherrn Georg Bose und einer Elisabeth von Ryssel. Sie war in Berlin erzogen worden, weil geschäftliche Unternehmungen ihren Vater hierher gerufen hatten. Die Gründung der Gold- und Silber-Manufactur ging von ihm aus. D. S.

sich nachmals viele Herren, auch vom Hofe, bemüht, die reiche Geheime Räthin zu einem zweiten Ehebündnisse zu bewegen." Sie aber lebte nur noch Werken helfender Liebe, dem Andenken und der Stiftung ihres Gatten, — der Aufrichtung wohl auch jenes imposanten Grabmals. Verstorben ist sie am 17. Januar 1746, — im Glanze der Siegessonne des jungen Königs Friedrich. In einem ihr geweihten Nachrufe heißt es:

„Was ihren Wandel anlanget, so führte sie denselben im Glauben und in der Liebe unsträflich wie Elisabeth. Sie war ein brennend' und scheinend' Licht. Davon ist unsere große Stadt Zeuge. Ihr Gemüth war fröhlich in Gott, obgleich der kränkliche Leib die Last des Lebens wohl oft tief empfand."

Es ist uns leider kein Bild von Frau Maria Rosina auffindbar gewesen. Möge daher ein Wort ihres ersten Testamentes als ein Denkmal für sie hier seine Stätte finden:

„Ich deklarire hiermit, daß ich besagtem Waisenhause mein ganzes Vermögen, wie und in welchem Stande solches bei meinem Absterben vorhanden, zum beständigen Fonds überlasse, jedoch, daß vorher alle Schulden, so sich etwa finden möchten, nicht weniger die von mir in meinem Testamente, Codicill und Verzeichniß verordnete Vermächtnisse, milde Stiftungen, Legata und Schenkungen, wie es Namen haben mag, von der Massa abgezogen werden müssen." Diese Vermächtnisse bestanden in

8000 Thalern zur Besoldung zweier Gefängniß-, später Hofgerichts-Geistlichen,

16 000 Thalern zu acht Universitäts-Stipendien,

6000 Thalern zu sechs Schülerstipendien,

10 000 Thalern zu einem Freitische für zwölf Schüler, wobei die Zöglinge des Waisenhauses, soweit sie Berliner Gymnasiasten wären, den Vorzug genießen sollten,

3000 Thalern zu freiem Unterrichte für 24 arme Schüler,

3000 Thalern zur Erziehung armer, vaterloser Mädchen bis in das 18. Jahr.

Von dem übrigen Schindler'schen Besitze fiel das Dorf Schöneiche als Lehn an den Landesherrn zurück; dieser veräußerte dasselbe an den Banquier Friedrich Segebarth und überwies den Erlös dem Schindler'schen Waisenhause. Das Gleiche geschah mit dem Grundstücke in der Stralauer Straße, welches der Hofhutmacher Männig erwarb. Die Erbpacht von Bärnicke bei Bernau aber verblieb der Stiftung. Der Rest des Schindler'schen Vermögens bestand in etwa 100 000 Thalern in Gold und Silber; den Vorrath an Gold- und Silberwaaren, Stickereien und Tressen hatte König Friedrich Wilhelm I. schon 1737 angekauft.

An ordnenden Bestimmungen enthalten die beiden Testamente der frommen Frau — eins vom 16. Mai 1739, das andere vom 27. Juni 1741, — noch die folgenden Vorschriften:

„Es sollen in das Waisenhaus keine anderen Kinder als männlichen Geschlechtes eingenommen werden und zwar 1. keine andere als die, so der evangelisch-lutherischen Religion zugethan; 2. keine andere, als deren Eltern ehrliche Bürger oder Bauern oder sonst verarmte, redliche Leute gewesen, ingleichen frommer und armer, verstorbener Prediger Kinder; 3. ist dahin zu sehen, daß zuerst wahrhaft arme, vater- und mutterlose Waisen, die der Wohlthat recht bedürftig sind, eingenommen werden; 4. muß ein solcher Knabe wenigstens sieben Jahre alt sein; 5. sollen die Knaben bei ihrem Wohlverhalten so lange im Waisenhause verbleiben, bis sie tüchtig sind, eine Profession oder ein Handwerk zu erlernen; 6. sollte der eine oder andere von den Waisenknaben Lust und Geschicklichkeit zum Studiren haben, so soll er zuvörderst noch ein Paar Jahre in einem Gymnasio die Studia humaniora excoliren, und soll ihm dabei mit nöthigem Zuschub unter die Arme gegriffen werden; 7. wenn Knaben das Waisenhaus verlassen, so soll ihnen, wenn sie sich gut aufgeführt haben, bei ihrem Abschiede gegeben werden

ein neues Kleid von ordinärem Tuche, sechs Hemden, sechs Halstücher, ein Paar neue Schuhe, neue Strümpfe und ein neuer Hut."

Gehen wir nun zunächst auf die Geschichte des berühmten Waisenhauses tiefer ein! Nicht lange nach dem Tode der Erblasserin, noch im Jahre 1746, wurde die Stiftung von Schöneiche nach Berlin verlegt; sie fand ihr erstes Heim daselbst in dem Hause Wilhelmstraße 9. Bald darauf erhielt sie anderweitige Vermächtnisse. Im Jahre 1753 vermachte ihr der Curator der Anstalt, der Archidiakonus Hayne von St. Nicolai, die Hälfte seines Vermögens, welches 1563 Thaler 6 Groschen betrug.

2. Durch Testament vom 29. Januar 1766 setzte der Commissionsrath Gerhardi das Waisenhaus zum Haupterben seines Vermögens ein, wodurch dasselbe eine Summe von 9000 Thalern erhielt.

3. Am 27. October 1781 vermachte der Banquier Scheel der Anstalt ein Capital von 6000 Thalern Gold, damit zwei Knaben mehr erzogen werden könnten.

4. Unter dem 24. September 1793 legierte der Posamenten-Fabrikant Bock 6000 Thaler Courant, damit die Zahl der Zöglinge um einen vermehrt würde.

5. Am 4. Februar 1795 erhielt das Waisenhaus laut Testament der „Demoiselle" Horch 2000 Thaler.

6. Zwei dankbare, ehemalige Zöglinge, der Buchhalter Fritze und der Rector Sprengel in Spandau schenkten „dem lieben Pflegehause" ihre „mit saurer Mühe" erworbenen Vermögen — 2500 und 4000 Thaler.

7. Die verwittwete Frau Obrist von Legat vermachte im Jahre 1820 letztwillig 250 Thaler.

8. Die Geheim-Räthin Bohm, geb. Schumann, schenkte am 19. April 1822 ein Capital von 3000 Thalern, dessen Zinsen einem von ihr zu bezeichnenden Zöglinge zugewendet werden sollten. —

So hat die Berliner Wohlthätigkeit auch in den Zeiten des flachsten Nationalismus nie ganz geruht; einer besonderen Erwähnung, abgesehen von reichen Zuwendungen an Büchern, Gemälden, Mineralien, Instrumenten und dergl. verdienen indessen zwei Stiftungen aus den drangvollen Jahren 1811 und 1812. Die Justizrath Schumann'schen Eheleute schenkten in denselben dem Waisenhause 12 000 Thaler, und die Demoiselle Johanna Eleonora Ficker verlieh ihm zum zukünftigen Heime das große Haus Friedrichsgracht 57, welches auf Kosten der edlen Wohlthäterin umgebaut und am 28. October 1812 von der Anstalt bezogen wurde. Wir kommen auf diese Stiftungen noch einmal zurück.

Die Aufsicht über die segenspendende Anstalt führen statutenmäßig von jeher der Propst und der Archidiakonus von St. Nicolai in Gemeinschaft mit einem weltlichen Rathe. An Vermögen waren 1844, wo unsere Nachrichten über das Schindler'sche Waisenhaus selbst abschließen, vorhanden in Baar

96 475 Thaler Courant, sowie
6000 Thaler in Gold.

Dazu kam das Grundstück an der Friedrichsgracht, die Erbpacht vom Rittergute Börnicke, welche

1111 Thaler 7 Silbergroschen und 6 Wispel Roggen in natura

betrug, und eine Zahlung von

56 Thalern 15 Silbergroschen 3 Pfennige jährlich aus der Consistorial-Kasse. Die Anzahl der Zöglinge betrug und beträgt noch heute 30; die Anstalt gewährt außerdem 12 armen Gymnasiasten vom grauen Kloster freien Mittagstisch.

Maria Rosina Schindler aber hatte mit ihren obengenannten Legaten zugleich eine

Schindler'sche Legaten-Kasse

gestiftet, deren Verwaltung statutenmäßig dem Probste und den drei ersten Diakonen von St. Nicolai zusteht. Außer den bereits angeführten Summen umfaßte diese Legaten-Kasse noch ein Kapital von

1000 Thalern zur würdigen Instandhaltung des Schindler'schen Grabmals in St. Nicolai, von

2000 Thalern für den vierten Diakonus der Nicolai-Kirche und von

2000 Tahlern zur Auszahlung der Zinsen an die mit der Verwaltung der Schindler'schen Stiftungen betrauten Prediger.

Die oben aufgeführten, zu verschiedenen Zwecken ausgesetzten 46 000 Thaler ergaben mit diesen zuletzt genannten 5000 zusammen einen Grundstock von 51 000 Thalern. Bald vergrößerte sich dieses Capital durch vortreffliche Verwaltung und durch die Höhe des damals üblichen Zinsfußes — 5% — um 16 000 Thaler. Allein es kamen andere Zeiten; — in den Tagen der Noth des Vaterlandes, da Friedrich der Große und sein Großneffe Friedrich Wilhelm III. unter Aufbietung aller Kräfte um die Existenz des Vaterlandes rangen, sank der Zinsfuß bis auf 3½%; ja, es mußten in der allgemeinen Noth selbst bedeutende Verluste verschmerzt werden. Eine eigene Armenschule für 24 Kinder zu halten und von dem hierfür ausgesetzten Capital von 3000 Thalern, welches nur 105 Thaler Zinsen brachte, noch Miethe, Holz, Schulutensilien, Bücher, Schreibmaterialien und Lehrergehalt zu beschaffen, war eine Unmöglichkeit. So löste sich die Schindler'sche Armenschule denn im Laufe der Zeiten auf.

Allein schon vom Jahre 1811 ab erhielt die Schindler'sche Legatenkasse neue Zuwendungen. Ein Fräulein Auguste Wilhelmine von Arnim legierte ihr durch Testament vom 20. September 1811 ein Capital von 2075 Thalern, um 3 oder 4 arme Mädchen mit den Zinsen durch Beihülfen von je 25 Thalern jährlich in ihrer Ausbildung zu unterstützen.

Zu gleichem Zwecke schenkte die Demoiselle Petsch durch Testament vom 18. Juni 1817 für vaterlose, evangelische Töchter ein Capital von 10 000 Thalern, dessen Zinsen in jährlichen Raten von 25 Thalern an arme Mädchen bis zum 18. Jahre vertheilt werden sollten und noch vertheilt werden. Auch das ursprünglich dem Waisenhause selbst geschenkte Schumann'sche Capital von 12 000 Thalern wurde auf Wunsch des Stifters, des Justizraths und Mitcurators August Ferdinand Schumann, im Jahre 1829 der Schindler'schen Legatenkasse überwiesen; — die Hälfte desselben sollte zur Verbesserung der Oekonomie, des Inventars und des Beamtengehaltes, die andere zu Schul- und Universitäts-Stipendien angewendet werden. Ohne jegliche Einschränkung für die Verwaltung setzten im Jahre 1825 der Königliche Geheime Hofrath und General-Rendant der General-Staats-Kasse, Karl August David Siefert, ein ehemaliger Schindlerianer, und seine Gattin Johanna Dorothea Christiane, geb. Pötter, die Schindler'sche Legaten-Kasse zu ihrer Erbin ein. Als im Jahre 1831 der Nachlaß der Legaten-Kasse heimfiel, ergab sich ein Vermögen von ungefähr 48 000 Thalern.

Weniger hochherzig und voller Vertrauen in die Leitung der Kassen-Angelegenheiten erwies sich im Jahre 1844 der Geheime Ober-Finanz-Rath Ludolff. Er legierte zwar zwei Capitalien von 16 000, bezüglich 4000 Thalern, bestimmte indessen, daß von ersterer Summe 3 Stipendien zu je 175 Thalern „für hülfsbedürftige Jünglinge aus der Stubenrauch'schen Familie, welche 15 Stammväter habe", und von der letzteren Erziehungsgelder-Fonds für seine Großnichten gebildet werden sollten. —

Schon eben hatten wir erwähnt, daß die Demoiselle Johanna Eleonore Ficker am 11. März 1811

durch Schenkung unter Lebendigen dem Schindler'schen Waisenhause ihr schönes, umfangreiches Grundstück an der Friedrichsgracht 57 überließ und zu dessen Ausbau noch ein Capital von 5000 Thalern in Friedrichsd'or bestimmte. Sie schlug den Werth der Baulichkeiten auf 12 000 Thaler Friedrichsd'or an und bedang sich für ihre Person nur

den unentgeltlichen Gebrauch eines Kellers und eines Heubodens nebst einer Stube und einer Kammer im Seitengebäude aus, bestimmte aber zugleich, daß das Gebäude bei ihren Lebzeiten nicht veräußert, noch verpfändet, auch nach ihrem Tode **nicht an Gast-, Wein-, Kaffee-, Bier- noch andere Wirthe** verkauft oder vermiethet werden dürfe. Das alte Fräulein, welches die Schankwirthschaften mit Recht als einen Krebsschaden unseres Volkslebens ansah, verstarb erst am 14. November 1834. Sie hatte bis dahin ihre Stiftungen noch wesentlich erweitert, nämlich

durch ein Capital von 1200 Thalern, durch den Werth ihrer sämmtlichen Möbel, Betten und Bücher und durch

zwei Capitalien von 3000 und 8000 Thalern Friedrichs'dor.

Die Ficker'schen Stiftungen waren schon 1844 bis zu einem Capitale von 25 000 Thalern Friedrichs'dor und etwa 1350 Thalern Courant angewachsen; es wurden aus ihnen 7 Zöglinge in der Anstalt und je einer auf dem Gymnasium zum grauen Kloster und auf der Universität erhalten, die letzteren beiden vermittelst ihnen gewährter Stipendien. —

Auch der 1840 verstorbene Wirkliche Geheime Rath von Stägemann, der bekannte Dichter der Befreiungskriege, war aus dem Schindler'schen Waisenhause hervorgegangen. Bei Gelegenheit seines 50jährigen Dienstjubiläums, am 6. Mai 1838, übergab er dem Curatorium einen Fonds von 7500 Thalern, um ihn zu zwei Universitäts-Stipendien — je 150 Thaler auf vier Jahre, — zu verwenden. Die Stiftung wird gesondert von der Schindler'schen Legaten-Kasse, jedoch gleichfalls von dem Curatorium derselben verwaltet. Ihr Vermögen betrug 1845 etwa 8360 Thaler. Reicher ist die Prediger Cosmar'sche Familienstiftung von 1844; sie besitzt ein Grundcapital von etwa 58 000 Thalern und gewährt Unterstützungen an unverheirathete Töchter, sowie Stipendien an studirende Jünglinge aus der Familie des Erblassers und des Justizraths Riem, sowie einige Zuwendungen an hochbetagte Prediger-Wittwen.

Die letzten Angaben über die Schindler'sche Legaten-Kasse, welche uns vorliegen, entstammen dem Jahre 1889. Danach umfaßte die Kasse selbst ein **Grundcapital** von . . . . 210 000 Mk.

Mit ihr gemeinschaftlich wurden **verwaltet:**

Das Bock'sche Legat	im Betrage von	18 000 Mk.
die Petsch'sche Stiftung	„ „ „	30 000 „
die Schumann'schen Stiftungen	im Betrage von	36 000 Mk.
das Siefert'sche Vermächtniß	„ „ „	144 000 „
die Ludolff'sche Stiftung	„ „ „	87 000 „
die Ficker'schen Stiftungen	„ „ „	174 000 „
die von Stägemann'sche Stiftung	„ „ „	22 500 „
und die Cosmar'sche Stiftung	„ „ „	180 000 „

sodaß die Gesammtmittel der Kasse allein 901 500 Mk. betrugen.

Haben die Schindler'schen Stiftungen demnach auch nicht die großartige Höhe erreicht, wie die Francke'schen, mit welchen sie aus **einem** Geiste hervorgegangen sind, so stehen doch auch **sie als ein Triumphzeichen des Glaubenseifers** da, der in der Liebe und im Erbarmen seine edelste Bethätigung zu suchen und zu finden bestrebt ist, und das altpreußische Herz mag sich wohl daran erfreuen, daß es grade

„**ein Friedrich-Wilhelms-Mann**",

ein Charakter nach dem Herzen des hochverdienten, wenn auch rauhen Soldatenkönigs und Staatswirths gewesen, der so Großes begründet hat. —

Schreiber dieses ist auch sonst noch den Spuren Schindler's nachgegangen. Küster, der Verfasser vom „Alten und Neuen Berlin", sagt II, 724:

„Unter anderen löblichen Schindlerischen Anstalten ist auch diese, daß die Kirche zu **Schöneiche** schön ausgebauet und zum Gebrauche des dasigen Predigers ein artiges, mit nützlichen, sonderlich theologischen Büchern versehenes „Bibliothecken" angeleget worden."

Andere Spuren von Schindler finden sich in der Kirche von **Börnicke**, welche, wenn auch im Jahre 1883 renovirt, noch immer die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des 15. Jahrhunderts zeigt: die doppelschiffige Anlage — zur Trennung der Geschlechter, — und den hohen, breiten Feldsteinthurm mit seinem, von Fialen zierlich besetzten Satteldache. Im herrschaftlichen Stuhle, in welchem der edle Kaufherr Severinus wohl oft die Predigt gehört haben mag, wie vor ihm die von Barfuß und Wolmar von Wrangel, der Commandant von Berlin, von welchem er das Gut erkauft hatte, fanden wir Gemälde auf, die augenscheinlich aus Schindler's Tagen herrühren: die zwölf Apostel in mäßig guten Brustbildern. Die Särge der Barfuß und die Familienbildnisse derer von Wrangel, welche Severin Schindler pietätsvoll in der Kirche erhalten hatte, hat die jüngste Renovation aus derselben verbannt.*)

Das Berliner Haus Stralauerstraße 33, das

*) Die von Wrangel'schen Bildnisse, die in Gestalt einer Trophäe vereinigt sind, hat der Gem. Kirchenrath dem Herrenhause überwiesen, — eine recht eigenthümliche Praxis!

zweite vom „Krögel“ aus, läßt heute indessen nicht im entferntesten mehr erkennen, welchen Glanz und welche Pracht einstmals in ihm geherrscht haben; es bildet heute einen düstern, ausschließlich dem geschäftlichen Leben gewidmeten Bau. Und doch, welche reiche Geschichte hat dasselbe! Hier wohnte vor Schindler jener Hofmarschall von Wensen, welcher es wagte, gegen den Grafen Casimir Kolb von Wartenberg zu conspiriren, aber dafür auf die Festung geschickt und zu einer Geldstrafe verurtheilt wurde. Da er letztere nicht zu zahlen vermochte, so nahm der General-Fiscal statt derselben dieses sein Haus an, welches er mit seiner Gemahlin, einer Dame des Geschlechtes von Poellnitz, erheirathet hatte. So war es denn ein königliches Gebäude geworden, und es erklärt sich leicht, daß grade hier die königliche Gold- und Silber-Manufactur durch Bose und Schindler errichtet ward. So unscheinbar dies Haus mit seinen Geschäfts-Localitäten heute aber ist: mit leuchtenden Lettern steht es verzeichnet in der Geschichte der Barmherzigkeit zu Berlin! —

Oskar Schwebel.

Eine Erinnerung an Disraeli.

Am 19. April, dem Todestage des berühmten englischen Staatsmannes, trägt man in ganz London zu Ehren des verstorbenen Premierministers im Knopfloch oder am Busen eine Primel. Dieser Brauch ist ebenso unumstößlich wie z. B. am Oxford-Cambridge-Wettfahrt-Tage das Tragen des blauen Bandes. An jenen Brauch knüpft sich eine Anekdote, wie die Primel Disraeli's Lieblingsblume wurde, denn damals war er nur einfach Mr. Disraeli und ein ganz junger Mann. Eines Abends Ballgast in Buckinghamshire bei einem Verwandten, lenkte er die Aufmerksamkeit eines Freundes auf den schönen Primelkranz, welchen eine junge Dame in ihren dunklen Haaren trug, und meinte, die Primeln müßten natürliche sein, da der warme Lebenshauch, der über ihnen ruhe, unmöglich nachgebildet sein könnte. Sein Freund war der entgegengesetzten Meinung und die Verschiedenheit der Ansichten führte zu einer Wette: „Diese Primeln interessiren mich derartig“, sagte Disraeli, „daß ich Gewißheit haben muß. Hier, fünf Guineen; setzen Sie dagegen und lassen wir die junge Dame selbst entscheiden.“ Der Freund bat die ihm bekannte Dame, ihr Disraeli vorstellen zu dürfen, und dann erzählte er die Wette. „Es thut mir leid, aber Sie haben verloren, Mr. Disraeli hat gewonnen. Es sind wirkliche, keine künstliche Primeln. Ich habe sie heute Morgen selbst in unserm Garten gepflückt und den Kranz selbst gewunden.“ Sie zog eine Blume aus dem Haar und sagte lächelnd, sie Disraeli überreichend: „Ueberzeugen Sie sich von Ihrem Siege.“ Disraeli steckte die Blume in sein Knopfloch und trug sie für den Rest des Abends. Am andern Tage war er so glücklich, von der liebenswürdigen Dame, der er einen Besuch machte, wieder eine Primel zu erhalten. — Dieses Glück erneuerte sich alle Tage während seines Besuches in Buckinghamshire. Die junge Dame endete leider tragisch! Auf einem Spazierritt mit einem neuen Pferde wurde sie abgeworfen und starb nach langem Siechthum an der dabei erhaltenen Verletzung. Disraeli kam bald darauf zum zweiten Male nach Buckinghamshire; er fand nur das Grab des jungen Mädchens und brach sich von dem reichen Blumenschmuck desselben eine Primel. Seit dieser Zeit war sie seine Favoritblume. Er nannte die Unvergeßliche oft noch in Erinnerung seine Primula Veris.

Die ägyptische Finsterniß.

Einer Abhandlung des Dr. E. Mahler „Astronomische Untersuchung über die in der Bibel erwähnte ägyptische Finsterniß“ entnehmen wir folgendes Ergebniß. In der Vermuthung, daß in der Ueberlieferung einer am 1. Nisan des Auszugsjahres der Israeliten aus Aegypten (für das gewöhnlich das Jahr 1312 vor Christi Geburt bezeichnet wird) daselbst stattgehabten Finsterniß die Erinnerung an eine Sonnenfinsterniß erhalten ist, hat der Verfasser der vorliegenden Arbeit aus allen centralen Sonnenfinsternissen des 13. und 14. Jahrhunderts vor Chr. Geb. die Frühjahrsfinsternisse herausgesucht und gefunden, daß von diesen nur eine einzige für Aegypten von Bedeutung sein konnte. Es ist dies die ringförmige Sonnenfinsterniß des Jahres 1335 vor Chr. Geb. vom 13. März. Nachdem diese aber zugleich alle durch die Tradition erhaltenen Merkmale (Monat, Tag, Wochentag) der in der Bibel erwähnten ägyptischen Finsterniß besitzt, so ist es im hohen Grade wahrscheinlich, daß, wenn der vom Verfasser ausgeführten Rechnung Bedeutung beigelegt wird, die in der Bibel erwähnte Finsterniß mit der ringförmigen Sonnenfinsterniß des Jahres 1335 v. Chr. vom 13. März indentisch sei. Dann fällt selbstredend der Auszugstag der Israeliten aus Aegypten auf den 27. März des Jahres 1335 vor Christi Geburt.

Aufsätze und Notizen, welche sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.


Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt
der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 11. November 1891. **Nr. 45.**

1. Richard Freiherr von Buddenbrock-Hettersdorff, Landrath a. D., auf Offen bei Neumittelwalde in Schlesien, Ehrenritter seit 1881, † zu Offen 27. October 1891.
2. Albert von Frankenberg und Proschlitz, Major a. D., Ehrenritter seit 1854, † zu Berlin 30. October 1891.

Zur Vervollständigung der Ordensliste.

Die durch Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 1. August d. J. neu ernannten 52 Ehrenritter des Johanniter-Ordens sind wie folgt beigetreten:

I. Direct der Balley Brandenburg:

1. Adolf von Kries, Major und Bataillons-Commandeur im Pommerschen Füsilier-Regiment Nr. 34,
2. Ernst von Dassel, Hauptmann und Compagnie-Chef im 6. Brandenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 52,
3. Hans von Wentzel, Hauptmann und Compagnie-Chef im 3. Garde-Regiment zu Fuß,
4. Franz von Meusel, Regierungs-Rath, zu Potsdam,
5. Georg Graf von Schlieffen, Kammerjunker und Regierungs-Assessor, zu Potsdam,
6. Andreas Graf von Bernstorff, Premier-Lieutenant a. D., zu Wernigerode a. Harz,
7. Hans von Gruenewitz, Hauptmann und Compagnie-Chef im Anhaltischen Infanterie-Regiment Nr. 93,
8. Henning von Winterfeld, Premier-Lieutenant a. D. und Gutsbesitzer, auf Frauenholz, bei Oldesloe in Schleswig-Holstein,
9. Eugen von Richthofen, Major und Escadron-Chef im Schleswig-Holsteinschen Ulanen-Regiment Nr. 15,
10. Otto Graf von der Recke-Volmerstein, Rittmeister und Escadron-Chef im 2. Brandenburgischen Ulanen-Regiment Nr. 11,
11. Albert Graf Eckbrecht von Dürckheim-Montmartin, Premier-Lieutenant der Reserve des 3. Badischen Dragoner-Regiments Prinz Carl Nr. 22, auf Fröschweiler bei Wörth i. Elsaß,
12. Curt von Grabow, Hauptmann a. D., zu Cassel,
13. Paul Graf von Medem, Majoratsbesitzer, auf Elley bei Mitau in Curland,
14. Percival Freiherr von Wolff, Kirchspielsrichter a. D. und Rittergutsbesitzer, auf Labawo bei Swani, Gouvernement Pskow in Rußland,
15. Carl von Gonzenbach, Hauptmann a. D., auf Schloß Buonas bei Rothkreuz i. d. Schweiz

II. Den Genossenschaften der Balley Brandenburg:

a) Der Preußischen Provinzial-Genossenschaft:

Alfred Burggraf und Graf zu Dohna, Rittmeister und Escadron-Chef im 1. Garde-Dragoner-Regiment Königin von Großbritannien und Irland.

b) Der Brandenburgischen Provinzial-Genossenschaft:

1. Paul von Stuckrad, Hauptmann und Compagnie-Chef im Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiment Nr. 2,
2. Berthold von dem Knesebeck, Amtsgerichtsrath, zu Frankfurt a. d. Oder,
3. Carl Hoyer von Rotenheim, Hauptmann und Compagnie-Chef im Kaiser Alexander Garde-Grenadier-Regiment Nr. 1,
4. Johannes von Hanstein, Oberst und Commandeur des Infanterie-Regiments Herzog von Holstein (Holsteinschen) Nr. 85,
5. Carl Graf von Medem, Rittergutsbesitzer, auf Sessilen bei Frauenburg in Curland.

c) Der Pommerschen Provinzial-Genossenschaft:

1. Georg von der Marwitz, Hauptmann im Generalstabe der 36. Division,

2. Dr. Franz von Lepel, Premier-Lieutenant der Reserve des Feld-Artillerie-Regiments Nr. 35 und Fideicommißbesitzer, auf Wieck bei Gützkow,
3. Dr. jur. Wernher von Quistorp, Rittergutsbesitzer, auf Crenzow bei Murchin,
4. Georg von Kleist, Rittergutsbesitzer, auf Renitz, Kreis Schlawe,
5. Gustav Adolf von Voß, Hauptmann und Compagnie-Chef im Colbergschen Grenadier-Regiment Graf Gneisenau (2. Pommerschen) Nr. 9,
6. Busso von Wedell, Premier-Lieutenant der Reserve des Kürassier-Regiments Königin (Pommerschen) Nr. 2 und Rittergutsbesitzer, auf Braunsforth bei Freienwalde in Pommern,
7. Erich von Bonin, Hauptmann und Compagnie-Chef im Anhaltischen Infanterie-Regiment Nr. 93.

d) Der Posenschen Provinzial-Genossenschaft:
1. Rudolph Freiherr d'Orville von Löwenclau, Generalmajor und Commandeur der 18. Infanterie-Brigade,
2. Bertrand Graf von Monts de Mazin, Hauptmann und Compagnie-Chef im Grenadier-Regiment König Wilhelm I. (2. Westpreußischen) Nr. 7.

e) Der Schlesischen Provinzial-Genossenschaft:
1. Leo Freiherr von Tschammer und Osten, Oberstlieutenant a. D., zu Potsdam,
2. Heinrich von Prittwitz und Gaffron, Rittmeister und Escadron-Chef im 3. Schlesischen Dragoner-Regiment Nr. 15.

f) Der Sächsischen Provinzial-Genossenschaft:
1. Otto George von Bardeleben, Regierungs-Assessor, zu Celle,
2. Paul von Ebart, Herzoglich Sachsen-Coburg-Gothaischer Kammerherr und Intendant des Hoftheaters und der Hofkapelle, zu Gotha,
3. Arthur von Pieschel, Rittergutsbesitzer, auf Theessen, Kreis Jerichow I.,
4. Wilhelm von Plessen, Hauptmann a. D., zu Coburg,
5. Richard von Haeseler, Premier-Lieutenant a. D., zu Gotha,
6. Carl von Bamberg, Hauptmann und Compagnie-Chef im Infanterie-Regiment Graf Bülow von Dennewitz (6. Westfälischen) Nr. 55.

g) Der Schleswig-Holsteinschen Provinzial-Genossenschaft:
Friedrich von Wietersheim, Capitain zur See, zu Wilhelmshaven.

h) Der Westfälischen Provinzial-Genossenschaft:
1. Wilhelm von Drebber, Hauptmann und Compagnie-Chef im Infanterie-Regiment Prinz Friedrich der Niederlande (2. Westfälischen) Nr. 15,
2. Dr. jur. Georg von Borries, Landrath, auf Steinlacke bei Kirchlengern.

i) Der Rheinischen Provinzial-Genossenschaft:
Carl Graf von Platen zu Hallermund, Kammerjunker und Regierungs-Assessor, zu Wiesbaden.

k) Der Genossenschaft in den Großherzogthümern Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz:
1. Carl von Rocheid, Rittergutsbesitzer, auf Pieverstorf bei Kratzeburg,
2. Paul von Holstein, Hauptmann und Compagnie-Chef im Großherzoglich Mecklenburgischen Grenadier-Regiment Nr. 89.

l) Der Hessischen Genossenschaft:
1. Max Graf zu Solms-Sonnenwalde, Hauptmann à la suite der Landgendarmerie, in der Gendarmerie-Brigade in Elsaß-Lothringen,
2. Julius von Poseck, Major a. D., auch Großherzoglich Hessischer Kammerherr, zu Cassel.

m) Der Genossenschaft im Königreich Sachsen:
1. Wilhelm Freiherr von Wiesing, Hauptmann und Compagnie-Chef im Königlich Sächsischen 7. Infanterie-Regiment Prinz Georg Nr. 106,
2. Louis Ferdinand Charles Freiherr Grote, Rittmeister und Escadron-Chef im 2. Königlich Sächsischen Königin Husaren-Regiment Nr. 19.

n) Der Genossenschaft im Königreich Bayern:
1. Alfred Freiherr von Schaezler, Königlich Bayerischer Kämmerer, zu Augsburg,
2. Friedrich Freiherr Kreß von Kressenstein, Königlich Bayerischer Kämmerer, Hauptmann und Compagnie-Chef im Infanterie-Leib-Regiment,
3. Hans Carl Freiherr von Thüngen, Königlich Bayerischer Kämmerer, Rittmeister der Reserve des 6. Chevauxlegers-Regiments, zu Thüngen,
4. Alfred Freiherr von Seckendorff-Aberdar, Königlich Bayerischer Kämmerer, Major à la suite der Armee, auf Sugenheim.

Der Schloßpark von Bellevue.

Der Schloßpark von Bellevue liegt etwas verlassen da. Wer hineingeht und die Gänge unter den alten, mächtigen Bäumen durchwandert, verspürt so etwas von einer gewissen Trauer, die den Park umfängt und sich schließlich bedrückend auf des Wanderers Herz legt. Unwillkürlich denkt man an das frohe Leben, das sich zu Ende des vergangenen und zu Anfang dieses Jahrhunderts auf diesem schönen Fleckchen Erde abspielte, an den Prinzen Ferdinand und seine Gemahlin und seine Kinder, die hier geweilt, an den Prinzen August von Preußen, dessen Heldenmuth im Park ein schönes Denkmal errichtet ist, an die glänzenden Feste, welche oft in jenem nun so grau und finster daliegenden Schloß und unter jenen Bäumen gefeiert worden sind. Solche Erinnerungen an längst dahin geschwundene Menschen, welche auf der Höhe der Macht und des Lebensgenusses gestanden, lenken immer den Sinn auf die Vergänglichkeit hin. Ja es ist nicht gut, in solchem alten, erinnerungsreichen Park zu spazieren -- Geschlechter sind gekommen und gegangen — wohin? Dort, halb versteckt im Gebüsch, steht an der großen Hauptallee ein moosbewachsener Denkstein — ein niedriger Obelisk, an dessen Sockel ein nackter, jetzt verstümmelter Mann ruht, Stundenglas und Sense haltend: Mors imperator ist es, der keine Schonung kennt! Und im Gegensatz zu dem grausamen Gesellen strecken sich oben am Obelisk etliche dralle, lustige Putten hin, die den Stein mit Blumengewinden bekränzen. Halb erloschen ist die in französischer Sprache verfaßte Inschrift; erst nach langer Mühe gelingt es, sie zu entziffern, und man erfährt, daß dieses Denkmal dem Hofmarschall von Bredow in Würdigung seiner Verdienste und in Freundschaft vom Prinzen Ferdinand errichtet ward. Hundert Jahre sind über den Stein, welchen Tassaert gearbeitet, dahin gegangen. Freundschaftstempel, Freundschaftsurnen, Freundschaftssäulen waren in der damaligen Zeit Mode. Der Park von Bellevue war reich an solchen Zeichen der Freundschaft — jetzt ist nichts mehr von ihnen vorhanden. Vergeblich sucht man den ebenfalls von Tassaert gearbeiteten Denkstein auf den englischen Doctor Baylies, vergebens auch das Monument der Baronesse Bielefeld, die, sich auf eine Urne stützend, in ganzer Figur dargestellt war, vergebens auch die von Houdon modellirte Büste des Prinzen Heinrich, welche die Unterschrift trug: „il a tout fait pour l'état", vergeblich auch das im Jahre 1805 auf dem bowling green hinter dem Schlosse zum Gedächtniß der goldenen Hochzeit des Prinzen Ferdinand und seiner Gemahlin errichtete Denkmal, vergeblich auch die links im Rosengarten aufgestellte, von Rauch modellirten Büsten des Prinzen und der Prinzessin — Alles ist verschwunden! Jenes moosbewachsene Denkmal auf den Hofmarschall von Bredow ist das einzige, was geblieben.

Daß die hochselige Kaiserin Augusta dem Bellevue-Park während der letzten Jahre ihres Lebens überhaupt eine gewisse Theilnahme geschenkt hat, dürfte wenig bekannt sein. In südwestlicher Richtung zieht sich hinter den Treibhäusern der von ihr bevorzugte Theil hin. Hier ließ sie sich in den Jahren 1884—1886 Wege anlegen und mit zahlreichen Koniferen bepflanzen, um auch im Winter bei ihren Promenaden des frischen Baumgrüns nicht entbehren zu müssen. Für diesen Zweck wurde im Jahre 1885 in Berlin gelegentlich der Gartenbauausstellung die prächtige Koniferensammlung des Holländers Jurissen angekauft. Graf Perponcher, der Oberhof-Marschall, hat in diesen Anlagen, die dem Publikum verschlossen sind, einen Denkstein an die Kaiserin in Form eines Granitfindlings mit einer kurzen Inschrift setzen lassen. Der Hauptweg in diesem Revier heißt der „Kaiserin Augusta Weg". Die Gänge sind eng und winklig gehalten und dicht zu beiden Seiten bepflanzt, damit die Kaiserin bei ihren Spaziergängen vor Wind geschützt war. Alle fünfzig Schritte erblickt man an den Wegen zwei meterhohe, in den Erdboden gerammte Stiele, welche oben durch ein Querholz verbunden sind. Ueber dem Querholz wölbt sich in zehn Centimeter Höhe eine Zinkplatte. Die Kaiserin promenirte bis zu ihren letzten Lebenstagen täglich auf jenen Wegen eine Stunde lang, ohne sich nieder zu lassen. Das Gehen wurde ihr aber bei ihrem so gebrechlichen Körper ungemein schwer; sie hielt sich daher alle fünfzig Schritt an jenen vorbeschriebenen Querholzgriffen einige Augenblicke fest, um auszuruhen. Die Schutzplatten über den Griffen dienten dazu, diese vor Schnee und Regen zu sichern, so daß die behandschuhten Hände der hohen Frau nicht naß wurden. Nach einem Schneefall wurden die Wege und auch die Koniferen sofort von Schnee gesäubert, und es mußte diese Säuberung in sorgfältigster Weise geschehen.

An der östlichen Seite dieses Gartentheils erhebt sich übrigens die von Gilly dem jüngeren erbaute Meierei und das kleine Piqueurhaus, beide mit sanft gebogenem, strohbedecktem Dach. Am nördlichen Giebel der Meierei liest man: „Inventé et dessiné par Gilly fils", und im Fries der westlichen Front: „Métairie de Louise". Diese letztere Inschrift ist hinter dem wilden Wein, mit welchem die in der Front gelegene offene Halle bewachsen ist, völlig verborgen. Der Name „Louise" geht aber nicht auf die Königin Louise, sondern auf die Gemahlin des Prinzen Ferdinand von Preußen, welche ebenfalls Louise hieß und die am 12. April 1738 geborene und am 10. Februar 1820 gestorbene Tochter des Markgrafen von Brandenburg-Schwedt war. Unter dem Prinzen Ferdinand und seiner Gemahlin hat der Park von Bellevue seine Glanztage gefeiert. Daß er schöner war wie jetzt, geht hervor aus einem alten Plan, der sich im Besitze der Königlichen Gartendirection in Potsdam befindet und zu beiden Seiten mit Zeichnungen nach

einigen der im Park befindlichen Merkwürdigkeiten und Andenken versehen ist. Es befanden sich dort Anlagen, von welchen man keine Ahnung hat. So stieg östlich von der Hauptallee ein großartiger, sich hoch aufthürmender Grottenbau empor, welcher von einem Thor für den hindurchführenden Weg durchsetzt war. Auch nicht eine Spur ist mehr von dieser Anlage vorhanden.

Dagegen ist das sogenannte Otaheitikabinet in seinen Ueberresten thatsächlich noch vorhanden. An der Ostseite des Parkes, gegenüber der Brückenallee erhebt sich ein merkwürdiger Ausbau, bestehend aus einer an beiden Langseiten offenen Halle, welche von einem Tonnengewölbe überdeckt ist und oben eine von beiden Seiten durch schräg ansteigende Wege zugängliche Plattform mit einer Sandsteinbank trägt. Was man vor sich hat, ist das Ueberbleibsel des „Cabinet otaheitien", wie dasselbe früher bezeichnet wurde. Das kleine Bauwerk, welches höchst wahrscheinlich von Gilly dem Sohn errichtet worden ist, sah damals allerdings anders aus: seine Plattform wurde von einem pagodenartigen, geschlossenen Tempel gekrönt, dessen Inneres ebenso wie der unten befindliche gewölbte Raum mit einigen Möbeln besetzt war. Man genoß von diesem Kabinet eine schöne Aussicht über die jenseits der Brücken-Allee gelegenen damals noch unbebauten Schöneberger Wiesen und weiterhin über das flach sich hinziehende Land bis zur Spree. In unsern Tagen ist diese Aussicht verbaut worden. Früher hatte man an eine solche Möglichkeit nicht im Entferntesten gedacht. Nur die Schöneberger Bauern mögen so etwas geahnt haben, ohne sich aber über die Werthsteigerung, welche die Wiesen als Bauland erfahren würden, klar zu sein. Genug, nachdem König Friedrich Wilhelm IV. Schloß Bellevue von den Erben des Prinzen August für 450,000 Mark angekauft hatte, ließen ihm eines Tages die Bauern die Wiesen für ein sehr geringes Geld zum Kauf anbieten, und zwar unter Hinweis darauf, daß dort einst Häuser erbaut und die Aussicht von Park Bellevue vernichtet werden könnte. Der König wies das Anerbieten lachend mit den Worten zurück, das sei Unsinn. — Niemand werde sich dort je im Leben ein Haus hinsetzen. Kein halbes Jahrhundert ist verflossen, auf den Wiesen erhebt sich ein elegantes Stadtviertel, die Bauern aber haben mit ihrem Lande etliche Millionen verdient, und von dem Hügel des ehemaligen Kabinet Otaheitien sieht man jetzt nur noch bis zur Rennbahn der Velocipedisten.

Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan,*) — so sprachen die Kinder alle im vollen Chor es dem alten Lehrer nach, und als er dann sein schwarzes Sammtkäppchen abnahm und die Hände faltete, da falteten sie auch die Hände, und alle die blonden, braunen und schwarzen Köpfe neigten sich tief herab auf die gefalteten Hände.

Nun war die Schule aus. Hei, wie wird's auf einmal so lebendig! Wie ein Ameisenhaufen, den der Fuß des Wanderers berührt hat, so kribbelt und krabbelt es durcheinander, dazu ein Kichern, Schwatzen und Lachen! Der alte Lehrer schaut ihnen nach und freut sich, wie sie endlich alle draußen sind auf der Dorfstraße.

Nur der Friedel steht noch an der Schulthür' und dreht die Mütze in der Hand. „Was willst du?" fragt der Lehrer freundlich. „Aha! kann's mir schon denken, willst wohl wieder ein paar alte bunte Fetzen haben? Was du nur machst mit all' dem alten Plunder! Na, schau hier, hab' schon für dich zurechtgelegt, weil du die ganze Woche so brav fleißig gewesen bist." Der Junge ward feuerroth vor Freude, stammelte einen Dank und war dann schnell zur Stube hinaus.

Von weitem hörte er ein lautes Pfeifen, Husten, Lachen, Kreischen und dazwischen die zornigen Töne eines alten Mannes. Er sah einen Haufen Jungen in schleuniger Flucht und einen alten Mann, der, den Krückstock in der Hand, anscheinend in höchster Wuth sie verfolgte. Er sah wunderlich aus, der alte Mann. Ein langer, schmutziger Rock voll Löcher, dazu ein alter, grauer Cylinderhut, mit bunten Papier- und Zeugfetzen beklebt, so bot er einen seltsamen Anblick dar, der arme, blödsinnige alte Gust. Fünfzehn Jahre lebte er nun schon in diesem Dorfe — ein armer ausgestoßener Mann. Von den Kindern geneckt und verspottet, war er, der früher so gutmüthig und kinderlieb gewesen, scheu und zornig geworden, daß der bloße Anblick eines Kinderhaufens ihn in die höchste Wuth versetzen konnte. Im Herrenhaus bekam er sein Essen und eine Schlafstelle, auch ab und zu ein wenig Tabak. Im Winter saß er hinter dem Ofen, im Sommer in der Sonne und rauchte, wenn er Tabak hatte, oder suchte bunte Flicken für seine „Königskrone", denn er bildete sich ein, König zu sein, und der graue Hut war seine Königskrone. Niemand im Dorfe achtete es der Mühe werth, ihm Liebe zu erzeigen: „er versteht's ja doch nicht", meinten sie alle. Nur einer auf Erden hatte ihn lieb, und dieser eine — war Friedel. Als er heute in der Schule den Spruch hergesagt von den „Geringsten unter den Heilands Brüdern", da war ihm gleich der alte Gust eingefallen, und er hätte gar gern den Herrn Lehrer gefragt, ob denn der nicht auch einer von den „Geringsten" sei, aber Friedel war schüchtern, und darum behielt er die Frage für sich. Die Jungen waren fortgelaufen, der alte Blödsinnige aber stand und starrte vor sich hin. In großen Sätzen sprang Friedel auf ihn zu. „Sieh, Gust!" rief er fröhlich und hielt seine Beute,

*) Aus „Erzählungen für das Volk". Von M. v. O. Hamburg 1891: Verlag der Niedersächsischen Gesellschaft. 120 S.; geh. 60 Pf. geb. 1 M. 20 Pf. Zur Anschaffung für christliche Volksbibliotheken bestens empfohlen.

die bunten Flicken, hoch. Aber erschrocken schwieg er; denn er sah's wohl, heute hatten die Kinder es arg gemacht! Der Rock des alten Gust war ganz mit Schmutz beworfen, ja selbst sein Gesicht war mit Schmutz bedeckt, und ein großer roter Fleck an der Stirn konnte nur von einem Stein oder scharfen Gegenstande herrühren. Ein blödes Lächeln spielte um des Alten Lippen, als er Friedel bemerkte. Er ließ sich willig von ihm zu einer Bank führen und begann, leise vor sich hinmurmelnd, mit den Flicken zu spielen.

„Was hast du nur an dem alten Narren, Friedel?“ rief jetzt Nachbars Karl über den Zaun herüber. „Möchte wissen, was du ihm für Unsinn vorschwatzst; du weißt, ich halt's mit dir, — aber —“

„Aber ich nicht mit dir“, unterbrach ihn Friedel mit flammenden Augen, „wenn du dich auch nicht schämst, den alten Gust so zuzurichten, wie ihr's heute gethan habt. Ich frag' nichts nach eurem Spott, meinetwegen mögt ihr mich schimpfen, so viel ihr wollt —“

„Ei nun!“ rief Karl halb lachend, halb verlegen, „was ist denn los?“ Damit schwang er sich über den Zaun und stand vor Friedel. „Du weißt ja, ich mein's nicht bös — es sah nur so spaßig aus, wie der Alte so in Wuth gerieth — und er ist doch nur ein Narr, der von nichts weiß, und nach dem niemand fragt.“

„Der Herr Jesus fragt nach ihm!“ sagte Friedel in so festem Ton, daß Karl ganz erschrocken schwieg. „Denk nur an den Spruch, den wir heute gelernt haben,“ fuhr Friedel zornig fort, „dann weißt du, daß der Herr Jesus auf die Allergeringsten aufpaßt.“

„Unsinn!“ sagte Karl halb trotzig, halb beschämt, „auf den doch nicht. Der weiß nichts vom Herrn Jesus. Der ist eine Art Heide. Er kann nicht mal ein Vaterunser beten.“

Darauf wußte Friedel keine Antwort; er drehte Karl den Rücken zu und ging. Von diesem Tage an erlaubte Karl nicht mehr, daß man den alten Gust mit Schmutz warf; Friedel aber saß noch mehr als sonst bei ihm.

Monate waren vergangen. Da kam ein Tag, da mußte der alte Gust ins Bett gebracht werden, denn er war krank. Den Doktor holte man nicht — „was soll das? er kann ja doch nicht sagen, wo's ihm fehlt.“ Man brachte ihm Essen, aber keiner dachte daran, ihm Freundlichkeit zu erzeigen — „er fragt ja nichts danach“ — oder ihm vom lieben Gott zu sprechen — „er versteht's ja doch nicht.“ So lag er ganz allein, der Athem ging ihm schwer, und kalter Todesschweiß stand auf seiner Stirn. Er war wohl schon lange krank gewesen, ohne daß jemand es bemerkt hatte. Da ging leise die Thür auf, und zwei kleine Jungen kamen herein. Der eine blieb nicht weit von der Thür stehen, der andere aber lief an das Bett des Kranken. Weinend strich er dem alten Mann übers Gesicht. „Badding, du gehst nun zum lieben Gott!“ Da machte der Sterbende die Augen weit auf, langsam faltete er die Hände. „Friedel — beten!“ sagte er dann. Da legte Friedel seine kleinen warmen Hände auf die eiskalten Hände seines alten Freundes. Der sah seinen Liebling einen Augenblick mit blödem Lächeln an, dann ging ein Leuchten über seine Züge, daß dem Jungen an der Thür das Herz zu klopfen begann und er auch die Hände faltete. Der Sterbende aber betete laut und deutlich: „Vater unser, der du bist im Himmel“ — — das ganze Gebet — dann kam ein tiefer Seufzer, und dann war alles still.

Der Junge, welcher an der Thür stand, — Karl war es — schlich leise hinaus. Draußen aber warf er sich ins Gras und weinte.

Das also war's, was Friedel den blödsinnigen Mann mit unermüdlicher Geduld gelehrt hatte, wenn er so lange auf seinem Schooß saß; dafür hatten sie ihn verspottet und einen Narren geschimpft. Karl war kein guter Schüler, von allen den vielen Gottesworten, die er in der Schule lernen mußte, blieben nur wenige in seinem Gedächtniß haften. Eins aber, das hätte er doch gar zu gern vergessen, hat's aber nimmer vergessen können, seit jenem Tage, wo sie alle ihn in der Schule gelernt hatten, den Spruch: „Was ihr gethan habt einem unter diesen geringsten meiner Brüder, das habt ihr mir gethan“ — und waren dann hingelaufen und hatten den alten Gust mit Schmutz und Steinen geworfen. „Mir gethan!“ — O, jetzt wußte Karl es: der arme, verachtete Gust gehörte auch zu den „Geringsten“, zu denen, die der Heiland liebte! Er wußte, daß er nun vor des Heilands Thron stand — nicht mehr gering und verachtet, sondern herrlich! Was wird er dem Heiland sagen von den allen, bei denen er im Elend gelebt und unter denen nur einer war, der ihn liebte? —

„Karl!“ — Der Junge fuhr in die Höhe — es war Friedel, der vor ihm stand und erschrocken auf den weinenden Freund blickte. „Mußt nicht weinen, Karl, — sieh, ich bin so froh, daß er doch noch gelernt hat, das Vaterunser zu beten, und daß du's auch gesehen hast, daß er kein Narr und Heide war.“

Da sprang Karl auf: „Friedel, ich war ein Narr und bin ein böser Junge! Aber von heute ab soll's anders werden! Von heute ab steh' ich zu dir — und — zum Heiland!“ setzte er leise hinzu.

Gott helfe dir, armer Junge! — Gott segne dich, kleiner Friedel!

Aufruf.

Von der Wolga her geht durch das weite Rußland und dringt über die Grenze vernehmbar bis in die entlegenste Hütte unserer deutschen Heimat der Nothschrei: uns hungert. Es sind keine vereinzelten Laute; Millionen stoßen ihn aus und in den unendlich langen Bettlerzügen, zerrissen und zerlumpt, mit

erdfahlen Gesichtern, die von Dorf zu Dorf Hunderte von Meilen sich schleppen, sinkt bereits der eine, der andere zu Boden, völlig entkräftet, verhungert. Erschütternde Berichte kommen uns von zuverlässigster Seite: sie entrollen ein grauenerregendes Bild von einem Massenelend, wie es Europa seit Jahrzehnten nicht mehr erlebt. Eine große Bevölkerung ist für Monate, ihr Dasein zu fristen ausschließlich auf Unterstützung angewiesen; Hunderte von Millionen Mark werden dafür beansprucht. Zu dem grimmen Hunger tritt nun auch eine unerbittliche nordische Kälte. Die Flüsse dort drüben treiben bereits mit Eis, das diesen besten, oft einzigen Verkehrsweg, für Tage und Wochen sperrt. Auch der dritte so grausige Gesell im Bunde hat sich eingestellt, der bei Hunger und Kälte unausbleibliche Typhus, von gar manchem Unglückseligen dennoch willkommen geheißen, weil er rascher das namenlose Leid tilgt, als ein langsames Verhungern. Und aus all dem vereinten Elend dringt markerschütternd immer und immer wieder der verzweiflungsvolle Aufschrei: uns hungert; o kommt hernieder und helft uns; helft uns, ehe es zu spät und mit uns aus ist.

Auch solch eine Heimsuchung ist von Gott. Die Liebe ist stark wie der Tod. Ueber die unheimliche Stätte schreitet der Herr, der bei den Seinen ist und den des Elends jammert, wo immer er es schaut. Sein Wort geht wie eine Bitte in alle Lande: ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich gespeiset; denn was ihr dem geringsten meiner Brüder thut, das habt ihr mir gethan! Auf diesen Ruf erhebt sich je und je, in allem Dunkel der Heimsuchung eine Lichtgestalt von wunderbarer Schöne, die Barmherzigkeit, freudig und bereit, auf die Höhe zu fahren. Wir sehen sie auch jetzt eifrig am Werke. Das ganze Land dort in allen Schichten seiner Bevölkerung bricht mitleidig in staunenswerther und ergreifender Opferwilligkeit sein Brod mit den Hungernden, Verkommenden; aber seine Kraft reicht nicht aus, es sind der Hülfeflehenden zu viele. In diesen so schwer heimgesuchten Gebieten sind mehr als 300000 deutsche Colonisten angesiedelt; über die Hälfte von ihnen — so versichern einstimmig ihre Pastoren — nagen am Hungertuch und müssen verkommen, wenn ihnen nicht Monate hindurch auskömmliche Hilfe zu Theil wird.

Wohlan, helfen auch wir! Vor solch einem Elende schweigt alles andere, was wir auf dem Herzen haben, und treten alle trennenden Unterschiede in den Hintergrund, auf daß nur das Erbarmen gegen jedermann das Wort führe. Wir Unterzeichneten, die wir Rußland als alte Heimat oder aber als Stätte jahrzehntelanger Wirksamkeit kennen und auch lieb haben, wir bitten um Gaben für die von schwerster Hungersnoth Heimgesuchten um so dringender, da uns aus früheren gleichen Nothständen und ihrer Linderung in den dortigen uns wohlbekannten Gegenden auch die Wege vertraut sind, die uns überwiesenen Gaben unverkürzt und zuverlässig an die Stätten des Elendes gelangen zu lassen. Zur Empfangnahme milder Gaben, auch der bescheidensten, sind wir Unterzeichnete mit herzlichem Danke bereit. Beschleunigt und vereinfacht wird die Uebermittelung durch unmittelbare und alsbaldige Zustellung der Gaben an den mitunterzeichneten D. Dalton (Berlin NW, Siegmundshof 15). Wir fügen die weitere Bitte hinzu, daß die Tagesblätter, bei denen der Nothschrei einen Nachhall gefunden, durch Abdruck dieses Aufrufes ihm zu einer möglichst weiten Verbreitung verhelfen möchten.

In dem so schwer heimgesuchten Lande bringt ein Hülfeflehender seine Bitte an mit dem Beifügen Christo radi, um Christi willen. In diesem Namen bitten wir. O gebel, den furchtbaren Hunger zu stillen. Dem reiht sich dort der andere schöne Brauch an, daß auch der Geber das übliche Zeichen der Danksagung macht, barmherzig sein zu können, wie unser Vater im Himmel barmherzig ist. Ja, selig die Barmherzigen!

Berlin, 1. November 1891.

Geh. Medizinal-Rath Professor Dr. v. Bergmann. Konsistorial-Rath D. Dalton. Professor D. Harnack. Pastor Samuel Keller.

Literatur.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XVIII. Jahrgang. Nr. 5. 31. October 1891.

Inhalt: Im Frühroth geankert. Erzählung von M. Frey (Fortsetzung). — Das Idyll von Rheinsberg und sein Ende, von F. A. v. Winterfeld (Fortsetzung) — Der Schulmeister von Wusterhausen, von B. Sturmhöfel. IV. — Max von Forckenbeck, Oberbürgermeister von Berlin. Zu seinem siebzigjährigen Geburtstage, von Dr. A. Kohut (mit Abbildung). — Kleine Mittheilungen: Adalbert v. Chamisso als „Peter Schlemihl" (mit Abbildung). — Der letzte Berliner Pfahlbau (mit Abbildung). — Markgraf Eberhard von Schwedt. — Der erste „Mäßigkeitsverein". — Papa Wrangel als Kinderfreund. — Zahlenlotterie

Aufsätze und Notizen, welche sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der




Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 18. November 1891. **Nr. 46.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. November 1891 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Novbr. 1891 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro October 1891	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. October 1891	48			
	Zugang pro " "	25			
		73			
	Abgang " " "	20			
	Bleibt Bestand	53	53	1 515	70
2.	**Pulzin:**				
	Bestand am 1. October 1891	44			
	Zugang pro " "	22			
		66			
	Abgang " " "	16			
	Bleibt Bestand	50	50	1 325	90
3	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus):				
	Bestand am 1. October 1891	96			
	Zugang pro " "	8			
		104			
	Abgang " " "	19			
	Bleibt Bestand	85	85	2 795	130
4.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. October 1891	23			
	Zugang pro " "	13			
		36			
	Abgang " " "	17			
	Bleibt Bestand	19	19	550	58
5.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. October 1891	36			
	Zugang pro " "	16			
		52			
	Abgang " " "	21			
	Bleibt Bestand	31	31	1 103	54
6.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. October 1891	12			
	Zugang pro " "	14			
		26			
	Abgang " " "	12			
	Bleibt Bestand	14	14	309	50
7.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. October 1891	16			
	Zugang pro " "	26			
		42			
	Abgang " " "	17			
	Bleibt Bestand	25	25	552	43
	zu übertragen		277	8 149	495
	Uebertrag		277	8 149	495
8.	**Landsburg:**				
	Bestand am 1. October 1891	20			
	Zugang pro " "	13			
		33			
	Abgang " " "	14			
	Bleibt Bestand	19	19	590	30
9.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. October 1891	63			
	Zugang pro " "	14			
		77			
	Abgang " " "	19			
	Bleibt Bestand	58	58	1 816	66
10.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. October 1891	18			
	Zugang pro " "	20			
		38			
	Abgang " " "	13			
	Bleibt Bestand	25	25	729	32
11.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. October 1891	42			
	Zugang pro " "	19			
		61			
	Abgang " " "	35			
	Bleibt Bestand	26	26	1 064	40
12.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. October 1891	52			
	Zugang pro " "	42			
		94			
	Abgang " " "	61			
	Bleibt Bestand	33	33	1 469	60
13	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. October 1891	19			
	Zugang pro " "	23			
		42			
	Abgang " " "	21			
	Bleibt Bestand	21	21	677	65
14.	**Züllichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. October 1891	23			
	Zugang pro " "	14			
		37			
	Abgang " " "	16			
	Bleibt Bestand	21	21	692	40
	zu übertragen		480	15 186	828

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa: der am 1. October 1891 vorhandenen Kranken und Siechen	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro October 1891	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten
	Uebertrag		480	15 186	828
15.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. October 1891	69			
	Zugang pro . .	46			
		115			
	Abgang . . .	48			
	Bleibt Bestand	67	67	2 022	96
16.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. October 1891	22			
	Zugang pro . .	17			
		39			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	21	21	668	40
17.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. October 1891	30			
	Zugang pro . .	14			
		44			
	Abgang	8			
	Bleibt Bestand	36	36	957	80
18.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. October 1891	21			
	Zugang pro . .	23			
		44			
	Abgang . . .	17			
	Bleibt Bestand	27	27	641	46
19.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. October 1891	27			
	Zugang pro . .	17			
		44			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	25	25	828	42
20.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. October 1891	16			
	Zugang pro . .	5			
		21			
	Abgang . . .	9			
	Bleibt Bestand	12	12	411	41
21.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. October 1891	12			
	Zugang pro . .	22			
		34			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	16	16	447	42
22.	**Sorau:**				
	Bestand am 1. October 1891	9			
	Zugang pro . .	18			
		27			
	Abgang . . .	16			
	Bleibt Bestand	11	11	310	36
23.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. October 1891	12			
	Zugang pro . .	—			
		12			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	12	12	372	14
24.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. October 1891	11			
	Zugang pro . .	8			
		19			
	Abgang . . .	7			
	Bleibt Bestand	12	12	386	20
	zu übertragen		719	22 228	1 285
	Uebertrag		719	22 228	1 285
25.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. October 1891	15			
	Zugang pro . .	10			
		25			
	Abgang . . .	12			
	Bleibt Bestand	13	13	460	20
26.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. October 1891	7			
	Zugang pro . .	16			
		23			
	Abgang . . .	12			
	Bleibt Bestand	11	11	302	20
27.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. October 1891	2			
	Zugang pro . .	3			
		5			
	Abgang . . .	1			
	Bleibt Bestand	4	4	92	10
28.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. October 1891	4			
	Zugang pro . .	8			
		12			
	Abgang . . .	6			
	Bleibt Bestand	6	6	170	15
29.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. October 1891	32			
	Zugang pro . .	—			
		32			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	32	32	992	32
30.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. October 1891	13			
	Zugang pro . .	13			
		26			
	Abgang . . .	16			
	Bleibt Bestand	10	10	314	30
31.	**Plön:**				
	Bestand am 1. October 1891	4			
	Zugang pro . .	4			
		8			
	Abgang . . .	2			
	Bleibt Bestand	6	6	165	29
32.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. October 1891	21			
	Zugang pro . .	16			
		37			
	Abgang . . .	21			
	Bleibt Bestand	16	16	560	48
33.	**Altona:**				
	Bestand am 1. October 1891	36			
	Zugang pro . .	17			
		53			
	Abgang . . .	16			
	Bleibt Bestand	37	37	1 166	50
34.	**Oeynhausen:***)				
	Bestand am 1. October 1891	—			
	Zugang pro . .	—			
		—			
	Abgang . . .				
	Bleibt Bestand	—	—	—	86
	zu übertragen		854	26 449	1 625

*) Ist vom 15. October d. J. ab geschlossen und wird erst Mitte Mai k. J. wieder eröffnet.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Novbr. 1891 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro October 1891.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		854	26 449	1 625
35.	**Lippspringe:***)				
	Bestand am 1. October 1891	10			
	Zugang pro " "	—			
		10			
	Abgang " " "	10			
	Bleibt Bestand	—	—	60	41
36.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. October 1891	31			
	Zugang pro " "	15			
		46			
	Abgang " " "	16			
	Bleibt Bestand	30	30	914	20
37.	**Plochingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. October 1891	4			
	Zugang pro " "	5			
		9			
	Abgang " " "	4			
	Bleibt Bestand	5	5	120	38
38.	**Schwäbisch Hall:**				
	Bestand am 1. October 1891	5			
	Zugang pro " "	1			
		6			
	Abgang " " "	2			
	Bleibt Bestand	4	4	98	21
39.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. October 1891	41			
	Zugang pro " "	27			
		68			
	Abgang " " "	23			
	Bleibt Bestand	45	45	1 304	36
40.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. October 1891	12			
	Zugang pro " "	12			
		24			
	Abgang " "	12			
	Bleibt Bestand	12	12	360	24
41.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. October 1891	14			
	Zugang pro " "	8			
		22			
	Abgang " " "	5			
	Bleibt Bestand	17	17	511	20
	Zusammen		967	29 816	1 826

Der gesammte Abgang an Kranken pro October 1891 beträgt 619, davon sind gestorben 58
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 65
geheilt 496
wie vor 619.

42. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:
Bestand am **1. September 1891** . . . . 34 Kranke
Zugang pro **September 1891** . . . . 36 "
Davon sind: 70 Kranke.
gestorben 1
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 11
geheilt 29
41 "
Bleibt Bestand am **1. October 1891:** . . . . 29 Kranke.

*) Ist vom 15. October d. J. ab geschlossen und wird erst Mitte Mai k. J. wieder eröffnet.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 5 Europäer, 14 orientalische Christen, 14 Muhamedaner, 2 Drusen und 1 Jude.
Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro September 1891 beträgt 964.
Poliklinisch wurden 1054 Personen behandelt.

Gustav von Weller, Generalmajor a. D., Ehrenritter seit 1867, † zu Oels 6. November 1891.

Rheinische Genossenschaft.

Am 5. November d. J. ist der Obhutritter für die dienenden Schwestern im Regierungsbezirke Cöln (ausschließlich der Stadt Bonn) Rechtsritter: Kammerherr, Oberstlieutenant und Landrath a. D. **Herwarth von Bittenfeld, zu Bergheim** a. d. Erft — wegen Verlegung seines Wohnsitzes — von gedachter Obhut entbunden und der Ehrenritter: Oberstlieutenant a. D. **von Morstein, zu Siegburg**, damit betraut worden.

Mehrum, 5. November 1891.

Der Commendator
Freiherr von Plettenberg-Mehrum.

Im Johanniter-Krankenhause zu Preußisch-Holland

hat am 2. d. Mts. die Uebergabe der Verwaltung aus der Hand der Schwestern von Bethanien in Berlin, an die Schwestern des Kranken- und Diakonissenhauses der Barmherzigkeit zu Königsberg in Preußen stattgefunden.

In einer durch Gesänge gehobenen Feierlichkeit, wandte sich der Stadtgeistliche mit einer Ansprache an die scheidenden Schwestern. Der Geistliche des Krankenhauses der Barmherzigkeit führte seine Schwestern ein und der Curator des Ordens-Krankenhauses richtete ein Abschiedswort und eine Bewillkommnung an die Scheidenden und Uebernehmenden im Namen des Johanniter-Ordens und im Auftrage des Commendators der Preußischen Genossenschaft desselben.

Die Schwestern aus Bethanien haben seit der Eröffnung dieses Krankenhauses am 15. October 1860 und in dem demselben angeschlossenen Waisenhause, welches in Folge der Typhusepidemie des Jahres 1867 ins Leben gerufen wurde und 30 Mädchen beherbergt, mit großer Treue und in Segen gewirkt. Der Johanniter-Orden und die Bewohner in Stadt und Land sehen sie nur ungern scheiden.

Möge es den Schwestern des Krankenhauses der Barmherzigkeit, welche mit Bereitwilligkeit und Freudigkeit eingezogen sind, durch Gottes Gnade vergönnt sein, das Liebeswerk im Kranken- und Waisenhause Pr. Holland mit dem gleichen Erfolge weiter zu fördern.

M.

An einer vergessenen Kaisergruft.

Das niedersächsische Städtchen Königslutter hat zwar Bahnverbindung, — die Linie Magdeburg-Helmstedt-Braunschweig führt unmittelbar an demselben vorbei; — dennoch ist der nur 5000 Einwohner zählende Ort ein völlig abgeschiedener. Man zählt drei Stadttheile, das ummauerte Städtchen, den höher gelegenen Ort Oberlutter und das Stift Königslutter. Ueber allen dreien aber ruht der stille, erquickende Zauber völliger Weltfremde.

Die Geschichte des Ortes Lutter beginnt schon früh. Er gehörte zu dem Gebiete der Grafen von Haldensleben, deren letzter, Graf Bernhard, im Jahre 1110 hier ein Benediktinerinnen-Kloster stiftete. Als er im Jahre 1126 starb, fiel das Gebiet von Haldensleben und der Bezirk von Lutter am Elmwalde an den bereits zum deutschen König erhobenen Lothar, Grafen von Supplingenburg und Herzog von Sachsen. Er verwandelte das schon früh entartete Nonnenkloster zu Lutter, nachdem er es herrlich ausgebaut hatte, in ein Benediktiner-Mönchskloster, welches seit 1135 „regale Lotharium" = Königslutter genannt wurde. Die Nonnen mußten nach Kloster Drübeck am Harz wandern.

Die alte rythmische Braunschweiger Fürstenchronik sagt darüber Folgendes:

„Hundart unde fifunddreizig Jar
Ward gewandelt dat gestichte
To Lutter, dat erst' uprichte
Von Halvensleve Greve Bernhard,
De ok et genomet ward,
De et hadde begonnen,
Also, dat et waren Nunnen.
Dat de Kaiser unde sine Frowe
Rixe de doegent schowe,
Wandeln se, dat et worden
Swarte moenichs, de da horden
To sancte Benedictus orden."

In jenem Jahre 1135 wurde die neue Stiftskirche zu Lutter durch den Bischof Rudolf von Halberstadt in Gegenwart des Kaisers und vieler Großen den Apostelfürsten Petrus und Paulus geweiht, und königlicher Glanz leuchtete nun eine Zeit lang ob dieser heiligen Stätte. Im Jahre 1138 wurde Lothar hier beigesetzt, im Jahre 1139 Heinrich der Stolze, des Kaisers Schwiegersohn, der Gemahl seiner Tochter Gertrud, im Jahre 1141 auch die Kaiserin Richenza oder Rixa.

Betrachten wir nunmehr den alten, im Großen und Ganzen sehr wohlerhaltenen Bau. Die graue Stiftskirche liegt, von uralten Linden umrauscht, hoheitsvoll auf offenem Platze da. Die Westfront und die an ihr sich erhebenden beiden achteckigen Thürme mit der hohen Zwischenmauer sind sehr einfach gestaltet und tragen fast nicht den geringsten Schmuck; der Chorabschluß im Osten, der starke Thurm über der Vierung und die Portale zeigen indessen Bildnereien von bewunderungswürdiger Anmuth und erhabenem Ernste, die sich im zweischiffigen Kreuzgange zu edelster Schönheit steigern.

Doch nun zu der Kaisergruft von Königslutter! Die drei Gräber Lothars, Richenzas, der Tochter des letzten Grafen von Nordheim, und Heinrichs des Stolzen waren ursprünglich gewiß mit drei besonderen Leichensteinen bedeckt. Möglich, daß hier von je an Tumben, d. h. Hochgräber, gestanden haben. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts aber war das Dach der Kirche derart in Verfall gerathen, daß, wie eine Chronik sagt,

„der gute Kaiser Lothar nicht mehr trocken auf seiner Ruhestätte liegen konnte."

Längst war die altgläubige Benediktiner-Abtei damals bereits in ein lutherisches Stift umgewandelt worden. Da ließ der Abt Gerhardus Coci wenigstens die schlimmsten Schäden bessern, die drei Gräber in eins zusammenziehen, die gemeinschaftliche Tumba mit Inschriften schmücken und mit einem Schrankenwerke umgeben. Diese Inschriften lauteten:

A. Am Schrankenwerke selbst:

1. Richense imperatrix,
2. Lotharius imperator,
3. Henricus dux.

B. Zu Häupten:

Epigramma in sepulturam Romani Imperatoris Lotharii Saxonis, qui ex Italia revertens in valle Trident. inter Enum et Lycum diem suum obiit anno 1138, Non. Dec. — Per Gerhardum Abbatem hujus mon. renovatum."

C. An der rechten Seite:

„Quod prius hic posuit monumentum sancta vetustas,
Caesaris ut caneret fortia facta sui:
Extulit hoc Abbas motus pietate Gerhardus
Rursus et antiquum sic renovavit opus."

D. An der linken aber las man:

„Ich bin die Auferstehung und das Leben" u. s. w.

E. Zu den Füßen endlich stand:

„Tunc, ubi quindecies sol centum adjecerat annis
Lustraque ter nato quina peracta Deo,
Sic viget aeternum vita dignissima virtus,
Sic nescit pietas officiosa mori."

So blieb das Kaisergrab bis 1620. Da wurde dasselbe, wir wissen nicht, auf wessen Veranlassung, geöffnet. Joachim v. d. Streithorst stand diesem Geschäfte vor; er nahm am 14. Januar, Mittags zwischen 1—2 Uhr, ein Protokoll darüber auf und bekannte, aus der Gruft entnommen zu haben:

1. Eine bleyerne Tafel, worauf die lateinische Inskription von des Kaisers Leben und Tod.
2. Den Reichsapfel von rohem Blei mit einem bleiernen, darüber stehenden Kreuzlein.
3. Einen kleinen Kelch mit einer Oblatenschüssel, darauf Kreuz und Ranke, von Silber.
4. Ein Stück Kork, so unter dem Stiefel gesessen.
5. Des Kaisers Schwert.
6. Etwas vom Sporn.
7. Ein Stück Doppeltaffet vom Rock, so beim Eröffnen schön carmesinroth gewesen, bald aber darauf sich in's Bleiche und Fahle verändert.

Diese Stücke sind nachmals zerstreut worden. Das Schwert Lothars soll nach Wolfenbüttel gekommen sein; Kelch und Patene sind nur noch in Abbildungen vorhanden; der ganz schmucklose Reichsapfel und die Inschrifttafel aber befinden sich im Braunschweiger Museum.

Allein noch waren die „Fasa" des stolzen Supplingenburgisch-Welfischen Denkmals nicht erschöpft. Im Jahre 1690 stürzte die hölzerne Decke des Mittelschiffs der Kirche zusammen und zertrümmerte das wiederhergestellte Grabmal gänzlich. Der Abt Friedrich Ullrich Calixt ließ 1693—1695 die Decke wiederherstellen, und sein Nachfolger, der Abt Fabricius, ließ unter dem Beistande des Propstes von Wendhausen das zerstörte Denkmal in aller Form durch den Bildhauer Michael Helwig aus Helmstedt neu aufführen. Die Arbeit war 1708 beendigt. Die Tumba ist von schwarz gebeiztem, die Gestalten sind von weißem Nordheimer Marmor. Unten steht: Michael Helwig, sculpteur. Um das Ganze setzte man hölzerne Schranken. An einem nahen Pfeiler aber meißelte man in ein sandsteinernes Oval die folgende Inschrift ein:

„D. O. M. S.
Fortissimus Imperator
Lotharius II.,
Conditor hujus templi et coenobii
Cum Richensa conjuge,
Henrico superbo seu magnanimo,
Suo genero,
Hac quiescit, resurrectionem
expectans.
Monumentum Caesareum
Sub felici Regimine
Serenissimi Antonii Ulrici
Ducis Brunsv. ac Luneb.
ex integro
restaurabatur
A . C . M . D . C . C . IIX.
Joanne Fabricio
Abbate."

In neuester Zeit hat man das hölzerne Gitter durch eins von prächtiger Schmiedearbeit ersetzt, wie denn die ganze Kirche trefflich restaurirt worden ist. Wohl aber sieht man es den drei todesstarren Statuen an, daß Meister Michael Helwig sich streng an die zerborstenen Stücke der alten Statuen gehalten hat.

Indeß der Kunstwerth dieses Kaiserdenkmals ist doch nicht sein Höchstes! An welche Kämpfe deutscher Nation gemahnt es uns! Im Jahre 1075 zu Lutterloh geboren, erbt Lothar, der Sohn des sächsischen Grafen Gebhard von Supplingenburg, durch seine Gemahlin Richenza, die Tochter Heinrichs des Fetten von Nordheim, die Güter der Brunonen und wird im Jahre 1106 nach Magnus, des Billungers, Tode Herzog von Sachsen. Dann aber folgt der Kampf mit dem finstern Rheinfranken, dem Kaiser Heinrich V. In der furchtbaren Schlacht am Welfesholze zwischen Hettstedt, Gerbstedt und Sandersleben begegnen wir auch ihm. Es war am 10. und 11. Februar 1115. Ein dichtes Schneegestöber hinderte die Krieger, auf einander loszurücken; erst am zweiten Tage konnte die Entscheidung erfolgen. Bischof Reinhard von Halberstadt hielt angesichts des sächsischen Heeres die Messe; mit weithin schallenden Worten begeisterte er die Kämpen desselben zu dem entscheidenden Streite für die Freiheit. Bald darauf griffen die Kaiserlichen an; allen voran Graf Hoier von Mannsfeld. Er war vom Rosse gesprungen und eilte mit gezücktem Schwerte auf die Sachsen los; kaum konnte ihm sein Waffenbruder Lutolf folgen. Da warf sich ihm der junge Sachsengraf Wieprecht von Groitzsch entgegen; sein wuchtiger Speer durchbohrte Hoiers Brustharnisch. Allein Lutolf zog das Geschoß aus der Wunde und gewaltig dröhnten nun Hoiers Schwerthiebe auf Wieprechts Schild. Doch die gute Waffe hielt Stand, und ein furchtbarer Hieb des Sachsen auf des nordschwäbischen Mannsfelders Helm betäubte diesen Kämpen derart, daß er zu Boden stürzte. Der Graf von Groitzsch setzte dem Mannsfelder den ehernen Fuß auf die Brust und bohrte ihm das Schwert durch die Panzerlücken tief in den Leib. Mit dem Falle des ritterlichsten ihrer Helden war den Kaiserlichen der Sieg entrissen.

Und dann zehn Jahre später, 1125, am 24. August, die Kaiserwahl in der Rheinebene bei Mainz! Am rechten Ufer des Rheins lagerten die Sachsen, am linken die hohenstaufischen Brüder mit den Schwaben Wo das leuchtendere Verdienst, wo ritterlicher Glanz und hochgemuthes Wesen zu finden war, konnte nicht zweifelhaft sein. Dem Grafen Lothar, dem Herzoge von Sachsen, stand gar vieles entgegen, sein eigener Stamm hatte andere Männer denn ihn! Da war der düstere Graf Udo von Stade, ein Held von Stahl und Stein, wetterhart und düster; da war Graf Konrad von Plötzkau, ein sonnig-schöner Jüngling, „der Sachsen Blume" genannt. Von Lothar dagegen erzählte man, seine eigene Mutter, die hochgesinnte Gräfin Hedwig von Haldensleben, habe nach seines Vaters Gebhard Tode in der Schlacht an der Unstrut ihm zum Vorwurf ein Schwert mit hölzerner Klinge gesandt, weil er das Bluträcheramt nicht auf sich genommen hatte. Und doch, — Herr Adalbert, der Erzbischof von Mainz, verstand die Wahl derart zu lenken, daß Lothar — der Gefügigste, wie der Mainzer dachte, — aus ihr hervorging Aber auch dem „Gefügigsten" war die Krone des römischen Kaiserthums nur eine Märtyrerkrone. Wohl fand Lothar die Hilfe der Welfen, indem er seine Tochter mit dem ernsten Manne hier auf der Gruft, mit Heinrich dem Stolzen, vermählte; die Supplingenburgerin Gertrud wurde die Mutter Heinrichs des Löwen. Allein die Staufer blieben ungebeugt. Am 4. Juni 1133 erhielt Lothar im Lateran die Kaiserkrone; — den mathildischen Erbgütern aber entsagte er. D'rob murrten alle Deutschen. Da, in Trübsal, Noth und Verbitterung ward ihm Richenza von Nordheim eine

starke Stütze; sie beruhigte die gährenden Gemüther; sie, die Holde, die frauenhaft in den Schleier gehüllt, hier vor uns ruht, brachte das schwere Werk der Aussöhnung endlich zu Stande. Jetzt erst, nach dem Wormser Tage von 1135, war Lothar wirklicher Kaiser; jetzt durfte er an die hochwichtige Bekämpfung der Wenden, an die Zurückgewinnung der Reichsrechte in Italien denken. Welcher Glanz auf dem Magdeburger Reichstage von 1136! Der Pole Boleslaw, der Böhme Sobieslaw, ja selbst der Däne Magnus erkennen die Oberhoheit des deutschen Reiches an! Ja, selbst Mathildens Erbgüter kamen wieder zum Reiche und wurden Lehen der Welfen! Und nun brachen die Deutschen gegen König Roger von Sicilien los! Auf den roncalischen Feldern wird Heerschau und Gericht gehalten. Dann fallen die Mauern von Piacenza, von Amalfi, Bari, Salerno, Neapel und Capua. Das Ziel ist erreicht, — der Rückzug muß angetreten werden. Noch feiert der Kaiser am 10. November 1137 zu Trient mit inniger Andacht das Fest des h. Martinus; da erkrankt er plötzlich und ernst. Nur bis zum Dorfe Breitenwang, zu welchem heute aus prachtvoller Wald- und Gebirgsumgebung die Thürme von Hohenschwangau hinüberschimmern, gelang es den treuen Begleitern Lothars, den Leidenden zu führen. Hier verstarb Lothar II. am 3. Dezember 1137 in einer niederen Bauernhütte. Ein westfälischer Graf, Herr Wittekind von Waldeck, führte die Leiche nach Sachsen und nach Kloster Königslutter. Der Kaiser Lothar in Wirklichkeit ist also ein ganz anderer Mann gewesen, als die landläufige Geschichtsschreibung ihn darstellt. Er war ein maßvoller Mann, — gewiß, — aber doch ein echter Kaiser und hat in seiner weisen Selbstbeschränkung viel Gutes gestiftet. Es sei ihm nimmer vergessen, daß er den Ballenstädtern und den Wettinern die Wege gebahnt hat.

Frau Richenza und des Kaisers Eidam Heinrich hatten die wenigen Jahre, die ihnen nach des Kaisers Tode noch vergönnt waren, noch gar schwer zu kämpfen. Heinrich der Stolze verlor sein Bayern an den Babenberger Leopold. Da zeigte sich die Kraft dieser heldenhaften Frauen. Nicht wie arme, gestürzte und geächtete Fürstinnen betrauerten Richenza und Gertrud den Fall ihres Hauses; sie trösteten den verzweifelnden Welfen mit Worten der Hoffnung; sie sammelten die Kräfte des Sachsenlandes zum Kampfe bis auf den Tod; sie hielten ihr Eigen selbst einem Adalbert dem Bären gegenüber, bis auch ihnen die Friedenspalmen rauschten. —

Das Alles erzählt in erschütternder Sprache das Kaisergrab von Königslutter. Um Lothars Lippen liegt es wie ein tiefer Schmerz, und düster blicken unter dem Fürstenhute die Züge Heinrichs des Stolzen hervor. Kein Wunder: erst 37 Jahre alt, endete der hochstrebende Welfe in unheilbarem Trübsinn.

Diesem hochbedeutsamen Monumente deutscher Geschichte gegenüber verschwindet Alles, was Kloster Königslutter sonst noch an Merkwürdigkeiten besitzt, selbst seine gewundenen Säulen im Kreuzgang und die „Tetzelskapelle". Nur die Grabsteine der Aebte führen wir hier noch auf. Vor dem Altare liegen Heinrich und Johannes, zerstreut in der Kirche

unter dem Stiftswappen, Schlüssel und Schwert Gerhard Gladenbach (16. Jahrh.), in Stein gehauen,

Gerhard Radinck, Propst zu St. Ludger bei Helmstedt, † 1564,

Ludwig, † 1575,

D. Wilhelm von Heidenhausen, † 1612, mit dem Wahlspruche:

„Si bene ris de te post mortem fama loquatur, Illustrem reddent te benefacta sua."

Ferner: Jobst Kohlef, aus Braunschweig vertrieben, hier verstorben 1635, und

Friedrich Ulrich Calixtus, des großen Theologen Georg nicht ebenbürtiger Sohn, von den Helmstedter Studenten daher gewöhnlich „Canixtus" genannt, † 1701. Gott Lob! Lang' ist der Streit über den „Consensus quinquesaecularis" und Aehnliches verrauscht; hochherzig aber waren die Bestrebungen der beiden Calixte dennoch; — im Hinblick auf das Wort:

„Ein Hirt und Eine Heerde!"

zielten sie auf eine Vereinigung sämmtlicher christlicher Confessionen ab. —

Als wir wieder aus der Kirche traten, zog bereits der Abendwind durch die alten Linden. Fröhliche Stimmen drangen vom Städtlein zu der Abteikirche hinauf. Längst ist er ja hier verhallt, der alte Streitruf: „Hie Welf! Hie Waiblingen!"

O. S.

Literatur.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XVIII. Jahrgang. Nr. 6. 7. November 1891.

Inhalt: Im Frühroth geankert, Erzählung von M. Frey (Fortsetzung). — Das Idyll von Rheinsberg und sein Ende, von F. A. v. Winterfeld (Schluß). — Das Aufmarsch-Gelände des Kreuzbergs als Park-Anlage, von Ernst Friedel (mit einem Lageplan). — Der Schulmeister von Wusterhausen, von B. Sturmhöfel. V. — Das älteste Angermünder Bürgerbuch, von Dr. Müller. — Kleine Mittheilungen: Ein Berliner Postbote aus dem 17. Jahrhundert (mit Abbild.). — König Wilhelm II. von Württemberg (mit Abbild.) — Noch einmal der Dichter Julius von Voß. — St. Martin. — Eine elektrische Untergrundbahn vom Wedding nach dem Kreuzberg. — Ausstellung der Graphischen Kunst- und Verlagsanstalt „Reproduction." — Preisausschreiben.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrtich W Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. **Berlin, den 25. November 1891.** **Nr. 47.**

Die Jägerndorfer Hohenzollern.

„Gestritten und geschlagen hab' ich zu Gottes Ehr',
Gelitten und getragen, und war es noch so schwer." —

„Von der Höhe des schlesischen Lobensteins oder der Schellenburg aus blickt man nach Nordwesten auf ein liebliches Hügelland hinab, welches in weiterer Ferne von der Bischofskoppe und südwestlich vom Altvatergebirge umrahmt wird. In einem üppig grünen Wiesenthale sehen wir „das Goldwasser" herunterrieseln und zu unsern Füßen in die von Süden kommende Oppa münden. Hier liegt Jägerndorf, die Hauptstadt des gleichnamigen Fürstenthums, welches einst zu Troppau gehörig, im Jahre 1373 von diesem Herzogthume abgetrennt wurde. Eine große Zahl rauchender Schlote verbreitet besonders bei Windstille einen starken Dunst über die Stadt, und die langen, mehrere Stock hohen Häuser mit den vielen Fensterreihen künden uns den Charakter des Ortes an: Jägerndorf ist eine Fabrikstadt. Neben den gewaltigen Fabrikgebäuden erscheinen die saubern, meist modernen Häuser der freundlichen Stadt unansehnlich und klein. Auch das fürstlich Lichtensteinsche Schloß, ein langes Gebäude mit kleinen Fenstern, verschwindet neben den Industrie-Etablissements." —

So Dr. Franz Schroller in seiner klassischen Schilderung des Schlesierlandes. Dennoch aber liegt über der dichtumbuschten Stadt, über welche zwei ursprünglich gothische Kirchen mit verzopften Thurmpaaren im Jesuitenstyle hoch aufragen, der Geist einer heldenhaften Geschichte. Auch hier haben Hohenzollern einst geschaltet und gewaltet, und — Märtyrer sind sie geworden ihres evangelischen Bekenntnisses, ihres calvinistischen Glaubenseifers! —

Die Schellenburg, wahrscheinlich im 11. Jahrhunderte von dem Przemysliden Bretislaw erbaut, hing ursprünglich mit dem Flecken Jägerndorf organisch zusammen. Nach den Przemysliden und Piasten finden wir ein Geschlecht hier seßhaft, welches sich nach der alten Grenzveste selbst „die Herren von Lobenstein" nannte. Im Jahre 1490 wurde dann Johannes von Schellendorf mit der Herrschaft Jägerndorf belehnt; allein schon sein Sohn Georg verkaufte im Jahre 1523 die Burg Lobenstein und die Herrschaft Jägerndorf an den Markgrafen Georg von Brandenburg. „Es ist dies derselbe Markgraf, aus der fränkischen Linie der Hohenzollern, welcher zu Anfang des 16. Jahrhunderts am Hofe seines Verwandten des Ungarnkönigs Wladislaw Ehren und Reichthümer erworben hatte, — der dann die Piasten von Ratibor-Oppeln, Johann und Valentin, zu einem Erbverbrüderungsvertrage bewog, darauf den Titel eines Herzogs von Ratibor annahm und, obwohl Johann noch lebte, das Schloß Oderberg und von Wladislaw bald auch die Herrschaft Beuthen erhielt. Er war ein gerechter und gütiger Fürst, welchem das Wohl seines Landes ausschließlich am Herzen lag. Der Reformation von ganzem Herzen zugethan, begünstigte er deren Einführung überall; — nicht, ohne zuweilen in Härten zu verfallen. Sein Sohn Georg Friedrich folgte ihm im Jahr 1543 noch sehr jung und regierte bis 1605. Da er kinderlos war, so setzte er im Jahre 1595, wie schon sein Vater angeordnet hatte,

Das Kurhaus Brandenburg

zu seinem Erben ein. Der Kaiser als König von Böhmen und Oberlehnsherr von Jägerndorf erkannte zwar dies Testament nicht an und wollte Jägerndorf im Jahre 1605 als erledigtes Lehn einziehen; allein der Kurfürst Joachim Friedrich von Brandenburg nahm das Herzogthum dennoch in Besitz und verlieh dasselbe seinem jüngeren Sohne Johann Georg. Seine überaus wechselvollen Schicksale haben uns zunächst zu beschäftigen! —

Johann Georg, Sohn des Kurfürsten Joachim Friedrich und der edlen, werkthätigen Kurfürstin Katharina, der Tochter des weisen Hans von Cüstrin, war am 16. Dezember 1577 geboren worden, während sein Vater noch Kurprinz und Administrator des Erzbisthums Magdeburg war. Er hatte eine sehr sorgfältige Erziehung erhalten. Kaum 11 Jahre alt, war er anno 1588 mit seinem 16jährigen Bruder Johann Sigismund auf die Universität Straßburg

im Elsasse gesendet worden. Noch liegt die ausführliche Instruktion für den Hofmeister der Prinzen, d. d. Wolmirstedt, den 22. September 1588, — noch liegt auch der Briefwechsel der Mutter mit dem Kammerjunker Jakob von Arnim, einem älteren Studiengenossen der Prinzen, uns vor, — wahre Perlen pädagogischer Weisheit und mütterlicher Fürsorge! Kirchner hat in seinem zweiten Theil der Churfürstinnen diese Aktenstücke auszugsweise veröffentlicht. Im Jahre 1589 kehrten die Söhne von der berühmten rheinischen Hochschule wieder heim, allein ihr Aufenthalt zu Straßburg, wo sie sich allgemeine Zuneigung erworben hatten, gab die Veranlassung, daß Prinz Johann Georg von den protestantischen Mitgliedern des Straßburger Domkapitels zu ihrem künftigen Bischof ausersehen wurde. Dies erfüllte namentlich die Mutter mit großer Freude, und sie bewilligte daher gern die Bedingung, daß ihr Sohn wieder nach der „wunderschönen Stadt" zurückging. Am 20. Mai 1592 wurde Johann Georg zum Bischof gewählt, allein nur in zwiespältiger Wahl; die katholischen Domherren hatten dem Cardinale von Lothringen, Bischof von Metz, ihre Stimme gegeben. Es entstand dadurch ein höchst verderblicher Krieg,

„der bischöfliche Krieg"

genannt, über welchen zahlreiche, sehr ausführliche Straßburger Quellen vorliegen. So z. B. über die Einnahme des Schlosses Kochersberg. Der unbekannte, gleichzeitige Verfasser des „Lustigen Gesprächs zwischen dem Rohraffen" — der bekannten Schallleitung an der Münster-Orgel — „und dem Pfennigthurme", einem Straßburger Bauwerke, erwähnt diese Belagerung mit den folgenden Worten:

„Mon zog in's Elsaß überzwerch
Und legt sich vor den' Kochersberg;
Alldo das Schloß word ongerennt,
Groß' Treuwort mon alldo fürwend't
Erzittern sollt die gonze Welt
Von wegen ihres Guts und Geld.
Die in dem Schloß — fünfzehen Mann, —
Von etlich'n Frau'n getrieben on,
Thäten ziemlich großen Widerstand,
Bis unser Volk nohm überhand,
Daß sich das Schloß ergeben mußt'." —

Der cardinal-bischöfliche Hauptmann Michael Bürkel von Ruffach, welchem man Schuld gab, im Jahre 1584 einst die Stadt Bonn verrathen und seinen Obristen, Karl Truchseß von Waldburg, den Bayern überliefert zu haben, erhielt für seine Person keinen Pardon und wurde dem Nachrichter übergeben. Im Jahre 1593 führten kaiserliche Commissarien endlich einen Ausgleich herbei: jeder Prätendent sollte den von ihm besetzten Theil des Bisthums bis zur Entscheidung eines demnächst zu berufenden Fürstentages behalten. In der That aber ward kein Fürstentag berufen, und im Jahre 1604 überließ Prinz Johann Georg durch Vertrag, sowie gegen eine Entschädigung von 130 000 Gulden und 9000 Gulden jährlicher Rente das ganze Bisthum Straßburg seinem Gegner.

Im Jahre 1607 wurde der unternehmende Fürst, von dessen bischöflicher Herrlichkeit im Elsasse heute nur noch einige Medaillen Zeugniß ablegen, Herr zu Jägerndorf; — wie wir sehen, allerdings nur durch väterliche Verleihung und unter dem Widerspruche des Kaisers. Im Jahre 1616 wurde er in Sonnenburg zum Meister des Johanniter-Ordens erwählt; im Jahre 1617 gelang ihm auch die Wiedereinnahme von Oderberg. Gleichwie einst Rudolf aber, so sah ihn auch der Kaiser Matthias nur als einen Usurpator an; ja, Herzog Johann von Jägerndorf wurde ihm sogar „ein Rebell", als er sich dem Könige Friedrich V. von Böhmen, dem Fürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen und dem Grafen Ernst von Mannsfeld im Jahre 1619 anschloß. Als nach der unseligen, für König Friedrich V. und die Protestanten so verhängnißvollen Schlacht am weißen Berge am 8. November 1620 sich der Kaiser Ferdinand II., von seinen andern Feinden hart bedrängt, sich dann genöthigt sah, mit den schlesischen Ständen den sogenannten „sächsischen oder Dresdener Accord" vom 17. April 1621 abzuschließen und ihnen völlige Amnestie für ihre Theilnahme an dem böhmischen Aufstande bewilligte, verblieb Johann Georg, voll gerechten Mißtrauens gegen die Versprechungen des Kaisers, auf der Seite von dessen Feinden und wurde bald darauf geächtet. —

König Friedrich von Böhmen, der „Winterkönig", war bekanntlich beharrlicher und männlicher darin, das Verlorene wiederzuerringen, als er einst gewesen war, das Erlangte zu behaupten. Die faseinirende Gewalt der Königin Elisabeth scheint ferner auch auf den Markgrafen Johann Georg nicht ohne Einfluß geblieben zu sein, obwohl der Jägerndorfer seit dem Jahre 1610 mit Eva Christine, einer Tochter des Herzogs Friedrich von Württemberg, vermählt war. Johann Georg nahm daher die Berufung zum

General-Feldobristen,

welche Seitens des unglücklichen Böhmenkönigs an ihn erging, nicht nur mit Begeisterung an, sondern widmete dieser neuen Stellung auch seine volle, sehr bedeutende Kraft. Endlich aber von der Uebermacht verdrängt, floh er im Jahre 1622 zu dem Fürsten Bethlen Gabor nach Siebenbürgen. Unerschütterlich hielt er auch dort noch seine Hoffnungen fest und bisweilen lächelte ihm auf der braunen Ungarhaide auch das Glück. Allein am 2. März 1634 ereilte den Exilirten zu Leutsch in Siebenbürgen der Tod. Seine Leiche wurde nach dem prächtigen gothischen Dome zu Kaschau in Ungarn übergeführt und dort am 20. März feierlich bestattet. —

In überaus scharfen Linien ist uns das Charakterbild gerade dieses jägerndorf'schen Hohenzollern erhalten geblieben. Er war ein Calvinist durch und durch, obwohl er förmlich erst im Jahre 1616 zu

der Lehre des Genfer Reformators übertrat. Johann Georg war strenger Puritaner; in der Auffassungsweise des Gottesdienstes vertrat er bewußt jenen kunstfeindlichen altchristlichen Grundsatz:

„Niemalen beuge ich das Knie
Dem starren Holz, dem todten Stein!
Ich diene Gott, und — Gott allein."

Dieser Eifer um die Reinheit des Gottesdienstes hat den Markgrafen oft genug in gefährvolle Lagen gebracht. So im Berliner Aufstande von 1614. Markgraf Johann Georg war damals Statthalter in der Mark für seinen in Preußen weilenden Bruder Johann Sigismund. Am 30. März 1614 ließ er, da die lutherische Domkirche zu Kölln a. d. Spree durch den zu Weihnachten 1613 erfolgten reformirten Abendmahlsgang des Hofes nunmehr zu einem calvinischen Gotteshause geweiht worden war, sämmtlichen Schmuck, den Haupt- und Lesealtar, ja selbst den Taufstein aus der Kirche hinwegschaffen. Der künstlerische Schmuck des Domes wurde hinweggemeißelt oder — auf den Kirchhof geworfen. Da war es seine eigene Mutter Anna von Preußen, die im Einverständnisse mit den Bürgern der Hauptstadt sich der mißhandelten Kunstwerke thatkräftig annahm. Frau Anna ließ das schöne, verachtete Erbe der Vorzeit in ein wohlverwahrtes Gemach des Schlosses bringen; von hier aus erhielt Konrad von Burgsdorf später die trefflichen Gemälde des Lukas von Cranach, die einst im Dome gehangen; — von hier aus ließ nachmals der Graf von Schwartzenberg den marmornen Hochaltar nach Sonnenburg bringen, woselbst das Kunstwerk noch heute vorhanden ist.

Es war eben dieser Bildersturm, welcher den Aufstand vom 4. April 1614 erregte. In hellen Haufen sammelte sich der Pöbel; — man glaubte einem Gewaltakte gegen den lutherischen Diakonus Peter Stuler von St. Petri entgegensehen zu dürfen. Es ist uns über die nun folgenden tumultuarischen Auftritte ein genauer „rathhäuslicher Bericht" erhalten geblieben; wir entnehmen demselben hier jedoch nur wenige Thatsachen, — die nämlich, welche den Markgrafen Johann Georg betreffen.

Als der Aufstand zwischen 9 bis 10 Uhr des Abends losbrach, las der Markgraf soeben in den Passionspredigten von Skultetus; er wollte dann zur Ruhe sich begeben. Allein sofort bestieg er das Roß und sprengte, begleitet von nur sieben Reitern und zwölf Trabanten und Lakaien, die Brüderstraße nach dem St. Petri-Kirchhofe hinab, um den Aufruhr zu stillen. Seine besänftigenden Worte verhallten jedoch erfolglos, und plötzlich fiel ein Schuß, welchem unbeschreibliche Szenen folgten. Wohl wurde Markgraf Johann Georg zurückgedrängt; aber er hielt unter dem Volke, „mitten im Haufen, fast bei einer Stunde", aus und achtete auch dessen nicht, daß ein Steinwurf ihm den Schenkel verletzt hatte. Erst nachdem die Wogen des Aufruhrs sich gelegt hatten, kehrte der Markgraf in's Schloß zurück. Am folgenden Tage kam Johann Sigismund heim, um — den Empörern großmüthig zu verzeihen. Nur der Kaplan Peter Stuler wurde verbannt. —

Soviel zur näheren Charakteristik des Jägerndorfers, Herrn Johann Georg! Die neuere Dichtung hat den „General-Feldobristen" bekanntlich zum Helden eines Trauerspiels gemacht. Wie wenig indessen der poetische Johann Georg dem historischen Markgrafen, dem ungebeugt und unverrathen zu Leutsch sterbenden Helden, entspricht, bedarf nach dem Vorangegangenen keiner weiteren Ausführung.

Ob sich im Dome zu Kaschau, der von Kugler so vortrefflich geschildert worden ist, noch ein Grabmal von Johann Georg erhalten hat, können wir leider nicht sagen. Die Markgräfin Eva Christine aber hatte dem calvinistischen Helden fünf Kinder geboren: zwei Töchter und drei Söhne. Von ihnen überlebte den Vater jedoch nur ein Sohn, Markgraf Ernst, — zu Jägerndorf 1617 oder 1618, kurz vor Ausbruch der Katastrophe, geboren. Er wurde unter dem 29. April 1641 vom Großen Kurfürsten zum Statthalter in der Mark bestellt; unter ihm vollzogen sich daher jene hochdramatischen Auftritte, welche eine ausführliche Geschichte des Obristen Moritz Augustus von Rochow und des jungen Grafen Johann Adolf von Schwartzenberg zu schildern haben würde. Die Lage des Markgrafen Ernst von Jägerndorf war indessen von Anfang an eine verzweifelte; er litt an Allem noth; er hatte nicht Truppen, nicht Geld, nicht Lebensmittel auch nur für den Hofhalt. Konrad von Burgsdorf war seine einzige Stütze, — allerdings eine eisenfeste. Aber auch Markgraf Ernst wankte nicht, bis der „neue Herr" kam. Wie groß die Noth war, die ihn umfing, dafür hier nur einige urkundliche Beläge! Es mangelte selbst an Salz in Berlin und Kölln; da kam am 15. Juli 1641 ein Hamburger Frachtschiff mit Salz auf der Niederlage an. Laut jubelten die Einwohner und der Statthalter; — jene erhielten das so nothwendige Würzmittel, dieser aber 550 Thaler Verkaufssteuer.

Dennoch: gar trostlos war das Ende!

Markgraf Ernst erkrankte. In Folge der fortwährenden Aufregungen stellte sich bei dem Prinzen eine Geistesstörung ein, welche unerwartet schnell zu seinem Tode führte. Wohl ließ sich „die bewußte weiße Frau, welche sonst jederzeit, sobald ein Mitglied des kurfürstlichen Hauses versterben sollte, im Schlosse erschienen wär, diesmal", wie der Geheime Rath Striepe schreibt, „bei Hofe nicht sehen"; allein am 24. September alten Stils des Jahres 1642 verschied der Markgraf Ernst gleichwohl, und zwar unter wilden Fieberanfällen. Aus einem Gutachten, welches der Doktor Johannes Magirus über die Todesursache des Statthalters abgefaßt hat, geht mit Sicherheit hervor, daß der Prinz sich in einer völlig verdüsterten Seelenstimmung befunden hat. Diese Thatsache er-

scheint gewiß nicht wunderbar, wenn wir uns den beklagenswerthen Zustand der noch immer von dem Feinde besetzten Mark Brandenburg vergegenwärtigen. Wir dürfen indessen auch nicht unterlassen, zu erwähnen, daß der Statthalter eine leidenschaftliche und durchaus hoffnungslose Liebe zu dem „Fräulein Loovsichen", der nachmaligen Erzherzogin Charlotte Luise von Kurland, der älteren der beiden Schwestern des Kurfürsten Friedrich Wilhelm gefaßt hatte, — eine Leidenschaft, welche, wie Dr. Magirus sagt, „nur alltzu tief in sein Hertze gegraben gewesen und die Lebensfeuchtigkeit des hoffnungsvollen Printzen gantz und gar vertrucknet hatte." Der Markgraf wurde im Dome zu Berlin beigesetzt. Bei seinem Leichenbegängniß mußte die Berliner Geistlichkeit zum ersten Male die „Alben", die weißen Chorhemden, ablegen, was, wie der hochverdiente Ordensrath König berichtet, „nur mit dem heftigsten Widerstreben" geschah. —

Tieftragisch hatte somit das Haus Brandenburg-Jägerndorf geendigt. Allein seine unaufgegebenen, unverjährten Ansprüche auf Land und Leute im schönen Schlesien begründeten für den großen Rächer alter Unbill, für Friedrich II., einen Rechtstitel mehr, um sein sieghaftes Schwert zu ziehen. Errang er Jägerndorf auch selbst nicht wieder: dennoch erntete er reiche Früchte von jener Saat, welche die Jägerndorfer Hohenzollern einst in Schlesien ausgestreut hatten. D. S.

Das St. Jerusalemstift zu Berlin.*)

Auch aus der Mark sind Pilger nach dem heiligen Lande gezogen, deren Namen zum Theile noch in Röhricht's und Meisner's vortrefflichen „Pilgerreisen" nachzutragen sind. Wir erinnern nur an den Bürgermeister Kurdes von Havelberg, dessen schönes Grabmal mit den auf seine Pilgerfahrt bezüglichen Angaben noch in St. Lorenz zu Havelberg vorhanden ist, und an den Berliner Patrizier Müller, der im Jahre 1444 aus Palästina zurückkehrte und vor den Thoren Köllns a. d. Spree eine Kapelle „Hierusalem" stiftete. Der Sage nach lag die letzere in dem damals noch völlig dem Landbau gewidmeten Felde, welches heute die Friedrichsstadt trägt, ebenso viele Schritte von der Stadt entfernt, wie das heilige Grab von dem Tempel zu Jerusalem. Allein schon vierzig Jahre später, 1484, war dies „Kirchlein Hierusalem" völlig zerfallen. Da wendete sich ihm die Fürsorge jenes schwäbischen Grafen Eitelfritz von Hohenzollern zu, der in den Dienst seiner fränkischen Vettern getreten und Albrecht Achill's Statthalter zu Crossen und Züllichau geworden war. Er ließ die Kapelle von Grund aus neu erbauen und weihte sie der Gottesmutter und dem h. Kreuze, wie auch den Märtyrern Fabian und Sebastian. Letzteres weist darauf hin, daß sie auch das Gotteshaus der Schützenbrüderschaft von Kölln war, welche unfern von hier bei'm „Schützenbaum" auf einer Wiese ihre Uebungen abhielt.

Allein diese Kapelle „war nur sehr klein, und war in derselben nur das Grab Christi mit einigen Heiligen, aus Holz geschnitzet, zu sehen, welche Bilder dann nebst dem Grabe weggenommen und es also eingerichtet worden, daß darinnen bisweilen Studiosi und Gymnasiasten sich im Predigen üben konnten." Im Jahre 1671 schenkte der große Kurfürst das einsame Kirchlein der neu gegründeten Stadt Friedrichswerder, indeß legte er dem Magistrate derselben dabei zugleich die Verpflichtung auf, bei demselben ein Hospital zu erbauen.

Es scheint, als ob die Ausführung dieses Plans auf Schwierigkeiten gestoßen wäre; — die neue Stadt war ja noch gar arm! Da trat der Bürgermeister des Friedrichswerders, der Kurfürstliche Rath Johann Martitz, mit seiner Gattin Anna Margaretha, geb. von Huß, hochherzig in's Mittel.

Johann Martitz war 1624 in Schlesien geboren; — auch seine Familie mußte um ihres Glaubens willen vor den Kaiserlichen Reitern flüchten. „Nachdem Martitz in Frankfurt a. d. Oder und in Leyden studirt und große Reisen durch ganz Europa gemacht hatte, trat er in den persönlichen Dienst des Kurfürsten Friedrich Wilhelm ein, wurde von diesem im Jahre 1655 zum Geheimen Kammersekretär bestellt, bald darauf zum Rath befördert, 1677 zum Magdeburgischen Regierungsrath ernannt und schließlich in die Liste der Hofräthe aufgenommen. Er erfreute sich der besonderen Gunst seines Herrn, welche es ihm ermöglichte, sich im Jahre 1663 außerhalb der Stadt Kölln dicht neben dem zum Thiergarten führenden neuen Thore, ein stattliches Haus in holländischer Manier nach Memmhardts Plänen zu erbauen. Es ist dies dasjenige Haus, an dessen Stelle später das Gouvernements-Haus, — das Palais Schomberg, — dann das Kronprinzliche, Königliche Palais und endlich der Palast des Kaisers Friedrich III. aufgeführt worden sind. Dieser Besitz war die Veranlassung, daß Johann Martitz im Jahre 1669 nach Johann Gregor Memmhardt's Tode zum zweiten Bürgermeister der Stadt Friedrichswerder gewählt wurde. Im Jahre 1685 gab er seine amtlichen Stellungen auf und zog sich auf seine in der Neumark und in Pommern belegenen Güter zurück. Er starb 1695 zu Altenwalde im Kreise Neustettin, nachdem er noch kurz vorher vom Römischen Kaiser „wegen seiner dem Kurhause Brandenburg treu-nützlichen und angenehmen Dienste, nicht weniger wegen seiner Treue und Devotion gegen das Erzhaus Oesterreich" in den Reichsadelstand erhoben worden war. Sein altes Wappen ward ihm dabei „gebessert": er siegelte früher mit einem Lindenzweige, aus welchem drei Blätter hervorsproßten; jetzt erhielt er einen viergetheilten

*) Nach gütigen Mittheilungen des Kuratoriums und des Geschlechtes von Martitz, spez. des Geh. Ober-Bauraths Wiebe.

Schild: 1. 3. ein weißer Hirsch in Blau, 2. 4. weißroth von oben links nach unten rechts getheilt; — auf dem gekrönten Helm ein weißer Hirsch.

Rath Martitz übernahm schon 1671 die Sorge für das neu zu errichtende Hospital. Er ließ nach seinen eigenen Worten „das Kirchlein repariren, den Kirchhof nebst dem Garten in einen Zaun bringen, ein Armen-Häußgen für acht Personen auf- und fertig bauen, am Ende des Gartens auch ein Gärtner-Häusgen aufrichten". Dieses ganze Werk übertrug er letztwillig, „mit gutem Gefallen seiner obengenannten Eheliebsten, dem Magistratui der Residenz-Stadt Friedrichswerder als eine immerwährende Stiftung", indem er zur Erhaltung derselben zugleich eine Summe von 1485 Thalern 6 Groschen 7 Pfennig in einzelnen von ihm ausgeliehenen Geldern anwies.

Noch vor des Stifters Tode mußte indessen das „Kirchlein Hierusalem" erweitert werden. Es geschah dies zu verschiedenen Malen, 1689 und 1693, durch den Baumeister Simonetti. Der letzte Bau konnte am 15. Sonntage post Trin. geweiht werden; er wurde im Verlaufe der Erweiterung Berlins die Mutterkirche der Friedrichsstadt und bildete nach des Kurfürsten Friedrichs III. toleranter Bestimmung, „bis daß eine größere Kirche auf der neuen Stadt erbauet werde", eine Andachtsstätte sowohl für die Reformirten wie für die Lutheraner.

Dem Hospitale aber kamen neue Gaben. Anna Margaretha von Huß schenkte noch eine Scheune und ein Stück Landes; auch der seit 1706 „kombinirte Rath" aller königlichen Residenzien trat helfend ein. Am 9. März 1722 wurde zwischen der Familie von Martitz und dem Berliner Magistrate dann ein Vergleich abgeschlossen, welcher die Angelegenheiten des Hospitales in jener Weise regelte, in welcher sie noch heute verwaltet werden: sie unterstehen einem Kuratorium, dessen Vorsitzender von dem Senior der Familie von Martitz zu bestätigen ist. Das Oberaufsichtsrecht aber hat der Berliner Magistrat.

Der als „schlechter Christ" oft so unpassend angegriffene große König, dessen umfassende Wohlthätigkeit sich freilich nur dem tiefer Forschenden erschließt, weil der Philosoph von Sanssouci all' und jedes in der Stille that, bewies auch hier sein mildes Herz. Im Jahre 1786 ließ er den alten, nur aus Holz aufgeführten Hospitalbau abreißen und — Jerusalemer Straße 57, — ein neues, massives Gebäude von 2 Stockwerken, 4 Stuben, 4 Kammern und 4 Küchen errichten. Jetzt konnten 12 Personen aufgenommen werden, die sich der Einrichtung gemäß in 4 „Parten" schieden. Freilich wurde die Aufnahme von jetzt ab nur hilfsbedürftigen Frauen höheren Alters und guten Rufes zu Theil. Ein Hausvater, welcher nach der Sitte der Zeit den stolzen Titel eines „Lector" erhielt, besorgte die Geschäfte und leitete die Andachtsübungen der Hospitalitinnen.

Mittlerweile war bereits das „Kirchlein Hierusalem" gänzlich abgerissen und unter der Leitung des Obristen von Derschau vom Geheimen Rathe Gerlach so erbaut worden, wie sich dies Gotteshaus dem Blicke bis in die neueste Zeit dargestellt hat, — würdiger fast, jedenfalls ernster als in seinem bunten und krausen heutigen Gewande. Zu Pfingsten 1728 war die neue Kirche eingeweiht worden. So standen denn beide Stiftungen auch in angemessenem äußeren Gewande da, — lange, lange Jahre!

Denn erst 1838/39 wurde dem Hospitale ein neues Stockwerk aufgesetzt, wodurch es möglich wurde, nun 16 hülflose Frauen aufzunehmen. Ein Statut vom 12. Oktober 1848 gestattete denn auch den Einkauf in die Anstalt. Doch wie kleinstädtisch, wenn auch echt väterlich fürsorgend erscheinen uns die Bestimmungen selbst noch dieser Hausordnung aus dem Jahre der Revolution! Nur einzelnes sei hier angeführt:

> Geldbezug: 4 Thaler monatlich, — zu Königs Geburtstag u. s. w. aber ein kleiner Zuschuß;
> Kollektengänge: wöchentlich zweimal mit Korb und Büchse in der Friedrichsstadt und im Friedrichswerder; — allein die „Eingekauften" gehen nicht; —
> Begräbniß: in einem hohen Sarge mit dem Mittel-Leichenwagen.

Ein neueres Statut vom 12. November 1879 erhöhte ferner die baare Unterstützung auf „15" Mark monatlich. Trugen die frommen und barmherzigen Stiftungen der Vorfahren doch erst im Schein der Siegessonne Wilhelms des Großen ihre reichsten Früchte! Wie werthvoll war jetzt der kleinste Grundbesitz in der Reichshauptstadt geworden! Und nun gar ein Grundbesitz in der Jerusalemer Straße, zu welchem sich noch eine Parzelle, Wrangelstraße 35/39, 2 Morgen 111 □ Ruthen groß, gesellte!

Das Kuratorium beschloß daher die Verlegung des Jerusalem-Hospitales als

Jerusalem-Stiftes

von dem erst genannten nach dem letzt bezeichneten Orte, und der Senior des Geschlechtes, Professor Dr. jur. von Martitz in Tübingen, genehmigte dieselbe. Er durfte es wohl mit stolzer Freude thun! Denn in wie ungeahnter Weise war die Stiftung der frommen Ahnen, der um ihres Glaubens willen aus dem Vaterlande Verbannten, aufgeblüht! Im Jahre 1888 konnte dort in der Wrangel-Straße unter Leitung des Regierungs-Baumeisters A. Becker auf Grund der Pläne des Baumeisters Hahnemann ein Bau in Aussicht genommen werden, welcher fünfzig Stelleninhaberinnen aufzunehmen fähig war und nicht weniger denn 257 000 Mark an Kosten beanspruchte. Und noch ist das Terrain nicht erschöpft. Der imposante Bau, der heute an der Wrangel- und der Zeughofstraße steht, mit seinen prächtigen Risaliten und hohen Giebeln schon von weitem grüßend, ist

derart angelegt, daß er später einst der Seitenflügel eines viel umfangreicheren Mittelflügels werden kann.

Am Eingange aber prangt eine Marmortafel; im Fenster über der Haupttreppe leuchtet ein Wappenschild. Es ist das mit dem Hirsche! Der Professor von Martitz hat diesen Schmuck als Erinnerungszeichen an den edlen Mann gestiftet, der dieses großen Werkes Gründer war! Ja, Lob und Ehre diesem alten Bürgermeister vom Friedrichswerder, dem Manne aus der Schule Friedrich Wilhelms des Großen! Gern schließen wir uns daher dem Wunsche an:

„Möge die Stiftung auch in ihrer neuen, zu Ostern 1890 geweihten Gestalt blühen und gedeihen, ein Denkmal ritterlichen Wohlthätigkeitssinnes, und fortgesetzten Segen bereiten denen, welchen sie nach mühseligem Lebenslauf einen freundlichen und friedlichen Abend der Rast zu gewähren bestimmt ist."

D. S.

Eine neue Heimstätte für Genesende der Stadt Berlin.

Veranlaßt durch die guten Erfolge, die mit den im Jahre 1887 auf den städtischen Rieselgütern Blankenburg und Heinersdorf ins Leben gerufenen Heimstätten für Genesende erzielt worden sind, haben die städtischen Gemeindebehörden im vergangenen Jahre beschlossen, zur weiteren Ausdehnung der Reconvalescentenpflege auf dem im Norden Berlins bei Pankow belegenen Gute Blankenfelde eine dritte derartige Anstalt zu errichten, die ausschließlich dazu dienen soll, Wöchnerinnen, welche die nach ihrer Entbindung erforderliche Pflege im eigenen Hause oder anderweit nicht finden, mit ihren Kindern Unterkunft, ärztliche Ueberwachung und sachgemäße Verpflegung zu gewähren.

Diese Heimstätte ist nunmehr fertiggestellt und vom 1. November d. J. ab belegt worden. Für die Aufnahme von Personen in diese Anstalt sind folgende Grundsätze aufgestellt worden: Die Ueberweisung einer Wöchnerin soll nicht vor dem zehnten Tage und in der Regel nicht nach dem einundzwanzigsten Tage nach der Entbindung erfolgen, doch werden spätere Aufnahmen nicht grundsätzlich ausgeschlossen. Bedingung ist, daß die Wöchnerin sich in normalem Wochenbettzustande befindet und im Uebrigen wie auch ihr Kind nach ärztlicher Bescheinigung gesund, letzteres namentlich nicht augenkrank ist. Vorzugsweise sollen solche Mütter berücksichtigt werden, die ihr Kind mit in die Heimstätte bringen und im Stande sind, es selbst zu nähren. Ausgeschlossen sollen nur solche Wöchnerinnen sein, welche unter sittenpolizeilicher Controle stehen. Der Aufenthalt in der Anstalt soll, wie in den bereits vorhandenen Heimstätten für Genesende, in der Regel nicht über drei Wochen währen. Die Kosten für die Verpflegung einer Wöchnerin mit Kind sind vorläufig auf 2,25 Mark für den Tag festgesetzt.

Die Anträge um Aufnahme von Wöchnerinnen sind schriftlich von approbirten Aerzten an das Bureau der städtischen Heimstätten für Genesende hier, Klosterstraße 68 I, zu richten, und es ist dazu ein bestimmtes Formular, welches von dem Bureau kostenfrei verabfolgt wird, zu benutzen. Die Entscheidung hierauf ist in jedem einzelnen Falle dem Curatorium der städtischen Heimstätten für Genesende vorbehalten.

Literatur.

Aus dem Verlage der **Buchhandlung der Stadtmission (E. Evers) Berlin** liegen uns eine Reihe von Schriften vor, welche sich vermöge ihres sittenreinen Inhalts, ihrer guten äußerlichen Ausstattung, bei sehr billigen Preisen, anläßlich des bevorstehenden Weihnachtsfestes vorzüglich zum Vertheilen in Sonntagsschulen, Jünglings- und Jungfrauvereinen, Krankenhäusern, Gefängnissen ꝛc. eignen:

„Weihnachtsglocken", Erzählungen für Jung und Alt von E. Evers, lautet der Titel einer Sammlung, welche gut illustrirte, schöne Erzählungen enthält, und von der bis jetzt 15 Hefte zum Preise von à 10 Pf. erschienen sind. 100 Hefte, gemischt, kosten nur M. 7,—. Ferner **„Kinderbibliothek"**, enthaltend kleine Erzählungen, Gebet-, Glückwunsch-, Räthsel- und Deklamationsbüchlein für Kinder im Alter von 6 bis 12 Jahren. Hiervon erschienen bis jetzt 15 Hefte und liegen uns davon die Nummern 6—10, 13—15 in neuen Auflagen vor, welche à 5 Pf., 100 Hefte gemischt M. 3,50 kosten, der Preis der andern etwas schwächeren Hefte ist 3 Pf.

Schließlich noch eine ganz neue, im Entstehen begriffene Sammlung **„Deutsche Feldblumen"**. Erzählungen aus der Vergangenheit und Gegenwart unter Redaction von E. Evers, Heft 1 und 2 à 20 Pf.; 100 Hefte M. 14.—, welche speciell zum Vertheilen an Erwachsene bestimmt ist.

Wir möchten alle drei Sammlungen auf das allerwärmste empfehlen; dieselben eignen sich ganz besonders zum Vertriebe durch Kolportage.

Sodann erlauben wir uns noch auf zwei Bücher aufmerksam zu machen, die in demselben Verlage erschienen sind, nämlich: **„Auguste Victoria."** Das Lebensbild der deutschen Kaiserin. Dem deutschen Volke dargeboten von Ernst Evers. 2. Auflage. Preis broschirt M. 1,50, elegant gebunden M. 2, mit Illustrationen und einem vorzüglich ausgeführten Lichtdruckbilde der Kaiserin. Dies Buch wird besonders als Confirmationsgeschenk empfohlen. Endlich von demselben Verfasser: **„Goldkörner."** Geschichten von der deutschen Treue. Gebunden M. 3.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.


Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt
der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 2. December 1891. **Nr. 48.**

1. Peter Graf von Bylandt Baron zu Rheydt, Major a. D., Rechtsritter seit 1872, † zu Bonn 20. November 1891.
2. Henning von Arnim, Generalmajor, Chef der Remontirungs-Abtheilung im Kriegsministerium und Remonte-Inspecteur, Ehrenritter seit 1886, † zu Berlin 25. November 1891.

Kloster Leitzkau und Obrist Hilmar von Münchhausen.

Drei Meilen von Magdeburg, aber am östlichen Ufer der Elbe, liegt der nunmehrige Flecken Leitzkau mit seinem berühmten Schlosse. Die Landschaft ist an geschichtlichen Erinnerungen überreich. Dort jene Hochebene mit dem breiten Rücken, welche so charakteristisch aus dem Flachlande hervortritt, heißt noch jetzt der St. Marienberg. Hier, wo ehemals ein Hof des Bischofs Wigo von Brandenburg gestanden hatte, versammelte Kaiser Heinrich der Heilige im Jahre 1017 sein Heer zum Zuge gegen den Herzog Boleslaw von Polen. An Stelle jenes Hofes entstand dann allgemach das bischöfliche Dorf Liececha; allein, es wurde sehr bald von den Wenden wieder zerstört. Die Wälder ringsum waren gefürchtet und wurden gemieden, weil sie, wie Bischof Thietmar von Merseburg berichtet, „ungeheure Mengen wilder Thiere beherbergten."

Als dann, ungefähr ein Jahrhundert später, der von den Slaven vertriebene Bischof Hartbert von Brandenburg und der Magdeburger Mönch Adalbero die Mission im Wendenlande kräftig wieder aufnahmen, da wendeten sie sich zuerst nach Liececha in der Provinz Moraciani, die vielleicht von der wendischen Todesgöttin Morazana ihren Namen trug. Sie zerstörten „unzählige Götzenbilder" und erbauten mehrere Kirchen an dem einst so unheimlichen Orte. Hier nahm Hartbert dann auch zunächst seinen Bischofssitz: — an eine Wiedereroberung der Brandenburg war ja noch nicht zu denken! —

Aus dem Jahre 1114 liegt uns ein sehr anziehender Bericht dieses Bischofs Hartbert über die in Leitzkau herrschenden Zustände vor. Der Kirchenfürst erzählt in diesem Schriftstücke, daß er zu Leitzkau zuerst eine hölzerne Kirche des h. Petrus errichtet und derselben mit Einwilligung des Vogtes Avello das Dorf Govena vereignet habe. Dann sei sein Schwestersohn Bernward gestorben und sein geliebter Kapellan Theodorich von (slavischen) Straßenräubern ermordet worden. Da habe er auf Anrathen vieler wohlangesehener und wohlmeinender Männer, als da gewesen seien Helpricus, Meginfridus, Kizo, Avello, Adalbertus, Hermannus, Wezilo, Wichardus, Gerbertus und Thimo aus Goslar, Adalbertus, Wendelinus und Radimundus, ein steinernes Gotteshaus errichtet und ihm die Zehnten zwischen den Flüssen Jleda und Stutt geschenkt, auch das Dorf Cicelo verliehen, damit aus dessen Einkünften Kirchenkerzen beschafft werden könnten. Diese steinerne Kirche St. Petri und aller Apostel stand mitten im Dorfe; ringsum aber, auf den Anhöhen der Landschaft, lagen Kapellen der Jungfrau Maria, St. Stephans und aller Märtyrer, St. Martins und aller Bekenner, der heiligen Cäcilie und aller Jungfrauen von klösterlichem Wandel, auch aller frommen Wittwen.

Um diese Zeit lebten Benedictiner mit der Ordensregel des h. Augustinus zu Leitzkau, den Geschäften der Mission sich widmend. Als jedoch der lothringische Edelmann Norbert im Jahre 1127 den erzbischöflichen Stuhl zu Magdeburg bestiegen hatte, da führte er im Jahre 1128 jene Mönche nach Leitzkau, denen er selbst einst im Jahre 1119 zu Prémontré die Ordensregel gegeben hatte: die Prämonstratenser. Sie bildeten fortan das „Brandenburger Domkapitel des h. Petrus, befindlich auf dem Berge Liececha," und Bischof Lambert war ihr erstes Haupt. Allein auch er fiel unter den Streichen von Räubern auf einer Reise nach Rom. Auf Anrathen des Erzbischofs Konrad von Magde-

burg, eines Edlen von Querfurt, erwählte der Leitzkauer Convent nunmehr den Propst Wigger von der Magdeburger Liebfrauen-Kirche zum Bischofe von Brandenburg.

Damit war für das hochnothwendige Werk der deutschen Mission im slavischen Osten der rechte Mann gefunden; — von jetzt ab drang sie unaufhaltsam vor. Auf eine Eroberung Brandenburgs für die Deutschen war aber darum noch nicht zu hoffen, weil die dort residirenden Wendenfürsten selbst bereits das Christenthum angenommen hatten. Bischof Wigger entschloß sich darum, vorläufig noch zu Leitzkau zu verbleiben; — von Albrecht dem Bären unterstützt, erbaute er auf dem Berge Liececha, wie die Brandenburgisch-Leitzkauische Chronik berichtet, in der Nähe des Waldes ein St. Marienkloster „von wunderbarer Schönheit". Am 9. September 1155 wurde dessen Kirche von dem großen Erzbischofe Wichmann von Magdeburg geweiht; der Markgraf Albrecht, seine Gemahlin Sophie und seine sechs Söhne Otto, Hermann, Siegfried, Heinrich, Albrecht und Dietrich wohnten dieser Feier bei.

Bald aber und unerwartet veränderten sich die Verhältnisse in Brandenburg. Fürst Pribislaw-Heinrich, der letzte „regulus" auf der dortigen Burg, ordnete sich Albrecht dem Bären freiwillig unter; ja, er legte auf dem Altare des h. Petrus zu Leitzkau seine goldene Krone nieder und bat den Bischof Wigger, ihm Leitzkauer Mönche zu senden, mit welchen die neue St. Godehard-Kirche in seiner Residenz Parduin zu bevölkern vermöchte. Und Wigger willfahrte ihm: mit ihren Schätzen, welche die Welt nicht reizen, mit Büchern und mit zinnernen Kelchen zogen vom St. Marienberge zu Leitzkau neun Prämonstratenser zu missionirender Thätigkeit nach Brandenburg; Wigbert, Walter, Gerhard, Johannes, Richwin, Sigerus, Hilderad, Moyses und Martinus, — so hießen ihre volltönenden Namen.

Das Domstift verblieb indessen gleichwohl noch zu Leitzkau. Pribislaw-Heinrich verstarb im Jahre 1150, Wigger am 3. Januar 1158; — nur der Erstere wurde zu Brandenburg, letzterer aber zu Leitzkau bestattet. Erst Wiggers Nachfolger Wilmar konnte im Jahre 1161 das Domkapital nach Brandenburg verlegen.

Damit aber war der Geist großer Geschichte von den Leitzkauer Bergen gewichen. Wohl blieb daselbst ein Prämonstratenser-Stift bestehen; ja, sein Propst behielt die Hälfte des Archidiakonats im Bisthum Brandenburg; allein der bischöfliche Glanz haftete fortan am Brandenburger Dome. Unsern von Leitzkau aber hatte sich ein hochedles Geschlecht aus dem nordthüringischen Schwabengaue feßhaft gemacht, das der Grafen von Arnstein, deren Stammburg Staußlingen in Südschwaben gelegen war, welches sich dann aber auf Arnstein unsern von Heiligenstadt in Nordschwaben feßhaft gemacht und im elften Jahrhunderte der deutschen Kirche zwei berühmte Erzbischöfe,

Werner von Magdeburg (1063—1078) und
Anno II. von Köln (1056—1075)

gegeben hatte. Diese Arnsteiner hatten östlich von Leitzkau das Land um Lindau und Möckern erworben; — einem ihres Stammes, einem Everus de Lindowe, übertrug Albrecht der Bär im Jahre 1162 die Schirmvoigtei von Kloster Leitzkau mit der Verpflichtung, dreimal im Jahre auf dem Berge, außerhalb des Stiftes, am Walde Gericht zu halten.

Die Klostergeschichte von Leitzkau lenkt nun in die herkömmlichen Bahnen ein, die nur für die exakteste Lokalforschung Bedeutung haben: Veräußerungen und Erwerbungen folgen einander in bunter Reihe. Bei der Brandenburger Bischofswahl hatte der Propst von Leitzkau zwar immer noch die zweite Stimme; allein das Leben im Kloster selbst war nur ein sehr schlichtes, ja selbst ein dürftiges. Noch 1275 sagt Bischof Heinrich von Brandenburg, die Leitzkauer Mönche brauten ein so schwaches Bier, daß es nicht trinkbar wäre. Zu irgend welcher Bedeutung hat sich das Stift nicht wieder aufgeschwungen. Oft freilich ebbte der Strom der Zeitgeschichte an dem St. Marienberge von Leitzkau. Denn in unmittelbarer Nähe lagen die Stammsitze berühmter Adelshäuser; — wir nennen außer dem Grafensitze Lindow, dessen Namen die Arnstein nachmals annahmen, noch die Dörfer Plötzke und Quast, von denen edle und mächtige Familien ausgingen, um im Ruppiner, im Lebuser Lande zu kolonisiren. Und drüben über der Elbe, bei Frohse, — dort ward im Magdeburger Bischofskriege jene scharfe Schlacht geschlagen, in welcher Otto der Minnesänger von Brandenburg seine Freiheit, ja, beinahe das Leben verlor! Die Prämonstratenser kümmerten sich jedoch nur wenig um das, was außerhalb ihrer Mauern vorging; sie fühlten sich wohl in ihrer Abgeschiedenheit. Und allmählich verschwand auch die Armuth. Nach der Brandenburger Bisthums-Matrikel von 1459 gehörten etwa 50 Ortschaften zum Propstei-Stuhle dieses Klosters.

So kam die reformatorische Zeit. Zu Wittenberg, grad' im Archidiakonate Leitzkau brandenburgischen Sprengels, brach die große Bewegung aus. Propst zu Leitzkau war damals Herr George Maskow. Wohl auf ihn bezieht sich, was im Jahre 1534 der damals noch streng altgläubige Bischof Matthias von Jagow dem päpstlichen Stuhle schreibt:

„Der h. Vater möge doch gestatten, daß das Kloster Leitzkau dem Bisthume Brandenburg einverleibt werde. Martinus Luther und seine verabscheuungswürdige Sekte hätten einen großen Theil des Volkes verführt; auch bei den Leitzkauer Brüdern sei kein Glaube, keine Eintracht mehr vorhanden. Da nun Leitzkau nur sechs Meilen von Wittenberg, allwo der Häresiearch sein Wesen treibe, entfernt sei, — da ferner schon bei Zeiten des Bischofs Hieronymus Skultetus der Leitzkauer

Propst Georg ein großer Begünstiger jener Sekte gewesen sei und die Saat der Zwietracht unter den Brüdern ausgestreut habe, so sei ein öffentliches Aergerniß zu befürchten." —

Noch aber halte Leitzkaus Stunde nicht geschlagen; — sie kam erst unter Joachim II. Im Jahre 1536 setzte der Kurfürst in höchst willkürlicher Weise den Propst von Leitzkau ab.

Von einer Untersuchung war dabei nicht im Entferntesten die Rede. Der Kurfürstliche Amtmann von Plaue, Asmus von Saldern, erschien und übernahm das Kloster mit all' seiner Habe.

Da erhob sich denn doch ein Sturm des Unwillens. Auf Ansuchen der Prämonstratenser zu Magdeburg, Quedlinburg, Roda und Jerichow intervenirte der Kurfürst Albrecht von Mainz selbst bei dem Brandenburger. „Etwaige Klagen gehören vor den Bischof Matthias", so schrieb er, „oder vor Uns, den Metropolitan. Auch ist es sehr wenig angemessen daß der Amtmann von Plaue seine Frau mit ins Kloster genommen hat. Ew. Liebden wolle also den den Propst in sein Regiment wieder einsetzen."

Hierauf erfolgte in der That eine mehr als derbe Antwort, die wir um der Wahrheit willen mittheilen müssen. Joachim II. muß inzwischen sehr belastendes Material sowohl gegen die Mönche von Leitzkau wie gegen Mathias von Jagow erhalten haben. Denner er widerte:

„Wir haben aus genugsam bewegenden Ursachen also gethan. Die Brüder in Litzl haben sammt ihrem Propste zumeist ein sträfliches Leben geführt, — haben mehr Frauen als geistliche Brüder gehabt und die Klostergüter ohne Noth verpfändet. Bis auf drei haben sie den Orden bereits abgelegt; diese drei werden wir durch unsern Amtmann ehrlich unterhalten lassen.

Daran, daß der von Saldern seine Frau bei sich hat, finden wir nichts Anstößiges, da die geistlichen Brüder viel eher ein frommes, tugendhaftes Weib denn unzüchtige Frauenspersonen um sich dulden können. Was aber den Ordinarius betrifft, so ist dessen Leben nur wenig unsträflicher."

Die letzte Aeußerung thut uns wehe; Luthers Worte über Mathias von Jagow lauten anders. Es schmerzt, so etwas zu vernehmen; allein der Vorwurf war ohne Zweifel berechtigt und traf nicht den Brandenburger Bischof allein, sondern auch den Kardinal-Erzbischof von Mainz und Magdeburg. Bekannt ist, daß auch Mathias von Jagow vier Jahre darauf, 1541, ehlich ward und sich mit Katharina, Joachims von Rochow auf Golwitz Tochter, vermählte. Der Pfarrer Magnus zu Belzig vollzog die Trauung, zu welcher Joachim II. selbst, Bischof Busso II. von Havelberg, die Domherren von Brandenburg und viele Rochows, Putlitz, Jagows, Bredows, Quitzows, Thümen, Alvensleben und von der Schulenburg geladen waren. Diese Ehe, welche der Tod schon 1544 trennte, war jedenfalls eine mustergültige.

Es blieb demnach bei dem Sequester. Asmus von Saldern behielt die eine Hälfte von Leitzkau, sein Bruder Matthias aber empfing für eine Schuld von 20000 Thalern die andere. Diese 20000 Thaler scheint jedoch der Graf Albrecht Georg von Stolberg-Wernigerode dem berühmten Mathias von Saldern für Joachim II. entrichtet zu haben; denn schon im Jahre 1545 erscheint Mathias als Pfandherr dieser Hälfte von Leitzkau. Im darauf folgenden Jahre erwarb er auch die Asmus von Saldernsche Hälfte. Nicht lange daher hat das fromme, thätige, kluge und mildherzige Ehepaar

Matthias von Saldern und Gertrud von Hake

zu Leitzkau Haus gehalten. Die Priegnitz, Wilsnack und die Plattenburg wurden ihm eine neue, eine dauernde Heimath. —

Joachim II. aber ließ Kloster Leitzkau nicht aus den Augen. Im Jahre 1554 sah er sich im Stande, dem Grafen Albrecht Georg von Stolberg die ganze Schuldsumme, die etwa 45 500 Thaler betragen haben muß, aus dem Erlöse anderer Veräußerungen zurückzuzahlen. Allein schon am 11. November 1559 überließ er seinem Bruder, dem Markgrafen Hans von Cüstrin, die ganze Begüterung Leitzkau für 52 307 Gulden und 21 Groschen.

Der weise Hans von Cüstrin fing nun in dem erinnerungsreichen Kloster alsogleich zu bauen an. Er schuf die klösterliche Anlage zu einem schlichten Schloßsitz um. Allein das ferne Leitzkau war ihm doch sehr unbequem gelegen. Und endlich fand sich auch ein zahlungsfähiger Käufer. Das war der berühmte Landsknechtsobrist Hilmar von Münchhausen. Für 80 000 Thaler, die später auf 70 000 ermäßigt wurden, erwarb derselbe das im Bau begriffene Schloß und die Klosterbegüterung Leitzkau. Actum Cüstrin, den 2. April 1564. —

Wir haben uns nunmehr der anziehenden Persönlichkeit dieses Mannes zuzuwenden.

Hilmar von Münchhausen, der Sohn eines Statius oder Justatius*) von Münchhausen, der 1517 von einem Heinrich von Hardenberg ermordet wurde, und einer Margaretha von Oberg, war zu Rinteln 1512 geboren worden. Schon früh lockte ihn der Waffendienst; — „er wollte keinen Gelehrten, noch Geistlichen abgeben;" — er sang vielmehr das frohe, frische Reiterlied:

„Auf ritterlichen Kriegeszüg'n
Das Herz im Leib' mir lacht!"

und ließ sich noch sehr jung von dem Grafen von Ligne für den kaiserlichen Dienst anwerben. Im Jahre 1539 verkaufte er ein Kanonikat, welches ihm in Hildesheim zugefallen war, für 250 güldene Joachimsthaler an einen Vetter und heirathete ein Fräulein Lucia von Reden. Dann diente er, zusammen mit Friedrich Späth, unter dem Herzoge

*) Der Name ist wohl aus Justus Sercatius zusammengezogen

Heinrich dem Jüngeren von Braunschweig-Wolfenbüttel, kämpfte muthig und glücklich in den wirren niedersächsischen Fehden, im schmalkaldischen Kriege und wohl auch bei Sievershausen mit, wo er zwei Brüder verlor; immer auf kaiserlicher Seite. Im Jahre 1556 nahm er die Dienste Philipps II. von Spanien; als „Obrist von Haus aus“ sollte er zehn Fahnen deutsches Volk zu je 300 Mann zusammenbringen. Er that's. Gemeinschaftlich mit Egmont, Bugnicourt, Lalaing und Dom Luis de Caravagial kämpfte er darauf siegreich bei Gravelingen und warb dann mit seinem Oheim Jürgen von Halle Völker im Stifte Bremen. Anno 1561 trat er in die Dienste König Friedrichs II. von Dänemark und focht an Daniel von Rantzau's Seite in Schleswig-Holstein und Dänemark. Schon an Strafgeldern, Gebühren und Abzügen, ganz abgesehen vom Solde, brachte ihm dieser einjährige Zug die Summe von 14 870½ Thalern 3½ Schillingen ein. Dabei konnte er wohl sparen! Aber er war auch sonst ein gar kluger Herr. Gern hätte ihn der Herzog von Alba in seinem Dienste gesehen; Hilmar aber wollte nicht eher Völker werben, ehe ihm nicht der General-Gubernatore — das Geld gesandt. Selbst das Zureden des weisen Hans von Cüstrin, der „spanischer Rath von Haus aus“ war, wollte hier nicht verfangen; — fanden sich doch gewinnbringende Kommissionen in Deutschland genug! In der That hat Hilmar nach seinem fünfzigsten Jahre Kriegsdienste nicht mehr gethan, sondern nur nützliche Geschäfte mit allen Fürsten Norddeutschlands erledigt. Den Herzögen Erich und Julius von Braunschweig aber hat er treu gedient. In seinen letzten Jahren hat er gern gebaut, auch Pfarren und Schulen mild begabt. Er starb am 19. April 1573 als Gouverneur der Veste Nienburg an der Weser und wurde dort mit großer Pracht „unter Folge von 200 Kürassierern zu Roß“ zur Erde bestattet. Die treffliche Geschichte des Geschlechtes derer von Münchhausen von dem alten Göttinger Professor Treuer bietet eine große Abbildung von Hilmars kostbarem Grabmal, einem prächtigen Aufbaue von Säulen, Statuen und Renaissance-Ornamenten. Die mittlere Darstellung giebt die Anbetung Simeons im Tempel wieder. Darunter steht der deutsche Spruch:

„Herr, nun lessestu Deinen Diener u. s. w.“,

und in der Predelle befindet sich Obrist Hilmar mit sechs Söhnen in knieender Haltung, alle geharnischt. Ihm gegenüber betet Frau Lucia, geborene von Reden mit ihren beiden Töchtern. In der Architektur aber prangen die 32 Wappen: Münchhausen, Oberg, Werpe, Hasberg, Wede, Steinberg, Rutenberg, Casterode, Alten, Werder, Balkenberg, von dem Busche, Oeynhausen, Busche, Bothmer, Kaune und auf der „Kunkelseite“ gegenüber dieser „Schwertseite“: Reden, Schwichelt, Barner, von der Schulenburg, Halle, Steinberg, Rutenberg, Veltheim, von dem Busche, Jagow, Wenden, Alten, Bülow, Linden, Mandelsloh und Saldern.

Die Grabschriften unten schließen: Frau Lucia verstarb am 2. November 1583.

Wir erwähnten schon oben Hilmars Baulust. Sie ging in ihrer vollen Stärke auch auf seinen Sohn Statius, den Schöpfer des Schlosses Bevern, über. Nachdem derselbe 1602 ganz Leitzkau erworben hatte, legte er 1603 zum neuen Schlosse den Grund. Freilich: er baute sich arm und starb 1633 tiefverschuldet zu Bevern. Die Gläubiger hatten ihm indeß verstattet, in dem ihnen schon verfallenen Schlosse wohnen bleiben zu dürfen. Statius hatte dasselbe mit der Inschrift geschmückt:

„Pulchrum palatium nisi emigrandum“,
„Schön wär' das Schloß, wenn ich es einst nicht lassen müßt'!“

Die Herren von Münchhausen und zwar die von der schwarzen Linie — denn ihnen gehörte Obrist Hilmar an, — haben sich die Schloßbegüterung Leitzkau bis zur Gegenwart erhalten. Als 1618 der Konkurs über das Vermögen des schaffensfrohen Statius von Münchhausen ausbrach, erstanden seine Neffen Schloß und Zubehör Leitzkau für 115000 Thaler. Im Jahre 1679 endlich wurde die von dem Kriegselend stark heimgesuchte Besitzung in zwei Theile zerlegt: in „Althaus- und Neuhaus-Leitzkau“. Diese Namen bestehen als geschichtliche Bezeichnung noch heute; — noch jetzt sind die beiden Antheile auch örtlich geschieden.

Allein wir haben zunächst das Bild dieser überaus stattlichen Schloßanlage zu zeichnen! —

Wie wir bereits erwähnten: Schloß Leitzkau liegt hoch auf dem St. Marienberge! Majestätisch und weithin sichtbar thronen auf der Kuppe der Höhe „Lececha“ seine Gebäude, von buschigem Grün umsäumt. Eine Esplanade verstattet uns zunächst den vollen Blick auf der Westseite des Gebäude-Komplexes. Hier, im Nordwesten, befand sich vordem ein Thorhaus; — es ist jedoch hinweggeräumt worden; — daran schließt sich das mächtige „Neuhaus“, — ein gewaltiger, dreistöckiger Palastbau mit hohem Dache und drei hervortretenden, reichgeschmückten Mansarden sowohl nach Außen, wie nach dem Hofe hin. Rechtwinklig zu diesem „Neuhause“ steht abgesondert im Norden ein schlichtes, langes Bauwerk, Wirthschaftsbaulichkeiten enthaltend, während sich im Süden, ebenfalls rechtwinklig, die alte, ursprünglich zwei-, nun nur noch einthürmige Klosterkirche anfügt. Mit diesen Gebäuden ist für den Grundriß bereits die Figur des Rechtecks gegeben. Auf der östlichen Seite schließt nun zunächst im Südosten das Kreuzschiff der ehemaligen Klosterkirche an, deren Altarhaus abgebrochen worden ist; dann folgt das „Althaus Leitzkau“ mit vier hohen Giebeln zu jeder Seite des Daches, sowie eine prächtige Verbindungsgalerie, die nach dem Hofe zu die zierliche Schönheit des Renaissance-Styls reich entfaltet, und endlich, etwas zurücktretend, ein hoher,

düster-ernster Bau mit zwei Mansarden. Die Formen sind die des blühendsten niederdeutschen Styls, wie er sich in Westfalen und Braunschweig allmählich ausgebildet hat. Ueberall Portale mit Muschelnischen und den so anheimelnden runden Eckfitzen, Giebel mit Säulen und Voluten, prächtige Füllungen mit den reichsten geometrischen Mustern, Portale mit hohen Aufsätzen und glanzvollem Wappenschmuck! Neben dem „Mönche“ der Münchhausen begegnen wir dem „Balkenschilde“ der Neden und dem buntumwundenen „Aehrenkranze“ der Lattorf: des Statius erste Gemahlin war nämlich Anna von Lattorf; seine zweite Gattin hieß Dorothea von Bothmar.

Wir müssen es uns versagen, auf die technischen Einzelheiten des Baues hier näher einzugehen. Nur einen Blick noch von dem Gebäudezuge, der, „Alt-“ und „Neuhaus“ trennend, den großen Schloßhof durchquert, sowohl auf das „Althaus“ wie auf das „Neuhaus“! Dort liegt die ernste graue Flucht des ersteren! An der Ecke ragt ein schlanker, dreigeschossiger Treppenthurm mit den bekannten rhomboidisch gestalteten Fenstern seiner „Wendelstiege“ auf; er ist mit einem Glockendach und einer Laterne mit zwiebelähnlicher Spitze bedeckt; dann schließt sich, lauschig im rechten Winkel zurücktretend, die prächtige viergeschossige Galerie an, in deren kräftiger Architektur, namentlich in dem oberen, offenen Gange Licht und Schatten ganz vortrefflich wirken. Und oben die krausen Giebel, die Spitzthürmchen, die hohen Schlote: es ist ein Bild von hohem malerischen Reize! —

Und drüben das „Neuhaus“! Auch hier ein Treppenthurm, in einem schattigen Winkel stehend, aber ein runder, gedrungener Gesell mit gar rhombisch schiefen Fenstern und einer niederen Haube! Prächtige Giebel aber lehnen sich an ihn an, und unter ihnen prangen große, mit kunstvoller Steinmetzenarbeit versehene Erker. Wir begreifen es, daß Statius von Münchhausen sein betheiltiches Erbe verbaut hat; aber ihm mußte wohl sein, wenn er hier in der Muschelnische weilte und seinen Blick auf die lächelnden Englein richtete, welche der kunstfertige Meister Steinmetz dort über dem Portale angebracht hatte.

Auch das Innere des Schlosses Leitzkau weist, im Althause sowohl wie im Neuhause, noch manchen Rest trefflicher, alter Kunst auf, wappengeschmückte Kamine, Stuckaturen, Oefen und kassettirte Decken. Leider wissen wir die Meister des großartigen Baues nicht mehr anzugeben; — möglich, daß es jene Magdeburger Architekten Kunz, Buntschuh und Lorenz Arndt gewesen sind, welche auch an der Erbauung der Jagdschlösser Grunewald und Letzlingen betheiligt gewesen sind.

Denn das ist klar ersichtlich: der Bau hat schon unter Joachim II. oder Johann von Cüstrin begonnen. Die Klosterbaulichkeiten wurden bis auf die Kirche niedergerissen; auch von der letzteren blieben nur das Mittel- und das Kreuzschiff stehen; — Klosterhof und Kreuzgang verschwanden gänzlich. Hilmar führte den Bau des Althauses bis zu seinem Tode weiter; nur der oben erwähnte Verbindungsbau, jene zierliche Galerie, ist nicht von ihm, sondern von seinem Sohne Statius errichtet. Dieser richtete das „Neuhaus“ auf, überzog jedoch auch den schlichten Bau seines Vaters mit diesem glanzvollen Spitzengewebe von Stein.

Ja: „Pulchrum palatium nisi emigrandum“, — Staatz von Münchhausen vermochte das auch von Leitzkau zu sagen! In diesem schönen Schlosse wuchs im Anfange des 18. Jahrhunderts aber auch jener Münchhausen auf, der den Ruf seines Namens durch die ganze Welt getragen hat, der Freiherr Karl Friedrich Hieronymus, geb. 1720, — am 11. Mai. Er wurde Page am Hofe zu Wolfenbüttel und ging 1738 nach Petersburg. Raspe gab 1785 seine Schnurren und Späße englisch heraus; Bürger übersetzte sie 1787. Er war übrigens ein unmittelbarer Nachkomme des alten Kriegsmannes und Söldnerhäuptlings, der seine hohe Klugheit und seine soldatischen Tugenden mit Liebe zu den Wissenschaften und zur Kunst verband; denn:

Hilmar, Hilmar, Liborius (Börries), Hilmar,
Georg Otto und Karl Friedrich Hieronymus, —
so folgen die Geschlechter auf einander! —

Doch lassen wir den alten Schelm, der sich die Unsterblichkeit auf so seltsame Weise errungen hat! Zu ernsteren Dingen werden wir hingerufen: wir haben der Leitzkauer Kirche noch zu gedenken! Freilich, die Baulust und Verschönerungssucht Hilmars hat dem alten Prämonstratenser Baue, welchen die Ballenstädter einst geweiht haben, arg mitgespielt. Von dem ehrwürdigen, anno 1155 vollendeten Gotteshause stehen, wie schon erwähnt, heute nur noch die Westwand mit einem Thurme, das Mittelschiff, — die Arcaden-Oeffnungen sind vermauert, — und der Querbau. Die schlichten Formen der ursprünglich dem h. Petrus, dann der Jungfrau Maria geweihten, romanischen Kirche, deren Compatron St. Eleutherus war, sind unter Markgraf Joachim, Markgraf Hans und Hilmar von Münchhausen durch den Renaissance-Umbau verdeckt, aber nicht vernichtet worden. Der Taufstein und die steinerne Kanzel, zu welcher eine von Pilastern eingefaßte Thür hinaufführt; und deren Brüstung mit Muschelnischen geschmückt ist, entstammen derselben Zeit. —

Nichts also wäre hier, was an die hohe geschichtliche Bedeutung dieser Kirche, von welcher einst das helle Licht des Evangeliums in die Finsterniß der Wendenlande hineingetragen worden ist, erinnern, wenn nicht jüngst in den verschütteten Gewölben zwei Grabsteine von Grafen von Arnstein und Lindow aufgefunden worden wären. Wir sagten eben, daß diese hochberühmten Herren des Klosters Schirmvögte gewesen seien. Man hat diese beiden hochwichtigen Denkmäler jetzt zu beiden Seiten des Querhauses der Kirche eingemauert, welches als Speicher benutzt wird. Der Stein zur rechten Hand ist der ältere; er zeigt

einen Krieger mit Schild und Schwert und trägt, soweit sie lesbar ist, die folgende Inschrift:

„Walter . . Arnestein . . si quis . . .
. . mortuus . . . M . C . . . . "

Walter, Graf von Arnstein und Schirmvogt des Klosters, war im Jahre 1173 Zeuge, als Graf Dietrich von Werben, Sohn Albrechts des Bären, dem Kloster Leitzkau die Dörfer Crüssow und Gottow schenkte. Die Inschrift ist vielleicht so zu ergänzen:

„si quis fortis et pius,"
„fromm und tapfer wie Einer."

Was die Persönlichkeit des Dargestellten anbetrifft, so kann es sowohl Graf Walter III. wie Graf Walter IV. sein: — letzteres aber ist wahrscheinlicher. Dieser Walter, der bis 1199 in den Urkunden auftritt, war mit Gertrud vermählt, der einzigen Tochter des Grafen Albrecht, des fünften Sohnes Albrechts des Bären. Gertrud war mithin eine Nichte des Markgrafen Otto I. und durch ihre Mutter Adelheid, verwittwete Königin von Dänemark, eine Enkelin des Markgrafen Konrad von Meißen.

Dieser Grabstein gehört somit zu den allerältesten Zeugnissen brandenburgischer Geschichte; — er sollte daher lieber an ganz geschützter Stelle aufbewahrt werden.

Der Grabstein links trägt eine ähnliche Rittergestalt. Er ist noch durchaus wohl erhalten und verkündet uns:

„ . . . Ulricus comes in Lindow obiit die Santi Blasii M . C . C . C . L . V . I ."

Es ist dies Graf Ulrich II. von Lindow und Arnstein, Herr zu Ruppin, dessen Tod man bisher nach Riedel in's Jahr 1360 verlegt hat.

Die letzte Urkunde des Grafen ist von 1355; — schon 1356 starb er, wie dieser Stein bezeugt. —

In die älteste Vorzeit des Vaterlandes also haben diese Leitzkauer Denkmäler uns geführt. Von hier aus ritten gerüstet die Ballenstädter und die ihnen verwandten Arnsteiner aus, um die Mark Brandenburg zu gründen, und mit der Palme des Friedens folgten ihnen die Prämonstratenser. Beneidenswerth die Herren von Münchhausen, die diesen Fleck Landes besitzen! Mögen sie das edle Gut treulich hüten und bewahren! Dann ist ja auch bei ihnen das stolze Wort Vergils zur Wirklichkeit geworden:

„Stat fortuna domus et avi numerantur avorum!" O. S.

Literatur.

Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde. Organ des Vereins „Herold" in Berlin. 22. Jahrgang. Nr. 11. — Berlin, November 1891.

Inhalt: Berichte über die Sitzungen vom 15. September und 6. Oktober 1891. — Heraldische Neujahrskarten. — Bemerkungen zum Wappen der von Kerstlingerode. — Wappenbücher in Basel. — Eine eigenartige Form einer Ahnentafel. — Vermischtes. — Bücherschau. — Auszüge aus den Inhaltsverzeichnissen heraldischer und anderer Zeitschriften. — Anfragen. — Familien-Nachrichten.

Anzeiger des germanischen Nationalmuseums. Nr. 5. September und October 1891.

Inhalt: Chronik des germanischen Museums. Mittheilung des Directors A. v. Essenwein an die Leser des Anzeigers und alle Freunde des germanischen Museums betreffend die Niederlegung seines Amtes als 1. Director des Museums sowie als Redacteur des Anzeigers. — Stiftungen. — Neu angemeldete Jahresbeiträge. — Einmalige Geldgeschenke. — Zuwachs der Sammlungen. — Fundchronik. — Mittheilungen aus dem germanischen Nationalmuseum. 1891. Bogen 10 nebst Tafeln IX und X: Deutsche Briefe des Grafen Rudolf von Habsburg-Laufenburg aus dem Jahre 1313 (Schluß). Von Julius Reinhold Dieterich. — Nürnberger Schrank aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. (Hierzu Tafel X). Von A. v. Essenwein. Kunstbeilage: Rottenhammer's Krönung Mariae. — Katalog der im germanischen Museum befindlichen Bronceepitaphien des 15. bis 18. Jahrhunderts. Bogen 1 und 2. — Vorwort von A. v. Essenwein. — Zur Geschichte der Nürnberger Rothschmiede. — Verzeichniß der Epitaphien.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XVIII. Jahrgang. Nr. 8. 21. November 1891.

Inhalt: Im Frühroth geankert, Erzählung von M. Frey (Fortsetzung). — Berlin zur Franzosenzeit (1806—1809), von Richard George (mit 2 Abbildungen), (Fortsetzung). — Der Schulmeister von Wusterhausen, von B. Sturmhövel. VI. VII. — Der Schloßbrunnen zu Berlin, von H. Vollmor (mit Abbildung). — Eine neue Schlüterbiographie, von Robert Mielke. — Kleine Mittheilungen: Die Enthüllung des Schloßbrunnens. — Allerlei aus der Reichshauptstadt und der Mark. — Die Quitzow-Kürassiere bei Hochkirch. —

In unserer kürzlich mitgetheilten Besprechung der 2. Auflage von: „Auguste Victoria, ein Lebensbild der deutschen Kaiserin, von E. Evers", Verlag der Buchhandlung der Berliner Stadtmission (Berlin SW., Johannistisch 6) hat sich hinsichtlich der Preisangabe ein Irrthum eingefunden, den wir hiermit berichtigen möchten. Der Preis beträgt, broch. 1,75 M., geb. 2,50 Mk. (nicht 2 Mk. wie angegeben war) mit Goldschnitt 2 Mk. 75 Pf., Prachtausgabe auf Kanzleipapier 6 Mk. Wir weisen hierdurch noch einmal mit besonderer Empfehlung auf dies wirklich werthvolle Werk hin.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. **Berlin, den 9. December 1891.** **Nr. 49.**

Carl von Roehl, Generallieutenant z. D., Rechtsritter seit 1888, † zu Hannover 30. November 1891.

Schleswig-Holsteinsche Genossenschaft.

Auf dem am 28. October d. Js. im Ordens-Krankenhause zu Ploen abgehaltenen Rittertage der Schleswig-Holsteinschen Genossenschaft des Johanniter-Ordens sind an Stelle des aus dem Convente derselben ausgeschiedenen Rechtsritters: Grafen von Holstein, auf Neverstorf, und des Ehrenritters: Oberst a. D. von Stockhausen, zu Preetz, der Rechtsritter: Kammerherr Graf zu Rantzau-Breitenburg, auf Schloß Breitenburg bei Itzehoe, sowie der Ehrenritter: Capitain zur See à la suite der Marine und Hofmarschall Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Heinrich von Preußen Freiherr von Seckendorff, zu Kiel, gewählt worden sind.

Kloster Paradies.

Unsere Wanderung führt uns heute an die östliche Grenze der Mark Brandenburg auf ursprünglich großpolnisches Gebiet. Wohl ist die deutsche Cultur siegreich auch in diese Landstriche vorgedrungen, welche das alte Johanniter-Ordensschloß Lagow, eine der stattlichsten Burganlagen der Mark, umgeben; dennoch haben deutsche Sitte und Art es nicht vermocht, den Charakter des Landschaftsbildes hier wesentlich zu beeinflussen. Bei dem sagenreichen Städtchen Lagow umfängt uns noch die volle Schönheit märkischer Natur: in klaren Seen spiegeln sich die waldbestandenen Höhen, und über prächtigen Laubkronen steigt der gewaltige, halb viereckige, halb runde „Bergfried" des alten Schlosses auf. Dort drüben hinter den blauen Wäldern liegt auf deutscher Seite noch ein Kirchdörflein Sternberger Landes, zu dessen Pfarrherren einst einer der besten Meister des deutschen geistlichen Liedes, der wackere Magister Bartholomäus Ringwaldt, gezählt hat. Je mehr wir uns indessen den Grenzen der Provinz Posen nähern, desto öder und kahler wird die Landschaft, bis sie auf der „Landes-Marke" selbst den vollen Ausdruck jener tiefen, hoffnungslosen Trauer annimmt, welcher dem polnischen Flachlande eignet.

Hier, zwischen Bentschen und Kahlau, ungefähr in der Mitte der Straße von Meseritz nach Schwiebus, treffen wir indessen noch einmal eine Stätte an, über welcher goldig glänzend Sage und Geschichte schweben: es ist das Cistercienser-Kloster zum Paradiese St. Maria's. Wie wir sehen werden, war dieses Stift ein Tochterkloster von Lehnin, dem berühmten Convente der Cistercienser in dem Brandenburger Gau der Zauche. Gewiß ein weit, weit vorgeschobener Posten deutscher Culturbestrebungen! Jahrhunderte lang hat das Kloster Paradies den letzteren denn auch getreu und wirkungsvoll gedient. Der Mann jedoch, der Kloster Paradies gestiftet hat, war Pole und ein edler Pole; — er hat sein Leben für das Kreuz gelassen.

Nach dem Chronisten Dobrowolski zeichnete sich um's Jahr 1210 unter allen Großen Polens ein Mann dadurch ganz besonders aus, daß er alle ritterlichen und alle geistlichen Tugenden in sich vereinigte. Es war Dionysius Bronisius oder Bronisz aus dem Wappenstamme Wieniawa, Graf von Goscichowo und Woywode von Groß-Polen. In prunkenden Worten wird uns die Macht seines Geschlechtes und der Glanz seiner Ahnen gerühmt. Der älteste derselben hatte einst einem Herzog von Mähren dadurch das Leben gerettet, daß er mit gewaltigem Schwertstreiche einen heranstürmenden Ur erlegte; deshalb im Schilde das Stierhaupt und das bluttriefende Schwert! Mit hohen, neuen Ehren umkränzte auch Bronisius das alte Wappenbild: da erfolgte der Einfall der Mongolen in Schlesien und rief ihn zu dem heiligen Kampfe wider die Barbaren auf. Hocherfreut, für Christi Ruhm jetzt streiten zu dürfen, legte er die Waffen an; ehe er

aber im Jahre 1240 ritterlich auszog, gelobte er, auf seinem Stammgute Goseichowo ein Kloster zu erbauen, falls Gott dem Christenheere Sieg verleihe. Die Schlacht von Liegnitz brachte indessen auch ihm im Jahre 1241 nur den blutbenetzten Helden-, nicht den Siegeslorbeer; da aber unmittelbar nach ihr die Mongolen dennoch zurückwichen, so trafen die Angehörigen des auf der Wahlstatt gefallenen Helden Sorge dafür, daß auf dem Erbgute des Grafen Bronisius das Kloster „Paradisus Sanctae Mariae“ erstand.

Kloster Paradies also die hochherzige Stiftung eines Kämpfers des Kreuzes, — ein Opfer, dargebracht auf dem Altare des siegverleihenden Himmelsherrn und aufgerichtet trotz des Heldentodes eines der „Vettern von der Liegnitz!“ —

Ganz anders als diese erste kriegerische lautet jedoch eine zweite idyllische Stiftungssage vom Kloster Paradies.

Nach ihr zerfiel Graf Bronisz trotz alles Glanzes, welcher ihn umgab, mit Gott, mit sich und mit der Welt; tagelang irrte er in den Wäldern umher. Da hatten er und sein Waffenträger, während sie einst unter einem schattigen Baume schliefen, genau denselben Traum. Sie sahen ein niedliches Thierlein, ein Lämmlein oder ein Wiesel, — die Klosterchronik sagt nur: „parvum quoddam et miri candoris animal“, — auf sich zuhüpfen und sie dringend um etwas bitten. Dann verschwand dasselbe in der Nähe eines Quells. Graf Bronisius erblickte in der wundersamen Uebereinstimmung der beiden Träume einen geheimnißvollen Fingerzeig Gottes, daß er der schweren Bürde, welche auf ihm lastete, ledig werden könne, wenn er an jenem Quelle eine Kirche oder ein Kloster erbaue. So entstand denn zuerst an diesem Orte ein Kirchlein des h. Martinus von Tours, dessen Trümmer hier noch im 15. Jahrhunderte zu erblicken waren, und nahebei, da Bronisius sein Gelübde hiermit noch nicht für erfüllt hielt, das Kloster „zum Paradiese St. Marias.“

Beide Traditionen sind überdieß sehr wohl zu vereinen. Jedenfalls steht fest, daß ein Kämpfer des Kreuzes dies Kloster gestiftet hat und dasselbe mit einem Abte, sowie mit zwölf Cisterciensern von Lehnin besetzt hat. Aecht klösterlich, eine vortreffliche Stylprobe, ist die Schilderung, welche der spätere Paradieser Prior Dobrowolski von dem neuen Stifte entwirft:

„In den undurchdringlichen Urwäldern um Paradies“, so sagt er, „hausten einst wilde Thiere, und auf den Schluchten, den Abgründen und Weihern lagerten Schwärme giftiger Insecten. Nun aber weilten dort die neuen Ansiedler wie wohlduftende Rosen, wie Wasserlilien, wie köstlicher Weihrauch, wie Olivenbäume und Cypressen, oder dem Morgenstern vergleichbar, welcher über düstrem Nebel ersteht.“ —

Ihr kluger und thätiger Abt wußte das Kloster fest zu begründen. So war Heinrich I., ehedem Mönch zu Lehnin, dann von 1240 bis 1245 die neue Niederlassung ordnend und leitend. Wahrscheinlich hatte Paradies in seinen ersten Anfängen sogleich den schwersten aller Anstürme zu ertragen: einen Angriff nämlich der Mongolen. Denn Gräberfunde unzweifelhaft mongolischen Charakters beweisen es jedem Kundigen, daß ein Haufe der Barbaren durch diese Gegenden den Weg zur Oder eingeschlagen hat. Da werden freilich die Mönche von Lehnin den Schutz der Wälder aufgesucht haben, bis die Gefahr vorüber war.

In erfreulicher Weise erblühte dann in der Folgezeit diese Tochterstiftung von Lehnin, schon im Jahre 1278 konnten einige Cistercienser wiederum von hier ausziehen, um unter Leitung des Bruders Olibert Kloster Fehlen, später „St. Mariensee von Priment“ genannt, zu begründen. Doch wir vermögen aus der reichen Stiftshistorie, aus dieser Ueberfülle von Nachrichten, welche die vortreffliche neuere Klostergeschichte des Dr. Theodor Warminski*) birgt, an diesem Orte natürlich nur hervorzuheben, was allgemeines Interesse besitzt.

Mit der Mark hatte Kloster Paradies fast beständig gute Nachbarschaft und durchaus freundliche Beziehungen. Ein Märker war z. B. auch Abt Jakob II., der hervorragendste Theologe und Kanonist des Mittelalters in der Mark und in Polen, „eine Leuchte“ unter den Brüdern des Cistercienser-Ordens. Er gehörte zu jenen vortrefflichen Männern, welche das tiefe Verderben des Clerus zwar freimüthig zugestehen, mit den vorhandenen Einrichtungen aber nicht aufräumen wollten, weil sie dieselben für verbesserungsfähig erachteten. Jakobus von Jüterbogk, oder wie er eigentlich heißt, Jakob**) von Stolzenhagen, war der Sohn armer, bäuerlicher Eltern aus der Nähe der gedachten Stadt. Früh schon that er aus Neigung zu den Studien in Kloster Paradies Profeß, wegen seiner ausgezeichneten Begabung sendete ihn dann sein Abt nach Krakau auf die Hochschule, und bald sehen wir ihn hier als Professor und als Universitätsprediger auf die gedeihlichste Weise wirken. Im Jahre 1432 legte er hier in einer seiner Reden das demüthige Bekenntniß ab:

„Ja, ich bin dem Staube des Bauernstandes entsprossen und bin im Ofen der Trübsal geläutert! Gott hat mir geholfen, als Doktor der Theologie den Gipfel des heiligen Lehramtes zu ersteigen. Nicht aber wegen eminenten Wissens, welches ich nicht besitze, sondern aus Gnaden allein! Beschämt über soviel Güte spreche auch ich also mit St. Paulo:

„Gratia Dei sum id, quod sum!“

Welch' schönes Wort in dieser Zeit!

Vom Jahre 1416 bis 1441 führte Jakobus von

*) Urkundliche Geschichte des Klosters Paradies 1886.

**) Als ursprünglicher Name wird auch Benedikt Stoltenhagen angegeben.

Jüterbogk den Abtsstab in dem an fahrender und liegender Habe überreich gewordenen Kloster Paradies. Dann aber trat er in den strengeren Orden der Karthäuser, in das Kloster „ad montem Sancti Salvatoris" zu Erfurt über, in welchem er auch noch den juristischen Doctorenhut errang. Hochgeehrt verstarb der so mild-reformatorisch gesinnte Mann um 1465. Nicht weniger als 53 Schriften sind seine Hinterlassenschaft an die Nachwelt. —

Für die Geschichte des Sternberger Landes sind die Regesten der Cistercienser von Paradies überaus wichtig, so lange deutsche Aebte hier den Krummstab führten. Mit dem Jahre 1558 aber erfolgte ein plötzlicher Wechsel in der Nationalität und in dem Wahlmodus der Aebte. Von nun an treffen wir hier nur Polen an, deren erster, Stanislaus von Wierzbinski, bereits vom Könige dem Kloster präsentirt und vom Convente anstandslos gewählt wurde. Das Gleiche geschah in jedem folgenden Falle. Die Freiheit des Conventes war demnach für immer dahin.

Am 10. April 1633 ging das Kloster mit allen seinen Nebengebäuden in Flammen auf und brannte gänzlich aus. Bei dem Reichthum des Stiftes muß es eine sehr große Anzahl von Denkmälern und Kostbarkeiten gewesen sein, welche hier zu Grunde gegangen ist. Schuld trug allein die Fahrlässigkeit des Verwalters der abteilichen Güter und Baulichkeiten, des Edelmanns Siegismund von Malachowski. Von einer Untersuchung vernehmen wir indeß nicht viel; Abt war ja damals selbst ein andrer Malachowski. Die vielen schlesischen, polnischen und neumärkischen Güter dieses Cistercienserstiftes trugen ja auch soviel ein, daß ein prächtiger Neubau im Barockstyle den guten Vätern nicht allzuviel der Sorge verursachte.

In jenen Tagen war Augustin von Dobrowolski Prior im Kloster Paradies; wir kommen auf den berühmten polnischen Gelehrten zurück, wenn wir die Denkmäler des Stiftes schildern werden. Bei der langen Reihe der Aebte verweilen wir nicht; was nützen bloße Namen aus der höheren polnischen Aristokratie dem Leser? Wichtiger erscheint es uns, ein Bild aus dem klösterlichen Leben des Stiftes Paradies zu geben.

Hören wir einmal, wie der Abt von Ruszkowski am 16. Mai 1646 in seinem Kloster empfangen worden ist.

Der Prälat, ehedem königlich polnischer Staatssecretär, nahte von Warschau. Auf die Kunde, er befände sich bereits im Klosterdorfe Kutschkau, machten sich sofort der Prior und ein Pater auf, um ihm bis dahin entgegenzugehen; in liebenswürdigster Weise wurden sie empfangen und bewirthet. In Begleitung einer Menge, aus den Klosterdorfschaften herbeigeeilter Landleute zog dann der Prälat nach Paradies. Als er dort erschien, hatte bereits eine große Anzahl von Klosterunterthanen in militärischer Weise Stellung genommen; Flinten- und Böllerschüsse erdröhnten. Freundlich nach allen Seiten grüßend, durchschritt der Abt das Spalier und begab sich zu den Klosterbrüdern, von welchen er einen nach dem andern umarmte. Nachdem er sie herzlich geküßt hatte, wendete er sich dem Bruder Redner, einem Magister humaniorum artium, zu, welcher ihn in wohlgesetzter Rede bewillkommnete. Unter dem Geknatter des Gewehrfeuers, dem Donner der Böllerschüsse, dem Schalle der Pauken und Trompeten betrat er dann die Klosterbaulichkeiten. Sein erster Gang war in den Betsal. Daselbst überließ er sich einem längeren inbrünstigen Gebete; nach demselben begab er sich in Begleitung des Priors und einiger Conventualen in seine Gemächer, woselbst ein bescheidenes Mahl für ihn bereit gehalten wurde. —

Nicht wahr? Das klingt herzlich und anheimelnd. Der Herr von Ruszkowski war ein sehr kluger Mann und verstand das Schifflein seines Klosters auch so weise durch die Fluthen und Stürme seiner Zeit zu leiten, daß selbst Feldmarschall Torstenson und die Krone Schweden in den höflichsten Formen das Sequester aufhoben, mit welchem die Klostergüter belegt worden waren.

Sehr freundlich gestalteten sich auch die Beziehungen des Stiftes zu dem großen Kurfürsten. Die Devise „Suum cuique", welche dessen königlicher Sohn erwählte, war ja ganz nach dem Sinne des gerechtesten und hochsinnigsten aller Fürsten! So sehen wir, wie der Kurfürst bald den Bürgern von Landsberg an der Warte anbefiehlt, sie möchten dem Kloster ja den schuldigen „Stein-Pfeffer" entrichten; bald weist er die evangelischen Stiftsunterthanen im Schwiebuser Kreise an, sie sollten dem Abte stets die schuldige Ehrerbietung darbringen und nicht „allzuviel der Religionsfreiheit" auf einmal fordern. „Küsters zu fordern, daß sie auch Sonntags die Postille oder einige Kapitel aus der Bibel vorlesen, kann euch nicht versagt werden", so läßt der große Kurfürst auf ihre Vorstellung antworten, „ihr müsset aber bequeme und friedsame Personen zum Küsteramte ersehen."

Wegen der Brandenburgischen Besitzungen des Klosters hatte der jeweilige Abt auch den Hohenzollern den Homagialeid zu schwören. Abt Casimir von Szczuka, ein um das Stift besonders verdienter Prälat, schrieb 1686 dem Kurfürsten, „wohl sei es ihm ein Herzenswunsch gewesen, persönlich im Schlosse zu Cölln an der Spree zu erscheinen; allein sein hohes Alter und seine Leibesschwachheit hindern ihn daran; deshalb sende er einen Vertreter." Und freundlich antwortet der große Kurfürst und wünscht dem Prälaten bessere Gesundheit; „von des Abtes Treue sei er wohl überzeugt; habe er doch schon lange Jahre hindurch offenkundige Beweise seiner freundlichen Gesinnungen erfahren."

Fürwahr! — ein selten friedliches Verhältniß für jene Tage! —

(Fortsetzung folgt.)

Das Johanniter-Krankenhaus zu Beirut in Syrien*)

ebenso schön als zweckmäßig eingerichtet, im Jahre 1866 erbaut, zu Anfang des Jahres 1867 bezogen, ist Eigenthum des genannten Ordens, wird aber laut eines 1867 seitens des Ordens mit unserem Mutterhause abgeschlossenen Vertrages von fünf unserer Diakonissen bedient, deren eine zugleich das Amt der Hausmutter verwaltet. Die ärztliche Behandlung der Kranken wird seit April des Jahres 1871 von den Professoren der syrisch-medizinischen Fakultät in Beirut ausgeübt, die zugleich amerikanische Missionsärzte sind. Jeder Geistliche hat zu jeder Zeit freien und ungehinderten Zutritt zu den seiner Confession angehörenden Patienten. Die täglichen Hausandachten werden von den Diakonissen gehalten; Sonntags hält einer der Aerzte den Kranken arabischer Zunge eine Erbauungsstunde, zu welcher die größeren Kinder Zoars gerne abwechselnd kommen, um die Kranken mit ihrem Gesange zu erquicken und zu erfreuen. Gegen 500 bis 600 Kranke finden jährlich in dem Hospital selbst Aufnahme und außerdem gegen 8000 bis 9000 Patienten poliklinische Behandlung. Das vom Orden neu erbaute Isolirhaus für ansteckende Kranke hat sich als ebenso segensreich, wie nothwendig erwiesen.

Vor einiger Zeit ist zwischen dem Orden und unserem Mutterhause eine Vereinbarung wegen Ausbildung von einheimischen jungen Mädchen zu Privat-Krankenpflegerinnen getroffen worden, da es in Beirut und Umgegend so sehr an solchen Pflegerinnen mangelt.

Bei einer täglichen Durchschnittszahl von 40 Patienten wurden im letzten Jahre in 15 429 Pflegetagen 481 Kranke verpflegt, 248 Männer, 134 Frauen und 99 Kinder. Von den Kranken waren 32 Europäer, 151 Muhamedaner, 38 Drusen, 251 orientalische Christen und 9 Juden. Außerdem wurden 8837 Kranke poliklinisch behandelt.

Daß die stille Liebesarbeit der Diakonissen auch den Muhamedanern das Herz öffnen kann, hat sich erst im Februar d. J. in einer wohl noch niemals vorgekommenen Weise öffentlich gezeigt. Der 4—5 jährige Muhamed, Sohn des Schechs einer Beiruter Moschee, wurde wegen gefährlichen Knochenfraßes im Johanniter-Hospital operirt. Am zweiten Tage stellte sich eine so bedenkliche Blutung ein, daß die pflegenden Schwestern Tag und Nacht kein Auge von der Wunde abwenden durften und den kleinen Buben, der nach orientalischer Weise zu einem eigensinnigen Trotzköpfchen erzogen war, nur durch die ausgesuchteste Freundlichkeit vor jeder unruhigen, das Leben gefährdenden Bewegung zu hüten vermochten. Die Eltern verlangten sehnsüchtig, ihren Liebling zu sehen, waren aber vernünftig genug, den liebevollen Auseinandersetzungen der Vorsteherin Glauben zu schenken, daß nur die vollkommenste Ruhe ihr Kind vor dem Tode bewahren könne. Trauernd, aber den Schwestern vertrauend, verließ der Vater das Haus. Als er am nächsten Freitag, dem gottesdienstlichen Tage der Muhamedaner, in seiner Moschee den kanzelähnlich erhöhten Gebetsplatz bestieg, betete er vor der versammelten muhamedanischen Menge von Herzensgrund für die Diakonissen, „die so viel Gutes thäten", und für das ganze Haus. Gewaltiges Erstaunen durchfuhr die Betenden und alle muhamedanischen Kreise der Stadt; denn es war dies wohl das erste Mal, daß ein muhamedanischer Geistlicher von seiner heiligen Stätte ein solches Gebet zu Gott empor gesandt hat. Noch größer fast wurde das Staunen, als dasselbe Gebet sich auch an den folgenden Freitagen wiederholte, bis nach vier bis fünf Wochen eine erfreuliche Besserung des Knaben eintrat.

Ebenfalls vordem wohl noch nicht dagewesen, freilich ganz entgegengesetzter Art, ist folgendes Erlebnis unserer Diakonissen im Beiruter Hospitale. Das blendende Sonnenlicht des Orients und die große Unreinlichkeit, in welcher die Eingeborenen sich wie heimisch fühlen, ist die Ursache, warum man dort außerordentlich viele Augenkranke und ganz blinde Personen findet. Diese Unglücklichen bilden darum auch einen ganz besonderen Gegenstand des Mitleides und der Fürsorge unserer Diakonissen, welche in den Hospitälern zu Constantinopel, Beirut, Jerusalem, Alexandrien und Cairo thätig sind. Oft schon haben sie Zeugen der lebhaften, von endlosen Segenssprüchen begleiteten Freude der Blinden sein dürfen, wenn diese nach wohlgelungener Operation zum erstenmal wieder das liebe Himmelslicht erblickten. Rasch nach einander erlebten unsere Schwestern im Johanniter-Hospital zu Beirut im vorigen Herbst zweimal eine solche Wonnestunde, als zuerst der nur 35 Jahre alte blinde Mann unseres früheren Waisenhauskindes Baye aus dem schönen Brumanah im Libanon und dann ein 17jähriger, stockblinder Druse die Nacht vor ihren Augen schwinden sahen und nun in den rührendsten Dankesjubel ausbrachen. Was dieselben Diakonissen aber gleich darauf erleben mußten, das hatten sie noch nie erfahren, wie viel Ueberraschendes ihnen in der langen Zeit ihrer orientalischen Thätigkeit auch schon vorgekommen sein mochte. — Im Libanon-Dorfe Areya, wo 1500 Fuß hoch über dem blauen Spiegel des Mittelmeeres unter grünen Oliven und Pinien unser Schwestern-Erholungs-Haus mit seiner Schule steht, trieb sich seit Jahren eine alte, schmutzige, blinde Frau bettelnd auf den

*) Aus: „Sechszehnter Bericht über die Diakonissen-Stationen am Libanon, namentlich über das Waisenhaus Zoar in Beirut, vom 1. Juli 1889 bis 30. Juni 1891 des Kaiserswerther Diakonissenhauses."

Wegen und Straßen umher. So lange man denken konnte, war Betteln ihr Tagewerk und ihre Erholung gewesen. Da wurden die Augen der Greisin von allem Schmutz so überaus gefährlich, daß die Tochter mit ihr herunter nach Beirut wanderte und im Johanniter-Hospitale für die Mutter um Aufnahme bat, welche von den Schwestern um so lieber gewährt wurde, als sie selbst in dem Heimatsdorfe der Alten schon öfter Erfrischung und Stärkung zu neuer Arbeit gefunden hatten. Nach gründlicher Reinigung des ganzen Gesichtes und genauer Untersuchung der Augen, erkannte der Arzt den grauen Star und vollzog sofort ohne viele Worte mit kunstgeübter Hand die Operation des einen Auges, welches dann sorgfältig verbunden wurde. Gott gab seinen Segen dazu. Zur rechten Zeit wurde die Binde abgelöst. Aber in demselben Augenblick, als die Alte merkte, daß die Blindheit geschwunden und sie sehend war, brach, statt des Dankes und der Freude, ein schäumender Strom von Verwünschungen über ihre welken Lippen. Sie gebärdete sich im buchstäblichen Sinne des Wortes wie eine Wilde, verfluchte mit kreischender Stimme den Arzt, die Schwestern, das Hospital und alles, was sich nur verfluchen läßt. Und warum? Gott und der Arzt hatten ihr mit dem wiedergegebenen Augenlicht die langjährige Quelle ihrer Einnahme, die Bettelei, abgeschnitten. „Keiner," so schrie sie tobend einmal um das andere, „wird mir Sehenden einen Para ferner schenken!" Noch nicht genug. Es war Besuchstag. Auch die Tochter, eine schreckliche Person, hatte sich eingefunden und schaute das Glück und die Gnade, welche ihrer Mutter noch am Lebensende so unverhofft widerfahren war. Hatte diese darüber das Wesen einer Wilden angenommen, so verwandelte die Tochter sich geradezu in eine Furie und erfüllte mit dem durchdringenden Zetergeschrei über ihr namenloses Unglück das ganze Haus. Halil, der arabische Diener, wollte die Tobende beruhigen. Sie schlug ihn mit Fäusten in's Gesicht und zerriß ihm die Hemdärmel. Als sie endlich aus dem Hause entfernt war, fuhr sie noch lange fort, mit derselben Raserei im Garten und auf der Straße ihr entsetzliches Schicksal auszuschreien, daß die Mutter sehend geworden war! Diese selbst aber konnte nicht länger im Krankenhause gehalten werden. Stürmisch verlangte sie fort, damit nicht auch das andere Auge durch eine ebenso glückliche Operation fehlkräftig würde.

In den Heimstätten für Genesende der Stadt Berlin

standen während des Etatsjahres 1890/91 130 Betten und zwar in Blankenburg 70 und in Heinersdorf 60 Betten zur Verfügung.

Während dieser Zeit wurden in den betreffenden Heimstätten 616 Frauen und 556 Männer verpflegt.

Die Frequenz in den Heimstätten läßt beim Eintritt der kälteren Witterung plötzlich nach und sinkt schnell so weit herab, daß die Anstalten monatelang bis zur Hälfte und darüber leer stehen. Diese Erscheinung führt zu der Vermuthung, daß über den Zweck und die Wirksamkeit der städtischen Reconvalescenten-Anstalten noch vielfach irrthümliche Anschauungen herrschen. Es hieße ihre Aufgabe vollständig verkennen, wenn man die Heimstätten vorzugsweise als eine Gelegenheit zum Sommeraufenthalt erholungsbedürftiger Personen der minder begüterten Kreise betrachten wollte; sie sollen vielmehr unabhängig von der Jahreszeit solchen Leuten, welche nach einer überstandenen — besonders akuten oder chirurgischen — Krankheit noch der Ruhe und Schonung bedürfen, diese aber in eigener Häuslichkeit nicht finden, Aufnahme zur rationellen Pflege bis zur Wiederherstellung der Erwerbsfähigkeit gewähren. Die Erfolge, welche in den Heimstätten für Genesende erzielt wurden, sind dieselben bei der Winterverpflegung wie bei der Sommerverpflegung. Eine stärkere Inanspruchnahme dieser Anstalten in den Herbst- und Wintermonaten könnte daher noch vielseitig zur Linderung von Noth und Elend in den besitzlosen Klassen beitragen.

Die fortgesetzt guten Erfolge, welche mit den nunmehr vier Jahre im Betrieb befindlichen Heimstätten für Genesende zu Blankenburg und Heinersdorf erzielt worden sind, haben die städtischen Behörden veranlaßt, die auf dem städtischen Gute Blankenfelde für die dortige Wirthschaft entbehrlichen Räume zu einer Heimstätte für genesende Wöchnerinnen und deren Kinder mit einem Kostenaufwande von 140 000 Mk. umbauen und einrichten zu lassen. Die Eröffnung dieser neuen Anstalt, welche 60 Wöchnerinnen mit ihren Kindern Unterkunft gewährt, ist bereits am 1. November 1891 erfolgt.

Außerdem haben die städtischen Körperschaften zur weiteren Ausdehnung der Reconvalescentenpflege auf Personen, welche tuberkulös erkrankt und deswegen bisher von der Aufnahme in städtische Heimstätten für Genesende ausgeschlossen waren, den Beschluß gefaßt, auf dem Gute Malchow im Kr. Nieder-Barnim eine Heimstätte für solche Personen beiderlei Geschlechts zu errichten, welche an Tuberkulose behandelt und als geheilt oder gebessert aus der ärztlichen Pflege entlassen worden sind. Die Arbeiten, welche überschläglich einen Kostenaufwand von 200 000 Mk. einschließlich innerer Einrichtung erfordern werden, sind bereits in Angriff genommen. Die Eröffnung dieser Anstalt, welche etwa 48 männliche und 48 weibliche Personen aufnehmen kann, ist im Sommer 1892 zu erwarten. („Die Post.")

Die Kochschule zu Freiberg.

Die Kochschule zu Freiberg verfolgt den Zweck, Mädchen aus unbemittelten Ständen vom Kochen so-

viel beizubringen, als sie nöthig haben, um einst im eigenen oder fremden Haushalte eine einfache, aber kräftige Kost zu bereiten. Auf Anregung der Frau Bürgermeister Dr. Böhme trat im März 1891 ein Ausschuß zusammen, bestehend aus 5 Damen und 3 Herren, der die Organisation und Leitung der Anstalt in die Hand nahm. Die Stadt stellte unentgeltlich ein dreifenstriges Zimmer in einem Schulgebäude der inneren Stadt zur Verfügung. Die Kosten der Einrichtung, etwa 650 Mk., wurden durch freiwillige Spenden gedeckt, während die hauptsächlichste Ausgabe, der Gehalt der Lehrerin, jährlich 360 Mk., für die ersten zwei Jahre vom Frauenverein übernommen wurde. Die Stelle der Lehrerin wird von einer unverheiratheten Dame aus den oberen Ständen der Stadt bekleidet. Die Gesammtzahl der Schülerinnen beträgt 14, von denen je 7 an drei Vormittagen der Woche unterrichtet werden. Sie entstammen erfreulicherweise in der Thal den Ständen, denen man mit der Schule insbesondere nützen will. Ihre Väter sind Bergarbeiter, Handarbeiter, Bahnwärter, ein Hausmann, ein Schuhmacher &c. Der Unterricht dauert täglich von früh 1/28 Uhr bis mittags gegen 1/21 Uhr. Die Rezepte, welche auf eine Familie von sechs Köpfen berechnet sind, werden von der Lehrerin dictirt und von den Mädchen in Hefte eingetragen. Die praktische Beschäftigung der Mädchen (Einkauf, Zubereitung, Ansetzen, Ofenbedienung, Aufwaschen &c.) wechselt unter denselben ab. Innerhalb des Cursus werden dieselben Speisen wiederholt gekocht. Während des Unterrichts wird die Einprägung des Lehrstoffes durch Abfragen, Repetition &c. gefördert. Am Schlusse des Cursus findet eine Prüfung vor dem Ausschusse statt. Die Kochschülerinnen erhalten während einer Pause im Unterricht Milchkaffee; dagegen müssen sie die gekochten Speisen kaufen. Der größte Theil derselben wird zur Unterstützung für Arme verwendet. Die Wohlthätigkeitsvereine der Stadt geben denselben Marken, lautend auf große Portionen aus der Kochschule, und zahlen der Kochschule wiederum für jede solche Portion eine Vergütung von 10 Pf. Außerdem kann jedermann Portionen für 15 Pf. entnehmen, was von der umwohnenden Arbeiterbevölkerung thatsächlich viel geschieht. Alle Portionen müssen bis morgens 7 Uhr angemeldet sein. Bis jetzt ist die Nachfrage nach den Portionen so groß gewesen, daß der Küchenbetrieb einen Zuschuß nicht erfordert hat. — Dieser Vorgang dürfte wohl auch anderwärts Nachahmung finden und hiezu Anregung zu geben ist der Zweck dieser Mittheilung.

Literatur.

Altpreußische Monatsschrift. Neue Folge. Herausgegeben von Rudolf Reicke und Ernst Wichert. 5. u. 6. Heft. Juli—September 1891. Mit 5 Tafeln. — Königsberg i. Pr. Verlag von Ferd. Beyer's Buchhandlung. (Thomas & Oppermann.) —

Inhalt: I. Abhandlungen: Lose Blätter aus Kant's Nachlaß (Fortsetzung). Mitgeteilt von Rudolf Reicke. — General-Lieutenant Freiherr von Günther und das Günther-Denkmal zu Lyk. Von A. Grabe, Oberst-Lieutenant z. D. Nebst 5 Abbildungen. — II. Kritiken und Referate: Paul Tschackert, Urkundenbuch zur Reformationsgeschichte des Herzogthums Preußen II. (Schluß). Von Benrath. — C. Steinbrecht, Schloß Marienburg in Preußen. Führer durch seine Geschichte und Bauwerke. Berlin 1891. Von J. Sembrzycki. — E. Kalau vom Hofe, Geschichte und Genealogie der Familie Kalaw, Kalau, Calow, Calov und Calo und der Familie Kalau vom Hofe. In zwei Theilen. Nach officiellen Urkunden und Familiennachrichten. Berlin 1890. Von Gallandi. — III. Mittheilungen und Anhang. Universitäts-Chronik 1891. — Altpreußische Bibliographie 1890 (Nachtrag und Fortsetzung). —

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XVIII. Jahrgang. Nr. 9. 28. November 1891.

Inhalt: Im Frühroth geamlert. Erzählung von M. Frey (Fortsetzung). — Berlin zur Franzosenzeit (1806—1809), von Richard George (mit 3 Abbildungen), Fortsetzung. — Der Schulmeister von Wusterhausen, von B. Sturmhövel VII. — Kleine Mittheilungen: Allerlei aus der Reichshauptstadt und der Mark. — Lindenpromenade. — Alte Grabinschriften aus der Marienkirche. — Aus den Berliner Verzeichnissen der Liebesgaben im Frühling 1813. — Die Jungfernbrücke. — Verein für die Geschichte Berlins. — Der Fisch am Berliner Rathhause. — Künstlerischer Schmuck am Reichstagsgebäude. —

Aufsätze und Notizen, welche sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der





Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von E. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 16. December 1891. **Nr. 50.**

1. Adolf Freiherr von Maltzan zu Wartenberg und Penzlin, Landrath a. D., auf Groß-Luckow bei Vollrathsruhe in Mecklenburg, Rechtsritter seit 1872, † zu Groß-Luckow 10. December 1891.
2. Gustav von Hagen, Rittmeister a. D., auf Langen bei Groß-Rambin in Pommern, Ehrenritter seit 1875, † zu Meran 4. December 1891.

Kloster Paradies.

(Fortsetzung und Schluß.)

Im Kloster selbst brach im Jahre 1722 ein lebhafter Streit aus; es war das letzte Aufflackern der Kraft deutscher Nationalität gegen die polnische Uebermacht.

An der Spitze der deutschen Mönche stand der Pater Arsenius Jokisch. „Freie Abtswahl; — abwechselnd ein Pole und ein Deutscher!" Das waren die bescheidenen Forderungen dieser Partei, welche seit langer Zeit einen lebhaften Verkehr mit dem kaiserlichen Hofe unterhielt. Wiederum aber wurde in jenem Jahre dem Kloster ein Pole, Josef von Gorczinski, als Abt durch königliche Präsentation aufgedrängt; und er war ein harter Mann und sann auf radikale Maßnahmen. So traf er die Bestimmung, daß fortan kein Deutscher mehr in das Kloster als Novize aufzunehmen sei. In ein Tochterstift von Lehnin und Sittichenbach, — in ein Stift mit reichen Besitzungen in den Landen Landsberg, Sternberg und Schwiebus! Jokisch selbst sah ein, daß es auf seine Freiheit abgesehen war; er entfloh und fand Aufnahme im schlesischen Kloster Leubus. In Folge dieser Streitigkeiten belegte der kaiserliche Reichshofrath sämmtliche in Schlesien befindliche Güter des Klosters Paradies mit Sequester; erst im Jahre 1732 gelang ein Ausgleich, und Pater Arsenius kehrte in's Kloster zurück; — von einer deutschen Partei war indessen unter den Mönchen von Kloster Paradies kaum mehr die Rede.

Sie ist von Unruhe erfüllt, diese Klostergeschichte: im Jahre 1740 gerieth das Stift in heftige Differenzen auch mit der preußischen Regierung. Es ist ein eigenartiges, sehr trübes Zeitbild, welches sich jetzt vor uns entrollt.

Preußische Werber befanden sich in der Umgebung des Klosters auf der Suche nach „langen Kerls." Sie ermittelten einen solchen in dem Schulzen Klinke im Klosterdorfe Wischen und fahndeten auf ihn. Der Schulze wurde jedoch gewarnt und ließ sich nicht fangen. Da ermittelte man endlich, es sei ihm ein Kind geboren worden. Jetzt mußte er daheim sein, meinten die Werber. Verkleidet schlichen sie sich in das Gehöft ein und wirklich traf man den Unglücklichen bei seiner Frau. Mit empörender Rohheit ging nun der Anführer des Haufens, ein Soldat von dem in Cüstrin garnisonirenden Regimente von Frieseborn, zu Werke. Sein Wort: „Fesselt ihn!" veranlaßte die Anderen, den Schuldigen aus dem Bette zu reißen. Man riß die Wöchnerin jedoch zugleich mit dem Manne heraus: in wenigen Stunden war dieselbe eine Leiche; der Schulze aber wurde gefesselt hinweggeschleppt.

Wohl untersuchte die Militairbehörde den empörenden Vorfall; von einer Bestrafung der Schuldigen erfahren wir indessen nichts. Energisch erbat nunmehr Abt Josef von Gorczinski die Freilassung des Schulzen; er sendete zu diesem Behufe einen der Mönche von Paradies nach Berlin. Allein vom Könige erhielt derselbe gar keine Antwort, und scherzend ertheilte Markgraf Karl ihm den Rath, man möchte für den einen doch zwei dergleichen Leute geben. Da nun auch der Hilferuf des Abtes bei den fremden Potentaten „gleichwie die Stimme des Rufenden in der Wüste" verhallte, so beschloß Abt Josef, sich selber Recht zu verschaffen. Das war männlich, wenngleich ächt mittelalterlich; — allein was sollte der Prälat sonst thun? Er rüstete seine Unterthanen, und als am 29. Februar 1740

neun Schlitten mit Kaufleuten aus der Stadt Züllichau, welche zum Jahrmarkte nach dem Städtchen Bräß reisen wollten, die polnische Grenze überschritten hatten, ließ er den Zug anfallen. An Widerstand gegen die bewaffneten polnischen Bauern war nicht zu denken; Wagen, Rosse, Menschen, — Männer und Frauen, — wurden gefangen nach dem Klosterdorfe Altenhof gebracht.

Am nächsten Morgen erschienen dort zwei Patres von Kloster Paradies. Sie suchten zwei Geißeln für den geraubten Schulzen. Ihre Wahl fiel auf Berger von Züllichau, die Nadlermeister Jeremias Kerger und Gottfried Wencke. Die hielten sie fest; allen Anderen schenkten sie die Freiheit. Man sieht: Abt Josef überschritt die Grenzen der Billigkeit nicht. Aus freien Stücken schloß sich diesen Gefangenen die Kauffrau Liessin an.

Langwierige Verhandlungen entspannen sich nun; Abt Josef aber blieb fest. „Erst den Schulzen, — dann die Nadler!" So antwortete er selbst Sr. Königlichen Majestät in Preußen.

Friedrich Wilhelm I. nahm den ihm vor die Füße geschleuderten Fehdehandschuh auf. Am 19. März 1740 berief er den Husaren-Lieutenant von der Gröben zu sich. „Sofort mit 24 Mann aufsitzen, nach Frankfurt an der Oder reiten und dort erst die Ordre öffnen, welche Ich euch mitgebe!" So lautete des Königs Befehl. Gröben that's. Sehr betroffen aber war er, als er in Frankfurt las:

„Nach Kloster Paradies reiten! Um jeden Preis die Züllichauer befreien. Will der Abt nicht, dann Succurs holen von den Regimentern Schwerin und Schulenburg." — Ersteres stand in Frankfurt an der Oder.

Auch der Forderung Gröbens fügte der Abt sich nicht. So rückte denn am 21. März 1740 ein reisiger Haufe vor Kloster Paradies. Gröben mit seinen Husaren, Grenadiers und Musquetiers von „Schwerin" und „Schulenburg"; dazu Bürger von Züllichau, zusammen über 400 Mann mit 21 Wagen mit Granaten, Sturmleitern und anderem Kriegsgeräthe.

Mit Mauerbrechern und Aexten erzwangen sich die Preußen Eingang in Kloster Paradies. Was nun folgt, bleibt auf alle Fälle höchst bedauerlich. Allein man kann den Herrn von der Gröben für diese Vorgänge nicht verantwortlich machen. Er hatte seines Kriegsherrn gemessenen Befehl; die Soldaten aber bestanden aus angeworbenem Volke, und groß war der Haß des gemeinen protestantischen Mannes gegen die reichbegüterten Klosterherren. Wie endlich konnte ein Offizier 400 Mann überwachen.

Der Abt war nach Gröben's erstem Besuche, nichts Gutes ahnend, entflohen; Pater Amadeus verkündigte das den Eingedrungenen. Man beschimpfte ihn und verwundete ihn leicht am Haupte. Dann wurde die Abtei erbrochen und geplündert. In wildem Glaubenshasse rissen die Soldaten die Bilder der Päpste von den Wänden und traten sie mit Füßen. Am schlimmsten mögen sich auch hier „die Zusammengelaufenen von Züllichau" benommen haben. Recht weidlich ward geplündert. Ein polnischer Jude, welcher sich dem Zuge angeschlossen hatte, hing sich die goldene Kette des Prälaten um und trieb seinen Spott mit dem daran befestigten Krucifixe; aus den kostbaren Abendmahlskelchen trank man — Branntwein. Das verstattet einen Schluß auf die „Bürger von Züllichau;" — Gesindel war's, das sich den Truppen angeschlossen hatte.

Doch warum bei dem trüben Bilde verweilen? — Die Vorgänge waren in der That viel entsetzlicher, als das „Husarenbuch" von Ernst Graf zur Lippe sie darstellt; das urkundliche Material ist erst jetzt durch Dr. Warminski unparteiisch vor uns ausgebreitet worden. Viele Patres wurden verwundet, und groß war der Raub.

Endlich waren die beiden Nadler von Züllichau und die Krämersfrau aufgefunden. Gröben rückte mit den Befreiten ab. Daß er den Mönchen zugerufen habe:

„Sehet, wir sind Brandenburger! Braucht nur noch einmal Repressalien!", —

wer wird das zu leugnen wagen?

Schnell wurden die Vorgänge von Kloster Paradies bekannt, und ein Sturm des Unwillens brach gegen Preußen los. Auch König Friedrich Wilhelm war höchst ärgerlich über die „fatale Affaire", welche einen Krieg zu entfesseln drohte. Er soll dem bekannten Obersten Camas, welcher zu der Expedition angerathen hatte, einen Tisch mit Allem, was auf demselben stand, entgegen geworfen haben; gewiß ist, daß er ihn damals aus seiner Nähe verbannte. Wirklich gelang es erst der Umsicht und Staatsklugheit des Königs selbst und der Gewandtheit seiner Geschäftsträger, daß ernstere Verwickelungen und blutige Auftritte zwischen Polen und Preußen abgewendet wurden.

Am 1. Mai 1740 starb Friedrich Wilhelm I., König Friedrich II. bestieg den Thron seiner Väter Jetzt hatte die Welt an andere Dinge zu denken als an die leidige Klostergeschichte von Paradies, welche es uns deutlich beweist, wieviel an Rohheit das vielgepriesene „Zeitalter der Aufklärung und der religiösen Toleranz" unter oberflächlicher Hülle verbarg. Gewiß ist es für einen Preußen sehr schmerzlich, solcher Vorgänge zu gedenken. Allein sie charakterisiren die Zeit, und die Bilder der Geschichte dulden keine Uebermalung. Brandenburger hatten Kloster Paradies nicht gegründet; Brandenburger haben hier entsetzlich gehaust. Geschlichtet ist diese Angelegenheit nie worden; die großen Ereignisse der Folgezeit ließen sie gänzlich in den Hintergrund treten. Am 20. März 1742 aber erklärte Abt Josef von Gorczinski „bei Verpfändung und bei Verlust seines alten, grauen Kopfes", daß er nicht mehr an die dem Kloster widerfahrene fatalité denke, daß er vor dem großen

Könige den allertiefsten respect hege, wie ihm denn auch aus Frankreich geschrieben worden, daß er sich der Gnade Sr. Majestät ruhig getrösten könne."

Im Jahre 1796, nach der Occupation der gegenwärtigen Provinz Posen, kam Kloster Paradies auch mit den letzten seiner Güter unter preußische Herrschaft; das Edikt vom 30. October 1810 entzog ihm jedoch seinen reichen Besitz. Der Convent der Cistercienser unter dem Prior von Falecki bestand indessen noch bis zum 1. Januar 1834; fast 600 Jahre haben die Cistercienser hier geweilt. Am 11. Juli 1836 wurde in den Klosterbaulichkeiten selbst ein katholisches Schullehrer-Seminar eröffnet, welches seine nicht leichten Aufgaben stets mit Ernst zu erfüllen gesucht hat und trotz der religiösen Wirren der Gegenwart von der Huld der Regierung beständig getragen worden ist. —

Einen Blick nun auf die Klosterbaulichkeiten der Cistercienser von Kloster Paradies, der Nachfolger der alten Mönche von Lehnin!

Von den Bauten der letzteren selbst ist nichts mehr vorhanden. Der imposante, umfriedigte Klosterbau, welcher sich mit seiner Südseite in dem klaren, aus den Liebenauer Seen entspringenden und sich allmählich zur Schindelmühle hinziehenden Klosterbache spiegelt, gehört durchaus seinem Aeußern nach dem Barock- und Zopfzeitalter an. Nur im Innern der Kirche, und auch hier nur in den Mauern und Gewölben, begegnen uns Reste älterer Kunst. Das dem Wasser zugekehrte Bautenviereck ist, wie erwähnt, von großer Stattlichkeit, namentlich in den Eckpavillons, dem risalitartig vorspringenden Mittelbau und den dazwischenliegenden Baltonen; — Alles weist hier auf die reichen Mittel zurück, mit welchen man nach dem großen Brande von 1633 zu bauen vermocht hat. Mitten durch diese Klosteranlage zieht sich, den großen Klosterhof in zwei ungleiche Räume, in sogenannte Patellen theilend, ein älterer Bau, welcher durch starke, gothische Strebepfeiler gestützt wird und fremdartig genug den Schöpfungen des 17. Jahrhunderts entgegenblickt. All' diese sich südlich an die Klosterkirche anfügenden Gebäude dienen jetzt den Zwecken des Seminars.

Die Klosterkirche ist eine dreischiffige Basilika mit niedrigeren Nebenschiffen. Ein Hinterschiff, welches gradlinig sich vor den hohen Chor vorlagert und nur gegen die Nebenschiffe geöffnet ist, schließt den Bau im Osten ab und bildet die Verbindung zwischen Kirche und Kloster. Im Innern der Kirche hat man die alten, gothischen Formen mit Renaissance-Schmuck überkleidet; im Aeußeren, namentlich an den beiden großen Westthürmen, dem „Dachreiterlein" und den beiden Thürmchen, mit welchen das Querschiff gegen Norden geschlossen ist, herrscht der Barockstyl, und zwar ein zierliches, nicht überladenes Barock.

Denkmäler von Aebten aus späterer, polnischer Zeit finden sich wohl hier und dort. So in der Vorhalle das des Abtes Markus von Leutowsky, † 1629, wie die Grabschrift sagt, „eines indignus abbas Paradisensis", was natürlich ebenso aufzufassen ist, wie das „Servus servorum domini" des Papstes. Der Schmuck des Inneren der St. Marien-Kloster-Kirche ist zum Theile sehr prächtig, der große Altar, 1739 vollendet und der Ueberlieferung nach ein Werk italienischer Meister, strahlt einen wahrhaft blendenden Glanz aus. Unter Säulenstellungen hier das Gesetz und die Propheten, symbolisirt durch Moses und Jesajas, dazwischen das schöne Hauptblatt, eine Ascensio Divae Mariae; dann an den Flügeln die quatuor doctores Ecclesiae, St. Leo und St. Gregor, Augustinus und Hieronymus! In eben so reicher Umrahmung enthält der obere Aufsatz die Krönung der Jungfrau; zu oberst des gesammten Werkes aber regt ein Phönix seine Schwingen.

Gemälde besaß das Kloster einst in reicher Anzahl. Im Jahre 1834, nach der Säkularisation, kamen allein sehr große Stücke nach Posen in den Dom; 38 andere, darunter 28, das „Ave maris stella" darstellend, wurden an Landkirchen vertheilt. Unter dem, was geblieben ist, zieht uns indeß nur zweierlei an.

Das eine dieser Gemälde stellt den obenerwähnten Prior von Dobrowolski im weißen Habite der Cistercienser dar. Dobrowolski schrieb nicht allein die Geschichte seines Klosters und sammelte dessen Privilegien; er war ferner nicht allein ein asketischer Schriftsteller; nein, er schrieb auch prachtvolle Cantionale's und malte deren Initialen in einer Weise aus, welche einem Maler ersten Ranges Ehre gemacht hätte. Antlitz und Hände des „bienenfleißigen Mannes" sind von aristokratischer Feinheit; doch fast ängstlich blickt das große, dunkle Auge in die Welt.

Das zweite hier zu erwähnende Bild befindet sich in einem Spitzbogen zwischen einer Säulenstellung. Die obere Abtheilung stellt die Stiftung des Klosters dar. Zur rechten Seite erblicken wir den Grafen Dionysius Nicolaus Bronisius von Gościchowo mit seinem Bruder im Kreise polnischer Edeln; links stehen die Cistercienser von Lehnin, ernste zum Theil bärtige Gestalten, an ihrer Spitze Bruder Heinrich. Ihm reicht Graf Dionysius von einem Thronsessel herab die Stiftungs-Urkunde, welche mit einem „Fiat, fiat!" abschließt.

In der unteren Abtheilung ist die Tatarenschlacht abgebildet. Unter dem weißen Adler Polens reitet Graf Dionysius Bronisius dem Tode entgegen, welcher ihm von der Hand eines berittenen Bogenschützen kommt. Zwischen beiden Schildereien befindet sich eine Cartouche mit Renaissance-Ornament. Darauf stehen lateinische Verse, welche wir hier sogleich übersetzen:

„Ein Diener der heiligen Dreifaltigkeit, gründe und weihe ich ihr diese Mauern! Hier soll süßklingend das Lob Gottes ertönen: ein hohes, neues Lied stimme die weißgekleidete Schaar der Cistercienser

an! Und wer da wagt, das Kloster Paradies zu verletzen, der gehe des Paradieses verlustig und trage den Fluch!" Als Stiftungsjahr des Klosters giebt dies schöne, dem 17. Jahrhunderte entstammende Werk das Jahr 1234 an, was jedoch mit den Angaben älterer Schriftsteller nicht in Einklang zu bringen ist.

So sind wir denn zu dem zurückgekehrt, wovon wir ausgegangen sind. Lehnin und Paradies, Mutter und Tochter, — aber wie unähnlich einander an Bildung und Schicksal! Dort heut' wiederum schlichte, romanisch-gothische Kunst; hier die blendende und doch das Herz so kalt lassende Pracht der Renaissance und des Barock! Dort um Kirche und Kloster der Zauber des deutschen Waldes; hier die tiefe Wehmuth polnischer Ebenen und Haideländereien! Dort ergreifende Erinnerungen an hochbegabte Fürstengeschlechter, an die Ballenstädter und an die Zollern; hier nur Nachklänge roher Unbilden, welche sowohl das deutsche wie das polnische Stift Paradies betroffen haben;

Und doch: in zwei Punkten berühren und ähneln sich Mutter und Kind:

in beiden Stiftern ruhen Helden des Kreuzes, in Lehnin die alten Ballenstädter mit ihren sächsischen Mannen, die Ueberwinder der heidnischen Wenden; in Paradies Graf Broniß und gewiß noch manch' ein anderer Kämpfer der Mongolenschlacht. —

O. S.

Funde aus den Gewölben des alten Domes zu Kölln a. d. Spree.

Ein Beitrag zur Adelsgeschichte.

Vor dem Berliner oder richtiger dem Köllner Königsschlosse, — vor der imposanten Südseite desselben, den ganzen Raum von der Breiten- bis zur Brüderstraße einnehmend, erhob sich bekanntlich einst der alte Dom der Hohenzollernresidenz. Er war als Klosterkirche der Dominikaner zu Kölln an der Spree bereits um das Jahr 1300 vorhanden; denn zu dieser Zeit wird ein „frater Wilhelmus" als „Prior domus praedicatorum in Colonia cis Spream" urkundlich erwähnt. Unter den hohen, dies Kloster umgebenden Friedhofs-Linden hat der Prior Gerhard von Königsberg im Jahre 1345 die Bürger der beiden Städte Berlin und Kölln von dem damals bereits 20 Jahre auf ihnen lastenden Banne freigesprochen, welchen sie durch die Verbrennung des Propstes Nikolaus von Bernau auf sich geladen hatten. Im Jahre 1536 aber, nachdem die Dominikaner-Mönche bereits in das Kloster von St. Paul zu Brandenburg ausgewandert waren, verlegte Joachim II. das seit dem Jahre 1469 bestehende und auf der Burg zu Kölln verweilende Domstift zu St. Erasmus in die nun leerstehende Dominikaner-Kirche, weil er einen Ausbau der alten Veste, des düstern „Twing-Berlin", zu rein weltlichen Zwecken beabsichtigte. Die ernste, schlichte Dominikaner-Kirche war somit Hof- und Domkirche geworden; allein sie genügte in ihrer alten, fast herben Gestaltung dem heiteren Sinne dieses prachtliebenden Fürsten nicht; er ließ sie daher durch seinen Werkmeister Kaspar Theiß prunkvoll ausbauen und beschenkte sie mit zahlreichen Kostbarkeiten. Der gleichzeitige Chronist Leutinger berichtet:

„Nirgends findet man einen so ansehnlichen Vorrath von Schmuckgegenständen und gottesdienstlichen Gefäßen. Die Bildnisse Christi und der Mutter Gottes sind aus reinem Golde gearbeitet und mit Edelsteinen sehr reich geschmückt, die Statuen der Apostel aber von Gold und Silber. An Festtagen entfaltet sich hier ein die Augen blendender Glanz." Von Wilsnack aus der Kirche des h. Blutes und von St. Marien zu Bernau ließ Joachim die herrlichsten und größesten Glocken der Mark in diese seine geliebte Hofkirche bringen. Propst, Dechant und Capitel des nunmehrigen „Stift zum h. Kreuze in Kölln a. d. Spree" erhielten zu gleicher Zeit prächtige Siegelstempel, auf welchen heilige Lanzen, Nardenbüchsen und Marterwerkzeuge, ja, ganze Schaaren von Seligen prangten. Dieser Glanz der Hof- und Domkirche, zu welcher sich nun selbstverständlich alle „Hofbediensteten" zu halten hatten, währte jedoch nur so lange, bis calvinisirende Anschauungen im Hause Brandenburg Platz griffen. Dies geschah bekanntlich schon im Jahre 1609; allein erst zu Weihnachten. 1613 erfolgte in dem noch immer prachtvoll geschmückten Dome zu Kölln an der Spree der formelle Uebertritt der Hohenzollern zum reformirten Bekenntnisse durch die erste Feier der Communion des Hofes nach reformirtem Ritus.

Noch verging indessen mehr als ein Jahr, bis der Schmuck der Kunst aus dem reformirten Dome verschwand. Erst anno 1615, in der Woche Judica, ließ der kurfürstliche Statthalter Johann Georg während einer Abwesenheit des Kurfürsten Johann Sigismund in bilderstürmerischem Eifer „alle Crucifixe, Bilder und Altäre, ja selbst alle Epitaphia, auch den Taufstein ganz und gar hinwegthun." Es kam deswegen zu einem höchst beklagenswerthen Aufstande, welchen nur die Milde und die Weisheit des aus Preußen heimkehrenden Kurfürsten selbst zu beschwichtigen vermochte.

Auch der nunmehr puritanisch - einfach gestaltete Dom blieb indessen Hofkirche, und wieder sammelten sich in ihm Leichensteine an, deren Verwendung man doch nicht wohl zu verbieten vermochte; — selbst nach strengster calvinistischer Anschauung nicht! War also auch der Hochaltar des alten Domes nach Sonnenburg gekommen, um die dortige Johanniter-Ordens-Kirche noch heute zu schmücken, waren auch viele der ehrwürdigen Steindenkmäler zertrümmert, auch dem reformirten Dome fehlte es nicht ganz an künstlerischem Schmuck!

Und der ist ihm geblieben bis zum Jahre 1747, in welchem die Domkirche, wie es allerdings nicht wohl anders anging, abgerissen wurde, um dem Schlosse Licht und Luft zu vergönnen, und ihre heutige Stelle angewiesen erhielt.

Wie es nicht besser zu erwarten war, ist man im Jahre 1747 mit den Grabsteinen der Domkirche ganz barbarisch umgegangen. So kommt es, daß uns, um nur Einiges anzuführen, folgende Denkmäler völlig verloren gegangen sind:

1. der eherne Belag der Gruft des Grafen Joachim zu Hohenzollern-Sigmaringen, † 7. Mai 1587,

2. der Grabstein des berühmten Kanzlers Friedrich Brückmann, † 25. Januar 1630,

3. das Denkmal des edlen Réfugié's Claude du Betlay d'Anché, des Freundes vom Marschall Schomberg und des Grafen Beauvaux d'Espence,

4. das ergreifende Monument, welches der Rath Dubislaw von Somnitz, Erbherr auf Gramsdorf, seinen Kindern Dorothea und Lucius, „welche friedlich verstarben," sowie seiner Gemahlin Ludovica, geb. von Rhaden, und seinen anderen drei Kindern Lorenz, Henriette und einer noch ungetauften Tochter gesetzt hatte, welche in der Nacht zum 30. Dezember 1680 in seinem von einer Feuersbrunst ergriffenen Wohnhause lebendig verbrannt waren. Die Grabschrift schloß:

Aedibus inclusas, . . .
Dum carpunt somnos, horrida flamma necat.
Res caret exemplo! —

Andere Steine wurden 1747 beim Abbruche des Domes auf andere Kirchhöfe versetzt, vermuthlich auf Betreiben der Geistlichkeit, bei welcher sich doch wohl noch ein wenig Pietät trotz alles Nationalismus erhalten haben mochte. Auf diese Weise ist z. B. der Grabstein des ersten reformirten Hofpredigers Martin Füssel, — eines Mannes, der schwer für sein Bekenntniß zu leiden gehabt hat, — in die Außenwandung der Berliner Parochialkirche gelangt. Noch andere wurden den betreffenden Familien wieder verabfolgt; so z. B. jener Leichenstein des ruhmbekränzten, zu Berlin am 1. Februar 1658 verstorbenen, altmärkischen Landeshauptmanns Thomas III. von dem Knesebeck, welcher nach Schloß Tylsen gelangte und das Lob des wackern, allen Herrn daselbst noch heute in folgender Weise verkündigt:

„In diesem kleinen Raume liegt Knesebeck verschränket,
Deß' Ruhm die Welt erfüllt, deß' Tod viel Hertzen kränket.
Verdienet hat er sich recht um das Vaterland,
Dem er Kraft, Sinn und Rath zum Besten angewandt
Ein Schauplatz aller Zier war er mit Ruhm zu nennen,
Ein Kunststück der Natur, das weise Leut' erkennen!
Was Wunder, daß er nun den Sternen zugezählt,
Weil hier nichts Höher's ist, darauf er kommen kann?
Geh' weinend nun davon, o Leser! Diese Leiche
Ist würdig, daß man ihr viel Thränen-Opfer reiche
Zum letzten Ehrendienst, weil kaum ein solcher Mann
In hiesiger Provintz gefunden werden kann."

Alle anderen Denkmäler, und mochten sie von noch so hohem geschichtlichen Werthe sein, ließen die vandalischen Dombaumeister von 1747 aber entweder zu Werkstücken durchschneiden oder zu Thürschwellen benutzen, und, — als selbst das ihnen noch zuviel Mühe machte —, verwendeten sie dieselben am letzten Ende dazu, die Grüfte zu füllen.

Bei diesem Verfahren ist, abgesehen von den oben schon erwähnten Verlusten spurlos auch verschwunden:

5. das Epitaphium des berühmten Geheimen Rathes Pistoris oder Pistorius von Seuselitz, † 1615, mit seiner Inschrift:

„Deo castus, divis fidus, reipublicae laboriosus, religioni candidus, mundo invidus, coeli cupidus", und

6. das Denkmal des Mannes, der in den furchtbar schweren Jahren 1640 bis 1642 sich als die festeste Stütze des nachmaligen Großen Kurfürsten erwiesen hatte: des Ober-Hauptmanns, Johanniter-Komthurs und Domherrn Konrad von Burgsdorf, der 1652 hier bestattet worden war.

Vieles jedoch von dem, was damals in die Grüfte des Domes hinabgesenkt ward, ist bei den unablässigen Durchwühlungen, welchen der Boden des Berliner Schloßplatzes ausgesetzt gewesen ist, namentlich bei den auf Befehl des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm unternommenen, leider vergeblichen Nachforschungen nach den Särgen des Markgrafen Johannes Cicero und der beiden Joachime wieder zum Vorschein gekommen. Diese „Domfunde" haben im „Märkischen Museum" nunmehr wenigstens eine provisorische Aufstellung gefunden, und da sie nicht ohne Belang für die Geschichte des deutschen Adels sind, so möge ihnen eine kurze Besprechung auch an dieser Stelle gewidmet sein.

Der älteste Fund ist ein großes Grabdenkmal aus rothem Sandstein. Es zeigt einen gelehrten Herrn im Barette und Talare, mit langem Haar, einen Mann von äußerst stattlicher Gestalt. In jeder Ecke befindet sich ein Wappen. Aus der Umschrift in lateinischer Sprache und gothischen Minuskeln ergiebt sich, daß der Stein im Jahre 1516 dem Dr. jur. utr. Siegfried Metzberg aus Erfurt, einem kurfürstlich brandenburgischen Rathe, gesetzt worden ist. In märkischen Urkunden ist uns dieser Name nie begegnet; es ist daher wohl möglich, daß dieser gelehrte Herr den fränkischen Markgrafen gedient hat. Auch die Wappen bleiben noch zu entziffern.

Der zweite Grabstein ist nur ein kleiner Wappenstein. Er zeigt das allbekannte Schliebensche Wappen; darüber M. V. S., — darunter die Jahreszahl 1594. Wir wagen nicht zu entscheiden, welchem Maximilian oder welcher Maria von Schlieben derselbe gesetzt worden ist.

Von höchstem Interesse ist das nun wieder an's Tageslicht gekommene große Grabmal des bekannten Condottiere Hans von Buch. Die Persönlichkeit und die Züge des kühnen, für die neue Lehre

enthusiastisch thätigen märkischen Edelmannes verdienen eine Monographie; — Material zu derselben ist genug vorhanden! Wir beschreiben hier nur das Denkmal selbst. Dasselbe zeigt einen Geharnischten in hohem Lebensalter mit entblößtem Haupte, in der Hand den Kommandostab haltend. Oben zwei Wappen: ein steigender Löwe und ein Baum. Die Umschrift ist beschädigt: nur die Worte Hans von Buch und die Jahreszahl 1600 lesen sich ganz klar; — es ist, als ob ein gütiges Geschick Gestalt und Namen des alten Helden nicht habe untergehen lassen wollen.

In die Jugendtage des Großen Kurfürsten endlich führen uns die zwei folgenden Steine:

Der eine derselben, fast quadratisch geformt, ist der im Jahre 1629 in Cüstrin geborenen, 1631 in Berlin bereits wieder verstorbenen Katharina Elisabeth, dem ersten Kinde des Rathes Gerhard Romilian von Kalchum, genannt Leuchtmar, und seiner Gattin, einer von Eckhart, gewidmet. Unten die Familienwappen. Das derer von Leuchtmar zeigt einen Querbalken, — darüber zwei, — darunter einen Ring. Gerhard Romilian von Kalchum war bekanntlich einer der Erzieher des Kurprinzen Friedrich Wilhelm und weilte 1629 mit ihm und seinem Bruder Johann Friedrich von Kalchum, der allerdings noch bedeutsamer heorortritt, in Cüstrin. —

Die zweite Grabsteinplatte entstammt gleichfalls dem Jahre 1631; sie stellt ein Kind in langem Sterbekleide dar, welches in der Hand eine Lilie trägt. Darum sechs Wappen. Mit völliger Sicherheit haben wir nur die beiden Namen „von Gleißenthal" und „von Fuchs" zu entziffern vermocht. Es ist das Denkmal einer „Loysa Charlotta", Tochter des Hans Jakob von Gleißenthal. Dies Adelsgeschlecht erscheint mit einem Pagen von Gleißenthal, Namens Adolf, unseres Wissens zuerst im Jahre 1585 am Brandenburger Hofe. —

Wie seltsam, so kam's uns in den Sinn, als wir zum ersten Male die Grabsteine dieser Kinder sahen! Denkmäler von so erschütternder Bedeutung wie dasjenige des großen Kriegers Konrad von Burgsdorf, des stolzen Verfechters der ständischen Rechte, und manches hochverdienten Staatmannes mußten untergehen; — auch die Grabesplatte eines Theologen und Sprachforschers, wie Johannes Agricola von Eisleben es gewesen, mußte zertrümmert werden; — die Särge der Joachime mußten verschwinden; die Leichensteine dieser Kinder aber blieben der Nachwelt erhalten! —

Noch viel Anderes ist aus den Grabgewölben des alten Domes zu Tage gefördert worden; vorzüglich weiblicher Schmuck, Perlen und Bernsteinkügelchen, Silberbleche von Kopfputzgestellen und goldene Ringe. Die letzteren tragen oft eine figürliche Darstellung, z. B. zwei über einander greifende, innig verschlungene Hände, oder eine Inschrift. Allein wer vermöchte Initialen wie:

M. V. G. B. V. D. G. G. G. G. H. V. S. S.
V. L. E. V. D. H. V. D. H. Z. F.,

wie sie sich beispielsweise auf einem 11 Gramm schweren Goldreifen vorfinden, mit Sicherheit zu deuten? Wehmüthig genug blickt der auf brauner Todtenasche ruhende Schmuck uns an, — eine Folie bildend zu der uralten Wahrheit:

„Pulvis et umbra sumus!"

Die Gambetta.

Ueber die Abkunft des verstorbenen Agitators und zeitweiligen Dictators Leon Gambetta, dem die Franzosen auf dem Carousel-Platz, also in der unmittelbaren Nähe ihrer Königsburg, ein so theatralisches Denkmal gesetzt haben, bringen die französischen Zeitungen folgende Notiz: Um die Zeit des Sturzes Napoleons I. kamen drei italienische Familien nach Cahors, darunter die Familie Gambetta (Kurzbein). Als ein Mitglied der Familie in Genua wegen Theilnahme an Straßenraub öffentlich hingerichtet worden, tauschte Joseph Baccho seinen Namen gegen den Beinamen, und zwar mit obrigkeitlicher Genehmigung, ein. Der Geburtsort der Familie heißt Cella Liguria und liegt auf dem Wege von Genua nach Savona. Im Jahre 1818 etablirte sich Jean Baptiste Gambetta, der Großvater des verstorbenen Dictators, in Cahors, wo er einen Handel in Fayence, Oel, Salben, Pomade, Tabak, trockenen, eingemachten und andern Südfrüchten eröffnete. Sein Vater heirathete die Apothekerstochter Orasia Massabie. Eine Tochter war der erste Sprößling dieser Ehe; diese wurde später an einen Mr. Leris vermählt; der zweite Sprößling war Leon Gambetta, geboren am 30. October 1838 zu Cahors, gestorben den 1. Januar 1883 zu Ville d'Avray.

Literatur.

„Das Hohenzollern-Museum in Berlin." Von Paul Lindenberg. Berlin, W., 1892. Verlag von Dr. E. Mertens & Comp. Preis 4 M.

Das uns vorliegende, sehr gut ausgestattete Buch, kann man mit Recht als ein dauernden Werth habendes Andenken für die Besucher des Hohenzollern-Museums bezeichnen. Es umfaßt, neben einem gut geschriebenen Texte, 13 vorzüglich ausgeführte Lichtdrucke, nämlich den Eingang zum Schlosse Monbijou, die Räume dieses Schlosses in denen das Museum untergebracht ist und die Rückansicht des Schlosses selbst.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der




Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. Berlin, den 23. December 1891. **Nr. 51.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. December 1891 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Decbr. 1891 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa: der Krankenverpflegungstage pro Novbr. 1891	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. November 1891	52			
	Zugang pro	20			
		72			
	Abgang	22			
	Bleibt Bestand	50	50	1 540	70
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. November 1891	50			
	Zugang pro	33			
		83			
	Abgang	17			
	Bleibt Bestand	66	66	1 903	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus):				
	Bestand am 1. November 1891	85			
	Zugang pro	4			
		89			
	Abgang	6			
	Bleibt Bestand	83	83	2 473	130
4.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. November 1891	18			
	Zugang pro	19			
		37			
	Abgang	17			
	Bleibt Bestand	20	20	918	58
5.	**Weedauen:**				
	Bestand am 1. November 1891	32			
	Zugang pro	17			
		49			
	Abgang	12			
	Bleibt Bestand	37	37	1 060	54
6.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. November 1891	14			
	Zugang pro	24			
		38			
	Abgang	18			
	Bleibt Bestand	20	20	497	50
7.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. November 1891	26			
	Zugang pro	32			
		58			
	Abgang	28			
	Bleibt Bestand	30	30	809	43
	zu übertragen		306	9 200	495
	Uebertrag		306	9 200	495
8.	**Bundsburg:**				
	Bestand am 1. November 1891	19			
	Zugang pro	14			
		33			
	Abgang	11			
	Bleibt Bestand	22	22	538	30
9.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. November 1891	68			
	Zugang pro	19			
		87			
	Abgang	25			
	Bleibt Bestand	62	62	1 655	66
10.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. November 1891	25			
	Zugang pro	16			
		41			
	Abgang	19			
	Bleibt Bestand	22	22	679	32
11.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. November 1891	26			
	Zugang pro	35			
		61			
	Abgang	21			
	Bleibt Bestand	40	40	1 008	40
12.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. November 1891	33			
	Zugang pro	66			
		99			
	Abgang	40			
	Bleibt Bestand	59	59	1 504	60
13.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. November 1891	21			
	Zugang pro	23			
		44			
	Abgang	12			
	Bleibt Bestand	32	32	785	65
14.	**Züllichau i. d. Neumark.**				
	Bestand am 1. November 1891	21			
	Zugang pro	21			
		42			
	Abgang	18			
		24	24	787	40
			567	16 156	828

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Decmbr. 1891 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Novbr. 1891.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		567	16 156	828
15.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. November 1891	67			
	Zugang pro . .	47			
		114			
	Abgang . . .	48			
	Bleibt Bestand	66	66	1 999	96
16.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. November 1891	21			
	Zugang pro . .	16			
		37			
	Abgang . . .	16			
	Bleibt Bestand	21	21	593	40
17.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. November 1891	35			
	Zugang pro . .	23			
		58			
	Abgang . . .	12			
	Bleibt Bestand	46	46	1 118	80
18.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. November 1891	27			
	Zugang pro . .	25			
		52			
	Abgang . .	27			
	Bleibt Bestand	25	25	896	46
19.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. November 1891	23			
	Zugang pro . .	30			
		53			
	Abgang . .	12			
	Bleibt Bestand	11	41	1 006	42
20	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. November 1891	12			
	Zugang pro . .	16			
		28			
	Abgang . . .	8			
	Bleibt Bestand	22	22	427	41
21.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. November 1891	16			
	Zugang pro . .	33			
		49			
	Abgang . . .	28			
	Bleibt Bestand	23	23	717	42
22.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. November 1891	11			
	Zugang pro . .	13			
		24			
	Abgang . . .	11			
	Bleibt Bestand	13	13	366	36
23.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. November 1891	12			
	Zugang pro . .	—			
		12			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	12	12	360	14
24.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. November 1891	12			
	Zugang pro . .	9			
		21			
	Abgang . .	7			
	Bleibt Bestand	14	14	421	20
	zu übertragen		850	24 059	1 285
	Uebertrag		850	24 059	1 285
25.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. November 1891	13			
	Zugang pro . .	11			
		24			
	Abgang	9			
	Bleibt Bestand	15	15	461	20
26.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. November 1891	11			
	Zugang pro . .	20			
		31			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	13	13	316	20
27.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. November 1891	4			
	Zugang pro . .	4			
		8			
	Abgang . . .	2			
	Bleibt Bestand	6	6	143	10
28.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. November 1891	6			
	Zugang pro . .	10			
		16			
	Abgang . . .	9			
	Bleibt Bestand	7	7	226	15
29.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. November 1891	32			
	Zugang pro . .	—			
		32			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	32	32	960	32
30.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. November 1891	10			
	Zugang pro . .	28			
		38			
	Abgang . . .	15			
	Bleibt Bestand	23	23	538	30
31.	**Plön:**				
	Bestand am 1. November 1891	6			
	Zugang pro . .	8			
		14			
	Abgang . . .	3			
	Bleibt Bestand	11	11	238	29
32.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. November 1891	18			
	Zugang pro . .	23			
		39			
	Abgang . . .	17			
	Bleibt Bestand	22	22	591	48
33.	**Altena:**				
	Bestand am 1. November 1891	37			
	Zugang pro . .	14			
		51			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	33	33	1 044	50
34.	**Oeynhausen:*)**				
	Bestand am 1. November 1891	—			
	Zugang pro . .	—			
		—			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	86
	zu übertragen		1 012	28 576	1 625

*) Ist seit Mitte October d. J. geschlossen und wird erst Mitte Mai k. J. wieder eröffnet

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Decbr. 1891 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Novbr. 1891.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		1 012	28 576	1 625
35.	**Lippspringe:***)				
	Bestand am 1. November 1891	—			
	Zugang pro	—			
		—			
	Abgang	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	41
36.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. November 1891	30			
	Zugang pro	9			
		39			
	Abgang	9			
	Bleibt Bestand	30	30	877	20
37.	**Plochingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. November 1891	5			
	Zugang pro	9			
		14			
	Abgang	8			
	Bleibt Bestand	6	6	155	38
38.	**Schwäbisch Hall:**				
	Bestand am 1. November 1891	4			
	Zugang pro	3			
		7			
	Abgang	1			
	Bleibt Bestand	6	6	131	21
39	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. November 1891	45			
	Zugang pro	42			
		87			
	Abgang	35			
	Bleibt Bestand	52	52	1 443	36
40.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. November 1891	12			
	Zugang pro	15			
		27			
	Abgang	12			
	Bleibt Bestand	15	15	443	25
41.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. November 1891	17			
	Zugang pro	6			
		23			
	Abgang	5			
	Bleibt Bestand	18	18	511	20
	Zusammen		1 139	32 136	1 826

Der gesammte Abgang an Kranken pro November 1891 beträgt 592, davon sind gestorben 55
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 39
geheilt 498
wie vor 592.

42. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:
Bestand am **1. October 1891** . . . . 29 Kranke
Zugang pro **October 1891** . . . . 39 „

68 Kranke.

Davon sind:
gestorben . . . . . . —
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 9
geheilt 21

30 „

Bleibt Bestand am **1. November 1891:** . . . 38 Kranke.

*) Ist seit Mitte October d. J. geschlossen und wird erst Mitte Mai k. J. wieder eröffnet.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 7 Europäer, 13 orientalische Christen, 14 Muhamedaner, 1 Druse und 4 Juden.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro October 1891 beträgt 981.

Poliklinisch wurden 1040 Personen behandelt

Württembergische Genossenschaft.

Am 8. December d. J. ist nach langem Leiden Fräulein Marie Knauer, Inhaberin des Olga-Ordens gestorben.

Die Württembergische Genossenschaft des Johanniter-Ordens hat damit die Vorsteherin ihres Krankenhauses in Plochingen verloren und wird ihr für ihre treuen, aufopferungsvollen Dienste während der letzten 26 Jahre, insbesondere für ihre in den Kriegsjahren 1866 und 1870/71 bewiesene Hingabe an dies Samariterwerk ein ehrendes und dankbares Andenken bewahren.

Römische Weihnachten.

Wer originelle Gestalten sehen möchte, der muß sich vor Weihnacht aufmachen und die „ewige" Stadt besuchen. Seltsame Musik hört man alsdann in den Straßen der älteren Stadttheile; je näher man ihr kommt, desto sonderbarer sind die Musikanten. Es sind arme Bauern aus den noch wenig bekannten Abruzzen; sie kommen am ersten Sonntage des Advents in die große Stadt, nachdem sie viele Tagereisen zu Fuß zurückgelegt haben. In Rom angelangt, ist ihr erster Gang zum St. Peter, wo sie ihre Andacht verrichten, dann beginnen sie ihre Straßenwanderung, spielen ihre sonderbaren Weisen vor den Madonnenbildern an den Ecken der Straßen, treten in die Budiken und Wohnungen, wo die ewige Lampe vor dem Marienbilde brennt, beginnen dort dieselbe Musica, bisweilen singend, bisweilen spielend, empfangen den in Kupfermünze bestehenden Musikantenlohn und kehren erst am Weihnachtstage wieder in ihre Bergesheimat zurück, nachdem sie vorher wiederum am Apostelgrabe im St. Peter ihre Abschiedsandacht verrichtet haben. Man sieht diese Musikanten stets paarweise, einen Alten und einen Jungen, bei einander. An den Füßen tragen sie Sandalen, die Beine bis zum Knie sind umwickelt, die Beinkleider von Leder, die Jacke von Schafpelz, darüber hat der Alte einen meist arg geflickten Mantel von grobem, braunem Tuch, und auf dem Haupte einen alten spitzen Hut mit abgerissener Krempe. Der Alte hat einen aus Schweineleder gebildeten Dudelsack, an dem sich das Blasinstrument befindet, ersteren nimmt er unter den linken Arm, letzteres an den Mund und spielt eine Art Begleitung zu den Tönen, welche der mit Ziegenfell bekleidete Junge seiner Piffera (Pfeife) entlockt. Plötzlich schweigen die oft keineswegs harmonischen Instrumente und der Alte beginnt ein Lied, ein uraltes Weihnachtslied, er hat's von seinem Vater gelernt, letzterer von dem seinen, keiner weiß, wie alt

es sein mag. Das Lied handelt von dem Knäblein, welches von den heiligen drei Königen gar schöne Gaben erhielt, oder von der Krippe, in welcher das Jesuskindlein frierend lag, oder von den Hirten, welche zuerst das Kind von Bethlehem besuchten und ehrten.

Das sind die Römischen Weihnachtsboten auf der Straße. Jetzt aber treten wir in einen glänzenden, vornehmen Kreis. Auch der Vatican rüstet sich auf Weihnacht und hat zu diesem Ende berühmte Redner verschrieben, welche in der päpstlichen Capelle (die Sixtinische nach Papst Sixtus IV. genannt) Adventspredigten halten. An jedem Adventssonntage versammelt sich der Papst, uraltem Brauche gemäß, mit allen seinen Cardinälen und den sonstigen hervorragenden Hausgenossen an genannter Stelle, diese Predigt zu hören, ein feierlicher Act, der stets von der vatikanischen Hofzeitung bekannt gemacht wird.

Einige Tage vor Weihnachten sehen wir die Römer, namentlich Frauen aller Stände, sowie Kinder zum Capitol strömen. Dort steigen sie nicht die breite, unten mit zwei uralten Egyptischen Basalt-Löwen versehene Mitteltreppe, sondern die zur Linken hinauf, welche zur uralten Kirche St. Maria Araceli führt Dort giebt es um die Weihnachtszeit seltsame Dinge zu sehen und zu hören. Der Name dieser Kirche hängt mit einer uralten Weihnachtslegende zusammen, welche im 12. Jahrhundert entstand. Dieselbe erzählt folgendes: Der Kaiser Augustus hatte erfahren: daß der Senat ihn für einen Gott erklären wolle, und fragte eine weissagende Sybille, ob er diese Ehre annehmen solle. Da führte ihn Letztere auf das Capitol in den Jupitertempel, und siehe da, dem Kaiser zeigte sich der Himmel aufgethan und im strahlenden Glanze sah er die Jungfrau mit dem Kinde niederschweben. Da sprach die Sybille: Dieser ist es, welcher das große Völkerreich des Friedens auf Erden bringen wird. Der Kaiser aber lehnte die ihm zugedachte göttliche Ehre ab und baute an derselben Stelle einen Altar, den er Himmelsaltar nannte, Lateinisch Ara coeli, und davon heißt besagte Kirche jetzt Araceli. Dieselbe birgt noch heute diesen sagenhaften Altar des Augustus, wie an einem kleinen, in derselben befindlichen Tempel zu lesen ist. In derselben Kirche aber befindet sich auch eine aus Olivenholz des heiligen Landes geschnitzte Figur des Christuskindes, bekleidet mit reichen Gewändern, versehen mit zahlreichen kostbaren Edelsteinen. Diese Figur ist in Rom allgemein unter dem Namen: Il Bambino (der kleine Knabe) bekannt, und birgt nach dem Volksglauben wunderbare Heilkräfte, weshalb sie zu Todtkranken gefahren wird.

In dieser Kirche nun, wo sich der Bambino befindet, treten kurz vor Weihnachten Kinder, Knaben und Mädchen, als Weihnachtsboten auf. In einer der Nebencapellen der Kirche erblickt man dann jeden Abend eine prächtig erleuchtete, aus stattlichen Figuren zusammengesetzte Darstellung der Bethlehemsgeschichte, und vor derselben eine Erhöhung, wo nacheinander Kinder sich zeigen und wohl einstudirte Vorträge vor dem oft massenhaft versammelten Publikum halten. Das geschieht namentlich von kleinen, weißgekleideten, mit Blumen bekränzten Mädchen im Alter von 8—10 Jahren.

Mit der größten Kühnheit tritt solche kleine Schauspielerin auf, macht einen eleganten Knix und beginnt dann unter wohlüberlegter Gesticulation — — man erwartet ein Gedicht, ein Weihnachtslied. Weit gefehlt! Das Kind hält einen gelehrten Vortrag, in welchem die Rede ist von der göttlich-menschlichen Natur Christi, in welchem die Frage erörtert wird, weshalb Christus als ein Kind auf Erden erschien u. s. w. Voll Bewunderung stehen die Mütter dabei und hören diesen Predigten zu, denen meist als Lohn, „der reichlich lohnet", Händeklatschen zu folgen pflegt. Diese Kinderpredigten sind nur demjenigen begreiflich, der im Süden unter einem Volke lebt, wo es Kinder im deutschen Sinne des Wortes nicht giebt. Jene Kinder des Südens sind aller kindlichen Natur bar und ledig, haben von kindlicher Bescheidenheit und Schüchternheit nur ausnahmsweise eine leise Ahnung, und die gesammte Erziehung in Haus und Schule hat nur ein Ziel: fare figura, d. h. Figur machen, glänzen. Wenn es hier anders wäre, so würden die kirchlichen Autoritäten nimmermehr dies Schauspiel in der Kirche erlauben. Aber letztere haben kein Gefühl für das Widernatürliche jener Kinderpredigt, und in dieser Hinsicht ist auch der Papst nicht besser als seine Landsleute. Unlängst waren einige Hundert kleiner Mädchen aus den vom Papste unterhaltenen Schulen im Vatican, und ein Mädchen von fünf Jahren hielt an den Papst eine längere Ansprache.

Eine Bescherung für Kinder findet in Rom am heiligen Abend nicht statt, man beschäftigt sich statt dessen mit opulenten Mahlzeiten und genießt die Schaustellungen in den Kirchen. Als noch der Kirchenstaat existirte, entwickelte der Vatican seinen vollen Pomp, dann sah man den Papst zum St. Peter zur mitternächtlichen Messe ziehen, und befand sich alsdann irgend eine fürstliche Person zum Besuch beim Papste, so pflegte sie Letzteren die Schleppe zu tragen. Im St. Peter hörte man in jener Nacht prachtvolle Musik und der Papst weihte alsdann einen Degen und einen mit Edelsteinen besetzten Hut, um Beides einem Fürsten mit der Mahnung zuzusenden, daß er sich als Beschützer der Kirche und ihrer Gerechtsame betrachten möge. Solche Ceremonien finden jetzt nicht mehr statt, denn der Papst hält auch für Weihnacht an der Rolle eines Gefangenen fest. Einen Ersatz bieten den schaulustigen Römern zwei andere Kirchen, die genannten St. Maria Araceli und St. Maria Maggiore.

In letztgenannter Kirche ist die Haupthandlung am Weihnachtstage selbst. Eine uralte Legende er-

zählt, daß man einst die Reste der Bethlehemskrippe aufgefunden und nach Rom gebracht habe, wohin man die kostbarsten Schätze dieser Art zu bringen pflegte. Diese angeblichen Reste werden in der hoch und frei gelegenen Kirche St. Maria Maggiore aufbewahrt und dort am Weihnachtsfeste gezeigt. Diese uralte Kirche, nach Einigen die älteste aller christlichen Kirchen, von deren erstem Bau freilich nicht viel auf uns gekommen ist, macht im Innern einen überaus feierlichen Eindruck, sie ist ein wahres Museum von Kunstschätzen aller Art, Bildern, Mosaiken, Statuen, ist an historischen Erinnerungen in Hinsicht der Papstgeschichte überreich und zeigt am Weihnachtsfeste, was die katholische Kirche in der Entwickelung von Pomp zu leisten vermag, diesem Hauptmittel, um Ohr, Auge und Phantasie der Massen anzuziehen. Die angeblichen Reste der Bethlehemskrippe werden in einer Seitencapelle des linken Seitenschiffes aufbewahrt, genannt die Capelle der Krippe; eine Krystallurne, mit kostbarem Metall versehen, birgt einige Holzreste, die man in der Kirche am 24. December Abends der Menge zum Schauen vorhält. Am Weihnachtstage aber wird daselbst dies Heiligthum in Procession umhergetragen. Dann glänzen die goldgestickten Gewänder der hohen Kirchenfürsten, dann durchtönt feierliche Musik die herrlichen Räume der Kirche, Weihrauchduft steigt aus silbernen Rauchfässern auf und eine andächtige Menge liegt auf den Knieen, während die Reliquien vorbei getragen werden.

Auch in der Kirche St. Maria in Trastevere (d. h. im jenseitigen Tiebergebiet) ist am Weihnachtsfest großer Kirchengang. Die Gründung dieser Kirche hängt ebenfalls, wie die von Araceli, mit einer Weihnachtslegende zusammen.

An dem Orte, wo jetzt die genannte Kirche steht, floß nach der Sage im Geburtsjahre Christi plötzlich ein Oelstrom aus der Erde, und noch jetzt ist in der Kirche der angebliche Platz dieser einstigen Quelle durch eine lateinische Inschrift bezeichnet: Fons olei, d. h. Oelquelle.

Wer am Weihnachts-Nachmittage Rom durchwandert, ist erstaunt über die Leerheit der Straßen. Alles ausgestorben wie in Pompeji. Man sitzt dann bei der Mahlzeit, und erst gegen 3 Uhr beginnt neues Leben, welches sich am meisten auf dem Monte Pincio vereinigt, wo sich alles, was vornehm ist, vornehm scheint, und vornehm sein möchte, ein Stelldichein mit herrlichen Wagen und Rossen giebt. Wagen, Reiter, Fußgänger wimmeln auf jener herrlichen Höhe, unter immergrünen Pflanzen, auch die königliche Familie sieht man dort im leichten Wagen; Alles freut sich alsdann seines Lebens, kehrt rechtzeitig und vor Sonnenuntergang wieder heim.

Ist das Weihnachtsfest vorüber, so beginnen die Römischen Kinder von den ihrer wartenden Gaben zu reden, müssen sich aber noch einige Wochen gedulden. Bei uns weiß man die Kinder auf das Christkind, welches die Gaben der Kinder bringt, in Rom dagegen, der allerchristlichsten Stadt, haben die Kinder eine etwas heidnische Redeweise, sie sagen nämlich, daß die Fee Befana ihnen die ersehnten Gaben bringt. Das thut sie am Vorabend des Epiphaniafestes, und von letzterem Worte hat der Römer das Wort Befana gebildet. Genanntes Fest bildet am 6. Januar in kirchlicher Hinsicht den glänzenden Abschluß der Weihnachtszeit. Große Volkshaufen harren da vor St. Maria Araceli der kommenden Dinge, nämlich des großen Augenblicks, wenn der Bambino gezeigt, und mit ihm der Segen jener harrenden Menge ertheilt wird. Glänzenden Schmuck tragen dann zahlreiche Kirchen, in denen man herrliche Musik hören und prächtige Processionen sehen kann. Die Hauptfeier ist in jener großen Missionsanstalt Roms, welche Heidenmissionäre ausbildet und sie in den Sprachen aller Welt unterrichtet. Diese Anstalt ist weltbekannt unter dem Namen: Propaganda. Am 6. halten die Schüler daselbst Vorträge in den verschiedensten morgenländischen Sprachen; es ist das eine der vielen Schaustellungen der Römischen Kirche, die natürlich jedesmal eine Menge Menschen herbeizieht.

Am Abend vor Epiphania erhalten nun die lieben Kinder ihr Recht, aber so, daß die lieben Großen dabei zu Kindern werden. Eine Sitte, die sich aus fernem Mittelalter bis in die Gegenwart herübergerettet hat, ist der Befana-Markt auf der Piazza Navona in Rom. Dieser ungeheure Platz, wo einst ein Circus des Domitian sich befand, ist dann angefüllt mit Kauf-, Schau-, Eß-, Trink-, Musikbuden aller Art, und ganz Rom, Hoch und Niedrig, Reich und Arm, Groß und Klein, hält es für seine Pflicht, hier einen Theil der Nacht, sogar vielfach bis zum frühen Morgen zuzubringen und dabei sich in jeder Weise frei gehen zu lassen. Vor allen Dingen gilt dann Lärmfreiheit in solcher Weise, daß das Geräusch den Namen eines Höllenlärms verdient. Große und kleine Menschenkinder bearbeiten nämlich alle möglichen Kinder-Musikinstrumente: man pfeift, trompetet, schnarrt, bläst, trommelt so gut oder schlecht man kann, und der gute Vater vergißt nicht, dem Kinde allerlei Spielzeug, vor allen Dingen Süßigkeiten, zu kaufen. Letztere bilden die Gaben der genannten Fee, und wenn das Kind am Morgen erwacht, findet es dieselben in der Nähe seines Bettes oder auf demselben. Bisweilen stecken die Süßigkeiten in einem Strumpf, den das Kind hingehängt hat, damit die Fee ihre Gaben hineinstecke.

Historische Zweige und Blüthen.

Wir haben in einem früheren Artikel verschiedener Blumen gedacht, die wie die Lilie als Symbol des französischen Königthums, das Veilchen als Symbol

der Napoleoniden eine gewisse historische Bedeutung gewonnen, oder auch von einzelnen berühmten Persönlichkeiten bevorzugt, dadurch als Beizeichen in den auf sie geschlagenen Münzen oder auf ihren Bildern vorkommen. Heute fügen wir dem früher Berichteten noch zwei andere Beispiele hinzu.

Auch die Eiche hat, abgesehen von ihrer Bedeutung als deutscher Baum par excellence ihre Modesaison gehabt und zwar in England. Als Karl II., der von General Monk, Herzog von Albemarle, wieder eingesetzte König seinen feierlichen Einzug in London hielt, kam ihm die jauchzende Bevölkerung Londons, mit Eichenzweigen winkend, entgegen; mit Eichenzweigen waren die Häuser und Balkone geziert, auf dem großen Ballfest, das an jenem Abend die Stadt London dem Könige gab, erschienen die Damen mit Eichenkränzen im Haar und das Eichenlaub blieb die ganze Saison hindurch der Lieblingsschmuck der schönen englischen Damen, die sich dadurch als begeisterte Royalistinnen erweisen wollten. Denn das Tragen von Eichenlaub war eine symbolische Erinnerung an einen der gefahrvollsten Momente aus dem Leben des Königs Karl, aus dem er durch eine Eiche gerettet worden war. Nach der verlorenen Schlacht von Worchester hatte der König vor den ihn verfolgenden Truppen Cromwells sich ganz allein und ohne Begleitung in den nahen Wald geflüchtet. Aber auch der Wald schützte ihn nicht vor seinen Verfolgern. Schon hörte er in der Ferne ihr Rufen und Schreien, schon sah er durch das dunkle Laub das Blitzen ihrer Waffen. Mit einem letzten, trostlosen Blick schaute der unglückliche Sohn der Stuarts umher nach Rettung. Da gewahrte er eine Eiche, in deren weiten Stamm sich eine breite Oeffnung befand. Der Stamm dieser Eiche war hohl, der König schlüpfte hinein und dicht an ihm vorüber zogen die Schaaren seiner Verfolger. Die Eiche rettete ihn.

Auch die Kartoffelblüthe war einst ein Gegenstand der Mode, und durfte selbst im Haare einer Königin und in dem Knopfloch eines Königs prangen. Wer hätte diese arme, bescheidene, duftlose Proletarierblume einer solchen Ehre würdig gehalten?! Und doch hat sie diese Ehre genossen, doch hat sie in dem schönen blonden Haar der Königin Marie Antoinette geprangt, doch hat König Ludwig XVI. sie in dem Knopfloch seines Rocks getragen. Der König wollte die Kartoffel als Nahrungsmittel in Frankreich einführen, wogegen sich aber das Volk heftig sträubte. „Madame“, sagte er zur Königin, „wir müssen erst die Blüthe pflegen, soll das Volk die Frucht genießen. Tragen wir dieselbe!“ Auf einem Hofball einige Tage nach diesem Ausspruch trug denn auch Marie Antoinette in ihrem Haar und der König im Knopfloche die Blüthe der Kartoffel, und jede Dame des Hofes beeilte sich, den Schmuck zu adoptiren. Beim nächsten Hofball sah man denn auch neben den Brillanten und Perlen die Kartoffelblüthe als Schmuck der schönen Damen der französischen Aristokratie. Die Kartoffelblüthe wurde ein Modeartikel und bald wollte auch das Volk nicht hinter dem Hofe zurückbleiben. Es wollte seinen Strauß von Kartoffelblüthe ebenso gut haben, wie die Edeldamen, es wollte auf seinem Tisch die gekochte Kartoffel auch stehen sehen, wie die Königin, die inzwischen vom Tragen der Blüthe zum Genießen der Frucht übergegangen war. Die Mode, diese Tyrannin der ganzen Welt, die Mode hatte diesmal ihre guten Früchte getragen. Sie gab dem hungernden Frankreich die Kartoffel!

Literatur.

Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde. Organ des Vereins „Herold“ zu Berlin. XXII. Jahrgang. Nr. 12. — December 1891.

Inhalt: Berichte über die Sitzungen vom 20. October und 3. November 1891. — Wappenbücher in Basel (Schluß). — Das Urbild des heraldischen Adlers (Mit Abbildungen). — Das Siegel des Dompropstes Otto v. A. Grafen von Woldenberg (Mit Abbildung). — Zur Genealogie der Kaunitz. — Vermischtes. — Zur Kunstbeilage &c.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XVIII. Jahrgang. Nr. 11. 12. December 1891.

Inhalt: Im Frühroth geankert, Erzählung von M. Frey (Fortsetzung). — Das wehrhafte Berlin, von Conrad Stähler, Major a. D. — Der Schulmeister von Wusterhausen, von B. Sturmhöfel. IX. — Graf Karl Friedrich von Brühl, von Paul Bellardi (mit 1 Abbildung). — Kleine Mittheilungen: Die Schwanenburg in Cleve. — Der Berliner Vorortverkehr. — Angermünde. — Nicolaus Peuker ein berühmter Dichter. — Unsere Damen der Halle. — Wieviel Millionäre giebt es in Berlin. — Allerlei aus der Reichshauptstadt.

Aufsätze und Notizen, welche sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Wochenblatt der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 32. **Berlin, den 30. December 1891.** **Nr. 52.**

St. Sylvester.

Wohl nur die Wenigsten wissen heutigen Tages, was eigentlich der Name Sylvester zu bedeuten hat und warum er das zu Ende gehende Jahr ziert. Nun, eine Antwort darauf ist bald gegeben: Sylvester war Bischof zu Rom unter dem Kaiser Konstantin dem Großen, starb am 31. December 335, wurde heilig gesprochen und zum Schutzpatron seines Todestages ernannt. Die Sache liegt so einfach wie nur denkbar. Schwieriger aber wird sie schon, wenn man die Frage stellt, weshalb denn eigentlich Bischof Sylvester heilig gesprochen ward. Denn die Geschichte weiß von ihm kaum irgend etwas zu melden. Er lebte, blieb ehelos und starb, das ist die Quintessenz dessen, was wir Positives von ihm wissen. Aber das hat einer Heiligsprechung noch nie geschadet, daß man von dem Anwärter auf solch eine Auszeichnung wenig oder nichts wußte. Im Gegentheil, je heller eine Persönlichkeit vom Lichte der Geschichte bestrahlt wird, je näher man sie zu betrachten in der Lage ist, um so mehr schwindet jener Nimbus, der nöthig ist, wenn man es zum Heiligen bringen will. Die Päpste, die als Stadthalter Christi die Funktion der Heiligsprechung ausüben, wobei man sich zu denken hat, daß sie eine bereits im Himmel vollzogene Thatsache unter göttlicher Erleuchtung den Erdenbewohnern bekannt machen, haben doch selbst nur in sehr geringer Anzahl Aufnahme in die heiligen Schaaren gefunden. Der letzte heiliggesprochene Papst war Cölestin V., † 1294. Ihr Leben lag eben zu offen vor aller Augen, ihre menschlichen Schwächen und Fehler waren zu genau mit der Lupe untersucht, als daß auch ein starker Glaube sie hätte zu Heiligen machen mögen. Aber bei Papst Sylvester ging es an, gehörte er doch wie die meisten andern heilig gesprochenen Päpste den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung an. Man wußte nichts von ihm, und so konnte sich dann ein Sagenschleier über ihn breiten und ihn verklären. Und das ist in reichem Maße geschehen.

Unter seiner Wirksamkeit fällt jene That des Kaisers Konstantin, die, ob man sie nun aus edlen Beweggründen zu erklären sucht, jedenfalls für die ganze weitere Entwickelung der abendländischen Cultur von den wichtigsten Folgen begleitet war, sein Uebertritt zum Christenthum. Konstantin vollzog den Bruch mit einer ein Jahrtausend alten Geschichte, indem er den alten Glauben mit dem neuen vertauschte. Und die christliche Kirche ist ihm dafür dankbar geblieben. Sie hat seinen nicht eben edlen Charakter verschönert und ausgeschmückt, so viel sie es vermochte, und hat an die Stelle niedriger Ränke, durch die er sich zum Alleinherrscher aufschwang, das Zeichen des siegenden Kreuzes gesetzt. Und so hat sie denn auch Konstantin mit dem Papste Sylvester zusammen gebracht, wobei die kirchlichen Autoren dafür sorgten, den Papst in einem noch glänzenderen Lichte erscheinen zu lassen als den Kaiser.

Die Sage erzählt davon, daß der Kaiser Konstantin von einem ungewöhnlichen Aussatze, Elephantia genannt, geplagt gewesen sei, und daß alle ärztliche Kunst sich vergebens bemüht habe, diese Krankheit zu heilen. Nur ein Mittel sei gewesen, den Kaiser wiederherzustellen, ein Bad in Menschenblut. Deshalb sei der Kaiser auch Willens gewesen, aus allen Ländern seines Reiches Kinder zu sammeln und sie zu schlachten, um sich ein Bad damit zu bereiten. Aber da kam er nach Rom zum Papst Sylvester, und der heilte ihn durch ein anderes Bad, durch die Taufe. Diese sinnvolle Sage war übrigens nicht blos ihrer selbst willen erdichtet, sondern sie hatte zugleich den tieferen Zweck, einem Anspruche des Papstthums eine uralte Legitimation zu geben. Denn natürlich zeigt sich nun Konstantin dankbar und übergiebt dem Papste ein Dokument mit der Schenkung des Kirchenstaates für ewige Zeiten. Dieses Document wurde etwa ein halbes Jahrtausend später merkwürdiger Weise auch wirklich aufgefunden, und in einer Zeit, wo die historische Kritik noch in den Kinderschuhen steckte, wirkte es Wunder, und half nicht wenig dazu, dem Anspruch des Papstes einen

Schein der Glaubwürdigkeit zu verleihen. Erst die wieder erwachende Wissenschaft des 15. Jahrhunderts wies das Document als Fälschung nach und die Humanisten, besonders Ulrich von Hutten, sowie die Reformatoren beseitigten endgültig den Anspruch der Päpste. Aber Papst Sylvester blieb deshalb nicht weniger der gefeierte Heilige, zu dem die Sage ihn gemacht hatte, und auch wir Protestanten bringen ihm noch immer, wenn auch auf unsere Weise, unsere Opfer dar, dem guten Sylvester.

Außer dem guten giebt es aber auch einen bösen Sylvester, und wie jenen die Sage zu verherrlichen sich bemühte, so hat sie diesen geschmäht und verunehrt. Dieser zweite Sylvester war gleichfalls Papst um das Jahr 1000 unserer Zeitrechnung, jenes Jahr, in dem man den Untergang der Welt erwartete, in dem man der Kirche seine Güter vermachte mit der stehenden Formel: appropinquante mundi termino (da nun das Ende der Welt gekommen ist) und in denen man zahllose Kirchen und Kapellen zu bauen begann, von denen noch heute die Münster von Straßburg, Mainz, Trier, Speyer, Worms, Basel, Toul und vielen anderen Städten bewundernswerthes Zeugniß von dem Eifer ablegen, mit dem man dieses Ende erwartete. Ob auch der böse Sylvester daran geglaubt hat? vermuthlich: nein. Denn Sylvester war einer der gelehrtesten und aufgeklärtesten Köpfe seiner Zeit. Er hieß eigentlich Gerbert und war französischer Abkunft. Er wurde zu Aurillac in der Auvergne aus niedrigem Stand geboren. In der Folge ward er Benedictinermönch zu Fleury in der Bourgogne und kam in Angelegenheiten seines Ordens nach Spanien, das in diesem zehnten Jahrhundert, dem finstersten des Mittelalters, vor anderen Ländern sich auszeichnete. Die Berührung mit der Cultur der Mauren brachte hier die Wissenschaften zu verhältnißmäßig hoher Blüthe. Dort lernte Gerbert die Mathematik und die Astronomie, auch die musikalischen Wissenschaften, so daß er seinen Zeitgenossen als ein Wunder an Wissen und Gelehrsamkeit erschien. Auch sein mechanisches Geschick wird gerühmt, vermittelst dessen er es verstand, astronomische Instrumente zu verschiedenem Gebrauche anzufertigen. Er wird mit Kaiser Otto II. bekannt und erhält von diesem die Abtei Bobbio. Aber nach Otto's Tode verläßt er sie und geht nach Rheims zu dem klugen und trefflichen Erzbischof Adalbero. Hier steht er mit großem Ruhm der Schule von Rheims vor, an der selbst die Könige studirten. Mit glühendem Wissenseifer sammelt er von allen Seiten Bücher und Schriften, läßt Abschriften von den lateinischen Autoren für sich und seine Schüler anfertigen. Aber die Wissenschaft allein genügte ihm nicht. Sein Ehrgeiz ging höher. Er geräth in einen Streit um das Erzbisthum Rheims, in dem er zuletzt unterliegt. Aber jetzt begiebt er sich nach Magdeburg zu Otto III. Der junge Kaiser findet Gefallen an dem gelehrten und dialektisch gewandten Kirchenmanne und hat ihn bald beständig in seiner Umgebung. Die Beiden disputiren mit einander über spitzfindige Fragen der Rhetorik und Dialektik, sie schwärmen von dem erneuten römischen Weltreich, welches das ganze Erdenrund umfaßt und vom Kaiser und Papst friedlich gemeinsam regiert wird. Wahrscheinlich hat dieser Einfluß auf Otto III. nicht eben günstig gewirkt. Otto begann sich allmälig seiner sächsischen Abkunft zu schämen und verlor wohl den Maßstab für die Dinge, die ihm erreichbar waren. Aber jedenfalls zog Gerbert Vortheil aus seinem Verhältniß zum Kaiser. Er wurde mit Ehren und Gunst überhäuft und endlich, nachdem er noch Erzbischof von Ravenna gewesen war, im Jahre 999 Papst als Sylvester II. Doch hat er als solcher nicht viel geleistet, war er doch weniger ein großer Charakter, als vielmehr ein gewandter Diplomat und ein feiner Kopf. Im Jahre 1000, vielleicht als ein Gegengewicht gegen die Furcht vor dem Weltuntergange, vielleicht um die günstige Stimmung zu benutzen, erließ er einen Brief an die gesammte Christenheit zu Gunsten Jerusalems und der heiligen Orte. Er schildert lebhaft die Verlassenheit und Verwüstung jener Stätten und fordert die Gläubigen auf, Krieger, Fahnenträger und Mitkämpfer des Heilands zu werden und so jenem Lande Hilfe zu bringen — ein Anfang jener gewaltigen Kriegsrufe, mit denen ein Jahrhundert später ganz Europa zum Kreuzzuge gegen die Ungläubigen aufgeboten wurde. Blieb auch freilich damals der Erfolg aus, so ist doch der erste Gedanke das heilige Grab aus den Händen der Ungläubigen zu befreien von Gerbert ausgegangen. Aeußere Umstände traten seinem Vorhaben entgegen; es blieb ihm nur eine kurze Zeit des Wirkens. Im Januar 1002 starb sein Beschützer Otto III. zu Palermo und damit zergingen auch seine großen Pläne und Ideale. Er folgte ihm ein Jahr später im Tode nach und fand sein Grabmal im Lateran.

Die Sage des Mittelalters hat sich gar bald seiner Gestalt bemächtigt und aus ihr einen Zauberer oder das Vorbild des Faust gemacht, für einen Papst eigenthümlich genug. Seine erstaunliche Wissenschaft in der Mathematik und Mechanik (in Magdeburg zeigte man noch lange die astronomische Sonnenuhr, die er dort gearbeitet hatte) mußte seinem Zeitalter übermenschlich erscheinen, und in seiner ränkevollen und viel bewegten Laufbahn, die ihn am Ende doch auf den päpstlichen Thron führte, glaubte man die helfende Hand des Teufels zu sehen. Die Erzählungen über ihn verdichten sich nach seinem Tode immer mehr und 150 Jahre nach seinem Ableben finden wir bei Wilhelm von Malmesbury die ausgebildete Fabel. Demnach hätte Gerbert heimlich sein Kloster verlassen und sei nach Spanien geflohen, um die Magie zu lernen. Er studirte dort die Astrologie, lernte den Flug und die Sprache der Vögel deuten und die Schatten der Unterwelt beschwören.

Bald ist er in der großen Kunst allen Andern überlegen. Nur ein alter Meister ist noch da, der ein Zahlenbuch besitzt, das noch höhere Macht verleiht. Aber alle Mühe, dieses Buch zu erlangen ist umsonst Da versteht es Gerbert, die Liebe der Tochter des alten Meisters zu gewinnen, und mit deren Hilfe entwendet er dem Alten das Buch und entflieht. Aber dieser setzt ihm nach und Gerbert ist fast verloren, als er auf den Ausweg kommt, sich mit Händen und Füßen unter einer Brücke hängend zu verbergen, so daß er weder auf der Erde noch im Wasser ist. So entgeht er glücklich allen Gefahren und steigt vermittelst seiner Kunst zu den höchsten Ehren auf.

Weiter weiß die Sage zu erzählen, wie Gerbert in Rom einen unterirdischen Palast entdeckt, ganz aus Gold, mit Rittern und Dienern, und in der Mitte einen leuchtenden Karfunkel, der alles tageshell bestrahlt. Aber da sein Knappe daran geht, die Schätze zu heben, da erlischt das Licht und mit Mühe nur finden die kühnen Schatzgräber den Ausgang wieder.

Ueber sein Verhältniß zum Teufel berichtet die bekannte Chronik des Martinus Polonus von Cosenza sehr treuherzig und naiv: Gerbert, so heißt es dort, von Ehrgeiz und von teuflischer Herrschsucht angetrieben, erlangte zuerst durch Bestechung das Erzbisthum Rheims, hierauf das von Ravenna und endlich mit kühnerem Wagniß und mit Hilfe des Teufels, das Pontificat, doch unter der Bedingung, daß er nach seinem Tode ganz dem zu eigen sei, durch dessen Arglist er eine so hohe Würde erlangt hatte. Denn als Gerbert, voll Begierde zu herrschen, den Teufel fragte, wie lange er als Papst leben würde, so antwortete der böse Feind des Menschengeschlechts zweideutig: wenn du nicht Jerusalem betrittst, wirst du lange leben. Während er nun im vierten Jahre, im ersten Monat und am zehnten Tage seines Pontificats in der Basilika des heiligen Kreuzes von Jerusalem zu Rom das Amt verrichtete, ersah er plötzlich sein Fatum und seinen Tod, daher er, zur Reue bewegt, seine Verirrung vor dem Volk bekannte und alle zuerst ermahnte, sie möchten sich des Ehrgeizes und teuflischer Lüste entschlagen und einen guten und heiligen Wandel führen. Hierauf aber bat er alle Anwesenden, sie möchten nach seinem Tode seinen Leichnam zerstückeln, wie er das verdiente, auf einen zweirädrigen Karren legen und an dem Ort begraben, wohin die Pferde aus eigenem Antrieb ihn führen würden. Da sagt man, seien nach dem Wink der göttlichen Vorsehung, auf daß die Frevler wüßten, Gott habe ihnen noch einen Platz der Verzeihung bei sich aufbewahrt, wenn sie einst im Leben Reue empfunden, die Pferde von selbst nach der Lateranischen Basilika gegangen, und dort sei sein Leichnam begraben worden. Es schreibt derselbe Martinus, „sowohl in dem Rasseln der Gebeine, als in dem Schweiße, oder vielmehr in dem Feuchtwerden des Grabes habe man seitdem die Vorzeichen des Todes eines Papstes gesehen, und zwar untrügliche, und das deute die Grabschrift selber an. Ob dies wahr sei oder nicht, mögen die Päpste selbst zusehen, die es betrifft." Wir werden gleich erkennen, daß die Fabel von dem Rasseln der Gebeine Sylvester's, sobald ein Papst sterben solle, durch das falsch verstandene erste Distichon seiner Grabschrift veranlaßt wurde. Diese, nun doppelt werthvolle Inschrift, liest man noch heute auf einem Steine in der Lateranischen Basilika; aber Sylvester's Grab ist untergegangen.

Grabschrift auf Sylvester II.

Hier wird wieder Sylvester's begrabene Hülle die Gruft einst
Geben dem kommenden Herrn, bei dem ertönenden Schall.
Ihn den Berühmten schenkte der Welt die gelehrteste Jungfrau,
Schenkte die Herrin der Welt, sie die gegipfelte Rom.
Erst hat Gerbert verdient auf fränkischem Stuhle zu sitzen,
Dort in der heimischen Stadt lenkend die Kirche von Rheims;
Hat zu besteigen verdient den erhabenen Sitz von Ravenna's
Fürstlicher Kirche, und so selber die Macht sich gemehrt.
Dann mit verändertem Namen ein Jahr drauf nahm er sich Roma,
Nun zum Priester gesetzt über die sämmtliche Welt.
Welcher zu sehr ihn hegt' in dem freundlichen Geiste, der Kaiser
Otto der dritte verlieh treu dem Begünstigten Dies.
Beide sie zierten die Zeit hoch herrlich mit strahlender Weisheit,
Allwärts jauchzte die Welt, sanken die Frevler dahin.
Gleich wie der Träger der Schlüssel erwarb er den himmlischen Sitz auch,
Dreimal war er zuvor ihn zu vertreten bestellt.
Doch nachdem er dem Petrus im Amte gefolget, beschloß er,
Nach fünfjährigem Lauf jetzo im Tode die Bahn.
Da, wie der Frieden entschwand, aufschreckte die Welt und die Kirche
Die triumphirende auch, wankte der Ruhe beraubt.
Sergius hat aus frommem Gemüthe, der Priester, die Gruft hier
Ihm nachfolgend geschmückt, Zeichen des liebenden Sinns.
Wer auch immer Du seist, der zum Grabe Dein Auge Du senkest,
Sprich: allmächtiger Gott, nimm ihn erbarmend empor.

Gestorben im Jahre der Fleischwerdung des Herrn 1003 in der ersten Indiction, des Monats Mai am 12. Tage.

Wie aus der Grabschrift hervorgeht ward Sylvester durch einen seiner Nachfolger und zwar durch Sergius IV (1009—1012) durch ein Denkmal geehrt. Uebrigens war er nicht der erste im Lateran begrabene Papst. Denn seit Sergius III. (904—911) die alte Lateranische Basilika Constantin's die Haupt- und Mutterkirche Roms und der Christenheit, von welcher jeder Papst nach seiner Einweihung feierlich Besitz nimmt, nun umgebaut hatte, war es lange Zeit Gebrauch, die Päpste dort zu begraben, zuerst in der Vorhalle, dann auch im Innern.

Auch jene alten Grabmäler im Lateran sind untergegangen, mit ihnen die Monumente einer so bedeutenden Periode Roms. Die schöne Basilika des Sergius verwüstete das Feuer im Jahre 1308; und kaum hatte sie Clemens V. erneuert, als sie im Jahre 1360 wieder in Flammen aufging. Was nun jene Brände oder der Umbau durch Clemens verschont haben mochten, muß vollends durch die Erneuerung

des Lateran unter Urban V. (1362—1370) seinen Untergang gefunden haben. Dennoch scheint es, als ob das Grab Sylvesters II. verschont geblieben ist, denn eine Nachricht aus dem Jahre 1648 besagt, daß damals sein Grab geöffnet ward: man fand seinen Leichnam in einem marmornen Sarge und in bischöflichen Kleidern gehüllt, die Insul auf dem Haupte, ein Kreuz im Arme. Doch durch die Berührung mit der Luft zerfiel der Leib in Staub und es blieb nichts übrig, als ein silbernes Kreuz und der Bischofsring.

Das ist die Geschichte von den beiden Sylvestern, dem frommen und dem bösen. Und wenn der erstere ein Beweis dafür ist, daß die Welt immer zuvorkommend gegen die Anspruchslosen ist, so zeigt der andere, daß es gefährlich ist, seiner Zeit an Wissen und Erkenntniß gar zu weit voraus zu sein. Beider Name aber wird, sei es im Guten, sei es im Bösen, noch lange fortleben, denn mit jedem zu Ende gehenden Jahre werden wir auf's Neue an sie erinnert.

Die Heil- und Pflegeanstalt für Schwachsinnige und Epileptische zu Stetten in Württemberg hat unlängst den 43. Jahresbericht, ihre Thätigkeit während des Zeitraumes vom 1. October 1890 bis dahin 1891 umfassend, veröffentlicht. Demselben entnehmen wir, daß das Arbeitsjahr in ruhigen Bahnen verlaufen und dem ungestörten Ausbau der Anstalt und dem planvollen Fortarbeiten auf Grund der bestehenden bewährten Organisation gewidmet gewesen ist.

Die Zahl der Pflegebefohlenen ist so ziemlich die gleiche geblieben wie im Vorjahr. Mit 342 trat die Anstalt in das Berichtsjahr ein, gegenwärtig zählt sie 345, 211 männlichen und 134 weiblichen Geschlechts, 180 Schwachsinnige und 165 Epileptische. Alle Plätze waren Anfang October d. J. besetzt bis auf 3. Da im Ganzen bis auf wenige, noch nicht lange angemeldete Fälle, welche jedoch bald berücksichtigt werden, alle Aufnahmegesuche in die Mutteranstalt erledigt werden konnten, scheint dieselbe jetzt die Ausdehnung erreicht zu haben, welche den Bedürfnissen ihres engeren Vaterlandes Württemberg entspricht, zumal wenn man in Erwägung zieht, daß Schloß Stetten auch noch 86 Nichtwürttemberger beherbergt. Unter diesen befanden sich Angehörige des übrigen Deutschland, ferner aus der Schweiz, Oesterreich-Ungarn, Rußland, Frankreich, sogar aus Nord- und Süd-Amerika. So verschieden die Nationalität, so verschieden ist auch der Stand, welchem die einzelnen Zöglinge angehören. Hoch und Niedrig, Vornehm und Gering, Reich und Arm, das Kind des Fabrikanten wie des Fabrikarbeiters, des Bauern wie des Gewerbetreibenden, des Kaufmanns wie des Gelehrten, des Pfarrers und des Lehrers, des Tagelöhners und des Rentners — sie alle gehen hier aus und ein, besuchen die Schulen und arbeiten in den Werkstätten.

In den verschiedenen Häusern der Anstalt vertheilen sich die Pfleglinge folgendermaßen: Im alten Schloßgebäude sind im Ganzen untergebracht 124 Personen und zwar 65 schwachsinnige Knaben in 7, 28 schwachsinnige Mädchen in 3 Abtheilungen, sowie 20 männliche und 11 weibliche Pensionäre. Im Mädchenhause befinden sich 57 Epileptische in 9 Abtheilungen, im Knabenhause 28 Epileptische in 4 Abtheilungen, im Männerhause 50 männliche, erwachsene epileptische Arbeiter in 5 Abtheilungen, endlich in der Pflegeanstalt des Schloß Stetten benachbarten Rommelshausen 48 männliche Pfleglinge in 6, und 38 weibliche in 5 Abtheilungen. Hier sind nur solche schwachsinnige und epileptische Personen untergebracht, welche gänzlich bildungs- und arbeitsunfähig sind und zufrieden, wenn sie Nahrung und Kleidung erhalten. Der Zudrang zu der Pflegeanstalt in Rommelshausen ist leider immer noch ein recht bedeutender, sodaß, wenn dort ein neues Haus gebaut würde, dasselbe nach dem Berichte fast im Verlaufe eines Jahres besetzt wäre. Durch die daselbst befindlichen 86 Kranken ist jeder Platz ausgenützt. Die Anmeldungen häufen sich, während der Abgang ein geringer ist. Unter diesen Umständen ist es für das Haus eine wahre Erleichterung, wenn auf Gesuche um Aufnahme in die Pflegeanstalt die Bittsteller nicht blos abschlägig beschieden, sondern auf die Pflegeanstalt Weissenau, deren Eröffnung bald bevorsteht, verwiesen, sowie auf die projectirten Kreisanstalten vertröstet werden können.

Die Beschäftigung der bildungsfähigen Zöglinge in der Schule wurde im Laufe des Jahres derart betrieben, daß in der Vorschule die schwächsten Kinder, gegenwärtig 14, in den vier Klassen der eigentlichen Schule 86, in der Mittelschule 10 Kinder unterrichtet wurden. In der letzteren wird Unterricht im deutschen Aufsatz, im Französischen, in Geographie und Geschichte ertheilt. Daneben besteht eine Zeichenschule für Erwachsene und die Fortbildungsschule als Tagschule mit zwei Klassen. Neben den Fortbildungsschulen geht noch die Sonntagsschule und im Winter die Gärtnerschule einher. In den beiden Fortbildungsschulen wurden 47 Zöglinge unterrichtet, die Zeichenschule besuchten 12. Wie bisher wurde dem Turnen besondere Aufmerksamkeit geschenkt.

Den Confirmanden-Unterricht der Anstalt besuchten 44 Kinder im Alter von 12 bis 16 Jahren; confirmirt wurden 14 Kinder, von denen 7 schwachsinnig und ebenso viele epileptisch waren. Von den 4 confirmirten Mädchen kamen 3 nach Hause, eine verblieb in der Anstalt. Ein epileptischer Knabe, welcher von seinen Anfällen befreit blieb, trat in eine kaufmännische Lehre ein, während ein schwachsinniger in seine Heimath zurückkehrte. Von den übrigen 8 Knaben, welche noch länger in der Anstalt verweilen sollen, traten 7 in die Anstaltswerkstätten ein.

Der Thätigkeit der Zöglinge in den Werkstätten wird fortgesetzt die größte Sorgfalt zugewendet, namentlich zur Ermöglichung einer reicheren Auswahl der Beschäftigung. In der Schreinerei, welche nicht nur die vielen Flickarbeiten zu besorgen hat, sondern die Legung der neuen Böden sowie die Vertäfelung der Gelasse und ihre neue Ausstattung mit Möbeln verschiedener Art besorgt, arbeiten 4 Zöglinge; in der Gärtnerei, welche den Bedarf an Gemüse das Jahr hindurch zu liefern, die zahlreichen Spalierbäume, Hochstämme und Zierbäume in Ordnung zu halten und für Blumenschmuck zu sorgen hat, 17; in der Korbflechterei 12; in den 3 Schneiderwerkstätten, in welchen bei dem großen Bedarf und Verbrauche die Nadel nicht rastet noch rostet, 5; in der Drechslerei 2; in der Schuhmacherei, welche Tag für Tag eine große Menge Arbeit zu bewältigen hat, 2; in der Buchbinderei, in welcher jetzt 4 Maschinen arbeiten, sind 7 Zöglinge beschäftigt. Hierzu gesellt sich noch die Bürstenbinderei, welche gegenwärtig eingerichtet wird.

Bei den Mädchen liegt die Frage der Beschäftigung einfacher. Das Haus mit seinen Räumen, die Koch- und Waschküche mit ihren Bedürfnissen ist das nächstliegende Arbeitsfeld: Nähen, Stricken, Flicken, Häkeln bieten je nach der Geschicklichkeit eine reiche Auswahl von mancherlei Arbeiten, ebenso ist die Anfertigung von Teppichen aus einzelnen abgängigen Tuchflecken beliebt. Auch die Wiesen erfordern beim Heuen und Oehmden weibliche Arbeitskräfte, wie denn überhaupt die Landwirthschaft die meisten Kräfte in Anspruch nimmt. Die Anstalt besitzt jetzt mit den 7 Morgen Pachtgütern einen Komplex von 31 Morgen, welcher in weitem Halbkreise unmittelbar um die Anstalt, deren Mauern über 9 Morgen Garten, Anlagen, Höfe und Spielplätze umschließen, sich herumlegt. Auch der Stall mit seinen 22 Kühen, einem Paar Ochsen, etlichem Jungvieh, sowie die Zucht des Borstenviehs beschäftigt einige Zöglinge. Außerdem giebt es außergewöhnliche und unvorhergesehene Arbeiten allerlei Art das ganze Jahr hindurch, sodaß die Anstaltsbeamten eigentlich nie wegen der Beschäftigung ihrer Pflegebefohlenen in Verlegenheit gerathen.

Der Krankenbestand betrug am Schlusse des Berichtsjahres, wie oben erwähnt, 345 Kranke, die Gesammtzahl der Verpflegten 395. In der epileptischen Abtheilung traten im Ganzen 30 aus, 15 m. und 15 w., und zwar konnten als genesen entlassen werden 3, als gebessert 11; ungebessert schieden 9 aus und 5 starben. Außerdem verließen 2 Knaben die Anstalt wieder, der eine nach einmonatlichem, der andere nach 1½ jährigem Aufenthalt, da bei ihnen der Verdacht einer etwa bestehenden oder im Keime befindlichen Epilepsie sich nicht bestätigt hatte. Eingetreten sind in diese Abtheilung im Laufe des Berichtsjahres 33 Epileptische, 22 m. und 11 w., davon 28 aus Württemberg, 5 aus dem übrigen Deutschland. Bei der Abtheilung für Schwachsinnige traten im Ganzen 20 aus, 15 m. und 5 w. Davon waren 5 sehr gebessert, 9 gebessert, 3 ungebessert, 3 starben. Von den als 3 ungebessert Entlassenen mußte ein Mädchen einer Irrenanstalt übergeben werden. Eingetreten sind 18 Schwachsinnige, 11 m. und 7 w., 15 aus Württemberg, 3 aus dem übrigen Deutschland.

Der oben mitgetheilten Gesammtsumme von 345 Pflegebefohlenen der Stettener Anstalt entsprach am Schlusse des Berichtsjahres eine Zahl von 123 angestellten Personen, die wohl kaum von einer anderen Anstalt im Durchschnitt erreicht wird. Eine genaue Beaufsichtigung und erziehliche Einwirkung auf den Einzelnen ist freilich nur dadurch möglich, daß nur wenige Pfleglinge sich in den einzelnen Abtheilungen befinden. So sind von den epileptischen Mädchen nur 6, von den kleinen schwachsinnigen Knaben 8, von den schwachsinnigen Mädchen 9, von den großen Knaben 10—12 auf einer Abtheilung untergebracht. Auf diese Weise ist das Anstaltspersonal wohl in der Lage, jeden einzelnen Pflegling genau beobachten, erziehen, unterrichten, überhaupt seiner besonderen Eigenthümlichkeit entsprechend behandeln zu können. Diesem Zwecke dient der tägliche gemeinsame Umgang mit dem Arzt bei jedem Kranken. Deswegen leben und verkehren die 4 Hauselternpaare den Tag über unter den Kranken, essen mit ihnen, machen ihre Gänge und Besuche in die Wohn- und Schlafräume sowie in die Arbeitsstätten und sind überall da zu treffen, wo die Zöglinge sich aufhalten.

Die finanziellen Verhältnisse der Anstalt sind leider nicht besonders günstig zu nennen. Zwar erhält dieselbe alljährlich einen Staatsbeitrag von 10,000 Mk., sowie von der Centralleitung des Wohlthätigkeits-Vereins zu Stuttgart 1200 Mark, außerdem betrugen die sonstigen Liebesgaben im Berichtsjahre gegen 12,000 Mk., indessen werden diese lediglich dazu verwendet, den Mehrbetrag der Kosten der Anstalt über das von ihr verlangte, sehr ermäßigte Armenkostgeld zu decken, sodaß immerhin noch mit den zu verzinsenden Stiftungsschulden nach dem Rechnungs-Abschluß 160,424 Mk. 38 Pf. zu verzinsen sind. Leider schließt auch der diesjährige Bericht über die Einnahmen und Ausgaben mit einem, wenn auch kleinen Defizit. Die Einnahmen betrugen 213,417 Mk. 41 Pf., die Ausgaben 213,492 Mk. 87 Pf.

In baulicher Beziehung haben im laufenden Jahre verschiedene Veränderungen vorgenommen werden müssen, die nicht mehr länger hinauszuschieben waren und nicht unbedeutende Kosten verursachten, so namentlich der Umbau und die Vergrößerung der Küche im Schlosse, sowie die Küchenerweiterung im Männerhause. Ferner erhielt ein Theil des Schlosses und Mädchenhauses durch frische Verblendung ein neues Außengewand. Kamine wurden theils abgebrochen, theils erhöht oder verbessert u. s. w., u. s. w. Das

größte Werk steht aber für die nächste Zeit noch bevor und zwar ein Neubau, welcher die Arztwohnung und die Gelasse für die epileptischen, schulpflichtigen Knaben in sich aufnehmen soll. Das Anstalts-Comité hat sich für den Bau entschieden, und werden die Pläne hierzu jetzt berathen. Die Arbeit soll sobald wie möglich in Angriff genommen werden. Freilich bedarf es dazu bedeutender Mittel, doch hofft die Anstalt, daß die K. Württembergische Staatsregierung in wohlwollender Berücksichtigung der gemeinnützigen Bestrebungen der Anstalt wie schon früher, so auch diesmal einen erheblichen Baubeitrag bewilligen wird. Doch auch auf Seiten der alten Freunde und Wohlthäter der Anstalt wird, wie zuversichtlich gehofft wird, sich die alte Opferfreudigkeit und Mildthätigkeit im Hinblick auf das edle Vorhaben in gewohnter Weise kundgeben und der Anstalt reichliche Liebesgaben zufließen lassen. Nach Vollendung dieses Neubaues dürfte die Anstalt in ihrer baulichen Entwickelung dann endlich zum Abschlusse gelangt sein.

Literatur.

„Das Deutsche Offizierthum und die Zeitströmungen". Den Kameraden gewidmet von Paul von Schmidt, Generalmajor z. D. Berlin 1892. Verlag der Liebel'schen Buchhandlung. Octav 84 S.

Die denkwürdigen Worte Kaiser Wilhelm I.: „Der Offizierstand darf nie vergessen, daß es nicht materielle Güter sind, die ihm die hochgeehrte Stellung im Staat und in der Gesellschaft erworben haben und erhalten werden", hat der Herr Verfasser der vorangegebenen Schrift in einigen Vorträgen, die er in den Offizierkorps hielt, denen er angehört hat, nach verschiedenen Seiten hin besprochen, und da solche Anklang gefunden haben, eine für die Oeffentlichkeit bestimmte Neubearbeitung derselben unter der Annahme gefertigt, daß sie vielleicht auch für weitere Kreise von Interesse sein könnten.

In drei Abschnitten: 1. Die Allerhöchste Ordre vom 2. Mai 1874, 2. Der „anständige Mensch" und das Offizierthum, 3. Die modernen Zeitströmungen giebt der Verfasser in gedrängter Kürze und beredter Weise seine Ansichten über Ehre und Standesehre; Luxus; das Offizierthum und das Geld; Offizierheirathen; die idealen Grundanschauungen des Offizierthums; der anständige Mensch der Jetztzeit; der anständige Mensch von der Außenseite; der anständige Mensch gegenüber dem Sittengesetz; Duell; Selbstmord; Zeitungen; Journale; Romane; Theater; Bildende Kunst; Religion; Königstreue; Armee; Offizierthum und Börse; Socialdemokratie; — kund, die getragen von wahrer Ritterlichkeit es mit Recht verdienen in weitem Kreise verbreitet zu werden und sich Anerkennung und Nachachtung zu erwerben. —

Gern möchten wir, da es der Herr Verfasser gütigst gestattet hat, hier einen Auszug aus dieser so recht zeitgemäßen, vortrefflichen Schrift geben, allein sie bildet, so sehr sie durch die einzelnen Abschnitte auch getrennt ist, ein innig zusammenhängendes Ganze, das einen solchen Auszug nicht zulässig macht.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XVIII. Jahrgang. Nr. 12. 19. December 1891.

Inhalt: Knecht Ruprecht. — Ein Berliner Weihnachtsbild, von B. W. Zell. — Das wehrhafte Berlin, von Conrad Stähler, Major a. D. (Fortsetzung). — Der Schulmeister von Wusterhausen, von B. Sturmhöfel. IX. — Die letzten vom Weihnachtsmarkt, Originalzeichnung von W. Zehme. — Moltke im Spreewalde, von Max Bittrich. — Kleine Mittheilungen: Das Königliche Schloß von der Schloßfreiheit aus gesehen (mit Abbild.). — Robert Zelle (mit Abbild.). — Prinz Friedrich Karl und die Bäuerin. — Allerlei aus der Reichshauptstadt.

Aufsätze und Notizen, welche sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Dieser Nummer ist das Titelblatt und Inhalts-Verzeichniß des Wochenblattes von 1891 beigefügt.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Anzeiger zum Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Insertions-Gebühr für die 3gespaltene Petitzeile (60 mm breit) oder deren Raum 30 ₰. — Beilagen nach Uebereinkunft. — Inseraten-Annahme durch die Expedition dieses Blattes, Carl Heymanns Verlag, Berlin W. 41, Mauerstraße 44 und alle Annoncen-Expeditionen Deutschlands.

32. Jahrgang. Berlin, den 30. Dezember 1891. Nr. 52.

Litteratur.

Denkmäler der Kunst. Architektur, Skulptur, Malerei. Zur Uebersicht ihres Entwickelungsganges von den ersten künstlerischen Versuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart. Bearbeitet von W. Lübke und C. von Lützow. Sechste Auflage. Mit 2500 Abbildungen und erklärendem Textband. Klassiker-Ausgabe. 203 Tafeln in Lithographie, darunter 7 Farbentafeln. Stuttgart, Neff. In Original-Prachtband M. 46. — Noch vor dem Weihnachtsfest ist dieser berühmte Bilder-Atlas zur Kunstgeschichte mit dem zuletztausgegebenen Textbande fertig geworden und läßt sich nunmehr mit Fug und Recht als ein wahres Kunst-Museum für jedes Haus bezeichnen. Die treffliche Auswahl der Abbildungen haben wir schon mehrfach rühmend hervorgehoben; es sei hier nur gesagt, daß auch die Gegenwart ausgiebig hereingezogen ist und man somit in dem stattlichen Bande das vollständigste Anschauungswerk über die Kunst aller Jahrhunderte erhält, das ebenso zum raschen Nachschlagen wie zu eingehendem Studium verwendbar ist. Diesen beiden Gesichtspunkten trägt auch der Text in ausgezeichneter Weise Rechnung, indem er, Bild für Bild erklärend, zugleich den Zusammenhang der Kunstgeschichte stets im Auge behält und sich als eine gründliche Arbeit von selbständigem Werth darstellt. — Noch ein zweites monumentales Bilderwerk von altem Ruhm ist vor dem Feste neuerdings zum Abschluß gekommen. Wir meinen die **Trachten, Haus-, Feld- und Kriegsgeräthschaften** der Völker alter und neuer Zeit von F. Hottenroth, deren letzterschienenes Heft 20 (M. 5) den zweiten Band und damit ein Werk abschließt, von dessen außerordentlicher Reichhaltigkeit schon sein Umfang einen Begriff giebt: es enthält im Ganzen 52 Bogen Text mit 31 Initialen und 850 Abbildungen in Holzschnitt, dazu 240 Tafeln in feinstem Farbendruck mit 3183 ganzen Kostümfiguren und 4438 Abbildungen von Schmuck, Geräthen, Waffen ꝛc. Dem vorher erwähnten kunstgeschichtlichen Sammelwerke gegenüber ist dieses ein nach Werth und Umfang geradezu einziges kulturhistorisches Hausmuseum zu nennen. Einer näher begründeten Lobeserhebung bedarf es an dieser Stelle nicht mehr, nachdem das Werk bereits in die französische, italienische, spanische und russische Sprache übergegangen ist und in ca. 8000 Exemplaren seine Brauchbarkeit bewiesen hat. Es empfiehlt sich nicht bloß den bildenden Künstlern und der Bühne, sondern wird auch den weiten Kreisen aller Gebildeten, sofern sie ein Interesse daran haben, von den Kulturformen der verschiedenen Zeiten und Völker eine lebendige Vorstellung zu erhalten, eine Fülle dankenswerther Anschauungen bieten, welche der beigegebene Text in sachlich-lehrreicher Weise erläutert. Die Ausführung der Tafeln, besonders was die Wiedergabe von künstlerischem Schmuck in Gold und Silber, von buntfarbigen Stoffmustern, von Leistungen der Gravierkunst und Bildnerarbeit betrifft, ist tadellos und zeugt auf's neue von der rühmenswerthen Sorgfalt des Weise'schen Verlages in Stuttgart für die würdige Ausstattung seiner kunst- und kulturgeschichtlichen Prachtwerke.

L'invasion 1870/71. Récits de guerre par Ludovic Halévy de l'Académie Française. Dessins par Marchetti et Alfred Paris. Prix de la livraison M. 5; l'ouvrage complet avec reliure-emboitage en toile grenat M. 20. Paris, Boussod, Valadon & Co. 3. Lieferung: Villersexel-Tours; 4. Lieferung: Etretat. — Den beiden ersten Lieferungen des Werkes, welche wir in Nr. 46 besprachen, sind inzwischen die übrigen Schlußhefte gefolgt. Ueber den Text können wir das seiner Zeit Gesagte nur aufrecht erhalten; trotz des berühmten Namens Halévy erhebt er sich nicht viel über den Durchschnitt der zahlreichen Feldzugserinnerungen, welche hüben und drüben das Andenken an den folgenschweren Krieg 70/71 jahraus, jahrein neu zu beleben suchen. Dagegen sehen wir die Kosten der Illustration in diesen Heften mit Vergnügen jetzt ausschließlich von Marchetti bestritten, dessen lebendige, wirkungsvolle Darstellungen sich dem Gegenstande wie der Reproductionstechnik u. E. zugleich besser anpassen als die etwas nüchternen und glatten Zeichnungen von A. Paris im zweiten Heft. Bewundernswerth ist vor allem wieder die äußerst feine Autotypiewiedergabe derselben seitens der berühmten Kunstdruckanstalt Boussod-Valadon; namentlich begnügen sich die bunten Tafeln nicht mit schüchternen Tönungsversuchen, sondern geben die volle farbige Bildwirkung der Aquarelle vorzüglich wieder. Die ganze Ausstattung in Papier und Druck ist bis zu Ende luxuriös und vornehm durchgeführt.

Ein höchst charakteristisches Beispiel englischer Illustrationsweise bieten Raphael Tuck & Sons, London, in einem eigenartig-luxuriös mit Goldschnitt gebundenen Album: **Shakespeare's Heroes and Heroines,** after Sir A. Calcott, C. R. Leslie, D. Maclise, A. Redgrave, S. Hart etc., dedicated to Henry Irving, Esq., mit des letzteren autographirter Widmungsannahme an der Spitze. Die in lithographischem Buntdruck tadellos ausgeführten Quarttafeln, denen je ein Citat aus den betreffenden Dramen vorgedruckt ist, sind mit Hamlet, Ophelia, Juliet, Romeo und den Namen von noch zwölf weiteren der bekanntesten Bühnengestalten Shakespeares bezeichnet, ohne aber auch nur den leisesten Versuch zu machen, etwas von dem geistigen Gehalt der Träger dieser Namen zu verkörpern. In ihrer süßlich-glatten Manier sind sie lediglich als Kostümbilder aufzufassen und werden ihr Publikum hauptsächlich bei der Damenwelt zu suchen haben, in dieser aber auch zweifelsohne leichtentzückte Verehrerinnen genug finden. Als ein zweites Beispiel ähnlicher Art in größtem Folioformat sei The Story of Columbus, Poem by E. Nesbit, illustrated by W. and F. Brundage and J. P. Sunter, aus dem gleichen Verlage genannt. Das Werk trägt den (dem nicht eingeweihten Referenten nicht ganz verständlichen) Ausdruck: „printed by the Rapholith Process at the Fine Art Works in Saxony" und ist technisch mit seinen zwölf leuchtend kolorirten und zart abgetönten Tafeln geradezu ein Meisterstück der Lithographie. Es versinnbildlicht Columbus' Abenteuer durch reizende Kinderszenen auf prächtig behandelten landschaftlichen Hintergründen und führt diesen hübschen Grundgedanken in sehr ansprechend humorvoller Weise durch; — immerhin aber eine der seltsamsten englisch-amerikanischen Huldigungen gerade für den großen Genuesen, der in seinem Jubeljahre (1492/1892) schon zu so vielen buchhändlerischen Spekulationen herhalten muß! Er hat dabei freilich auch in der Literatur seines Adoptiv-Heimatlandes eine neue monumentale Würdigung von wissenschaftlichem Werthe gefunden. Dieselbe ist niedergelegt in dem Werke: **Cristóbal Colón,** su vida, sus viajes, sus descubrimientos, por D. José Maria Asensio, Director de la Real Academia de Buenas Letras de Sevilla, und kündigt sich als eine Edición de gran lujo an, ilustrada con magnificas oleografias, copia de famosos cuadros de artistas españoles, y adornada en todas sus páginas con grabados, cabeceras y viñetas alegóricas. Das Werk, zu dem der als Autorität geltende Verfasser vielfach neues Material aus der berühmten Sevillaer bibliateca colombina zusammengetragen hat, füllt zwei Foliobände mit je ca. 1000 Seiten oder 60 Lieferungen zu je 1 Real, deren erste mit illustriertem Prospekt den Verehrern des großen Weltenentdeckers, welche der Sprache des Cervantes mächtig sind, durch die Verleger Espasa & Co. in Barcelona zur Einsichtnahme zur Verfügung gestellt wird.

Résumé de l'histoire de la littérature française au XIX siècle, par E. Lugein. Basel, Schwabe, M. 2. — In französischer Sprache zunächst für Schulzwecke geschrieben, giebt das Werk über die Entwickelung der französischen Litteratur seit 1799 eine handliche Gesammtübersicht, welche auch für den Privatgebrauch gute Dienste leisten dürfte. — Eine interessante Ergänzung dazu liefert ein Schriftchen von Dr. Fr. Klinckfieck. **Zur Entwickelungsgeschichte des Realismus im französischen Roman des 19. Jahrhunderts,** in dem Versuche, die fortschreitende Vertiefung und Vervollkommnung welche der realistische Roman in Frankreich von der Blüthezeit des Romantizismus an bis auf unsere Tage erfahren, aus den Werken seiner bedeutendsten Vertreter, Balzac, Flaubert, Daudet, Zola, nachzuweisen. (Marburg, Elwert, M. 1,20).

Deutsche Militairdienst-Versicherungs-Anstalt

in Hannover. Nur Knaben unter 12 Jahren finden Aufnahme. Versicherung in den ersten Lebensjahren am vortheilhaftesten. Von 1878 bis Ende 1890 wurden versichert **169 000 Knaben mit 190 000 000 Mk.** Eine so große Betheiligung hat nie ein Deutsches Versicherungs-Institut gefunden. — Prospecte ꝛc. versenden kostenfrei die Direction und die Vertreter.

Lecture recommandée pour la Famille.
Médaille d'honneur de la Société nationale de France d'encouragement au bien

LE FOYER DOMESTIQUE

Journal pour la Famille,
Paraissant le Samedi à Neuchâtel (Suisse).-Attinger Frères, éditeurs.

Union postale: un an, 8 fr. 50. - Six mois, 4 fr. 25.
Envoi gratuit sur demande de numéros spécimens et de la table des matières des premières années.

Ce journal s'adresse spécialement au cercle de la Famille, et contient des articles inédits d'économie domestique, de morale, de science vulgarisée, de littérature générale, etc. — Il convient particulièrement comme lecture de français aux jeunes gens des deux sexes.

Bei Bedarf

in **Briefpapier** mit **Wappenprägung** oder **Adelsmonogramm** verlange man die Muster von
Carl Schleicher & Schüll
in **Düren,** Rheinland.

EMMER-

Pianinos von 440 Mark, **Harmoniums** von 90 Mark an, und **Flügel,** 10jähr. Garantie. Abzahl. gestattet. Bei Barz. Rabatt und Freisendung.
WILH. EMMER, Berlin C., Seydelstr. 20.
Auszeich.: Orden, Staats-Med. etc.

Gmunden am Traunsee.

Hotel Bellevue

in schönster Lage am See in Mitte der **prachtvollen Esplanade,** dem **Traunstein** gegenüber. — Im Hause befinden sich elegante Badezimmer für **Soole-, Fichtennadel** und gewöhnliche Bäder; im Garten die **Kaltwasserkur-Anstalt** und die nach Reichenhaller System erbaute **Inhalations-Anstalt** (pneumatische Kammer-Glocke) mit verdichteter Luft und Inhalations-Saal für zerstäubte Soole, Fichten- und Latschendämpfe. — Bei längerem Aufenthalt **Pension.**

August Bracher, Besitzer.

Meran. Meran.

Habsburger Hof.

Hôtel I. Ranges nebst Dependance,
Am Bahnhofsplatze.
Kein Omnibus nöthig.

Dieses von allen Seiten freistehende, gegenüber der Kurpromenade gelegene, die reizendste Fernsicht bietende Haus ist mit grösster Eleganz und Comfort ausgestattet. Bäder, Douches und Equipagen im Hause. Pension bei vorzüglicher Verpflegung zu mässigen Preisen.

August Bracher.

Dr. Eyselein's Sanatorium

für Nervenleidende in Blankenburg am Harz — den ganzen Winter besucht.

Im Verlage von **Wilh. Köhler** in **Minden** erschien soeben und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Bismarck-Kalender 1892.

Jubiläums-Ausgabe.
Hochinteressanter Inhalt.
Eleg. Ausstattung. Feinst Velinpapier.
Einband mit Silber-Reliefpressung
Preis 1 Mark.

Für den Weihnachtstisch! Soeben erschien: **Die Jagd nach dem Glück** v. Guedke in Prachtband. **6 Mark.** Vorräthig bei **Caelius,** Berlin, Mohrenstraße 52.





Sempert & Krieghoff,
Suhl, West 48.
Waffenfabrik mit Dampfbetrieb.

Es wird gebeten bei Bestellungen genau so zu adressiren und sich auf die Anzeige dieses Blattes zu beziehen.

Lieferanten des **Reichskommissars**
Major v. Wissmann.

Vortheilhaftester Bezug von besten **Jagdgewehren, Büchsen** aller Systeme, zuverl. **Stockflinten** und **Teschings.**
Ladegeräth und **Wildlocken.**
Neuheit: **Pulver-Mikromass.**

Erstaunlich

preiswürdig!
Nur möglich durch meine grossen Abschlüsse in Manila.
100 kleine Senoritas
verbürgt! echte! Manila- (Qualitäts-!) Cigarren, **nur Mk. 5.55. Originalkisten** mit **500 nur Mk. 22.80.** Postnachnahme
Paul Zemke, Stettin, Import.
Für **wenig Geld** der **Genuss** einer **echten Qualitäts**-Cigarre ermöglicht.

Etabl. 1824 **Joseph Selner** in **Düsseldorf,** Etabl. 1824.
Königl. Preuß. Hoflieferant.

Punschsyrup

von hervorragender und unerreichter Güte.
In allen betreffenden Handlungen zu haben.

Max Ferd. Richter,

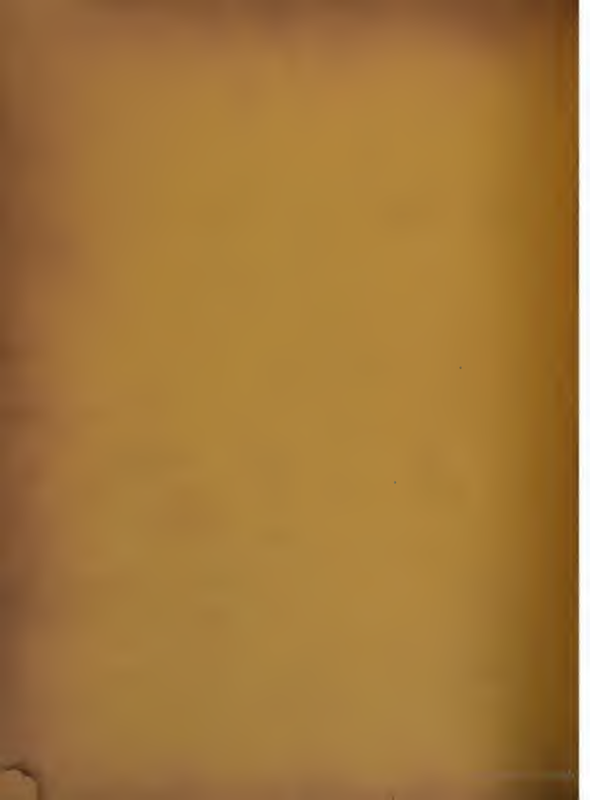
Mülheim a. d. Mosel.

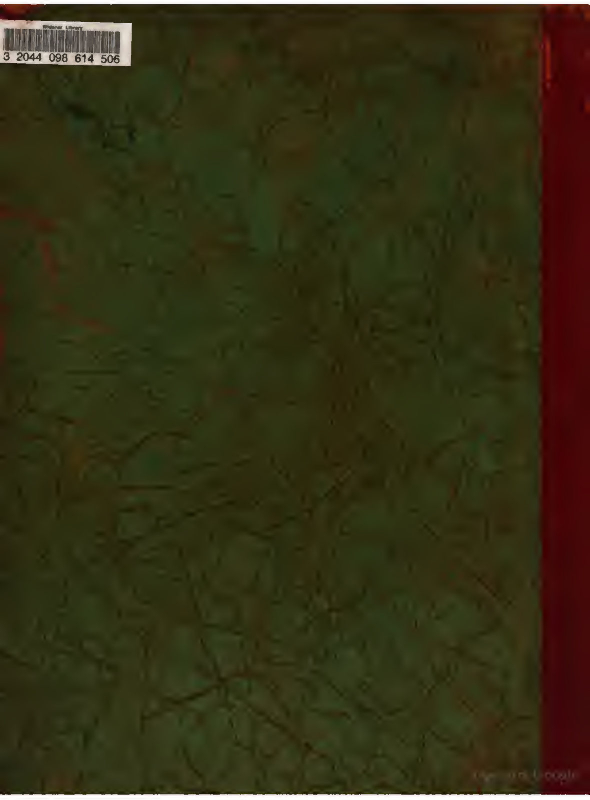
Wein-Gross-Handlung

mit **eigenen Weingütern** in den Gemarkungen von **Graach, Veldenz, Andel** und **Mülheim.**

Specialität:
Reingehaltene Original-Weine
der **besseren** und **besten Lagen der Mosel.**

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.




Widener Library
3 2044 098 614 506